JAHRBUCH DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTS

2016



JAHRBUCH DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTS



JAHRBUCH DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTS

2016

HERAUSGEGEBEN VON
ANNE BOHNENKAMP



WALLSTEIN VERLAG

Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1861–1901

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1902–1940

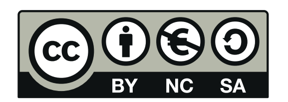
Neue Folge seit 1962

Wissenschaftlicher Beirat:
Jeremy Adler – Gottfried Boehm – Nicholas Boyle –
Konrad Feilchenfeldt – Almuth Grésillon – Fotis Jannidis –
Gerhard Kurz – Klaus Reichert – Luigi Reitani

Redaktion:
Dietmar Pravida

Freies Deutsches Hochstift
Großer Hirschgraben 23–25
60311 Frankfurt am Main

Diese Publikation wurde im Rahmen des Fördervorhabens 16TOA031
mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung
im Open Access bereitgestellt.



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative-Commons-Lizenz:
CC BY-NC-SA 4.0

Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z.B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2016 bei den Autorinnen und Autoren
Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Aldus
ISBN 978-3-8353-1934-9
ISSN 0771-9463
DOI https://doi.org/10.46500/83531934

Inhalt

»Briefe, mit freundschaftlicher Hand«
Für Albrecht Schöne zum 17. Juli 2015

Heinrich Detering
»Thätigkeit«. Zu Albrecht Schönes 90. Geburtstag 7

Thomas Kaufmann
Luther schreibt Cranach 13

Hans-Jürgen Schrader
Goethes Verbindung zum mystischen Quietismus. Zu seinem Brief an Johann Friedrich von Fleischbein vom 3. Januar 1774 . . 28

Anne Bohnenkamp
›Helena‹ in Bremen.
Goethes Brief an Carl Jacob Iken vom 27. September 1827 . . . 98

Albrecht Schöne
Bedankung 125

Hans Dierkes
»Lesen muss man es doch auf alle Fälle«. Dorothea Veit an Achim von Arnim, Paris, Mai 1803. Eine Neuadressierung . . . 129

Petra Maisak
»Goethe hatte keine so schöne Stirn«. Georg Büchners Porträt und ein Reiseskizzenheft von Alexis Muston 145

Jakob Koeman
Die »Walpurgisnacht« auf der »Venusinsel«.
Zu einer Episode in Eichendorffs Novelle ›Eine Meerfahrt‹ . . . 209

Ursula Regener
Eichendorff, nachgelassen.
Die Neuerwerbungen des Freien Deutschen Hochstifts 235

Heinz Rölleke
»Wem zitterten nicht Herz und Nieren vor Lust und
Angst zugleich?« Eduard Mörikes Mozart-Novelle:
Entstehung und Wirkung genialer Kunst 271

Norman Ächtler
Schulprogramme Höherer Lehranstalten. Ein bislang
unbeachtetes Quellenkorpus zur Schiller-Rezeption
im 19. Jahrhundert 298

Freies Deutsches Hochstift

Aus den Sammlungen / Jahresbericht 2015

Inhalt 348

Aus den Sammlungen 349
Sulamith und Maria – Italia und Germania – Die Freundschaft.
Nikolaus Hoff nach Johann Friedrich Overbeck 349

Jahresbericht 2015 357
Bildung und Vermittlung 357
Deutsches Romantik-Museum 379
Brentano-Haus Oestrich-Winkel 381
Forschung und Erschließung 383
Erwerbungen 399
Verwaltungsbericht 438

Dank 444

Adressen der Verfasser 445

»Briefe, mit freundschaftlicher Hand« Für Albrecht Schöne zum 17. Juli 2015

Heinrich Detering

»Thätigkeit« Zu Albrecht Schönes 90. Geburtstag

Ansprache zur Eröffnung

Verehrte Damen und Herren,

im Namen des Seminars für Deutsche Philologie und der Göttinger Akademie der Wissenschaften begrüße ich Sie zu einem kleinen Festsymposion aus Anlass des neunzigsten Geburtstags, den Albrecht Schöne im Sommer – also in den Semesterferien – dieses Jahres gefeiert hat.*

Glaubt man allerdings den barocken Emblematikern, dann gibt es zu einer Geburtstags-Feier grundsätzlich keinen Anlass. Man kann das nachlesen und nachsehen, in Wort und Bild, in den mehr als zweitausendeinhundert Spalten des monumentalen Handbuchs zur barocken Sinnbildkunst, das Albrecht Schöne und Arthur Henkel 1967 herausgegeben haben – und das die barocken Ermahnungen bis ins 21. Jahrhundert beharrlich lebendig erhält. »Wehe, mühelos treibt jeder Wind uns, die wir machtlos sind, und wir sinken schneller, als ein Hauch die Rosen entblättert«: so lehrt es beispielsweise die Subscriptio eines Doppel-Sinnbilds, das schmelzenden Schnee und ein sinkendes Schiff

* Festsymposion anlässlich des 90. Geburtstags von Albrecht Schöne am 17. Juli 2015, abgehalten am 24. Oktober 2015 in der Alten Aula am Wilhelmsplatz in Göttingen, veranstaltet vom Seminar für Deutsche Philologie der Universität Götttingen, der Georg-August-Universität Göttingen und der Göttinger Akademie der Wissenschaften.

© 2016 Heinrich Detering, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-001 | CC BY-NC-SA 4.0

zeigt; und zahllose – nein: laut dem mustergültig angelegten Register wissen wir es besser: exakt fünfunddreißig weitere Embleme variieren diese Einsicht, in immer bestürzenderen Bildern von rostendem Eisen, einstürzenden Ruinen, Knochen und Schädelstätten; und dann kommen noch die Belegstellen zum Stichwort »Hinfälligkeit« hinzu, auf das die Herausgeber eigens mit einem → verweisen: ein Panorama der Vanitas, eine nicht endende Paraphrase des ersten Verses aus dem Prediger Salomo, dass alles in der Welt eitel sei und ein Haschen nach Wind.

Nun wird niemand, beim besten, beim bösesten Willen nicht, dem heute zu Ehrenden ausgerechnet Hinfälligkeit nachsagen – ihm, dessen Elan, Neugier, Spannkraft auch im einundneunzigsten Lebensjahr nicht weniger staunenswert erscheinen, als sie es zehn, zwanzig, dreißig Jahre zuvor waren. Dass unser Leben, wenn es hochkommt, achtzig Jahre währe und dann doch nichts als Müh und Arbeit gewesen sei, diesen Pessimismus wird beim Blick auf die durchtrainierte Gestalt, die intellektuelle Präsenz, das mächtige Lebenswerk des neuerdings Neunzigjährigen selbst der finsterste Barockprediger nicht leicht aufrechterhalten können. Eher wird er sich an Goethes zuversichtliche Forderung nach einer bis zum letzten Augenblick regsamen »Thätigkeit« erinnert fühlen und an Thomas Manns Gewissheit, man könne und solle »auf jeder Lebensstufe charakteristisch fruchtbar sein«.

Aber: »Wo itzund Städte stehn, wird eine Wiesen seyn | Auf der ein Schäfers-Kind wird spielen mit den Heerden.« Es waren diese berühmten Verse aus Gryphius' Vanitas-Sonett, über die ich Albrecht Schöne zum ersten Mal in einer Vorlesung sprechen hörte, im Oktober 1979, vor drei Dutzend Jahren. Er sprach mit einer Verve darüber, die sich nicht auf die historische Erkenntnis beschränken, sondern die Grundeinsichten eines fernen und fremden Zeitalters uns Zwanzigjährigen der siebziger Jahre begreiflich machen wollte. Und er sprach darum auch über die Unterschiede der beiden Fassungen, er ging ins historische, ins philologische Detail, er überließ das Gedicht nicht der Gefahr, zum Kalenderspruch zu verblassen. Erst so konnte das Trostbild vom wieder paradiesisch spielenden Kind seine Leuchtkraft gewinnen.

Wer ein solches Hoffnungszeichen neben der Vergänglichkeitsmahnung auch in Albrecht Schönes ›Emblemata‹-Handbuch sucht, wird sehr rasch fündig. Denn gleich auf das eben zitierte Emblem folgt dort, in der ordnenden Systematik des Sammelwerks, das Bild vom Regenbogen bei untergehender Sonne, als – so übersetzen die Herausgeber den diesmal

spanischen Sinnspruch – »als ein sicheres Zeichen des Friedens und des Trostes«, »señal cierta de paz, y de consuelo«. Ein ›Regenbogen auf schwarzgrauem Grund‹ – es ist das himmlische Zeichen Noahs, das Albrecht Schöne auch den alternden Goethe erblicken ließ, in seiner Rede, die er in dieser Göttinger Aula gehalten hat, am 5. November 1978, aus Anlass einer Jubiläumsfeier ähnlich der unseren heute.

Zwischen Gryphius und Goethe bewegen sich die bekanntesten Bücher Albrecht Schönes – oder vielmehr, nimmt man die nicht minder wichtigen, aber weniger populären Schriften mit in den Blick, zwischen Gottfrieds ›Tristan‹, dem einer seiner frühesten Aufsätze galt, und Brecht, dessen dichterische Größe er zu einem Zeitpunkt öffentlich benannte und bekannte, an dem man mit solchen Bekenntnissen noch in den Verdacht kommunistischer Sympathien geriet. Aber an Mut zum ›Betreten des Rasens‹ hat es ihm so wenig gefehlt wie an literarischem Spürsinn; seine unter ebendiesem Titel gesammelten Reden und Vorträge belegen das eindrucksvoll.

Wenn es etwas gibt, das diese Monographien und Editionen, diese Aufsätze und Reden in der ganzen Spannweite ihrer Themen und Interessen zusammenhält, so ist es wohl zuerst jene *Philologie*, die als Liebe zum Wort, zum genau gelesenen wie zum präzise geschriebenen Wort ernstgenommen wird. Aber es ist auch, zugleich und ineins damit, die Neugier auf das, was seit einiger Zeit ›Kulturwissenschaft‹ heißt und wozu er im Wortsinne bahn-brechende Beiträge geleistet hat. Es ist eine historische Anthropologie – als philologisch präzise Lese-Übung.

Inmitten der sozialgeschichtlichen Strömungen in der Literaturwissenschaft der sechziger und siebziger Jahre hat Albrecht Schöne einmal, in einer Einführungsveranstaltung für Erstsemester, ein Beispiel entworfen, das mir so einprägsam erscheint, dass ich es meinen Studierenden immer wieder vorgehalten habe (auch wenn er selbst bis heute bestreitet, das jemals gesagt zu haben). Wenn, so *hat* er gesagt, ein Gedicht befragt werden sollte nach der in ihm verhandelten gesellschaftlichen Wirklichkeit, abkürzend gesagt: nach den Getreidepreisen, dann gebe es für das literaturwissenschaftliche Verstehen prinzipiell drei Möglichkeiten. Man könne zunächst das Gedicht lesen und sich anschließend den Getreidepreisen zuwenden. Man könne, zweitens, neben das Gedicht die Liste der Getreidepreise legen und beides miteinander in Beziehung zu setzen suchen. Und man könne, drittens, versuchen, die Getreidepreise im Versmaß aufzufinden. Dies sei, so sagte er, »der Kö-

nigsweg der Literaturwissenschaft«. Und wer wissen will, wie das geht, kann es immer noch nachlesen in seiner eigenen – so der Untertitel – »Modellstudie zur sozialgeschichtlichen Entzifferung literarischer Texte«, die er am Beispiel des Barockpoeten Simon Dach entwickelt hat.

Die Getreidepreise im Versmaß zu entdecken, eine philologisch grundierte Hermeneutik als historische Anthropologie zu betreiben: das ermöglicht in Albrecht Schönes Schriften einerseits interkulturelle Vergleiche wie die der Leitmetaphern vom ›Biegen und Brechen‹, die er in seiner gleichnamigen Abhandlung von den antiken Dichtern bis zu den japanischen Samurai verfolgt. Und es eröffnet andererseits eine »Lust am Text«, der gegenüber jede frühere Lektüre verblasst. Albrecht Schönes Schriften beglaubigen, neben allen anderen Verdiensten, auch Friedrich Schillers Satz von der Freiheit, die der Mensch am reinsten dort erreiche, wo er im ästhetischen Spiel frei wird von der Welt, auch von der Vanitas. Albrecht Schönes Schriften sind eine Anleitung zum höheren Kunstgenuss, und sie sind, eben *als diese*, auch eine Anleitung zur Lebens-Kunst.

»Eine Reformation der Literaturwissenschaft« hat Harald Weinrich dieses Arbeitsprinzip des bekennenden Altlutheraners Albrecht Schöne genannt, aus Anlass des berühmt gewordenen Goethebuches ›Götterzeichen – Liebeszauber – Satanskult‹.[1] Weinrichs kirchengeschichtliche Metapher traf das Vorhaben ebenso beiläufig wie genau, weil er im neuen Methodenkonflikt zwischen Philologie und Rezeptionsästhetik eine säkularisierte Variante von katholischem und protestantischem Schrift- und Traditionsverständnis erkannte. In der radikalen Rezeptionsästhetik, die Hans-Robert Jauß in seiner Konstanzer Antrittsvorlesung proklamiert hatte, wurde die ›Bedeutung‹ eines literarischen Textes identifiziert mit der Summe seiner Lektüren. Wer das Verstehen eines sprachlichen Kunstwerks nur begreift als das Eintreten in ein »Überlieferungsgeschehen«, der habe damit, so unterstellt Weinrich, das Verhältnis von Text und Rezeptionsgeschichte konzipiert nach dem Modell eines katholisch-tridentinischen Traditionsbegriffs. Dagegen vollziehe Schöne eine »Reformation der Literaturwissenschaft« im strikten Sinne: als Rückkehr nämlich zum lutherischen Prinzip des *sola scriptura*. Das dürfte der so Gerühmte gern gelesen haben. Denn in

1 Harald Weinrich, Eine Reformation der Literaturwissenschaft. Zu einigen Schriften von Albrecht Schöne, in: Merkur 37 (1983), H. 421, S. 835–839.

einer scharf kritischen Wendung gegen das, was er den »Aberwitz einer Rezeptionsästhetik« nannte,[2] hatte er in brillanten Textanalysen vorgeführt, wie zweihundert Jahre umfangreicher Rezeptionsgeschichte etwa der Goetheschen ›Walpurgisnacht‹ oder der Idylle ›Alexis und Dora‹ über diese Texte selbst wenig mehr zutage gefördert hatten als der Herren eignen Geist, in dem die Texte sich bespiegeln sollten. Und in seiner, ohne jede Übertreibung gesagt, epochalen kommentierten Ausgabe des Goetheschen ›Faust‹ wurde die Reformation, die sich in diesen Kapiteln vorbereitet hatte, nach allen Regeln der philologischen Kunst vollzogen.

Mit solchen Studien, mit solchen philologischen Grundlagenarbeiten und von unermüdlicher Beobachtungsenergie angetriebenen Interpretationen ist Albrecht Schöne schon für uns, die wir das Glück hatten, beim ihm zu studieren, zur Verkörperung einer Humboldtschen Einheit von Forschung und Lehre geworden, die vorbildlich bleibt. Die Seminare, in denen wir saßen, waren das Versuchslabor, in dem wir mit ihm das Lichtenbergsche Experimental-Denken in immer neuen literarischen Feldern erproben lernten. Denn auch er selbst, der Lehrer und Forscher, war in diesen Seminaren ein Lernender. Dies war vielleicht das Wichtigste, das er uns mitgab: dass er uns mit*nahm* auf Lesereisen und Denkexpeditionen, auf deren Ausgang er selber neugierig war. Ein guter Lehrer, so hat er in einem Interview erklärt, müsse »anstecken mit Begeisterung«. Die Begeisterung, die er uns vorlebte, mit der er uns ansteckte, galt niemals der kritiklosen Adoration von Dichtern und Dichtungen, deren Größe wir nicht begriffen hatten, sondern bloß als Bildungsklischee nachplappern wollten. Sondern sie galt einer Begeisterung, die sich auch in der Begegnung mit dem wirklich Großen, ja gerade dort, des eigenen Verstandes zu bedienen vermag. Nicht affektiver Überwältigung entsprang sie, sondern dem Vergnügen an einem Verstehen, das philologische Mühen so wenig scheuen sollte wie die Bereitschaft, den oder das Andere gerade deshalb mit Leidenschaft zu erkunden, weil es eben anders ist als alles, was wir gewünscht oder erwartet hätten.

Wer das Glück hatte, bei Albrecht Schöne zu lernen – aber dieses Glück steht ja eigentlich jedem Leser seiner Schriften offen –, der oder die lernte immer, buchstäblich, ›fürs Leben‹ – und zwar *indem* er oder sie

2 Albrecht Schöne, Götterzeichen, Liebeszauber, Satanskult. Neue Einblicke in alte Goethetexte, München 1982, S. 67.

Versmaße studierte, Lichtenbergsche Konjunktive auszählte, barocke Epigramme und die Paralipomena zum ›Faust‹ entzifferte.

Wer seinerzeit als unsichtbarer Lauscher einem Treffen seines Doktorandenkolloquiums beigewohnt hätte, hätte – amüsiert oder mit Rührung – beobachten können, wieviele seiner vor allem männlichen Schüler ihn eifrig imitierten, von der Redeweise bis in bestimmte Gesten hinein. Nun ist Imitation ja nicht das schlechteste Lernmittel. Nur hatte sie bei uns damals immer etwas unfreiwillig Parodistisches. An ihn, das wurde uns klar und das ist uns allen bis heute klar geblieben, an ihn reichen wir nicht heran; dazu reichte es einfach nicht. Da hilft dann als Trost wieder nur Goethe, diesmal der vielzitierte Eintrag aus Ottiliens Tagebuch: »Gegen uneinholbare Vorzüge eines Anderen gibt es kein anderes Heilmittel als die Liebe.«

Ein kleines Liebeszeichen sind auch die drei nun folgenden Vorträge. Sie nehmen das Thema auf, das Albrecht Schöne jüngst in seinem Buch über den Briefschreiber Goethe entfaltet hat. Und welches Genre taugte so gut als Anschauungsobjekt dialogischen Schreibens wie eben der Brief? Thomas Kaufmann, Reformationshistoriker in Göttingen und Vizepräsident der Akademie, wird über einen Brief Luthers an Cranach sprechen – und damit auch einen Beitrag zur Schöneschen Familiengeschichte leisten. Hans-Jürgen Schrader, Ordinarius an der Universität Genf, und Anne Bohnenkamp, Professorin in Frankfurt am Main und Direktorin des Goethe-Hauses, werden dann, als Vertreter zweier Generationen der Schöne-Schüler, zwei Briefe Goethes erörtern, ehe schließlich der Oberbürgermeister unserer Stadt zu Wort kommt. Ihnen allen ist herzlich zu danken, ebenso dem Verlag C.H. Beck, der den anschließenden Empfang im Foyer ausrichtet, und den Mitarbeitern unseres Seminars, die diese Veranstaltung ermöglicht haben; stellvertretend für sie nenne ich Mareike Timm.

Auf den berühmten Geburtstagsglückwunsch Schillers antwortete Goethe bekanntlich mit dem Dank für einen »Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern«. Die Summe von Albrecht Schönes Existenz zu ziehen, und sei es mit freundschaftlichster Hand, ist gewiss weder möglich noch vielleicht überhaupt wünschenswert. Aber ihn durch unsere Theilnahme zu einem emsigern und lebhafteren Gebrauch seiner Kräfte aufzumuntern, das sollte doch möglich sein.

Thomas Kaufmann

Luther schreibt Cranach*

Lieber Herr Schöne! Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Zunächst ist es mir eine herzliche und aufrichtige Freude, Ihnen, verehrter Herr Jubilar, einen Strich durch die Rechnung zu machen. Sie haben sich – ehrlich gesagt: dankenswerter Weise – Grußworte verbeten und unseren lieben Präsidenten Stefan Tangermann an einem solchen gehindert. Deshalb haben wir konspiriert und sind übereingekommen, dass ich Ihnen, die mir eingeräumte Redezeit missbrauchend, ein solches unterjuble. Also: Ich darf Ihnen die allerbesten Grüße und herzlichsten Wünsche ›Ihrer‹ Akademie und ›unserer‹ Klasse überbringen. Ich behaupte, die Possessivpronomina haben in diesem Fall ihr Recht: Sie sind eines der treuesten und verlässlichsten Mitglieder ›Ihrer‹, ›unserer‹ Akademie; in kaum einer Klassensitzung der letzten Jahrzehnte haben Sie je gefehlt; in kaum einer Plenarsitzung haben Sie je geschwiegen. Sie gereichen ›Ihrer‹ Akademie zur Ehre, zur Zierde und zur regelmäßigen Freude. Wir wissen, was wir an Ihnen und aneinander haben. Dafür danke ich Ihnen im Namen des Präsidiums und der ganzen Akademie von Herzen.

* Für den folgenden Beitrag wurde die Vortragform beibehalten; die Nachweise beschränken sich auf das Allerunverzichtbarste. – Hinsichtlich der allgemeinen reformationsgeschichtlichen Zusammenhänge erlaube ich mir den Verweis auf: Thomas Kaufmann, Geschichte der Reformation in Deutschland. Neue Ausgabe, Berlin 2016, speziell zum Wormser Reichstag von 1521 und seinem Kontext S. 291–299; zu Luthers Biographie im Umkreis des Wormser Reichstages vgl. nur Martin Brecht, Martin Luther, Bd. 1: Sein Weg zur Reformation 1483–1521, Stuttgart ³1990, S. 413–453; zu Luther als Briefschreiber: Ute Mennecke-Haustein, Luthers Trostbriefe, Gütersloh 1989 (= Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 56); Gerhard Ebeling, Luthers Seelsorge. Theologie in der Vielfalt der Lebenssituationen an seinen Briefen dargestellt, Tübingen 1997; Matthieu Arnold, La correspondance de Luther. Étude historique, littéraire et théologique, Mainz 1996 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte 168).

© 2016 Thomas Kaufmann, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-002 | CC BY-NC-SA 4.0

Was wünscht man einem 90-Jährigen? Nun, dass Ihnen Ihr Pfeifchen und ein anständiger Wein noch schmecken, dass Ihnen die Lust an Geschichten, auch skurrilen, noch erhalten bleiben und dass der Weg, der noch vor Ihnen liegt, von Leid und Bitternissen frei sein möge. Und uns wünschen wir, dass wir Sie noch lange unter uns haben und Sie bleiben mögen, wie Sie sind.

Aber nun Schluss mit den Nettigkeiten; wir sind ja nicht zum Vergnügen hier! Der Brief, um den es im folgenden gehen soll, wurde am 28. April 1521, dem Sonntag Cantate, von Martin Luther in Frankfurt am Main abgefasst.[1] Adressat des Briefes war der Künstler Lukas Cranach d. Ä. Luther befand sich auf der Rückreise vom Wormser Reichstag; 10 Tage waren seit der weltgeschichtlichen Szene vergangen, die bald schon zum Inbegriff trutzfesten Bekenntnismutes und unbeugsamen, befreiten Eintretens für das an die biblische Wahrheit gebundene Gewissen werden sollte. Die in eine Drucküberlieferung der Szene eingestreute, vermutlich sekundäre Pathosformel »Ich kann nicht anderst, hie stehe ich, Gott helff mir, Amen«[2] wurde zur Identitätschiffre ungezählter Generationen wirklicher oder vermeintlicher Protestanten. Um so aufschlussreicher, mit welcher Nüchternheit Luther in unserem Brief an Cranach auf das Wormser Szenario eingeht; doch dazu später.

Nach den aufsehenerregenden Auftritten vor Kaiser und Reich, jeweils an den Nachmittagen des 17. und 18. April 1521, nach den wegen Luthers Widerrufsverweigerung ergebnislosen Nachverhandlungen, war der obstinate Mönch auf Weisung des Kaisers, unter Zusicherung von 20 Tagen Geleitschutz und mit Wissen und Planen der kursächsischen Delegation und seines Landesherrn, Friedrichs des Weisen, in den Morgenstunden des 26. April aus der Reichsstadt Worms abgereist. Der päpstliche Nuntius Hieronymus Aleander wusste zu berichten, dass sich der sächsische Schurke mit zwei Wagen davon gemacht habe, »nachdem er sich eigenhändig in Gegenwart vieler Personen viele Brotschnitten geröstet und manches Glas Malvasier [– ein mit Honig ge-

1 Martin Luther, Werke. Kritische Gesamtausgabe (= *WA*), Briefwechsel (= *Br*), Bd. 2, Weimar 1931, Nr. 400, S. 305 f.

2 WA 7, S. 838_9 (Verhandlungen mit D. Martin Luther auf dem Reichstage zu Worms 1521).

süßter Likörwein südeuropäischer Provenienz –], den er ausserordentlich liebt, getrunken« habe.[3] Luthers Reisegruppe wurde von 20 Reitern begleitet; wahrscheinlich handelte es sich um ein Kontingent, das von dem nun offen für den Wittenberger Theologen eintretenden Franz von Sickingen gestellt wurde.[4] Der Römer Aleander mutmaßte, man werde den Wittenberger Ketzer nach Böhmen oder nach Dänemark bringen. Doch der Gebannte reiste über Oppenheim, wo der Reichsherold zu ihm stieß, nach Frankfurt; hier kam er am 27. April an; Luther logierte in der Herberge zum Strauß. Da gesichert ist, dass die Abreise aus Frankfurt am 28. April um 10 Uhr erfolgte,[5] muss unser auf diesen Tag und Ort datierter Brief in den Morgenstunden geschrieben worden sein. Möglicherweise hatte sich für Luther spontan eine Möglichkeit ergeben, einen Briefboten Richtung Wittenberg zu nutzen.

Dem fursichtigen Meister Lucas Cranach, Maler zu Wittemberg, meinem lieben Gevattern und Freunde.

Jhesus.

Meinen dienst! Lieber Gevatter Lucas, ich segene und befehl Euch Gott. Ich laß mich eintun und verbergen, weiß selbst noch nicht wo, und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen, sonderlich von des wütenden Herzog Georgen zu Sachsen Händen den Tod erlitten, muß ich doch guter Leut Rat nicht verachten, bis zu seiner Zeit.

Man hat sich meiner Zukunft zu Wormbs nicht versehen, und wie mir das Geleit ist gehalten, wisset Ihr alle wohl aus dem Verbot, das mir entgegen kam. Ich meinet, Kais. Maj. sollt ein Doctor oder fünfzig haben versammlet und den Münch redlich überwunden. So ist nichts mehr hie gehandelt, denn so viel: Sind die Bücher dein? Ja. Willtu sie widerrufen oder nicht? Nein. So heb dich! O wir blinden Deutschen, wie kindisch handeln wir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren!

3 Paul Kalkoff, Die Depeschen des Nuntius Aleander vom Wormser Reichstage 1521, 2. völlig umgearb. und erg. Aufl., Halle a.S. 1897, S. 193.

4 Vgl. dazu zuletzt Thomas Kaufmann, Sickingen, Hutten, der Ebernburg-Kreis und die reformatorische Bewegung, in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 82 (2015), S. 235–296 = Ebernburg-Hefte 49 (2015), S. 35–96.

5 WABr 2, Nr. 400, S. 306, Anm. 1.

Sagt meiner Gevattern, euerm lieben Weib, mein Gruß, und daß sie sich dieweil wohl gehabe. Es müssen die Jüden einmal singen: Jo, Jo, Jo. Der Ostertag wird uns auch kommen, so wöllen wir dann singen Alleluia. Es muß ein klein Zeit geschwiegen und gelitten sein: Ein wenig, so sehet ihr mich nicht, und aber ein wenig, so sehet ihr mich, sprach Christus. Ich hoff, es soll itzt auch so gehen. Doch Gottes Wille als der allerbeste geschehe hierin, wie im Himmel und Erden, Amen.

Grüßet mir Meister Christian und sein Weib! Wollet auch dem Rat mein großen Dank sagen für die Fuhre. Ist Euch der Licentiat Feldkirch nicht gnugsam, mügt Ihr Er Amsdorf zum Prediger ersuchen; er wird's gerne tun. Ade! Hiemit allesampt Gott befohlen, der behüt euer aller Verstand und Glauben in Christo fur den Römischen Wölfen und Drachen mit ihrem Anhang, Amen. Zu Frankfort am Main, Sonntags Cantate 1521. D. Martinus Luther.

Unser Brief ist aus mehreren Gründen interessant: Erstens: Er ist das erste schriftliche Zeugnis, das von Luther nach seinem Verhör vor Kaiser und Reich überliefert ist. Zweitens: Er ist der älteste eindeutige Beleg für ein freundschaftliches Verhältnis zu dem Maler Lukas Cranach d. Ä. und dessen Frau. Drittens: Er ist das erste Lebenszeichen, das Luther seit seiner Abreise zurück nach Wittenberg sandte. Und viertens: Der Brief bietet die erste Ankündigung jenes ›Untertauchens‹, das ihn schon wenige Tage später für ca. zehn Monate auf der Wartburg halten sollte.

Der in einer Abschrift des Luther-Amanuensis Georg Rörer, der ihn aus Cranachs Besitz kopiert haben dürfte,[6] überlieferte Brief (Abb. 1) setzt mit einer überaus persönlichen und zugleich sehr politischen Adresse ein: Cranach, der Malermeister zu Wittenberg, wird mit dem Adjektiv »fürsichtig« und den Substantiven »Gevatter« und »Freund«[7]

6 Fundort der Handschrift: Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena, Bos. q 24^{s},39b; Abdruck eines Faksimiles in: Martin Luther, Briefe von der Wartburg 1521/1522. Aus dem Lateinischen übersetzt und eingeleitet von Herbert von Hintzenstern, Eisenach 1984, S. 13 (Zuschreibung der Handschrift an Georg Rörer durch Thomas Kaufmann und Ulrich Bubenheimer). Die letzten drei Zeilen der Handschrift sind die Intitulation, die von der Außenseite des Briefbogens kopiert wurde.

7 WABr 2, S. 305_{1-2}.

D M L Brieff an Lucas maler .

Abb. 1. Luther an Cranach, 28. April 1521, Abschrift von Georg Rörer (ThULB Jena).

bezeichnet. »Fürsichtig«, also ›weise‹, ist eine quasi titulare Anredeformel für politische Verantwortungsträger insbesondere des städtischen Raumes: Räte, Bürgermeister, Stadtschreiber, Kämmerer oder Rentmeister pflegte Luther so anzureden, etwa – gut aufgepasst, verehrte

Ober- und Bürgermeister! – im Dezember 1530 »den Ehrbaren und Fürsichtigen Herren Burgermeistern und Rat der Stadt Göttingen«.[8] Luther dürfte mit der Anrede auf Cranachs Mitgliedschaft im Rat, die seit 1519 bestand, angespielt haben. In kontrapunktischer Spannung zu dieser quasi-amtlichen Anrede aber steht das Wort »Gevatter«, zum einen als Adresse auf der Außenseite des Briefbogens, dann in der Anrede: »Lieber Gevatter Lucas«,[9] ein drittes Mal sodann in der Anrede an Cranachs Frau: »meiner Gevattern, euerm lieben Weib«.[10]

Das Wort »Gevatter« deutet auf ein persönliches, amikables, zumeist mit der Begründung eines Patenverhältnisses, also einer geistlichen Verantwortung für einen Täufling verbundenes Verhältnis hin. In seinem Briefwechsel nennt Luther etwa den sächsischen Kanzler Gregor Brück und einige wenige andere »Gevattern«; der Erstgenannte, also Gregor Brück, bediente sich derselben Anrede gegenüber Luther. Wahrscheinlich lagen in diesem Fall gemeinsame Patenschaften zu Kindern Dritter vor. »Gevatter« dient also zur Bezeichnung einer Beziehung zwischen den Paten untereinander und zu den Kindeseltern. In dem schwierigen Verhältnis zu seinem Kollegen und Erzrivalen Karlstadt, der Luther, den Taufpaten seines Kindes, seit 1525 wiederholt mit »lieber Gevatter« anredete, erwiderte dieser dies nicht. »Gevatter« impliziert Intimität und gegenseitiges Vertrauen.[11]

8 WABr 5, Nr. 1763, S. 701 f. (Luther an den Rat zu Göttingen, 18. Dezember 1530), hier: S. 702_{1-2}.

9 WABr 2, S. 305_{4}.

10 Ebd., S. $305_{2.4.16}$.

11 Luther und Gregor von Brück sprechen sich gegenseitig mit »Gevatter« an (vgl. WABr 4, Nr. 1324, S. 561_{2}, Nr. 1363, S. 602_{2}; WABr 5, Nr. 1675, S. 530_{3}; WABr 7, Nr. 2241, S. 268_{2}, Nr. 2161, S. 137_{2}; WABr 10, Nr. 3789, S. 142_{1}, Nr. 3836, S. 237_{3}, Nr. 4006, S. 509_{2}). Aufgrund des Patenschaftsverhältnisses Luthers zu einem Kind Karlstadts wählte dieser die von Luther nicht erwiderte Anrede »Gevatter« in zwei Briefen der Jahre 1525/6 (WABr 3, Nr. 889, S. 529_{1}; WABr 4, Nr. 1051, S. 131_{3}). Sonst nennt Luther folgende Personen »Gevattern«: Johannes Riedesel (WABr 6, Nr. 1955, S. 553_{3}; WABr 7, Nr. 2250, S. 285_{2}, Nr. 3014, S. 398_{5}), Johann Rühel (WABr 7, Nr. 2085, S. 15_{2}), Kaspar Müller (WABr 7, Nr. 2147, S. 117_{2}, Nr. 2185, S. 169_{2}, Nr. 2287, S. 348_{2}), Agnes Lauterbach (WABr 7, Nr. 2265, S. 305_{2}) und Else Agricola (WABr 7, Nr. 3102, S. 587_{1}) – wohl durchweg Menschen, zu deren oder zu Luthers oder Kindern Dritter Patenschaftsverhältnisse, in letzterem Falle gemeinsame, bestanden.

Ob sich die Anrede »Gevatter« im Falle der Cranachs auf Luther Patenschaft für ein uns unbekanntes und früh verstorbenes Kind bezieht oder auf eine gemeinsame Patenschaft gegenüber dem Kind einer anderen Familie, ist nicht gesichert. Ausschließen kann man auch nicht, dass Luther, im Unterschied zu seinem späteren Sprachgebrauch, »Gevatter« hier im Sinne einer allgemeinen, ja pathetischen Freundschaftsaussage, also synonym mit »Freund«, verwendet, »meinem lieben Gevattern und Freunde« wäre dann eine die enge Verbundenheit betonende pleonastische Ausdrucksweise.

Seit wann Luther und Cranach einander kannten oder gar schätzten, wissen wir nicht. Seit 1505 stand der Maler in kursächsischen Hofdiensten; seit 1509, also jener Zeit, als Luther erstmals befristet in Wittenberg lehrte und sein Theologiestudium vorantrieb, sind Kontakte Cranachs zu einzelnen Professoren der Universität Wittenberg belegt. Spätestens mit Luthers Übernahme des theologischen Lehrstuhls seines Ordensoberen Johann von Staupitz und dem Beginn seiner regelmäßigen Predigttätigkeit in der Stadtkirche (1512/13) werden beide einander kennengelernt haben. Die erste eindeutige Beziehung zwischen ihnen ist für 1520, dem Jahr der Bannandrohungsbulle und des definitiven Bruchs des Reformators mit der Papstkirche, bezeugt. Denn Cranach begann nun mit der Herstellung unterschiedlicher Kupferstiche von Luthers Konterfei und eröffnete damit eine nicht mehr abreißende Sequenz an Porträts, die den Mönch aus dem Augustinereremitenorden, den Theologieprofessor, später den Ehemann Käthes und den Kirchenvater in analogieloser Weise visualisierten, auratisierten, sanktifizierten, monumentalisierten und das Bild des Reformators für Jahrhunderte prägten.

In die Zeit kurz vor Luthers Abreise zum Wormser Reichstag fiel vermutlich auch das erste Beispiel einer Zusammenarbeit des Mönchs mit dem Maler, der später weitere – man denke nur an die Lutherbibel – folgen sollten: Das ›Passional Christi und Antichristi‹, ein aus dreizehn Bilderpaaren bestehendes sowohl auf Latein als auch auf Deutsch erschienenes Büchlein, in dem in antithetischer Bildsprache der leidende und sich hingebende Christus dem feisten, die Weltherrschaft beanspruchenden Papst entgegengesetzt wurde.[12] Cranach nahm hussitische

12 Edition in WA 9, S. 677–715; Faksimiles der Abbildungen am Schluss des Bandes.

Darstellungstraditionen auf. Luther lieferte wohl vor seiner Abreise nach Worms noch einige[13] der Bildunterschriften; sie setzten Worten der Bibel solche des kanonischen Rechts entgegen. Alles deutet darauf hin, dass diese mutmaßlich erste Zusammenarbeit des Kirchenkritikers mit dem Künstler durch Luthers Reise zum Reichstag ein vorzeitiges Ende fand. Für das Freundschaftsverhältnis zwischen Luther und Cranach, das sich in den kommenden zweieinhalb Jahrzehnten intensivieren und durch Trauzeugenschaft und wechselseitige Patenschaften beider Familien stabilisieren sollte, ist unser Brief der früheste Beleg.

Luther beginnt seinen Brief mit dem Namen »Jhesus«[14] – wohl eine Kurzform für die Segensformel ›im Namen Jesu‹ o.ä., die er verstärkt seit 1520 auch seinen Druckschriften voranzustellen pflegte. Der hier spricht, weiß sich durch seinen himmlischen Herrn geleitet, getragen und autorisiert. Die adjuvatorische Formel »Meinen dienst«,[15] die Luther der herzlichen und persönlichen Anrede »Lieber Gevatter Lucas«[16] voranstellt, ist bei ihm recht selten belegt. In den ca. 4300 Briefstücken, die aus Luthers Korrespondenz überliefert sind, begegnet diese Formel, die Hingabe und unbedingten Einsatz für eine Person bzw. ein Verhältnis insinuiert, lediglich sechsmal: zweimal in Briefen an näher stehende Reformationsfürsten,[17] einmal in dem Brief an den mit ihm befreundeten Nürnberger Stadtschreiber Lazarus Spengler[18] und einmal in einem Brief an seinen Sohn Hänschen, das Patenkind Cranachs, dem er im

13 Entscheidend für die bisher nicht sicher entscheidbare Frage des Anteils Luthers am ›Passional Christi et Antichristi‹ ist die umstrittene Deutung zweier Briefstellen: WABr 2, S. 283_{23-25} und S. 347_{23}. Aus der letztgenannten Stelle, einem Brief Luthers an Melanchthon vom 26. Mai 1521, d.h. den Anfängen der Wartburgzeit, geht hervor, dass Melanchthon und Johannes Schwertfeger an der finalen Herstellung des Werkes beteiligt waren; WABr 2, Nr. 413, S. 347–349; Neuedition in: Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, Band T 1: Texte 1–254 (1514–1522), bearb. von Richard Wetzel, Stuttgart-Bad Cannstatt 1991, Nr. 141, S. 286–292, hier: S. 288_{22-23}.

14 WABr 2, S. 305_3.

15 Ebd., S. 305_4.

16 Ebd.

17 Es handelt sich um Briefe an die beiden wettinischen Kurfürsten Johann und Johann Friedrich von Sachsen (WABr 6, Nr. 1826, S. 124_{53}; WABr 8, Nr. 3154, S. 87_3).

18 WABr 2, Nr. 353, S. 217_4.

Sommer 1530 von der Coburg schrieb.[19] Mit »Meinen dienst« drückt der Schreibende aus, dass er sich dem Angeredeten in herzlichster, verbindlichster, persönliche Hingabe implizierender Weise zugetan weiß. Die Anrede »Lieber Gevatter Lucas« nimmt diese Stimmung auf und führt sie fort; doch die avisierte Liebe steht nicht auf sich selbst, sie verdankt sich einem Höheren. Der Freund Luther segnet den Freund Cranach und befiehlt, anempfiehlt ihn Gott, versichert ihn *seiner* Fürbitte (»Lieber Gevatter Lucas, ich segene und befehl Euch Gott«[20]).

Recht unvermittelt aber kommt Luther nun zur Sache. Das Verhältnis zu diesem Freunde ist von der Art, dass man mit der Tür ins Haus fallen, ohne Umschweife und direkt sagen kann, was der Fall ist, wo der Schuh drückt. Die innige Versicherung der freundschaftlichen Wertschätzung und die übergangslose Sachlichkeit korrespondieren miteinander. »Ich laß mich eintun und verbergen, weiß selbst noch nicht wo […].«[21] Das reflexiv gebrauchte Verb »eintun« ist bei Luther sehr selten belegt. Das hier angekündigte ›Sich in Gewahrsam nehmen lassen‹ ist kein bloßes Widerfahrnis, sondern erfolgt mit seinem Wissen und seiner Zustimmung. Cranach war der erste und einzige der Wittenberger, der dies direkt von Luther erfuhr. Wahrscheinlich wollte der Reformator verhindern, dass die nach seiner Gefangennahme zu erwartenden Nachrichten und Gerüchte die ihm Nahestehenden verstörten.

Er selbst wusste von den Plänen der kurfürstlichen Herrschaft, den Vogelfreien vorerst aus dem Verkehr zu ziehen, erst seit kurzem. Aus dem Umstand, dass Luther den Reichsherold am 29. April im hessischen Friedberg entließ, wird man aber folgern können, dass er wohl in nächster Zukunft damit rechnete, ›eingetan‹ zu werden und möglichst wenige Zeugen dabeihaben wollte. Als Luther schrieb, kannte er weder das Ziel, noch das Datum; dass der Überfall erst sechs Tage später, tief im Thüringischen, erfolgen sollte, war ihm nicht bekannt.

Seine Zustimmung dazu, sich ›eintun und verbergen‹ zu lassen, begründete Luther damit, dass er »guter Leut Rat nicht verachten«[22] dürfe. Allerdings stellt er dieses Einverständnis von vornherein in eine

19 WABr 5, Nr. 1595, S. 379_{25}.
20 WABr 2, S. $305_{4–5}$.
21 Ebd., S. 305_{5}.
22 Ebd., S. $305_{7–8}$.

befristete Perspektive: »bis zu seiner Zeit«.[23] Es war ihm also von vornherein klar, dass er sein eigenes Wollen nicht auf Dauer oder gar für immer hintanzustellen willig sei. *Nach* seinem eigensinnigen Abschied von der Wartburg Anfang März 1522 sollte er seinem Landesherrn dann mitteilen, dass er ihm zu Diensten und nicht aus Furcht vor der Verfolgung im Gewahrsam geblieben sei; doch stehe er »in gar viel einem höhern Schutz denn des Kurfürsten«.[24] Nun war die Zeit der Rückkehr gekommen.

Dass Luther lieber das Martyrium erlitten hätte, gar wohl durch die Hand des »Tyrannen«[25] Herzog Georg, des albertinischen Fürsten von Sachsen, der ihn seit der Leipziger Disputation verfolgte, ist vielfach bezeugt; es entsprach seinem Selbstverständnis als Prophet und Zeuge Christi. Die Martyriumsoption war also dadurch, dass Luther »guter Leut Rat« folgte, nur aufgeschoben. Die abbreviaturenhaften Hinweise lassen erkennen, dass der Wittenberger Theologe voraussetzt, dass sein Freund Cranach diese seine Einstellung kennt.

An die gedrängten Mitteilungen über die nächste Zukunft schloss Luther einen knappen Rückblick darauf an, was sich seit seinem Abschied aus Wittenberg ereignet hatte. Die schon von der zeitgenössischen Publizistik zu einem Großereignis stilisierte Wormsszene ist in Luthers frühester Erinnerung zu einer herben Enttäuschung geschrumpft. Man habe ihm in Worms kaum Beachtung geschenkt (»sich meiner Zukunft […] nicht versehen«[26]); Cranach wisse ja, wie das Luther zugesagte Geleit gehalten worden sei – er spielt hier auf das ihm auf seiner Reise nach Worms bekannt gewordene Sequestrationsmandat an, das die Verdammung seiner Schriften und seiner Lehre feststellte, ehe es überhaupt zur Anhörung gekommen war.

Mit dem folgenden Satz erinnert sich Luther der Erwartung, mit der er von Wittenberg aufgebrochen und in der er Cranach zurückgelassen hatte: dass es zu einer Disputation zwischen ihm, dem »Münch«[27] und einem oder sehr vielen Doktoren kommen werde. Luthers in Bezug auf seine Person bekanntlich unzutreffende Antithese von »Doctor« und

23 Ebd., S. 305_{8}.
24 WABr 2, Nr. 455, S. 455_{76-77}.
25 WABr 2, S. 305_{6}.
26 Ebd., S. 305_{9}.
27 Ebd., S. 305_{12}.

»Münch«, Goliath und David, nimmt gleichsam probierend die Perspektive der ihren eindeutigen Sieg erwartenden Gegenseite ein. Der eine Mönch kann gegen die vielen Gelehrten nur verlieren. Aber zu dieser disputatorischen Auseinandersetzung ist es nicht einmal gekommen; man wollte lediglich das Eingeständnis seiner Autorschaft und den Widerruf hören und ihn schleunigst wieder los sein – »So heb dich!«[28]

Luther wäre nicht Luther, käme nicht die öffentliche Person selbst in einer privaten Korrespondenz zum Vorschein, würde nicht an ihm und seinem Schicksal auch ein Allgemeineres sichtbar. »O wir blinden Deutschen, wie kindisch handeln wir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren!«[29] An dem, was ihm in Worms widerfuhr, bricht also eine tiefere, umfassendere Wahrheit auf: die tumbe Naivität des teutschen Michels, der von den wendigen und verschlagenen Römlingen – »romanistae«, »Romanisten«[30] ist ein wohl um 1518/9 von Hutten kreierter Neologismus[31] – hinters Licht geführt, nein: verarscht wird. So, wie man ihn, das Mönchlein, verarscht hat! Er, Luther, ist das Symbol einer gedemütigten, von welscher Tücke getäuschten und ausgenutzten, ja ausgesogenen Nation. Von der zeitgenössischen Stammtischparole bis hinauf zu den ›Gravamina nationis Germanicae‹, den auf den Reichstagen vorgebrachten Beschwerdekatalogen der deutschen Nation – allenthalben derselbe selbstmitleidige, selbstanklagende, trotzig-eingeschnappte Ton: Wie dumm sind wir Deutschen, dass wir uns das gefallen lassen. Der Reformator wurde der, der er wurde, auch, weil er auf der Klaviatur des frühmodernen nationalen Ressentiments zu spielen vermochte.

Auf den zornigen Blick zurück folgen nun Gegenwart und Zukunft. Beste Wünsche für die liebe Gevatter; Luther wählt das männliche Genus auch für Frau Barbara, geb. Brengbier, eine Ratsherrentochter aus Gotha, die wohl seit 1512/13 mit Lukas, dem gutdotierten Maler in ernestinischen Hofdiensten, verheiratet war. Luther hatte, als er schrieb,

28 Ebd., S. 305_{14}.
29 Ebd., S. $305_{14–15}$.
30 Ebd., S. 305_{15}.
31 Vgl. Thomas Kaufmann, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, Tübingen 2014 (= Kommentare zu Schriften Luthers 3), Studienausgabe 2016, S. 73–80.

wirklich den »lieben Gevattern und Freunde« Lukas in seiner Lebenswelt, also mit »Weib, Knecht, Magd, Viehe oder was sein ist«,[32] vor Augen. Doch auf den Wunsch ihres Wohlergehens hin wechselt er das Thema, ähnlich abrupt, wie nach dem Gegengruß für ihren Mann. Was folgt, ist die geschichtstheologische Deutung des Wormser Widerfahrnisses, die Luther unvermittelt neben die nationale stellt.

Der folgende Gedankengang erschließt sich von der in der Passionsfrömmigkeit des späten Mittelalters her geläufigen Analogisierung zwischen dem Leiden Christi und dem Lebensgeschick der ihm Nachfolgenden. In der zeitgenössischen Literatur schossen Passionskontrafakturen, die Luthers Erlebnisse in Worms und Christi Leidensweg in Jerusalem ineinander blendeten, ins Kraut.[33]

Die Sequenz von Kreuz und Auferstehung bestimmt die folgenden Sätze. Auf einen jeweils das Kreuz mit einer Verbform von »müssen« einleitenden Vor- folgt ein die Auferstehung ankündigender oder erhoffender Nachsatz: »Es *müssen* die Jüden einmal singen: Jo, Jo, Jo. Der Ostertag *wird* uns auch kommen, so *wöllen* wir dann singen Allelulia.«[34] »Es *muß* ein klein Zeit geschwiegen und gelitten sein. Ein wenig, so *sehet* ihr mich *nicht*, und aber ein wenig, so *sehet* ihr mich, sprach Christus.«[35] Der jeweils erste Satz formuliert eine Notwendigkeit; das dumpf-hämmernde Siegesgeschrei der Juden, die am Karfreitag triumphieren: »Jo, Jo, Jo« folgt einem göttlichen Heilsplan. Denn erst der Glanz des Ostertages, der Auferstehung, setzt das Geschehen von Golgatha ins rechte Licht.

Der nächste Satz bringt das Kreuz in Parallele zum Schweigen und Leiden; wahrscheinlich denkt Luther bereits an die ihm auferlegte Zurückgezogenheit, in der er zum Schweigen verdammt zu sein fürchtete. Dann aber nimmt er ein Johanneswort auf, das die Trauer bei Jesu Abschied und die Hoffnung auf seine Wiederkunft bündelt: »Noch eine kleine Weile, dann werdet ihr mich nicht mehr sehen; und abermals eine kleine Weile, dann werdet ihr mich sehen.« (Joh 16,16) Umgehend

32 WA 30/I, S. 290a (Der Kleine Katechismus).

33 Johannes Schilling, Passio Doctoris Martini Lutheri. Bibliographie, Texte und Untersuchungen, Gütersloh 1989 (= Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 57).

34 WABr 2, S. 305_{17-18} (Kursivierungen von mir, Th. K.).

35 Ebd., S. 305_{19-20} (dito).

folgt die Anwendung: Wie es Christus ergangen ist, so hofft das Ich des Briefschreibers, werde es auch ihm selbst ergehen. Analog dem Verständnis der Taufe als Teilhabe am Geschick Christi bei Paulus (Röm 6) wird der Verborgenheit in Angst die Offenbarung in Freiheit folgen. Mehr als ein Hoffnungsgut freilich ist dies nicht – weniger aber auch nicht. Das »itzt«[36] erinnert an das apokalyptische νυνὶ δὲ (jetzt aber) des Apostels;[37] der Verfolgte und Gebannte darf auf eine lebenswendende Veränderung hoffen. Die Gebetsformel »Doch Gottes Wille als der allerbeste geschehe hierin, wie im Himmel und Erden, Amen«[38] stellt sicher: Nicht in der Beschaffenheit des Christus analogen Doktor Martinus, sondern allein in Gottes Willen gründet die Hoffnung.

Der Schluss des Briefes rückt weitere Personen und Institutionen in den Blick; sie zeigen, dass der Bettelmönch nicht am Rande, sondern im Zentrum der Wittenberger Gesellschaft steht. Er kennt den Goldschmied Döring und seine Frau gut; im kommenden Jahr wird Cranach mit diesem als Compagnon das geschäftliche Wagnis des Druckes des Neuen Testaments auf sich nehmen. Luther dankt dem Rat für die Finanzierung des Transportes nach Worms und zurück. Er empfiehlt seinen Reisebegleiter Nikolaus von Amsdorf als Prediger, falls der Fakultätskollege Johannes Dölsch aus Feldkirch den Ansprüchen und Herausforderungen des Rates und der Gemeinde nicht genüge. Luther wusste, dass die Lücke, die er als berufener Prediger aufgrund seiner Abwesenheit hinterließ, nicht leicht zu schließen war. Der Empfehlung Amsdorfs ist auch zu entnehmen, dass er andere – etwa Karlstadt – außen vor halten wollte. Luther setzte voraus, dass die im Brief Genannten von Cranach einbezogen würden; der Brief an den Freund und Ratsherren hatte einen halböffentlichen Charakter. Die Wittenberger sollten Zeugen seiner Geheimnisse und Vollstrecker seiner Wünsche sein. Der Prozess der Reformation konnte, sollte, ja musste auch ohne den Reformator weitergehen.

Mit dem Segensgruß am Schluss (»Hiemit allesampt Gott befohlen, der behüt euer aller Verstand und Glauben in Christo fur den Römischen Wölfen und Drachen mit ihrem Anhang, Amen.«)[39] stellt Luther

36 WABr 2, S. 305_{21}.
37 Z.B. Röm 3,21; 7,6; 11,30; 1 Kor 7,14; 13,13; 2 Kor 8,22.
38 WABr 2, S. 305_{21-22}.
39 Ebd., S. 305_{26-28}.

die Adressatengemeinde des Briefes in die wogenden apokalyptischen Zeitläufte hinein, in denen Christus und der Antichrist miteinander ringen. Cranach mochte, als er dies las, das vorerst unvollendet gebliebene Gemeinschaftswerk des ›Passionals Christi et Antichristi‹ in den Sinn gekommen sein. Und Luther mag, als er von den »Römischen Wölfen und Drachen und ihrem Anhang« schrieb, an einige der Bildpaare des Meisters gedacht haben, die er vielleicht in Wittenberg noch gesehen hatte. War es ein Zufall, dass bei ihrem zweiten Gemeinschaftswerk, dem im September des kommenden Jahres erschienenen Neuen Testament, allein der Johannesapokalypse Cranachsche Holzschnitte beigegeben waren? Im Zeichen des Weltendes und des Erfolges der Reformation gedieh die Freundschaft des wichtigsten Theologen und des einflussreichsten Künstlers ihrer Zeit vortrefflich. Als briefliches Zeugnis dieser langjährigen Verbundenheit steht unser Brief einzig dar.

Ein kleiner Nachschlag: Natürlich hatte die Auswahl des Briefes Luthers an Cranach mit Albrecht Schöne zu tun – dem in die Wolle gefärbten Lutheraner, dem Nachfahren des berühmten Reformationsmalers, dem Freund von Geschichten. Jener Geschichte etwa, die sich der kleine Albrecht immer wieder erzählen ließ, die ihm kitzelnden Grusel bescherte: vom *Gevierteilten*. Dr. Christian Brück hieß dieser, latinisiert Pontanus,[40] und war ein Schwiegersohn Cranachs d.Ä., ein Schwager Cranachs d.J., ein Sohn jenes kursächsischen Kanzlers Gregor, des Gevatters Luthers, der 1529 die Protestation von Speyer verfasst hatte und auf dem Reichstag des Folgejahres als maßgeblicher politischer Kopf vor Kaiser und Reich für die Sache Luthers eingetreten war. Sohn Christian stand, gleich dem Vater, in ernestinischen Diensten; in den 1550er Jahren wirkte er am Hof Johann Friedrichs des Mittleren in Gotha.

40 Vgl. Walther Tröge, Die Hinrichtung des Kanzlers Dr. Christian Brück zu Gotha (1567). Furchtbares Ende eines Goethe-Ahnen, in: Thüringer Bauernspiegel (Archiv für thüringische Stammes- und Familienforschung) 5 (1928), H. 5, S. 115–119; zu Brück zuletzt: Lucas Cranach der Jüngere. Entdeckung eines Meisters, hrsg. von Roland Enke, Katje Schneider, Jutta Strehle, München 2015, Kat. 1/15, S. 172 f. (Porträt Dr. Christian Brücks von dessen Schwager Cranach d.J. von 1549 – bedauerlicherweise ohne die Albrecht Schöne besonders inspirierende Schilderung der Todesart seines Ahnen: die Vierteilung).

Die Residenzstadt Gotha war ein Ort, an dem man die Phantomschmerzen der infolge des Schmalkaldischen Krieges amputierten Kurwürde besonders stark spürte; je länger dieser Verlust währte, desto anfälliger wurde man für eskapistische Phantasien und tollkühne Manöver, die die verlorene Herrlichkeit wiederherzustellen versprachen. Christian Brück scheint die Schlüsselgestalt einer politischen Verschwörung geworden zu sein, die mit dem unter Reichsacht stehenden Ritter Wilhelm von Grumbach, der Würzburg eingenommen und einen Aufstand der Reichritterschaft vorbereitet hatte, zustande kam. Grumbachs Pläne wurden von dem Engelseher Hans Tausendschön, einem Bauernknaben aus Sundhausen bei Gotha, sekundiert. Tausendschön stand in ständigem Verkehr mit den Himmelsboten; sie offenbarten ihm, dass Gott den Ratschluss gefasst habe, den Ernestinern die verlorene Kurwürde zurückzugeben; zu diesem Behufe sollten sie sich mit Grumbach verbinden. Die Verschwörung freilich flog auf; nach der Exekution der Reichsacht durch den albertinischen Erzrivalen Kurfürst August wurde Kanzler Christian Brück neben Grumbach und dem Engelseher zum Tode verurteilt. Eine Inschrift auf dem Gothaer Marktplatz erinnert daran – bis heute.

Ritter, Burgen, Propheten, Lutheraner, Gevierteilte – gruselig-schöner Kindheitskitzel zwischen Wartburg und Weimar, Familiengeschichte und Fiktionalität, Heiliger Schrift und Henkersbank – ein Stoff, aus dem Träumer, Theologen, Manisch-Depressive oder große Germanisten werden.

Vielen Dank.

Hans-Jürgen Schrader

Goethes Verbindung zum mystischen Quietismus

Zu seinem Brief an Johann Friedrich von Fleischbein vom 3. Januar 1774

Einen in jedem Betracht singulären Brief des jungen Goethe gilt es hier vorzustellen. Er passt in Inhalt und Sprachform nur schlecht in unser geläufiges Bild von dem Treiben und Schreiben des Vierundzwanzigjährigen auf dem Höhepunkt seiner Sturm und Drang-Phase. Am 3. Januar 1774 schreibt er ihn an einen Mann, den er mit »Herr Vetter« anredet. Für einen Verwandtenbrief und Gruß zum Neuen Jahr ist sein Schreiben, schon gar aus seiner umtriebigsten Phase bald nach dem Erscheinen des ›Götz‹ kurz vor dem Beginn der Niederschrift des ›Werther‹, von der Anrede bis zur Unterschrift ungewöhnlich steif und förmlich, ja floskelhaft. Schon seine Überlieferung ist ein kleiner Kriminalroman. Das zuvor unbekannt gebliebene merkwürdige Schreiben ist erst im 20. Jahrhundert in dem nach Lausanne gelangten Korrespondenznachlass des Adressaten aufgetaucht. Der nach seinem Göttinger Studium als Ordinarius für Kirchengeschichte in Basel wirkende Zürcher Paul Wernle (1872–1939) hat diesen Goethe-Brief am 8. November 1921 im Ersten Morgenblatt der Neuen Zürcher Zeitung erstmals publiziert und erläuternd vorgestellt – als »Feuilleton«-Beitrag tatsächlich ›unter dem Strich‹ – am Fuß zweier fortlaufender Seiten einer ephemeren, nur noch schwer erreichbaren Halbtagsausgabe.[1] Die Chance einer textlich sorgfältiger kontrollierbaren wissenschaftlichen Edition 1925 im dritten Band seines Standardwerks ›Der schweizerische Protes-

1 Paul Wernle, Ein unbekannter Brief des jungen Goethe, in: Neue Zürcher Zeitung, Nr. 1592 vom 8. November 1921, Erstes Morgenblatt, Feuilleton. Dazu auch ders., Der schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrhundert, Bd. 3: Religiöse Gegenströmungen – Die Ausstrahlungen der französischen Revolution auf Schweizerboden, Tübingen 1925, S. 178 f.

© 2016 Hans-Jürgen Schrader, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-003 | CC BY-NC-SA 4.0

tantismus im XVIII. Jahrhundert‹ hat Wernle leider nicht ergriffen, sondern bloß auf den Zeitungsartikel verwiesen.[2] Das handschriftliche Original hatte er, wie er darin erläutert, in einem Briefkonvolut des gebürtigen Frankfurters Johann Friedrich von Fleischbein (1700–1774)[3] gefunden, der das Oberhaupt einer den Lehren der französischen Mystikerin Madame de Guyon nachstrebenden quietistischen Gemeinschaft in Deutschland gewesen war, und zwar in einer Sammlung Fleischbeinscher Korrespondenzen, überwiegend an seinen geistlichen Schüler und zugleich materiellen Gönner und vertrautesten Helfer in der Gemeindearbeit, Freiherrn Georg Ludwig von Klinckowström. Bald nach Fleischbeins Tod war das gesamte Archiv dieses frommen Netzwerks an den auch in Goethes Brief erwähnten Guyonisten Jean-Philippe Dutoit gekommen, der aus Moudon am waadtländischen Nordufer des Genfersees stammte und im nahen Lausanne eine Schar ebenfalls der guyonistischen Mystik ergebener Anhänger aus dem gesamten Umland um sich geschart hatte. Ihm war schließlich die Rolle eines Oberhaupts aller durch die Länder verstreuten Quietisten zugefallen. Dutoits Hauptverdienst bestand in einer zwischen 1767 und 1791 in Lausanne (mit der Druckortfiktion »Paris«) herausgebrachten Neuausgabe der sämtlichen

2 Wernle, Der schweizerische Protestantismus im XVIII. Jahrhundert, Bd. 3, S. 179. Der vierte Abschnitt »Die katholische Reaktion der Mystik« bietet immer noch eine sehr valable Darstellung der quietistischen Kreise unter den Protestanten des Waadtlands und der Beziehungen zwischen Fleischbein und Dutoit (v. a. S. 175–184 und 192 f.) und gibt S. 175 f. eine gute Zusammenfassung von Madame Guyons Lehren, nur rückt er die quietistischen Tendenzen entsprechend der Tendenz der älteren Pietismusforschung zu sehr in die Nähe kirchlich-katholischer Frömmigkeit und lässt so verkennen, wie entschieden sie von der katholischen Amtskirche verfolgt wurden. Dazu die Beiträge in dem Sammelband: Rencontres autour de la vie et de l'oeuvre de Madame Guyon, hrsg. von Jacques Le Brun, Pierre Caran und Marie-Louise Gondal, Grenoble 1997, v. a. S. 63–82: Jacques le Brun, Madame Guyon et la Bible, und S. 83–128: Hans-Jürgen Schrader, Madame Guyon, le piétisme et la littérature de langue allemande; siehe auch Adelisa Malena, L'eresia dei perfetti. Inquisizione Romana ed esperienze mistiche nel Seicento italiano, Roma 2003 (= Temi e Testi 47), S. 257–259 und 293. Siehe den biographischen Abriss von Ruth Albrecht, Jeanne Marie Guyon, in: Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. völlig neu bearbeitete Auflage, Bd. 3, Tübingen 2000, Sp. 1356.

3 Mittlerweile durch gründliche, nachfolgend ausgewiesene Quellenforschung differenzierte und z. T. überholte Kurzinformation: Hans-Jürgen Schrader, Johann Friedrich v. Fleischbein, in: Religion in Geschichte und Gegenwart, 4. Aufl., Bd. 3, Sp. 159.

Werke der Madame Guyon (fünf Bände geistliche Briefe und 40 Bände Schriften).[4] Im 19. Jahrhundert hatte der Waadtländer Theologe Jules Chavannes, Verfasser einer umfassenden Monographie über Dutoit,[5] diese Papiere aus dem Untergang der Gemeinschaft gerettet und an die von ihm mitbegründete Freikirche, die Faculté de l'Église évangélique libre, übergeben, aus der sie in den Besitz der Bibliothèque Cantonale et Universitaire in Lausanne übergegangen sind. Fatal ist nur: seit Wernles Nutzung fehlte der Goethe-Brief in dem Bestand. Alle seitherigen Goethe-Briefausgaben, soweit sie den Neujahrsbrief an Fleischbein

4 Wernle, Der schweizerische Protestantismus, Bd. 3, S. 178. Kontexte und nähere Angaben, auch weitere Literatur zu Jean-Philippe Dutoit und seinen Guyon-Ausgaben bei Hans-Jürgen Schrader, Madame Guyon, Pietismus und deutschsprachige Literatur, in: Jansenismus, Quietismus, Pietismus, hrsg. von Hartmut Lehmann, Heinz Schilling und Hans-Jürgen Schrader, Göttingen 2002 (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 42), S. 189–225, hier: S. 212 f. Grundlegende Literaturangaben zu Leben und Werk der Mme Guyon, deren Indizierung als Heterodoxe in der römisch-katholischen Kirche bis heute nicht aufgehoben ist, ebd., S. 198 und 204, zu ihren Einzelausgaben und Übersetzungen v. a. S. 206–213.

5 Jules Chavannes, Jean-Philippe Dutoit – sa vie, son caractère et ses doctrines, Lausanne 1865, Reprint Portland, ME 2010 (auch online als Digitalisat verfügbar), S. 46–80, insbes. S. 67 f. Chavannes hat (S. 68–74) auch den Weg des Nachlasses von Oesdorf bei Pyrmont zu Dutoit in Lausanne als neuem »directeur général des âmes intérieures« nachverfolgt, bis er selbst ihn bei der bis ins 19. Jahrhundert fortlebenden Gemeinschaft auffand und bergen konnte. Fleischbein hatte als direkte Erben seinen vertrautesten Schüler, den mittlerweile in seinen letzten Jahren nicht mehr, wie allenthalben angegeben, auf seinem (1772 verkauften) Gut Clüverswerder an der Unterweser, sondern im heute zu Salzgitter gehörenden Flachstöckheim bei Wolfenbüttel (s. u., Anm. 13) lebenden Georg Ludwig von Klinckowström (1713–1775) und als Nacherbin eine gleichgesonnene Verwandte seiner Frau, Charlotte-Lucie Frédérique de Fabrice in Celle, eingesetzt. Diese hatte schon bald nach Klinckowströms Tod den Nachlass an den Kreis um Dutoit in Lausanne übergeben, mit dem die deutschen Guyonisten schon lange in intensiver Verbindung standen und von dem sie angesichts des Niedergangs der eigenen Gemeinschaft in Deutschland eine Weiterführung in die Zukunft erwarteten. Dutoits Name wird bisweilen unter Hinzufügung des Familiennamens seiner Mutter als »Dutoit-Membrini« wiedergegeben. Es handelt sich aber um dieselbe Person. Information über Jules Chavannes aus dem Artikel von Daniel Maggetti, Jules Chavannes, in: Dictionnaire historique de la Suisse, Bd. 3, Basel und Hauterive 2003, S. 216, deutsch in: Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 3, Basel 2004, S. 319, über Dutoit im Artikel von Gottfried Hammann, Jean-Philippe Dutoit[-Membrini], ebd., französische Ausgabe, Bd. 4, 2005, S. 250, deutschsprachige Version, Bd. 4, 2005, S. 41.

überhaupt mit mehr oder weniger tauglichen Kommentaransätzen präsentiert haben, beruhen daher auf der Publikation des NZZ-Zeitungsblatts von 1921, meist vermittels des Wiederabdrucks von Hans-Gerhard Gräf im Goethe-Jahrbuch von 1922, durch den der Text der Goethe-Forschung zugänglich gemacht wurde.[6] Das gilt auch noch für den 2009 erschienenen Band der Briefe von Anfang 1773 bis Ende Oktober 1775 in der neuen historisch-kritischen Ausgabe der Goethe-Briefe von Georg Kurscheidt und Elke Richter, deren Kommentar jedoch das Schreiben an Fleischbein weit detaillierter erschließt.[7] Die Editoren hatten noch einmal vergeblich in Lausanne nach dem Original gefahndet; dass dem Schreiben eines Tages ein wunderbares Wiederauftauchen beschieden sein möchte, konnte nur ein frommer Wunsch bleiben. Kaum aber war jener Briefe-Band ausgeliefert, fand sich im Handschriftenarchiv des Frankfurter Hochstifts unvermutet eine Photographie offenbar aus der Fundzeit des Goethe-Briefs,[8] nach der Elke

6 Hans-Gerhard Gräf, Nachträge zu Goethes Briefen, in: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 9 (1922), S. 261–269, hier: S. 261–263, unter Zitierung eines großen Teils von Wernles Einführung. – Der Brief fehlt gleichwohl noch in etlichen seitherigen Ausgaben, so bereits in der Texte-Sammlung ›Die Briefe des jungen Goethe‹, hrsg. und eingeleitet von Gustav Roethe, Leipzig [1926], er ist damit auch nicht erwähnt in seinem lesenswert gebliebenen Aufsatz »Zur Einführung« (S. V–XXX, wieder abgedruckt unter dem Titel ›Die Briefe des jungen Goethe‹ in: ders., Goethe. Gesammelte Vorträge und Aufsätze, Berlin 1932, S. 25–48), und fehlt sogar noch in der Hamburger Ausgabe, Goethes Briefe, Bd. 1, hrsg. von Karl-Robert Mandelkow, München [4]1988.

7 Johann Wolfgang Goethe, Briefe, Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar hrsg. von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers und Elke Richter, Berlin und Boston 2008 ff. (zitiert als *GB*), hier: Bd. 2/I, S. 68 f. (Text) und Bd. 2/II, S. 182–188 (Erläuterungen), vgl. ebd., S. 595 (Dutoit) und S. 597 (Fleischbein).

8 Signatur: FDH, Handschriften-Abteilung, Faksimilesammlung, KF–1024. Herrn Dr. Konrad Heumann und Frau Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken vom Freien Deutschen Hochstift danke ich herzlich für die Übersendung der Kopie und für die Genehmigung, den Brief zu faksimilieren. Wann und durch wen das Photo (mit Rückenstempel der damals mit der Reproduktion beauftragten Firma »Emile Gos Photographie, Petit-Chêne, Richemont No. 20 Lausanne«) ans Hochstift gekommen ist, ist nicht ersichtlich. Da die Archiv-Notiz auf der Rückseite des ersten Photoblatts »An Johann Friedrich v. Fleischbein Hrsg. 1921 von Paul Wernle Neue Zürcher Zeitung 8. Nov. 1921« dem von anderer Hand später daruntergesetzten »Jb. d. Goethe Gesellschaft 9 (1922) S. 261« nur wenig Platz lässt, nehme ich an, das Photo müsse vor Erscheinen von Gräfs Jahrbuch-Wiedergabe nach Frankfurt

Richter ihn nun 2014 ein bisschen versteckt als Nachtrag im zweiten Teilband zu Goethes ersten Weimarer Jahren endlich in originaler Schreibung und Lautung edieren konnte.[9] Das setzt nun auch mich in den Stand, den Text so zu präsentieren, wie Goethe ihn auf vier Seiten in gut lesbar-fester Schrift geschrieben hat – mit schwungvollen Bogenstrichen in Kanzlistenmanier vor seiner Unterschrift (Abb. 1–4):[10]

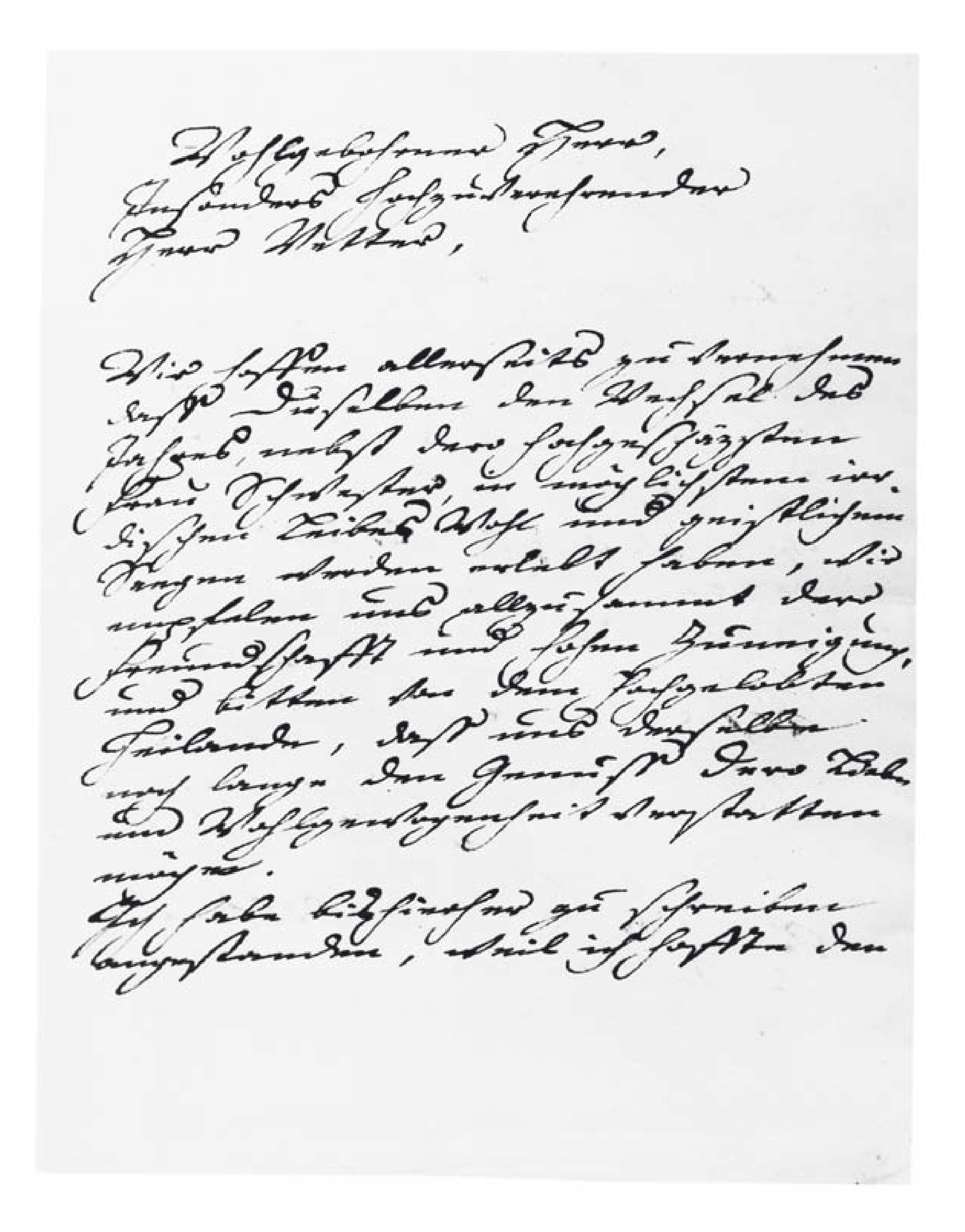
Wohlgebohrner Herr,
Insonders hochzuverehrender
Herr Vetter,

Wir hoffen allerseits zu vernehmen dass Dieselben den Wechsel des Jahres, nebst dero hochgeschäzsten Frau Schwester, in möglichstem irrdischen Leibes Wohl und geistlichem Seegen werden erlebt haben, wir empfelen uns allzusammt dero Freundschafft und hohen Zuneigung, und bitten von dem hochgelobten Heilande, dass uns derselbe noch lange den Genuss Dero Liebe und Wohlgewogenheit verstatten möge.

gelangt sein. Vermutlich hat Wernle selbst eine Reproduktion von seinem Lausanner Fund ans »zuständige« Institut in Goethes Vaterstadt gesandt, damit er auch dort verfügbar werde – ein wirklicher Glücksfall, da das zur Bearbeitung aus den Lausanner Beständen entliehene Original noch verschollen blieb. Vgl. das digitale Goethe-Briefrepertorium der Klassik-Stiftung Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv, WA-Nr. 00197a. Siehe meine Nachschrift, S. 97.

9 GB, Bd. 3/II B, S. 1113 f., Beschreibung S. 1114: »Doppelblatt, 4 S. beschr., egh., Tinte; S. 4 oben rechts von fremder Hd, Tinte: ›H. Dr: Goethe Frankfurth / d. 3. Jener 1774‹«. – Herzlich danken möchte ich Frau Dr. Richter, dass sie mich auf diese Spur gebracht hat. Unangeleitet hätte ich gewiss nicht nach einem eventuellen Nachtrag im Kommentarband zu Briefen aus den frühen Weimarer Jahren gesucht. Der Neuaufschluss ist doch erheblich, da erst jetzt ein vollgültiger Text ediert ist.

10 Die im Original unterstrichenen Hervorhebungen sind ebenso in Kursive bezeichnet wie Goethes Schriftartwechsel. Wo für Abkürzungen ein Ligaturzeichen gesetzt ist, gebe ich es durch Punkt wieder, »Hℓ« (für »Herr / Herrn« durch »Hr.«. Von Goethes in GB vermerkten Sofortkorrekturen nach Verschreibungen gebe ich nur die korrigierte Version, habe im übrigen vermieden, bei den oft kaum unterscheidbaren Groß-Klein-Schreibungen von der Wiedergabe in GB abzuweichen. Ebenso verfahre ich bei den nachfolgenden Erstpublikationen der Fleischbein-Briefe aus dem Lausanner Nachlass.



Wohlgebohrner Herr,
Insonders Hochzuverehrender
Herr Vetter,

Wir hoffen allerseits zu vernehmen
daß Dieselben den Wechsel des
Jahres, nebst dero hochgeschätzten
Frau Schwester, in möglichstem ver-
Dißem Leibes Wohl und geistlichem
Segen werden erlebt haben, wir
empfehlen uns allzusammt dero
Freundschafft und hohen Zuneigung,
und bitten den den Hochgelobten
Heilande, daß uns Dieselben
noch lange den Genuß dero Edel
und Wohlgewogenheit verstatten
möge.
Ich habe bishierher zu schreiben
angestanden, weil ich hoffte den

Abb. 1–4 (S. 33–36). Goethe an Fleischbein, 3. Januar 1774, Faksimile-Abbildung (FDH).

Ich habe bis hierher zu schreiben angestanden, weil ich hoffte den | Empfang der 100 *L d'or* zugleich melden zu können. *Avisirt* sind sie auch schon. Erhalte den Betrag aber erst in 8 Tagen.

Werde sogleich Ew Wohlgeb. und Hr. *du Toit* mit dem mich's freut als einem so würdigen Mann in Bekanntschafft zu gerathen, davon Nachricht geben.

Mein Vater danckt für die überschickten schäzbaren Stücke aufs verbindlichste. Sie machen eine sonderliche Zierde seiner Sammlung. Auch dient zur schuldichen Nachricht dass in beyden Münz Rescriptis *niemand* namentlich eingeführet worden. Wie denn auch sonst Ew Wohlgeb. sich von unsrer Seite alle mögliche Diskretion versprechen können. |

Die Medizin wird hoffentlich nunmehro wohl angelanget seyn.

Den Calstädter Wein hoffe aufzutreiben.

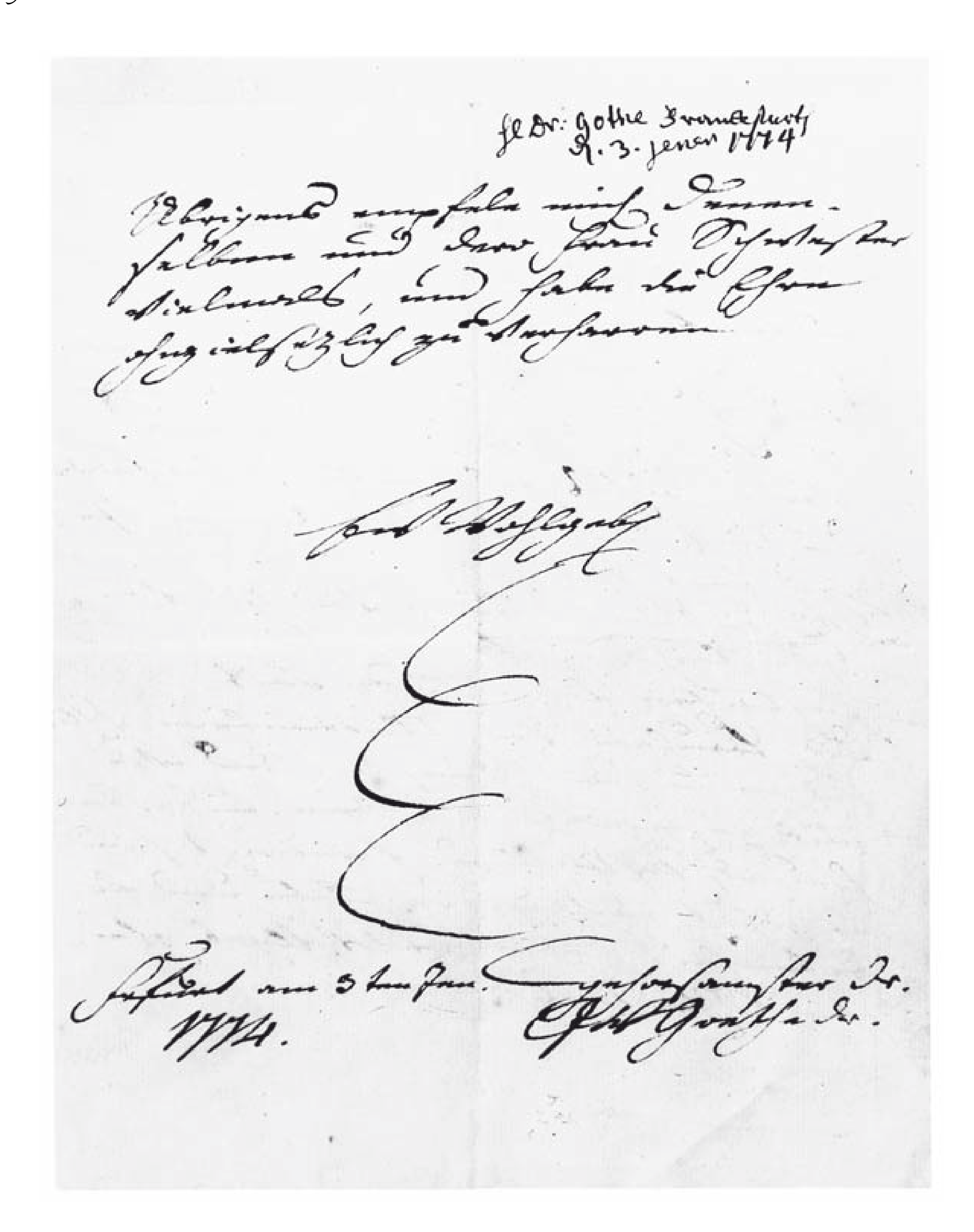
Von den anverlangten Büchern der Mad. Guion habe nur eins nähmlich *Sa vie III Tomes* erhalten. Werde solches gelegentlich übersenden.

Die Rechnung über die *Arzney Spezies* lege hier bey.

Wie auch einen Brief von Hr. von Uffenbach.

Ingleichen von Hr. *du Toit*.

Die Fräulein von Klettenberg, schliesst sich an unsere Wünsche. Und wie wir zusammen in dem festesten Freundschafftsbund ver-



Ubrigens empfele mich Denen-
selben und dero Frau Schwester
vielmals, und habe die Ehre
ohnzielsezlich zu verharren

Ew Wohlgeb

Frfurt am 3ten Jan. gehorsamster Dr.
1774. J W Goethe Dr.

einigt sind, so gehet auch unsre Liebe und Ergebenheit gegen Ew Wohlgeb gleichen Schrittes. |

Ubrigens empfele mich Denenselben und dero Frau Schwester vielmals, und habe die Ehre ohnzielsezlich zu verharren

Ew Wohlgeb. – – –

Frfurt am 3ten Jan. – gehorsamster Dr.
1774. J W Goethe Dr.

Dass im Erstdruck die Ortsangabe »Erfurt« ein Lesefehler Wernles oder des NZZ-Setzers für die im Original nun verifizierbare Ligatur »Frfurt« gewesen war, wo Goethe im väterlichen Haus wohnte und seine Kanzlei betrieb, und dass der Verfasser des ersten beigefügten Briefs wohl »H. von Uffenbach« und nicht »Offenbach« hieß, haben schon die Bearbeiter der früheren Briefausgaben vermutet, wenn nicht stillschweigend emendiert.[11] Weitere Fehllesungen oder Druckfehler im Zürcher Morgenblatt und in den davon abhängigen Ausgaben konnten jetzt aufgrund des Handschriftbefunds korrigiert werden, fälschlich übersehene Elisionen oder hinzugefügte Dativ-e's, Eingriffe in Goethes zeit-

11 In der Präsentation nach der (bei Erscheinen von GB, Bd. 2 noch einzig verfügbaren) NZZ-Druckvorlage durch die kritische Ausgabe (GB, Bd. 2/I, S. 69) haben sich Elke Richter und Georg Kurscheidt entschlossen, das falsche »Erfurt« und »Offenbach« im Text stehen zu lassen, und so hier, wo auch die Lautung berührt ist, dem »Dokumentcharakter eines Briefes« (GB, Bd. 2/II, S. VII) den Vorzug vor dem Grundsatz der Bereinigung offensichtlicher Druckfehler bei ausschließlich gedruckt überlieferten Briefen gegeben (ebd., S. XI: »Erfolgt die Textwiedergabe nach einem Druck, werden eindeutige Druckfehler im ediertenText emendiert.«). Selbstverständlich erfolgt schon dort im Briefkommentar die Richtigstellung. All das ist nun durch ihre Edition der Handschriftversion in GB, Bd. 3/II B, S. 1113 f. überholt. Hanna Fischer-Lamberg (Der junge Goethe. Neu bearbeitete Ausgabe in fünf Bänden, Berlin 1963–1974 [zitiert als *DjG*], hier: Bd. 4, S. 4, vgl. den Kommentar S. 321 f.), Paul Raabe in den Nachträgen zur Weimarer Ausgabe (Goethes Werke. Nachträge und Register zur IV. Abteilung: Briefe, Bd. 1: Goethes Briefe, 51. Band. Nachträge 1768–1832. Texte, München 1990, S. 47 f.) und Wilhelm Große (Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, 40 Bde., Frankfurt am Main 1985–2013 [zitiert als *FA*], II. Abt., Bd. 1 [28]: Von Frankfurt nach Weimar. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 23. Mai 1764 bis 30. Oktober 1775, hrsg. von Wilhelm Große, 1997, S. 346, Kommentar S. 853 f.) haben den Text nach Gräf wiedergegeben, ohne auf dessen Emendation hinzuweisen. Der Text ist auch nachgedruckt im Katalogbuch von Paul Raabe, Separatisten, Pietisten, Herrnhuter. Goethe und die Stillen im Lande. Ausstellung in den Franckeschen Stiftungen zu Halle vom 9. Mai bis 3. Oktober 1999, Halle 1999, S. 71, wo S. 68–72 wertvolle Erläuterungen gegeben werden. Allerdings war die Angabe »Transkription. Lausanne, Universitätsbibliothek« ersichtlich falsch. Der verschollene Brief wurde auch hier aus sekundärem Abdruck präsentiert. Paul Raabe hat den Brief zusätzlich aufgenommen und erörtert in seiner für Goethes pietistische Jugendkonnexe und ihre spätere Reflexion grundlegenden Quellensammlung, Johann Wolfgang von Goethe, Träume und Legenden meiner Jugend. Texte über die Stillen im Lande, hrsg. von Paul Raabe, Leipzig 2000 (= Kleine Texte des Pietismus 3), S. 20 f., Kommentar S. 181 f.

typisch noch ungeregelte Orthographie oder im Druck unkorrekt wiedergegebene Schriftwechsel zwischen Kurrent- und Lateinschrift, die er bei Fremdwortbestandteilen noch genau beobachtet hat. Die drei erwähnten Briefbeilagen, nämlich die Medikamentenrechnung, der Uffenbach-Brief und das Billet von Fleischbeins geistlichem Schüler Dutoit fehlen; schon Wernle hatten sie nicht mehr vorgelegen.

Auch, nachdem jetzt der Handschriftbefund überprüfbar war, blieben allerlei Angaben des Briefs an diesen ›Herrn Vetter‹ über die merkwürdigen persönlichen Konstellationen und Interaktionen hinaus, von denen er berichtet, rätselhaft. Denn Fleischbeins Schreiben, auf dessen Angaben (die im ursprünglichen Kommunikationskontext sicher vollkommen verständlich waren) Goethe hier reagiert, ist nicht überliefert und auch keiner der früher oder später mit dem ›Vetter‹ gewechselten Briefe oder irgendeine Korrespondenz Goethes mit Dutoit in Lausanne. Hinweise auf frühere Briefe, und zwar in beiden Richtungen spätestens seit einem Vierteljahr vor dem durch Zufall erhalten gebliebenen, gab es bereits. Elke Richter hat in der Rubrik »Erschlossene Briefe« der kritischen Ausgabe, gestützt auf in der neuesten Forschung über die quietistischen Mystikerkreise in Deutschland und der Schweiz publizierte Auszüge aus anderen Briefdokumenten im Lausanner Fleischbein-Nachlass, bereits zwei frühere Antwortbriefe Goethes als sicher ausweisen können.[12] An seinen Vertrauten, dem in Flachstöckheim bei Wolfenbüttel residierenden Klinckowström,[13] dem er vertraulich alles

12 Informationsgrundlage hierfür war Michael Knieriem und Johannes Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen auf Schloß Hayn. Aus dem Nachlaß des von Fleischbein und Korrespondenzen von de Marsay, Prueschenk von Lindenhofen und Tersteegen 1734 bis 1742. Ein Beitrag zur Geschichte des Radikalpietismus im Sieger- und Wittgensteiner Land, Hannover 2002, S. 58.

13 Dort dürfte er nach dem Verkauf seines Gutes Clüverswerda / Weser im Jahr 1772 bei den Herren von Schwichel untergekommen sein, die ihr 1722–1730 erbautes Schloss mit ansehnlichem Barockpark seit 1750 nochmal erheblich erweitert hatten, etwa in ihrem Kavaliershaus. Zu dem mit Informationen über Goethe aufwartenden Brief Fleischbeins an Klinckowström vom 17. August 1773 hat sich im »Fonds des âmes intérieures« im Département des manuscrits der Bibliothèque Cantonale et Universitaire Lausanne-Dorigny (TS 1013/15/9) auch der adressierte Briefumschlag erhalten, der seinen späten Wohnsitz angibt: »A Son Excellence | Monsieur Le Baron de Klinckowström | à Flachstöckheim«. Ein solcher Stützpunkt quietistischer Frömmigkeit im Wolfenbüttelschen war (anders als in Braunschweig und Celle) bislang nicht bekannt. In dem grundlegend neuen

mitteilte, was ihm aus der Anhängerschar berichtenswert schien, hatte Fleischbein von seinem Schlösschen in Oesdorf bei Pyrmont bereits am 8. Oktober 1773 geschrieben: »Auch habe ich einen Brief von dem Herrn Dr. Goethe empfangen.«[14] Und sechs Wochen später, am 30. November 1773, hatte er Klinckowström, den er zu seinem Nachfolger in der Gemeindeführung bestimmt hatte, ehe diese Rolle, nachdem auch er Anfang 1775 gestorben war, an Dutoit in Lausanne fiel,[15] von seinem Versuch berichtet, den jungen Frankfurter Rechtsanwalt auf die eigenen Wege des inneren Lebens herüberzuziehen, worauf dieser aber nur verhalten reagiert habe: »Von Herrn Dr. Goethe ist die Hoffnung zu seiner Gewinnung noch entfernt.«[16] Auf die aus meiner genaueren Durchsicht des Lausanner »Fonds des âmes intérieures« sehr viel umfänglicher und präziser rekonstruierbaren Bezüge zwischen dem jungen Goethe und dem in seinem letzten Lebensjahr altersschwachen

Sammelwerk: Wirkungen des Pietismus im Fürstentum Wolfenbüttel. Studien und Quellen, hrsg. von Dieter Merzbacher und Wolfgang Miersemann, Wiesbaden 2015 (= Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 53), findet sich kein Hinweis darauf.

14 Erschlossener Brief (Nr. EB 9). »An Johann Georg von Fleischbein ⟨Frankfurt a. M., Ende September / Anfang Oktober 1773 → Oesdorf bei Pyrmont⟩« in GB, Bd. 2/I, S. 230, Information zu Klinckowström GB, Bd. 2/II, S. 608 und Bd. 3/II B, S. 1179. Auf die Vermittlungsleistung Klinckowströms geht bereits ausführlich Wernle, Ein unbekannter Brief des jungen Goethe (Anm. 1) ein.

15 Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 72 (und vgl. Register). Dort S. 57 f. ist in der Fußnote Goethes Brief an Fleischbein vom 3. Januar 1774 (nach Fischer-Lamberg, DjG, Bd. 4, aber in modernisierter Schreibung) abgedruckt, mit dem Zusatz (S. 58): »Dies war nicht der erste Brief Goethes an Fleischbein gewesen. Schon am 8. Okt. 1773 schrieb von Fleischbein [an Klinckoswström]: ›Auch habe ich einen Brief von Herrn Dr. Goethe empfangen‹ […] und am 30. November 1773 glaubte er immer noch, Goethe für das ›Reich Gottes‹ gewinnen zu können: ›Von Herrn Dr. Goethe ist die Hoffnung zu seiner Gewinnung noch entfernt‹.«

16 Erschlossener Brief (Nr. EB 16). »An Johann Georg von Fleischbein ⟨Frankfurt a. M., zweite Hälfte November 1773 → Oesdorf bei Pyrmont⟩« in GB, Bd. 2/I, S. 233: »Da eine persönliche Begegnung auszuschließen ist, müsssen wohl die Bekehrungsversuche Fleischbeins wie auch Goethes Reaktion auf brieflichem Weg erfolgt sein. Es ist anzunehmen, dass Fleischbein nicht allzu lange vor seiner Mitteilung im Brief an Klinckowström vom 30. November 1773 einen Brief Goethes erhalten hatte.« Vgl. GB, Bd. 3/II B, S. 1160.

Schuloberhaupt der quietistischen Mystik in Deutschland komme ich später zurück.

Auf Goethes Seite dürften die Briefe Fleischbeins und möglicherweise anderer Korrespondenten aus dem quietistischen Mystikerkreis schon bei seiner großen auch mentalen Aufräumaktion, Korrespondenz- und auch Erinnerungsbereinigung des 7. August 1779 den Flammen zum Opfer gefallen sein, deren Reflexe Albrecht Schöne in seiner richtungweisenden Charakterisierung des Briefschreibers Goethe untersucht hat: Seine Gründe für dieses Autodafé vor seinem Aufbruch mit Herzog Carl August in die Schweiz hat der mittlerweile fest in Weimar etablierte Dichter am Abend der Briefeverbrennung im Tagebuch explizit vor sich selbst als ein Abstreifen auch von Verwirrungen und obsolet, wenn nicht gar verstörend gewordenen Verbindungen seiner programmatisch verabschiedeten Sturm und Drang-Jugend gerechtfertigt:

> Zu Hause aufgeraumt meine Papiere durchgesehen und alle alten Schaalen verbrannt. Andre Zeiten andre Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit Wissbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift um etwas befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, duncklen Imaginativen Verhaltnissen eine Wollust gefunden habe. […] Wie kurzsinnig in Menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. […] Gott helfe weiter. und gebe Lichter dass wir uns nicht selbst soviel im Weege stehen.[17]

Noch in ›Dichtung und Wahrheit‹ hat Goethe diese kathartische Verbrennaktion erwähnt, wo er bekanntlich die vielfältigen und intensiven Kontakte, Erregungen und Lektüren nur summarisch und formelhaft

17 Johann Wolfgang Goethe, Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. I,1, 1775–1787. Text, hrsg. von Wolfgang Albrecht und Andreas Döhler, Stuttgart und Weimar 1998, S. 85/87, karg kommentiert ebd. Bd. I,2, 1998, S. 485. Im Kontext mitgeteilt und interpretiert bei Albrecht Schöne, Der Briefschreiber Goethe, München 2015, S. 22 f.; weitere Erörterungen von »Goethes Briefverbrennungen« (so hier der Kolumnentitel) ebd., S. 23–26 und 445. – Tagebucheintrag vom Sonntag, 9. August 1797: »Briefe verbrannt. Schöne grüne Farbe der Flamme wenn das Papier nahe am Drathgitter brennt.« (Goethe, Tagebücher, Bd. II,1, 1790–1800. Text, hrsg. von Edith Zehm, Stuttgart und Weimar 2000, S. 120)

beschrieben und als Durchgangsstadium auf Abstand gerückt hat, die ihn insbesondere in seinem Frankfurter Krankheitsintervall der Jahre 1768/69 zwischen dem Leipziger Beginn seines Studiums und dessen Abschluss in Straßburg mit pietistischen Prophetengeistern und quietistischen »Stillen im Lande« verbunden hatten – und die sein lebenslang eigenständiges Denken eines großen Weltzusammenhangs[18] weiterhin markant beeinflusst haben.[19] Spätestens aber hätte Goethe, was von diesen Papieren das Autodafé von 1779 überstanden haben mochte, bei der Verbrennung des 7. Juli 1797 vor Antritt der dritten Schweizerreise vernichtet, bei der der Weimarer Minister sehr viel systematischer ausgesondert hat, was als störend an seinem zu überliefernden Bild der Nachwelt keinesfalls in die Hände fallen sollte: Daran erinnert er sich noch 26 Jahre später beim Anlegen der ›Tag- und Jahreshefte‹:

> Vor meiner Abreise verbrenn ich alle an mich gesendeten Briefe seit 1772, aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Gangs freundschaftlicher Mittheilung.[20]

18 Spezifischer hierzu die Aufsätze aus ganz unterschiedlichen Zuwegen im Sammelband: Von der Pansophie zur Weltweisheit. Goethes analogisch-philosophische Konzepte, hrsg. von Hans-Jürgen Schrader und Katharine Weder in Zusammenarbeit mit Johannes Anderegg, Tübingen 2004, Überblick in der »Vorbemerkung« der Herausgeber, S. VII–XII.

19 Die hierzu wichtigsten erhaltenen Briefzeugnisse hat Paul Raabe zusammengestellt in: Goethe, Träume und Legenden (Anm. 11) S. 11–21, die von Goethe streng selegierten Erinnerungen in den ersten drei Büchern von ›Dichtung und Wahrheit‹ (in denen er alle in seiner öffentlichen Stellung potentiell kompromittierenden Konnexe zu Feuerköpfen des radikalen Pietismus verschwieg) S. 116–150. Zu Goethes Redaktion vgl. Raabes Nachwort, S. 232 f. Raabe, Separatisten, Pietisten, Herrnhuter (Anm. 11), S. 97, 115, 130 äußert mit Grund die Vermutung, dass Goethes erinnerungsbereinigende Manuskripteverbrennung besonders die frömmigkeitlich-separatistischen Kontakte der früheren Jugend betroffen haben dürften, höchstwahrscheinlich auch Originalaufzeichnungen der Klettenberg, auf denen die ›Wilhelm Meister‹-›Bekenntnisse einer schönen Seele‹ beruhten. – Nicht ohne Grund wurde Goethe von Sigmund Freud in seiner Ansprache zur Verleihung des Goethe-Preises in Frankurt als ein »sorgsamer Verhüller« bezeichnet; Sigmund Freud, Studienausgabe, hrsg. von Alexander Mitscherlich, Bd. 10: Bildende Kunst und Literatur, Frankfurt am Main 1972, S. 292–296, hier: S. 296.

20 Mitgeteilt und interpretiert bei Schöne, Der Briefschreiber Goethe (Anm. 17), S. 23–26.

Was aber, so muss man fragen, hatten die zwei so unterschiedlichen Männer, der genialisch in die Welt ausgreifende 24-jährige Dichter, von dessen verbrannten »alten Schaalen« aus Zeiten, in denen ihn noch »andre Sorgen«, »Verworrenheit, Betriebsamkeit [und] Wissbegierde der Jugend« bewegt hatten, nur diese eine »Schaale« doch noch zurückgeblieben ist und in sein Konterfei einzuordnen bleibt, und der fast 74-jährige Gottsucher und missionierende Gemeinschaftsführer miteinander zu schaffen? Ehe ich mich der Sprachform dieses Briefes und den daraus zu ermittelnden impliziten Botschaften zuwenden kann, ist nach den konkreten, andeutungsweise ausgesprochenen zu fragen: Zunächst ist zu rekonstruieren, wer dieser wunderliche Heilige war und was er von Goethe gewollt haben mag, welche Dienste ihm dieser geleistet hat und was überhaupt die über viereinhalb Monate nachvollziehbare Korrespondenz in Gang bringen konnte, der keine lange Dauer beschieden sein konnte, da Fleischbein am 5. Juli 1774[21] gestorben ist.[22]

Die Familie Fleischbein gehörte ebenso wie Goethes mütterliche Vorfahren Textor zu den mannigfach miteinander verwandten und verschwägerten Frankfurter ratstragenden Geschlechtern, deren Verbundenheiten durch Ämter, Einheiraten und gesellschaftliche Kontakte ih-

21 Durch die Ermittlung von Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 76, vgl. ebd., S. 60, im Kirchenbuch der lutherischen Gemeinde Pyrmont stehen die Lebensdaten Fleischbeins (die ich auch für meinen RGG-Artikel [Anm. 3] erst vage eruieren konnte) jetzt eindeutig fest: Er ist in Frankfurt am 12. Februar 1700 geboren (wurde dort am 13. Februar getauft) und am 5. Juli 1774 auf seinem Gut in Pyrmont-Oesdorf, heute (ebenso wie das Schloss Hayn) eine diakonische Sozialeinrichtung, gestorben (Beerdigung am 7. Juli). Also stimmt weder die Angabe bei Chavannes, Jean-Philippe Dutoit (Anm. 5), S. 70, der den Tod auf den 5. Juni 1774 datiert, noch die in der kritischen Briefausgabe (GB, Bd. 2/II, S. 184), die Todes- und Beerdigungsdatum verwechselt.

22 Die unbegründete Vermutung im Kommentar der kritischen Ausgabe (GB, Bd. 2/I, S. 184), Goethes überlieferter Brief sei der Abschluss dieser Korrespondenz gewesen, kann im folgenden falsifiziert, dabei aber wahrscheinlich gemacht werden, dass Fleischbein nach seinem Dankesbrief an Goethe Ende Januar im Zorn über ihm unerträgliche dogmatische Verirrungen der Susanna Catharina von Klettenberg den Verkehr auch mit ihm eingestellt hat. Dieses letzte auf Goethe bezogene Dokument im Nachlass (TS 1013/16/12) bleibt am Schluss meines Beitrags vorzustellen.

nen über Generationen hin bewusst blieb. In Goethes Aufzeichnungen kommt ein Spross dieser Familie nur zweimal im Tagebuch vor, als er sich 1797 beim Frankfurt-Aufenthalt (in Besuch und Gegenbesuch) mit dem erst 1772 geborenen Johann Daniel Fleischbein trifft.[23] Für seine Mutter aber blieben »meine Lieben von Fleischbein«, wie sie in vier Briefen an den Sohn und seine Christiane zwischen Februar 1801 und Mai 1807 schrieb, liebste »Freunde« für wechselseitigen Umgang zu Alltags- wie Festesbesuchen.[24] Tatsächlich gab es reichlich entfernte bloß angeheiratete Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Goethe und Johann Friedrich von Fleischbein. Eine weit zurückliegende hat die Goethe-Genealogie aufgedeckt: Sein Ururgroßvater mütterlicherseits, Johann Wolfgang Textor d.Ä. (1638–1701), Jura-Professor an der Universität Altdorf, hatte, allerdings erst lange nach der Geburt von Goethes der ersten Ehe entstammendem Urgroßvater Christoph Heinrich Textor (1666–1716), als Witwer die Tochter eines Frankfurter Schöffen geheiratet, Maria Sibylla von Fleischbein. Diese Ehe aber war schon zweieinhalb Jahre später geschieden worden.[25] Nach Fleischbeins im

23 Goethe, Tagebücher, Bd. II,1, S. 129 (Tagebuch 1. Januar bis 21. August 1797) sowie S. 141 f. (Reisetagebuch Schweiz); vgl. auch Bd. II,2 (1790–1800), Kommentar, hrsg. von Wolfgang Albrecht und Edith Zehm, 2000, S. 862: »Fleischbein von Kleeberg, Johann Daniel d.Ä. (1772–1807), Schöffe in Frankfurt am Main«. Dazu Robert Steiger, Goethes Leben von Tag zu Tag. Eine dokumentarische Chronik, 8 Bde., Zürich und München 1982–1996, hier: Bd. 3, S. 627 und 629; vgl. auch Goethes Leben von Tag zu Tag. Generalregister, hrsg. von Siegfried Seifert und Doris Kuhles, Berlin und Boston 2011, S. 116. Die Frankfurter Linie der Familie war 1666 geadelt worden: Fleischbein von Kleeberg (GB, Bd. 2/II, S. 182).

24 Catharina Elisabetha Goethe, Briefe an ihren Sohn Johann Wolfgang, an Christiane und August von Goethe, hrsg. von Jürgen Fackert, bibliographisch ergänzte Ausgabe, Stuttgart 1999 (= Universal-Bibliothek 2786), S. 173, 217, 229, 256, vgl. ebd., S. 316 (der junge, kränkliche Fleischbein, an dem sie besonders Anteil nimmt, auch da identifiziert als »Fleischbein Johann Daniel (1772–1807), Schöff«). – Zur markant inkongruenten Korrespondenz zwischen Goethe und seiner Mutter vgl. ebd., S. 304 f. sowie die eindrückliche Analyse bei Schöne, Der Briefschreiber Goethe (Anm. 17), S. 444–446.

25 Diese kurzzeitige Gattin Johann Wolfgang Textors d.Ä. war die Tochter des Frankfurter Bürgermeisters Philipp Nicolaus von Fleischbein (1637–1698), dessen Enkel Johann Friedrich von Fleischbein war. Sie war die Schwester von Fleischbeins Vater Heinrich Georg Philipp, der Schloss Hayn im Siegerland erworben und zum Familiensitz ausgebaut hatte, und somit die Tante des Gründers

Lausanner Nachlass gefundenem Bericht an Klinckowström vom 8. Oktober 1773 hat Goethe selbst ihn in einem seiner nicht erhaltenen früheren Briefe auf eine generationennähere, ebenfalls weitschichtige Verwandtschaft aufmerksam gemacht, die ihm als Basis für missionarische Bemühungen um die Goethe-Familie so wichtig war, dass er sie dem Vertrauten trotz seiner das Schreiben mühsam machenden Altersbeschwerden im Anschluss an Mitteilungen aus der guyonistischen Gemeinschaft in Lausanne mit Weiterreichung des Goethe-Briefs umfänglich auslegt:

> Auch habe ich einen Brief von *Hr. Dr. Goethe* empfangen, den ich hierbey communicire und mir solchen zurück erbitte, doch ohne eile. Der Brief ist meiner Erwartung gemäß, und [gibt] Hoffnung, daß für die Fischers Gesellen des H:[eiligen] Petri neue arbeit sich finden werde. Die Verwandschafft rührt her von meines seel Vatter Schwester Francisca, die in erster Ehe des Hr. Dr: Goethe bellenvatter hatte, und hernach Catholisch wurde, und den venetianischen Graffen Thomasi zu Seravalle [San Marino] ehligte, für welche ich seither bete und gewiß bin, daß sie ohneracht ihrer irregularitäten in der genade Gottes gestorben ist, jedoch noch in der Reinigung [im Fegefeuer[26]] ich brachte in meiner Antwort diese verwaltung Gottes aus bedachtlichem Vorsatz aufs Tapet, um wo möglich diese Familie J:[esu] Chr:[isto] zu gewinnen. Worzu auch hoffnung ist, aber meine Schwachheit gibt wenig hoffnung, daß in meinem Leben was merckliches wird geschehen können. Gottes Erbarmen über alle seine Creaturen, die es annehmen wollen, aber ist unermeßlich. So schwach ich auch bin, und mit noch andern Arbeiten überschüttet, habe ich doch

der quietistischen Gemeinschaft auf Schloss Hayn. Vgl. Steiger, Goethes Leben von Tag zu Tag (Anm. 23), Bd. 1, S. 634 und Generalregister (Anm. 23), S. 116. Die weit über das bisher Ermittelte genauen Angaben in GB, Bd. 2/II, S. 182 und 184 ließen sich aus der Genealogie Goethes (goethe-genealogie.de/verwandtschaft/ahnentafel/goethe-at-01–04.html) sowie (für Fleischbein) der Frankfurter Ratsgeschlechter (gedbas.genealogy.net/) ergänzen. Irrig ist die dann verschiedentlich übernommene Angabe Fischer-Lambergs (DjG, Bd. 4, S. 321), Fleischbeins Schloss Hayn liege im Thüringer Wald.

26 Zu Fleischbeins von Madame Guyon übernommener, nach protestantischer Lehrauffassung heterodoxer Fegefeuerlehre und Goethes brieflicher Abgrenzung dagegen vgl. unten, Anm. 71.

> m.[einem] theuersten Gönner [Klinckowström] hiervon Nachricht zu geben, nicht ermanglen wollen.[27]

Welchen Verwandtschaftsgrad auch immer Fleischbein mit »bellenvatter« bezeichnen will (›beau-père‹ hieße ja eigentlich Stief- oder Schwiegervater): Goethe hatte im weiteren Sinne recht, ihn als »Herr Vetter« zu titulieren. Denn längst hatte sich die Wortbedeutung vom ursprünglichen »Vaterbruder« nicht nur zur heute geläufigen Bezeichnung für »Cousin« fortentwickelt, sondern vor allem sprichwörtlich zu »dem allgemeinen sinne von ›verwandter‹«.[28] In diesem unspezifischen Sinn hat auch der junge Goethe das Wort meist verwendet, so wenn er – fast gleichzeitig mit dem Fleischbein-Brief – Lotte beim ersten Begegnen den jungen Werther von ihrem Brüderchen begrüßen lässt »Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand« und auf seine erstaunte Rückfrage den ersten Dialog entbindet:

> Vetter? […] glauben Sie, daß ich des Glüks werth sey, mit Ihnen verwandt zu seyn? O! sagte sie, mit einem leichtfertigen Lächeln, unsere Vetterschaft ist sehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn sie der Schlimmste drunter seyn sollten.[29]

Dass Goethe den »Vetter« Fleischbein gemäß der semantischen Option im Grimmschen Wörterbuch mit einer »ehrenden anrede, indem die vorstellung einer verwandtschaft zwischen dem sprechenden und angeredeten als etwas erfreuliches empfunden wird«, apostrophiert, dass also diese Anrede hier nicht, wie es die bisherigen Kommentierungen nahelegen,[30] »ironisch«[31] oder gar karikaturistisch bloßstellend[32] ge-

27 BCU Lausanne: Fonds des âmes intérieures (Fleischbein-Nachlass), TS 1013/15/20, Brief an Klinckowström vom 8. Oktober 1773.

28 Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 12/2, Leipzig 1921, s. v. Vetter, Sp. 26–34, hier: Sp. 27 und 30 f.

29 Goethe, Die Leiden des jungen Werthers (Jan. – Juni/Juli 1774), Brief »am 16. Juny«, in: DjG, Bd. 4, S. 115.

30 Vgl. unten, Anm. 95.

31 Deutsches Wörterbuch, Bd. 12/2, Sp. 31 f.

32 So konnte Goethe, besonders in seinem Sturm und Drang-Überschwang, die Bezeichnung »Vetter« durchaus auch verwenden, z. B. im grobianischen Namenskatalog der Farce ›Hanswursts Hochzeit‹ von Anfang 1775, DjG, Bd. 5, S. 183–195, hier: S. 187, 189, 191 und 194, vgl. S. 438 f. und in der vorzüglich kommentierten

meint war, wird schon daraus deutlich, dass Goethe sich bei Fleischbein selbst als jüngerer Verwandter eingeführt hat.

Wenngleich der beinahe fünfzig Jahre ältere weitläufige »Vetter« Fleischbein zu seinem Bedauern nicht zur »Gewinnung« Goethes und seiner Familie für die Mystikergemeinschaft gelangt ist, wie ihm das zuvor wenigstens auf Zeit mit anderen bedeutenden Exponenten unserer Philosophie- und Dichtungsgeschichte gelungen war, die sich später im Unfrieden aus dieser erdrückend-intoleranten Umklammerung gelöst haben, hat er ihn doch nicht nur aufgrund der im Brief angedeuteten verwandtschaftlichen Bezüge bereit gefunden, ihm diskret allerlei persönliche und gemeindebezogene Dienste zu erweisen. Dabei hat er ihn, was wichtiger ist, auch in wenigstens oberflächliche Auseinandersetzung mit guyonistischem Gedankengut und anderen Guyonisten gebracht.

*

Für ein profunderes Verständnis des erhalten gebliebenen Goethe-Briefs muss ich einige wichtigste Positionen der Biographie und Lebensleistung dieses merkwürdigen Korrespondenten zusammentragen. Der in der vermögenden adligen Frankfurter Patrizier- und Kaufmannsfamilie unter pietistischem Einfluss aufgewachsene Johann Friedrich von Fleischbein (seine Mutter war in Speners frühen Konventikeln »erweckt« worden, auch die für den frühen Frankfurter Pietismus um den Begründer dieser Frömmigkeitsbewegung im Saalhof hochbedeutsame Maria Juliana Baur von Eysseneck gehörte zur Verwandtschaft)[33]

Ausgabe Johann Wolfgang Goethe, Satiren, Farcen und Hanswurstiaden, hrsg. von Martin Stern, Stuttgart 1983 (= Universal-Bibliothek 8565), S. 108 f. und 111, vgl. ebd., S. 187 f. (auch mit Ausweis des selbstparodistischen Bezugs auf den ›Werther‹), oder in den Verwandtschaftskonstruktionen Mephistos im ›Faust‹, Goethe, Faust. Frühe Fassung. Nach der Handschrift des Hoffräuleins Luise von Göchhausen, in: FA I 7/1: Faust. Texte, hrsg. von Albrecht Schöne, 6. Auflage, 2005, S. 487, mit Entsprechung in ›Faust I‹, V. 2189–2194, auch noch im zweiten Teil des Dramas, V. 6885, 7002, 7736–7749 und 10711, vgl. insbes. den Kommentar von Albrecht Schöne in: FA I 7/2, S. 279 f., 513 und 856.

33 Die zuverlässigsten Sachrecherchen zur Fleischbein-Biographie auf der Grundlage des Lausanner Nachlasses kann man jetzt (trotz Knieriems wie auch Wingertszahns zu unsachlichen Charakteraburteilungen führendem programmatischem Unverständnis für sein religiöses Wollen und Wirken) bei Knieriem und

war standesgemäß in militärische Erziehung gegeben worden und hatte 16-jährig (1716) auf der Anreise zur Ritterakademie im lothringischen Lunéville eine erste religiöse Krisis erlebt. Eine mystische Ausrichtung erhielt der Rittmeister aber erst, als er 19-jährig auf einer Schweizreise in Lausanne in den für sein ferneres Leben bestimmenden Kontakt mit den Pietistenzirkeln des Waadtlandes kam.[34] Schon 1715 hatte sein Vater Heinrich Georg Philipp Fleischbein das Wasserschlösschen Hayn bei Dillenburg im Siegerland aus dem Konkurs der dort ansässigen Jun-

Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12) und in den verschiedenen Arbeiten des Karl Philipp Moritz-Herausgebers Christof Wingertszahn (s. u.) finden, auf die ich im folgenden verweise. Angaben zur durch Spener erweckten Mutter Elisabeth Catharina von Fleischbein (1678–1742) bei Knieriem und Burkardt, a.a.O., S. 39, vgl. insbes. S. 41, 272 und 274 sowie Reg. S. 306. Maria Juliana Baur von Eysseneck (Tochter des Stadtschultheißen Johann Martin Baur von Eysseneck und der Catharina v. Fleischbein) war seine Tante (auch sonst gab es zahlreiche Heiratsverbindungen zwischen den Familien Baur und Fleischbein, vgl. Landesgeschichtliches Informationssystem Hessen, lagis-hessen.de). Zu ihrem religiösen Hintergrund und der von ihrem Zirkel ausgehenden Radikalisierung zum frühen Separatismus vgl. Martin Brecht, Philipp Jakob Spener, sein Programm und dessen Auswirkungen, in: Geschichte des Pietismus, Bd. 1: Der Pietismus vom siebzehnten bis zum frühen achtzehnten Jahrhundert, hrsg. von M. Brecht, Göttingen 1993, S. 278–389, hier: S. 298 und 317 f.

34 Grundlegend für Fleischbeins Biographie und für die Konnexe von ihm und seinen Anhängern zu den Schweizer Separatisten- und Mystikerkreisen ist noch immer (aus der westschweizerischen Perspektive) die Monographie von Chavannes, Jean-Philippe Dutoit (Anm. 5), S. 46–63 und danach Wernle, Der schweizerische Protestantismus (Anm. 1), Bd. 3, sowie aus der Perspektive des Pietismus im Wittgensteiner- und Siegerland, insbesondere des Fleischbein-Seelenführers Marsay, die Regional-Kirchengeschichte von Max Goebel und Theodor Link, Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche, Bd. 3: Die niederrheinische reformirte Kirche und der Separatismus in Wittgenstein und am Niederrhein im achtzehnten Jahrhundert, Koblenz 1860, S. 94, 96, 109–111, 193–227 (Marsay) sowie S. 122, 194, 225–229 (Fleischbein). Dazu aus der neueren kirchengeschichtlichen Forschung: Hans Schneider, Der radikale Pietismus im 18. Jahrhundert, in: Geschichte des Pietismus, Bd. 2: Der Pietismus im 18. Jahrhundert, hrsg. von Martin Brecht und Klaus Deppermann, Göttingen 1995, S. 106–197, hier: S. 128–135, 179–181, dazu Schrader, Madame Guyon (Anm. 4). Für Schloss Hayn in der Zeit, als es Vater und Sohn Fleischbein gehörte, vgl. zudem Alfred Lück, Zur Geschichte der Burg Hainchen und ihrer Bewohner, in: Geschichte des Netpherlandes, hrsg. von Hermann Böttger, Wilhelm Weyer und Alfred Lück, Netphen 1967, S. 279–347, weitere Literaturangaben bei Schrader, a. a.O., S. 221.

kerfamilie übernommen, die Familie war nach aufwendigen Aus- und Umbauten endgültig 1727 übersiedelt. Da der Besitz kein familiales Reichslehen war, hatte es für die Freiherren (»Krämeradel«)[35] zumindest anfangs Auseinandersetzungen mit den Bauern des Burgdorfs Hainchen um die Hoheitsrechte und Zehntgefälle gegeben. Lange bevor Johann Friedrich von Fleischbein nach dem Tod seines Vaters 1742 alleiniger »Herr von Schloß Hayn« wurde (das haben die französischen Dokumente oft als »Comte« wiedergegeben, so dass ihm in Biogrammen irrtümlich ein Grafentitel zugeschrieben wurde),[36] hatte er hier nach dem Vorbild des Kreises um den ersten Herausgeber einer Madame Guyon-Gesamtausgabe, Pierre Poiret, im niederländischen Rijnsburg eine pietistische Hausgemeinde eingerichtet, zu der neben den Eltern u.a. auch seine (in Goethes Brief erwähnte) lebenslang kränkliche Schwester, Elisabeth Sophie Prueschenk (1703–1776), und ihr Mann Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofen (ca. 1686–1744) gehörten. Der stand in engem Konnex mit dem mystischen Kirchenlieddichter Gerhard Tersteegen und mit dem von Goethe in ›Dichtung und Wahrheit‹ gewürdigten Frankfurter inspirierten Arzt Johann Christian Senckenberg[37] und hat wie diese beiden alchimistische Heilmittel produziert, die er mit ihnen austauschte.[38] Eine strikte Orientierung

35 Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 58 mit entsprechenden Nachweisen.

36 Dazu ebd., S. 36 f.; vgl. Elke Richter in: GB, Bd. 2/II, S. 183.

37 Auf Senckenbergs separatistisch-pietistische – damit also dem für ihn einzig wahren guyonistischen Heilsweg nur entfernt nahekommende – Erweckung und Einstellung weist Fleischbein im Brief an Klinckowström vom 9. Januar 1773 (BCU Lausanne TS 1930/15–17) hin. Senckenberg hatte den Inspirierten nahegestanden und war lebenslang Separatist geblieben, vgl. neuerdings die Untersuchungen von Vera Faßhauer, »Ô stultam sapientiam!« Zum Verhältnis von pietistischer Selbsterkenntnis und weltlicher Gelehrsamkeit in den Tagebüchern des jungen Johann Christian Senckenberg, sowie von Veronika Marschall, Johann Christian Senckenberg (1707–1772) und die »Pietas Medici«, beide in: Medizin- und kulturgeschichtliche Konnexe des Pietismus. Heilkunst und Ethik, arkane Traditionen, Musik, Literatur und Sprache, hrsg. von Irmtraut Sahmland und Hans-Jürgen Schrader, Göttingen 2016 (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 61), S. 45–68 und S. 69–90.

38 Wichtige Zusatzinformationen gegenüber der älteren Forschung resümiert bei Hans-Jürgen Schrader, Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus. Johann Henrich Reitz' ›Historie der Wiedergebohrnen‹ und ihr geschichtlicher Kontext, Göttingen 1989 (= Palaestra 283), S. 199 f., 474; über den Kreis um

auf die jeglichem Eigenwillen gänzlich absagenden mystischen Lebensregeln der Madame Guyon erfolgte 1736, als Fleischbein sich an den wichtigsten Vermittler ihrer Ideen nach Deutschland anschloss, den französischen Hugenotten Marquis Charles Hector de Marsay. Der nämlich war zwischen den Westschweizer Frommen und den nur wenige Kilometer von Hayn entfernten Zentren des radikalen Pietismus, Berleburg und Schwarzenau, hin- und hergependelt, bis Fleischbein ihn gemeinsam mit seiner gleichen Idealen nachstrebenden Frau zwischen 1736 und 1742 auf Schloss Hayn ansiedeln konnte und, von schweren Anfechtungen heimgesucht, zum Seelenführer seiner Gemeinschaft machte.[39] In diesen sechs Jahren sind die etwa 35 Bücher Marsays zur

die Fleischbein-Familie auf Schloss Hayn und ihre Kontakte zunächst in der erstmals unbekannte Funde zur Biographie Karl Philipp Moritz' aus dem Lausanner Fleischbein-Nachlass präsentierenden Quellensammlung von Christof Wingertszahn, Anton Reiser und die »Michelein«. Neue Funde zum Quietismus im 18. Jahrhundert, Hannover 2002, S. 16–24, 37 f., 93–101. Nachdem diese Angaben kurz darauf durch Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 24, 36 f., 43–46, 67, 78–95, 110, 224 erheblich erweitert worden waren, hat Wingertszahn seine Funde auf besserer Forschungsbasis noch wiederholt präsentiert, v. a. übersichtlich in einem Ausstellungskatalog, Christof Wingertszahn, Anton Reisers Welt. Eine Jugend in Niedersachsen 1756–1776. Ausstellungskatalog zum 250. Geburtstag von Karl Philipp Moritz, Hannover-Laatzen 2006, S. 76–117 sowie in seinen Kommentaren zur kritischen Moritz-Werkausgabe (s. u.). Ich übergehe hier die zwar für ein vollständigeres Fleischbein-Porträt, nicht aber für das Verständnis des Goethe-Briefs relevanten Konnexe zu Tersteegen und seinem Kreis und auch die spannungsreicheren zu den neuprophetischen Inspirierten und ihrem Gemeinschaftsführer Johann Friedrich Rock (leicht auffindbar über das Register bei Knieriem und Burkardt).

39 Vergleichsweise knapper Bericht über Anlass und Aufenthalt bei seinem geistlichen »bruder […] Herr v. F.«, »unserm sehr lieben bruder« (S. 347) in Marsays eher auf seine Jugendzeit und die eigene Erweckung konzentrierter Autobiographie: Lebens=Lauff des Hr. Carl Hector St. George de Marsay, in: System der höhern Heilkunde, fuer Aerzte, und Seelsorger, hrsg. von [Ernst Joseph Gustav] de Valenti. Des theoretischen Theiles zweite Abteilung, Elberfeld 1827, S. 153–393, hier: S. 346–377. Den an die mittelalterliche Nonnenmystik und davon abgeleitete katholische Frömmigkeitsübungen gemahnenden Begriff eines Seelenführers (directeur spirituel) vermeidet Marsay allerdings: »Weil der heil. Geist selbst der *Director* und führer dieser seelen ist, so ist es schlechthin darum zu thun, daß man lerne, sich in seine führung zu richten, dieselbe zu kennen, und ihr platz zu machen. Dieß ist die einzige sache, warum es Gott gefällt, menschen zu gebrauchen, der unwissenheit zu hülff [zu] kommen« (S. 348). Die in dieser der-

Verbreitung der guyonistischen Lehren entstanden. Fleischbeins (neben einer ausgebreiteten Gemeindekorrespondenz und überreichen, wohl aus Gründen der programmatischen Niedrigkeit und Selbstvernichtigung nie zur Publikation gebrachten und noch nicht einmal ansatzweise erforschten eigenen mystischen Schriftstellerei)[40] wichtigste literarische Leistung war, dass er neben einigen noch nicht deutsch verfügbaren Guyon-Werken und anderen Traktaten der französischen Mystik fast alle z.T. umfänglichen Marsay-Schriften ins Deutsche übersetzt

zeit besten Edition meist nur abgekürzt wiedergegebenen Personen- und Ortsnamen sind nach einer Abschrift aus dem Tersteegen-Kreis im Düsseldorfer Kirchenarchiv aufgelöst in der (sonst unzuverlässigeren und auswählenden) Ausgabe in: Jost Klammer, Der Perner von Arfeld. Kirchengeschichte im Raum Arfeld, Bad Berleburg-Arfeld 1983, S. 84–115. Eine Neuedition auf der Grundlage der französisch wie deutsch im Lausanner »Fonds des âmes intérieures« liegenden handschriftlichen Versionen bereitet der auch an einer französischsprachigen Marsay-Monographie arbeitende Literaturwissenschaftler Sebastian Türk, Lyon, vor (Texte zur Geschichte des Pietismus).

40 Umfängliche Konvolute sind in seinem Nachlass unter TS 1011 (»Opuscules«) auf deutsch und partiell auch französisch unter TS 1001–1012 aufbewahrt, u.a. über ›Ursprung und Anfang des geschaffenen Lichts‹, ›Vom Ursprung des Lichts und des Lebens der Geschöpfe‹, eine ›Abhandlung vom Central Feuer‹, ›Gedanken über die Cometen‹, ›Von der Naturbegebenheit‹, über ›Die allerheiligste und untheilbare Dreyeinigkeit, eine einzige göttliche Wesenheit‹, ›Abhandlung von den göttlichen Namen‹, ›Vom Wort in Principio‹, ›Von der Menschwerdung Jesu Christi‹ und ›Gedanken von der Menschheit Christi‹, ›Von der Cabbala‹, ›Gedanken die Mutter Gottes betreffend‹, ›Betrachtungen über die Schöpfung‹, ›Von dem freyen Willen‹, ›Vom Glauben‹, ›Von der Sünde wider den Heiligen Geist‹, ›Von der Eucharistie‹, ›Anmerckungen über Mme Guyons Prophezeyungen‹, ›Anmerkungen über die Apokalypse‹, ›Von den künftigen herrlichen Schicksalen der Stadt Genf‹, ›Von Bekehrung der Mahometaner und Befreiung Jerusalems‹, ›Mutmaßliche Gedanken über unsere Zeitläuften‹, ›Schrift von den Zeiten und Welt-Altern bis zum allgemeinen jüngsten Gericht‹, ›Seelenwanderung und Besitzungen‹, ›Abhandlung vom Seelenschlaf und Fegfeuer mit Anhang: Antwort an Hr. Dutoit‹, ›Von der Reinigung nach dem Tode‹, ›Vom Schooß Abrahams und dem Paradies‹, ›Vom Zustand der ersten christlichen Kirche‹, ›Divers traités sur Denys l'Aréopagite‹, ›Von Fenelon‹, ›Über Hochmann's Glaubensbekenntnis‹, ›De l'intercession des saints‹, ›Sur l'état des âmes dans le Paradis‹. Mit der programmatischen Demutsforderung, die Fleischbein daran gehindert haben mag, seine Traktate in Druck zu geben, dürfte es zusammenhängen, dass von Fleischbein ebenso wie von Marsay und Tersteegen und von den Anführern der Inspiriertengemeinschaft keine Porträts überliefert sind.

hat.[41] Nachdem sich Bemühungen um die Publikation auch der französischsprachigen Originalmanuskripte Marsays in Lausanne zerschlagen hatten, sind sie im nahen Berleburg (parallel zur berühmten »Berleburger Bibel«, in die die Guyon-Kommentare zur Heiligen Schrift eifrig eingearbeitet wurden) in beiden Sprachen gedruckt worden: die deutschen Versionen zumeist finanziert von Marsay selbst aus einer Familienrente und durch eigene Uhrmacherarbeit, u.a. für den Berleburger Hof, die französischen durch die Freunde am Genfersee, v.a. den in Chevry (Pays de Gex bei Genf) lebenden Berner Bankier Etienne Duval.[42] Die um Fleischbein und seine 1737 geheiratete, guyonistisch gesinnte

41 Die bibliographisch wegen der stets gleichen Obertitel ungemein schwer zu ermittelnden Marsay-Publikationen sind erstmals vollständig zu erfassen gesucht bei Schrader, Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus (Anm. 38), S. 198–200, 214–218 (und s. Reg.), Ergänzungen bieten Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 45, 230–232, französische Drucke S. 184 f. und Hans-Jürgen Schrader, Salomonis Schlüssel für die »halbe Höllenbrut«. Radikalpietistisch tingierte »Geist=Kunst« im Faustschen »Studierzimmer«, in: Goethe und der Pietismus, hrsg. von Hans-Georg Kemper und Hans Schneider, Halle und Tübingen 2001 (= Hallesche Forschungen 6), S. 231–256, hier: S. 250, sowie ders., »Erweckung und Bekehrung der Juden« in quietistischer Perspektive. Charles Hector de Marsays Gutachten zu Glaubensfragen unterweisungsbedürftiger Konvertiten, in: Konversionsstrategien am Institutum Judaicum et Muhammedicum in Halle, hrsg. von Grit Schorch und Britta Klosterberg, Halle 2016 (Hallesche Forschungen, im Druck). Zu Fleischbeins Übersetzungen und zu seinen eigenen religiösen Traktaten Wingertszahn, Anton Reiser und die »Michelein« (Anm. 38), S. 16 f. und Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 69–71, 252.

42 Das korrigiert die auf Karl Philipp Moritz zurückgehende, seit Göbel / Link und Wernle allenthalben kolportierte (und früher auch von mir übernommene) Angabe, Fleischbein habe alle diese Werke auf eigene Kosten drucken lassen. So vermögend war er offensichtlich gar nicht, unter seinen Anhängern wurden auch für den Neudruck und für Verschenkungen guyonistischer Traktate (dazu reiche Angaben in seinen Briefen an Klinckowström) und für die Armenkasse ständig Spenden gesammelt. Viele Angaben über die Publikationsaufträge und über die Bücherverbreitung liefern die Briefdokumente bei Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), hier zu den Kontakten mit Duval, der Marsay schon in der Jugend in Paris unterstützt hatte, S. 86, 129, 140, 146 f., 176, 181 und 216 (dort auch Biogramm), vgl. die übersetzten Briefe Marsays an Duval S. 219–221, 259–263. Auswertung bei Schrader, »Erweckung und Bekehrung der Juden« (Anm. 41).

katholische Frau Petronella gebildete »Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen auf Schloß Hayn« wurde in dieser produktivsten Phase zu einem Wallfahrtsort pietistisch Erweckter aus nah und fern. Unter den an ihren Andachtsübungen teilnehmenden Besuchern war der vom radikalen Pietisten (zeitweise Mitübersetzer und -kommentator der »Berleburger Bibel« und Herausgeber des ›unparteiisch‹-›philadelphischen‹ Organs der ›wahren Christusnachfolger‹ aus allen kirchlichen wie separierten Konfessionsgemeinschaften, ›Geistliche FAMA‹) später zur in Religionsfragen vergleichsweise radikalen Berliner Aufklärung umgewendete Johann Christian Edelmann, der nach seiner Sinnesänderung einen spöttisch-satirischen Bericht von der Gemeinschaft gegeben hat. Nachdem Marsay nach dem Tod seiner Frau wieder vom Hayn fortgezogen war und von Fleischbeins Angehörigen nur noch die kranke Schwester am Leben war, hat der Gutsherr 1747 sein verödetes Wasserschloss verkauft und ist mit ihr seinem Seelenführer nachgezogen, zuerst nach Korbach, dann nach Pyrmont.[43] Auf dem dort 1755, also im 56. Lebensjahr, im Vorort Oesdorf erworbenen Gut wohnte er bis zu seinem Tod, also bereits, als Goethe geboren wurde, und noch in der Zeit seiner Korrespondenz mit ihm. Seinen Hof in Pyrmont hatte er, nach Möglichkeit missionarisch Kontakte im zuströmenden mondänen Kurpublikum knüpfend, noch einmal zum Zentrum der sich allein der göttlichen Führung unterstellenden Mystik ausbauen können.

43 Marsay hatte sich dort im Frühjahr und Sommer 1745 monatelang und dann neuerlich im Sommer 1746 einerseits für eine Trinkkur, andererseits für Verwandtschaftskontakte aufgehalten und berichtet in seiner Autobiographie von der Begegnung mit renommierten pietistischen Kirchenleuten des Hallischen Pietismus, dem Abt von Klosterbergen Johann Adam Steinmetz und dem Wernigeröder Superintendenten Samuel Lau, die hier umschichtig mit einem Hamburger Pfarrer Hoeck Konventikel hielten und unter deren Einfluss Marsay sich nach einer Phase schwerer Anfechtungen wieder der lutherischen Amtskirche annäherte; Lebens=Lauff des de Marsay (Anm. 39), S. 380 und 385 f. Biogramme der Sophie Elisabeth Prueschenk von Lindenhofen, geb. von Fleischbein bei Wingertszahn, Anton Reiser und die »Michelein« (Anm. 38), S. 116–118 sowie in den Stellenerläuterungen zu Karl Philipp Moritz, Sämtliche Werke. Kritische und kommentierte Ausgabe, Bd. 1: Anton Reiser, Teil II: Kommentar, hrsg. von Christof Wingertszahn, Tübingen 2006 (zitiert als *Moritz, SW*), S. 764.



Abb. 5
Fleischbeins Briefsiegel.

Literarisch berühmt geworden und bekannt geblieben ist der Pyrmonter Mystikerkreis um ihn und seine Schwester seit 1785 durch den autobiographisch fundierten Roman ›Anton Reiser‹ von Goethes späterem Bekannten, Karl Philipp Moritz. Moritz' Vater nämlich, der Militär-»Hautboist« Johann Gottlieb Moritz, der seiner Familie hier durch Kurkonzerte ein Zubrot gewann, hatte sich ganz an Fleischbein und seinen Kreis angeschlossen. Für den kleinen Karl Philipp, das »Carlgen« in Fleischbeins Briefen an Klinckowström, die erstaunlich ausführlich über die Erziehungserfolge, aber auch -probleme dieses ja doch noch ganz unbedeutenden, offenbar begabten, aber eigenwilligen Kindes aus der zerrütteten Ehe eines subalternen Heeresmusikers berichten, hat er nicht nur (neben anderen Unterstützungen für den Vater) die Operationskosten des von Knochentuberkulose befallenen Fußes übernommen. Vielmehr hat er dem Knaben neben religiösen auch weltlich-bildungsfördernde Bücher geschenkt und sich mit geradezu turmgesellschaftartiger Intensität um die Erziehung und eine berufspraktische Ausbildung für ihn innerhalb seines frommen Netzwerks gekümmert. Er hat einen von Moritz kindlich verehrten gelehrten greisen Mystiker als Privatlehrer für ihn finanziert und sich von diesem regelmäßig über die Erziehungsfortschritte berichten lassen, hat ihn bei Standespersonen in Celle (bei jener Mlle Lucie de Fabrice, die später seinen Nachlass zu Dutoit nach Lausanne verfügt hat) unterzubringen versucht,[44] und, als

44 Übersichtlichste Präsentation mit Abdruck und Faksimilierung aller einschlägigen Dokumente bei Wingertszahn, Anton Reisers Welt (Anm. 38), zu den im ›Anton Reiser‹ erwähnten Buchgeschenken S. 77 und 88 f., zur Fußoperation

das nicht gelang, ihm ein Praktikum beim Hutmacher-Lehrmeister Lobenstein in Braunschweig vermittelt. Der war offenbar jedoch mit der Betreuung dieses schwierigen, überempfindlichen und auf die ungeschickte Zuckerbrot-Peitsche-Pädagogik im Wechsel zuwendungsreicher Belohnungen und harter Strafmaßnahmen zunehmend störrisch reagierenden Kindes überfordert, so dass das fromme Erziehungsexperiment im Streit zerbrechen musste.[45]

S. 76 f., 213, zum Privatunterricht durch den unterstützten greisen Mystiker Johann Heinrich Discher (1666–1773) S. 56 f., 69–75, 213; all dies zum Erweis für »Moritz' Detailtreue im Roman« (S. 606) abermals abgedruckt im Kommentar zur kritischen Ausgabe des Romans, SW, Bd. 1/II, S. 610, 645–670, hier zu Discher S. 812–815. Wichtige Quellenbelege für die aus unbekanntem Grund gescheiterte Unterbringung des jungen Moritz bei Lucie de Fabrice in Celle schon bei Wingertszahn, Anton Reiser und die »Michelein« (Anm. 38), S. 40 f. und 109. Fleischbein musste das Scheitern dieser Ausbildung des Kindes, das er im Januar 1768 charakterisiert hatte als »ein gutartig, etwas zu lernen fähiges Kind, der einen guten Anfang in der Gottesfurcht hat, wann es cultiviert wird«, als schließlich doch förderlich für dessen Charakterbildung anerkennen (11. Nov. 1668): »Das Carlgen wann es als ein kleiner Laquay an den von Hdero gedachten Ort gekommen, würde ein petit maitre völlig geworden seyn, worzu er eine starcke Naturanlage hat, wann er aber eine beständige Arbeit hat, werden ihm die Ausschweifungen nicht in den Sinn kommen.« Dokumente in: Moritz, SW, Bd. 1/II, S. 646 und 648.

45 Das war nicht einmal vier Jahre vor Goethes Brief an Fleischbein. Wingertszahns vollkommen durch die Opsis des gegen das Ungeschick seines Lehrmeisters aufbegehrenden aufsässigen Knaben geprägte voreingenommene Haltung gegen die Behandlungen der Lehrlinge und auch des jungen Moritz durch den Braunschweiger Hutmacher Johann Simon Lobenstein, den er nicht nur im Sinne des Romans als »hypochondrischen Schwärmer« kennzeichnet, sondern der auch aufgrund des zeittypischen Einsatzes von Kinderarbeit als »erbarmungsloser Ausbeuter« erscheint (Wingertszahn, Anton Reiser und die »Michelein« [Anm. 38], S. 9 u. ö., was der Verf. in: Moritz, SW, Bd. 1/II, S. 795, vgl. auch ebd., S. 612, explizit als »Abwertende Bezeichnung« erläutert) und den er, weil er den noch vor der Ausbildung stehenden seiner Obhut Anvertrauten gegenüber anderen Lehrbuben bevorzugt und nicht in deren Massenschlafsaal, sondern in der eigenen Kammer schlafen lässt, ohne jedes Quellenindiz gar pädophiler Übergriffe verdächtigt (Wingertszahn, Anton Reisers Welt [Anm. 38], S. 94: »Aus heutiger Sicht ließe sich Lobenstein wohl nicht nur als religiöser Neurotiker, sondern als pädophiler Sadist bezeichnen«), ist krass anachronistisch und bar jeder pädagogik-, industrie- und auch gesellschaftsgeschichtlichen Kontexterwägung des 18. Jahrhunderts. Vgl. die in der (auch den Kindheit-Jesu-Kult der Quietisten und der Herrnhuter erläuternden) Studie von Hans-Jürgen Schrader, »Werd ein

Für die beiden prominent gebliebenen Zeugen der mystischen Gemeinschaften auf Hayn wie über 20 Jahre später in Pyrmont, Edelmann und Moritz, ist die im Durchbruch zu ihrer späteren öffentlichen Wirksamkeit fluchtartig verlassene religiöse Sozialisation ihrer Kindheit und Jugend tief traumatisch geworden. Entsprechend negativ und spöttisch sind nach ihrer befreiend empfundenen Hinwendung zur Aufklärung auch ihre Porträts des einstigen Wohltäters und der zweifellos in seiner Gemeinschaft herrschenden religiösen Enge und Unduldsamkeit. Eine nur knapp auszugsweise Erinnerung an die verletzt-spöttischen Charakterisierungen Fleischbeins und seiner Hausgemeinden ist nötig, obwohl Goethe deren Berichte 1774 natürlich noch gar nicht kennen konnte und sich sein Bild von seinem Korrespondenten nur aus dessen Briefen oder vom Hörensagen machen konnte.

Edelmann beschreibt in seiner 1749–1752 verfassten Autobiographie, die jedoch erst 1849 publiziert und dann schon bald in die Ahnengalerie des Frühsozialismus gestellt wurde,[46] sein Erleben des Kreises

Kind!« im ›Wunderhorn‹. Pietistische Mitgiften an die Romantik, in: Der radikale Pietismus. Perspektiven der Forschung, hrsg. von Wolfgang Breul, Marcus Meier und Lothar Vogel, Göttingen 2010 (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 55), S. 419–449, hier: S. 440 f. ausgewiesene pädagogikgeschichtliche Literatur, jüngst aber auch die Informationen zur philanthropischen Erziehung (Arbeit, Logis, Kost) sozial Benachteiligter in den pietistischen Waisenhäusern im Ausstellungskatalog: Kinder, Krätze, Karitas. Waisenhäuser in der Frühen Neuzeit, hrsg. von Klaus Veltmann und Jochen Borkenmeier, Halle 2009 (= Kataloge der Franckeschen Stiftungen 23). Karikatural überspitzt erscheint die Beurteilung in Schlagwörtern des aktuellen common sense, wenn dieses Moritz-Bild popularisiert wird, Willi Winkler, Karl Philipp Moritz, Reinbek 2006 (= Rowohlts Monographien 50584), S. 28: »Vielleicht hat er den dreizehnjährigen Moritz nicht bloß zeittypisch ausgebeutet, sondern auch noch missbraucht. Es fehlt ein Beleg dafür, aber das voraufklärerische und wahrhaft finstere 18. Jahrhundert, in dem Moritz seine Kindheit durchleben musste, hätte noch keinen Ausdruck dafür gefunden.«

46 Vgl. etwa Bruno Bauer, Einfluss des englischen Quäkerthums auf die deutsche Cultur und auf das englisch-russische Project einer Weltkirche, Berlin 1878, Reprint Aalen 1972, S. 46–68 bzw. bereits [anonym] ders., Der neu eröffnete Edelmann, oder Auswahl aus Edelmanns Schriften, Bern 1847, Geschichtliche Einleitung, S. V–XXIV. Dazu Ernst Barnikol, Bruno Bauers Kampf gegen Religion und Christentum und die Spaltung der vormärzlichen preußischen Opposition, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 48, N. F. 9 (1928), S. 1–34, zu Edelmann S. 13–15 und die Dissertation des DDR-Philosophen (Lehrer Wolf Biermanns und Rudolf Bahros) Wolfgang Heise, Johann Christian Edelmann (1698–1767). Seine

auf Hayn, in den er schon bald nach seiner Ankunft in der Berleburger philadelphischen Gemeinschaft heterodoxer Gottsucher aus den unterschiedlichsten Konfessionslagern 1736 eingeführt wurde, als eine

> Art von Heiligen, die zwar alle auch Separatisten waren: Aber sie hatten sich in die Schriften der Bourignon und Guion dergestalt verbildet, daß sie sie mehr, als die Bibel selbst venerirten. Der Herr von Marsay […] war der Götze dieser kleinen Familie. Denn der alte Hr. [Heinrich Georg Philipp] von Fleischbein und dessen Gehülffinn [seine Frau Elisabeth Catharina], dieser beyden Sohn [Johann Friedrich] und Tochter [Sophie Elisabeth] nebst ihrem Schwiegersohn, dem Herrn von Prüschenck, erhuben denselben ganz über die Gebühr und unterwarfen sich seinen geistlichen Anstalten recht blindlings.
>
> Diese […] schienen die Menschen nur in sich selbst in die Stille zu führen […] und sie auf die, in ihnen redende Stimme Gottes aufmercksam machen zu wollen. […] Aber da sich die armen Leute täglich eine gewisse Stunde bestimmten, in welcher sie auf des Hrn. von Marsay Stube zusammen kamen, und, ohne ein Wort zu sprechen, […] nur Stille vor sich weg sassen, bisweilen, um nicht einzuschlafen, die Augen verdreheten, und heimliche Seufzer von sich hören ließen, auch […] nichts anders in sich hören durften, als […] daß sie arme verdorbene und zu allen guten untüchtige Creaturen wären; so konnte auch aus dieser seltsahmen geistlichen Uebung weiter nichts herauskommen, als daß sie die armen Leute blieben, wie sie waren, und doch dabey wunder dachten, was sie vor andern voraus hätten. […]

historische Bedeutung als Exponent der antifeudalen bürgerlichen Opposition um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Eine Studie zur Geschichte der deutschen Aufklärung, Diss. phil. (masch.) Humboldt-Universität Berlin 1954. Tendenziell eher zugespitzt im Nachwort und den Kommentaren einer der Reprint-Ausgaben: Johann Christian Edelmann, Selbstbiographie, hrsg. und kommentiert von Bernd Neumann, Stuttgart-Bad Cannstatt 1976 (= Deutsche Autobiographien. Dokumente zum bürgerlichen oppositionellen Selbstbewußtsein von der Aufklärung bis zur Revolution 1848, Bd. 1), S. 474–542. Zu deren Vergleich mit den solider kommentierten Ausgaben der Autobiographie vgl. Schrader, Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus (Anm. 38), S. 407 f.

> Zwar […] ich […] hielt […] die Stunden des Gott gewidmeten Stillschweigens, ebenso fleißig mit, als die andern: Aber weil ich […] die Brillen nicht wegwerfen durfte, durch welche mich andere arme Sünder sehen hießen, […] kunte ich auch, weder mich selbst recht erkennen, noch hören, was der Herr […] in mir redete.[47]

Der ganz gleichstimmige Anfang von Moritz' autobiographischem Roman ist so bekannt, dass ein kleiner erinnernder Auszug genügt:

> In P., einem Orte, der wegen seines Gesundbrunnens berühmt ist, lebte noch im Jahr 1756 ein Edelmann auf seinem Gute, der das Haupt einer Sekte in Deutschland war, die unter dem Namen der Quietisten oder Separatisten bekannt ist, und deren Lehren vorzüglich in den Schriften der *Mad. Guion*, einer bekannten Schwärmerin, enthalten sind […].
>
> Der Hr. v.F., so hieß dieser Edelmann, wohnte hier von allen übrigen Einwohnern des Orts, und ihrer Religion, Sitten, und Gebräuchen […] abgesondert […]. Das ganze Hauswesen bis auf den geringsten Dienstbothen bestand aus lauter solchen Personen, deren Bestreben nur dahin ging, oder zu gehen schien, in ihr *Nichts* (wie es die Mad. Guion nennt) wieder einzugehen, alle Leidenschaften zu *ertödten*, und alle *Eigenheit* auszurotten.

47 Johann Christian Edelmann, Sämtliche Schriften in Einzelausgaben, Bd. 12: Selbstbiographie 1749–1752. Faksimile-Neudruck mit einer Einleitung von Walter Grossmann, Stuttgart-Bad Cannstatt 1976, S. 233 f., passagenweise auch nachgedruckt und kommentiert bei Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 55 f. (allerdings mit falscher Identifikation der – noch von Goethe gegrüßten – Schwester: die von ihnen genannte zweite Fleischbein-Schwester Catharina Charlotte, verh. von Rottenhoff, kam erst zwei Jahre nach Edelmanns Besuch aufs Schloss Hayn) sowie (ohne sprachliche Modernisierung) in: Moritz, SW, Bd. 1/II, S. 606 f. – Detaillierte Kontexterörterung bei Walter Grossmann, Johann Christian Edelmann. From Orthodoxy to Enlightenment, Den Haag und Paris 1976 (= Religion and Society 3), S. 97–110, v. a. S. 93 f. Offenbar auch auf Marsay und Fleischbein, aber nicht nur auf sie bezogen ist die viel frühere, in diesem Zusammenhang nie herangezogene Mystikerschelte Edelmanns in seiner autobiographisch-apologetischen »Vorrede von den bißherigen *Fatis* dieser Schriften« zu seinem Periodikum: Unschuldiger Wahrheiten Dreyzehende Unterredung, In welcher Versprochener Maßen die Einwürffe beantwortet werden […] in der Materie von der Unsündlichkeit der Wiedergebohrnen, o. O. [Berleburg] 1738, S. 57 f., 63, 73–75.

Alle diese Personen mußten sich täglich einmal in einem großen Zimmer des Hauses zu einer Art von Gottesdienst versammlen, […] welcher darinn bestand, daß sie sich alle um einen Tisch setzten, und mit zugeschloßnen Augen, den Kopf auf den Tisch gelegt, eine halbe Stunde warteten, ob sie etwa die Stimme Gottes oder das *innre Wort*, in sich vernehmen würden. […]

Der Herr v. F. […] lebte mit seiner Schwester, der Frau v. P., in dieser Eingezogenheit, um sich dem großen Geschäfte, die Lehren der Mad. Guion auszubreiten, ganz und ungestört widmen zu können […], und alles hatte eine unbegränzte Ehrfurcht gegen den Hrn. v. F., der wirklich einen unsträflichen Lebenswandel führte, […] bei Tage brachte er seine meiste Zeit damit zu, daß er die Schriften der Mad. Guion […] aus dem Französischen übersetzte, die er dann auf seine Kosten drukken ließ, und sie umsonst unter seine Anhänger austheilte. […]

Zu seinem Hause geschahen Wallfahrten von allen Seiten, und unter denen, die jährlich, wenigstens einmal, dieses Haus besuchten, war auch *Antons* Vater.[48]

Nach Moritz' Vorrede sollte dieser »psychologische Roman«, der »allenfalls auch eine Biographie genannt werden« könne, im Sinne der Diderotschen Fatalismustheorie erweisen, »wie dasjenige oft im Fort-

48 Moritz, SW, Bd. 1/I, S. 11–13, dazu Erläuterungen Bd. 1/II, S. 757–772; zu vergleichen ist der erste Entwurf ›Fragment aus Anton Reisers Lebensgeschichte‹, ebd., S. 3–7, den Moritz in der ›Berlinischen Monatsschrift‹, 10. Stück, Oktober 1783, veröffentlicht hat und der eine recht treffende Kennzeichnung der Guyon-Lehre enthält, vgl. Moritz, SW, Bd. 1/II, S. 471 f., 565 f. – Moritz irrt in der Angabe, Fleischbein habe die ganze Riesenzahl der Publikationen der Madame Guyon selbst übersetzt und dann auf eigene Kosten drucken lassen, worin ihm die ältere Forschung gefolgt ist. Viele der zahllosen Traktate der Guyon und ihre in inspirativen Zuständen empfangenen Bibelerläuterungen waren bereits auf dem deutschen Buchmarkt verfügbar. Die erst ergänzend zu seinen Marsay-Übertragungen der 1730er und frühen 40er Jahre einsetzenden Übersetzungen einiger Guyon-Schriften (1743–1747 und 1764–1769) hat er überdies an seine Hausgenossen und später an seinen ihm durch Dutoit in Lausanne vermittelten Schüler Klinckowström delegiert. Die Druckfinanzierung wird wie schon bei den Marsay-Drucken durch zusätzlich zu den Eigenmitteln eingeworbene Spenden aus dem gesamten quietistischen Netzwerk (besonders aus der Westschweiz) und durch die Investierung von Verkaufserlösen aufgebracht worden sein. Vgl. oben Anm. 42.

gange des Lebens sehr wichtig werden kann, was anfänglich klein und unbedeutend schien«, und so werden ihm die religiösen Verbiegungen im Elternhaus und in der eigenen pietistischen Erziehung zur prima causa seines gesamten späteren Lebensunglücks. Wie traumatisch ihm das geworden ist, erkennt man daraus, dass er diesen frühen Einfluss und die daher bewirkte (hier noch schroffer herausgebildete) »Hölle von Elend […] im Ehestande« seiner Eltern schon 1783 als ›Fragment aus Anton Reisers Lebensgeschichte‹ in der aufklärerischen ›Berlinischen Monatsschrift‹ vorgestellt hatte, und dass er obsessiv auch noch 1785 und 1790 in beiden Teilen seines doch stärker fiktiven Romans ›Andreas Hartknopf‹ und dann auch noch durch Quellenveröffentlichungen 1789–1791 in seinem ›Magazin zur Erfahrungsseelenkunde‹ immer wieder darauf zurückkommt.[49]

Moritz' aufbegehrende Loslösung aus den pietistisch-quietistischen Fürsorgemaßnahmen lag, als Goethe seinen Brief an Fleischbein schrieb, noch nicht einmal vier Jahre zurück. Der so negative ›Nachruf‹ seines ›Herrn Vetters‹ durch später so wirkungsreiche Urteile wie denen von Edelmann und Moritz ist für das von Fleischbein überlieferte Bild aber verderblich gewesen, zumal weil ein Teil der Forschung die polemische Sichtweise und Begrifflichkeit dieser prominenten Zeugen abstandlos übernommen und kolportiert hat. So deutlich dort auch deren Einfärbung durch die grundsätzliche Frömmigkeitskritik der Berliner Aufklärung, der sich beide zugewandt haben und die »religiöse Schwärmerei für Melancholie und Seelenkrankheit verantwortlich machte«,[50] herausgearbeitet wurde, werden Fleischbein und die ganze mystische Tradition, in der er steht, durchgängig und umstandslos abwertend als »Schwärmer«, »Sektierer« und »Fanatiker« bezeichnet, wenn er nicht gar ahistorisch aus schroff säkularisierter und parteiisch-sozialer Per-

49 Hierzu beispielsweise Wingertszahn in: Moritz, SW, Bd. 1/II, S. 605–615, ausführlich auch bereits ders., Anton Reiser und die »Michelein« (Anm. 38), S. 93–101, 125–127 sowie ders., Anton Reisers Welt (Anm. 38), S. 42, 46 f., 50, 83 f., 86 und 212–214.

50 Wingertszahn, Anton Reiser und die »Michelein« (Anm. 38), S. 33, ausgeführt S. 93–101, 126 f., ebenso, unter Herausarbeitung der Stilisierungsabsichten in der Lebenskonstruktion des Autors, in der dankbar empfangene Zuwendungen unterdrückt und Förderungen verschwiegen werden, ders., Anton Reisers Welt (Anm. 38), S. 18–24, 33–35, 55, 71, ähnlich im Kommentar zum ›Anton Reiser‹ in: Moritz, SW, Bd. 1/II, z. B. S. 609.

spektive als »frommer Müßiggänger«, »eifernder Besserwisser« und »antriebsschwacher, linkisch-ungeschickter Mensch« abgekanzelt wird, oder, da er Probleme mit den Gutsbauern hatte und überdies Hausangestellte beschäftigte, als »querulantischer Prozeßhansel« mit einem »bigotten Adelsdünkel«. Das steigert sich zu dem gehässigen Resümee: »Als Johann Friedrich von Fleischbein am 7. Juli 1774 in Pyrmont in *aller Stille* begraben wurde, war die Welt nicht ärmer geworden.«[51]

*

Ohne den wiedergefundenen Brief Goethes an ihn aber wäre unsere Kenntnis des Sturm und Drang-Goethe um eine wesentlich bilderweiternde Facette ärmer. Was also konnte der junge Dichter mit einem solchen Menschen zu schaffen haben, da er sich doch schon seit dem Aufbruch zum Straßburger Studienabschluss aus der Phase seines Frankfurter Krankheitsintervalls von 1768/69 verabschiedet hatte, in dem er intensiven Umgang mit allerlei pietistischen Gottsuchern gesucht und sich fasziniert mit ihren geistigen Traditionen und Praktiken auseinandergesetzt hatte? Die Andeutungen der ausgeführten Aufträge in seinem Brief geben zunächst Aufschluss über das Interesse, das Fleischbein über seinen Missionseifer hinaus an dem jungen Frankfurter Rechtsanwalt hatte. Da gab es nicht nur Post zu bestellen, aus Frankfurt vom Herrn von Uffenbach, aber auch von seinem uns nun schon

51 So die gegenüber den Bezugsquellen an den Haaren herbeigezogenen pejorativen Kennzeichnungen Knieriems bei Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 57, 59 und 76. Vgl. bei Wingertszahn, Anton Reiser und die »Michelein« (Anm. 38) insbes. die Abschnitte »Guyonismus« und »Schwärmerei und ›Erfahrungsseelenkunde‹« S. 63–101, deren polemische Begrifflichkeit aber auch in den sonst zu größerer Urteilsdistanz fortgeschrittenen späteren Publikationen beibehalten bleibt. Die Sichtweise auf ›Anton Reiser‹ »als radikal anti-pietistisches Befreiungsprogramm« ist auch die nämliche in der Besprechung von Iwan-Michelangelo D'Aprile in: Zeitschrift für Germanistik N.F. 13 (2003), S. 185–187, hier S. 186. Bar jeder Quellenkenntnis steigert sich Winkler, Karl Philipp Moritz (Anm. 45), S. 8 und 14 in eine wissenschaftlicher Objektivität ferne Schimpforgie gegen die »Gruppe von Sektierern« und ihr »paranoides Weltbild« hinein: »Moritz wuchs im schlimmsten denkbaren Sektenwesen auf, doch führte ihn der gleiche religiöse Fanatismus, der ihn zwingen sollte, jedes Selbstbewusstsein abzutöten, erst recht zur Schrift« und zur Befreiung »aus der Doppelknechtschaft von Religion und niederer Herkunft«.

bekannten geistlichen Schüler Dutoit aus dem fernen Lausanne, mit dem Goethe, wie er schreibt, zuvor noch nicht in Verbindung gestanden hat, nun aber Freude äußert, »in Bekanntschafft zu gerathen«. Offenbar ging es bei dieser neuen Verbindung um Geldgeschäfte. Denn die bereits angekündigte, aber noch nicht eingetroffene Zusendung des stattlichen Betrags von 100 Louisd'ors, also 500 Goldtalern, muss vermittelnd in beider Auftrag erfolgt sein, sonst hätte der Geldeingang nicht sowohl Fleischbein als auch Dutoit vermeldet werden müssen. Um eine wenigstens ungefähre Vorstellung von dem Wert in den uns fremd gewordenen Währungen zu geben: Die Summe, auf die Goethe zur Weitervermittlung wartete, entsprach immerhin näherungsweise zehn Monatsgehältern eines Pfarrers; ein Buchhaltungssekretär hätte dafür 20 Monate, ein Holzarbeiter gar siebeneinhalb Jahre arbeiten müssen.[52] Im Brief nicht klar gesagt ist die Richtung des über Frankfurt vermittelten Finanztransfers. Doch ist kaum zu zweifeln, dass im Gegenzug zu den Schweizer Spenden für die guyonistischen Berleburger Drucke der Dreißiger Jahre (Marsay und Guyons Seelenführer Jacques Bertot) die Mittel jetzt von dem am Ende seines Lebens stehenden Fleischbein an seinen aktiven Schüler Dutoit, der soeben seine Lebensarbeit mit dem Großprojekt der Herausgabe von Madame Guyons ›Geistlichen Briefen‹ fortsetzte,[53] also von Deutschland in die Schweiz überwiesen werden sollten. Ferner hat Goethe sich außer als Vermittler von Zusendungen für den eigenen Vater auch als Fleischbeins Agent für die Beschaf-

52 Mein Überschlag beruht auf den Statistiken und Währungsrelationen, die Walter Krieg, Materialien zu einer Entwicklung der Bücher-Preise und des Autoren-Honorars vom 15. bis zum 20. Jahrhundert, Wien 1953, just für die Verhältnisse im Frankfurter Raum und die Buchpreise der Frankfurter Messe, allerdings schon der späten 1720er und1730er Jahre ermittelt hat. Die da für dieselben Erbauungsbücher in den 40er Jahren geforderten Talerbeträge entsprechen allerdings ziemlich genau diesen früheren Buchpreisen in Guldenwährung. Hier geht es mir auch nicht um absolut präzise Wertigkeiten, sondern um eine ungefähre Vorstellung der Größenordnung des zu übermittelnden Geldbetrags. Vgl. meine Einkommens- und Kostenrelationierungen Schrader, Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus (Anm. 38), S. 260–262 und die Belege S. 487 und 490.

53 Zu den für die Lausanner Guyon-Drucke von den deutschen Gesinnungsgenossen erforderten Unterstützungen vgl. Chavannes, Jean-Philippe Dutoit (Anm. 5), S. 73 f.

fung von allerlei Waren betätigt, die der Freiherr am besten über den Frankfurter Handelsplatz beziehen konnte. Einerseits sind das offenbar nur am führenden Messeplatz zu beschaffende Bücher der Madame Guyon, von denen Goethe aus umfänglicherer Bestellliste bislang nur die drei Bände der Autobiographie hatte auftreiben können und nun demnächst übersenden will, andererseits Wein aus dem Pfälzer Winzerdorf Kallstadt an der Haardt (oder eher doch wohl Mainwein aus Karlstadt[54]) und schließlich Medikamente, die Goethe bereits nach Pyrmont abgesandt hat und für die er die Rechnung nun nachreicht.

In dieser Dimension handelt es sich also bei seinem Schreiben um einen Geschäftsbrief, etwas, das Goethe auch beruflich als Inhaber der seit September 1771 zugelassenen Kanzlei hätte betreffen können, die er bekanntlich in Verbindung mit dem Vater und unter dessen Aufsicht führte.[55] Für Besorgungen dieser Art hatten sich die pietistischen und mystischen Zirkel schon seit ihrer Etablierung im Wittgensteinischen und im Siegerland immer gleichgesinnter Mittelsmänner am Messeplatz Frankfurt bedient, die ihnen auf dem Spezialmarkt im Windschatten der kaiserlichen Bücherzensur ihre Schriften absetzten und für sie bei anderen Buchführern gleicher Couleur einkauften. Für Fleischbein und seinen Kreis hatte der Berleburger Verleger und Buchführer Johann Jacob Haug bei seinen eigenen Messegeschäften Aufträge miterledigt, in Frankfurt selbst hatten ihm der Jurist Christian Fende, der philadelphische Buchagent Andreas Groß und später der mit Fleischbeins jüngerer Schwester verheiratete Hofmeister Georg August von Lersner neben den Büchergeschäften immer auch schon als Brief- und Paketver-

54 Diese Auflösung hatte schon Wernle, Ein unbekannter Brief des jungen Goethe (Anm. 1) gegeben. Als Vermutung hat Gräf, Nachträge zu Goethes Briefen (Anm. 6), S. 261 das übernommen. Die späteren Kommentatoren haben statt dessen den bekannteren Weinort in der Pfalz eingesetzt. Aber auch in Karlstadt am Main (in Fleischbeins wie Goethes Frankfurter Aussprache »Calstadt«) und Umgebung wurde und wird Wein angebaut – in geringeren Mengen und deshalb als Spezialität schwerer aufzutreiben. So erscheint mir diese Auflösung in jedem Belang näherliegend.

55 Grundlegende Informationen, mit Nachweis der einschlägigen Forschung von Hanna Fischer-Lamberg in: DjG, Bd. 2, S. 347 f. Die Zwischenstellung des Briefs, sein halbprivater Charakter, wird dadurch deutlich, dass Goethe, wie dort mitgeteilt, seine Rechtsanwaltseingaben fast vollständig nicht selbst schrieb, sondern durch Schreiber zu Papier bringen ließ.

teiler fungiert und Waren-, gerade auch Medikamententransporte organisiert.[56] Für eigenproduzierte wie für eingehandelte, zumeist alchimistische Pharmazeutika hatte Schwager Prueschenk zusätzlich einen regen Austausch mit Senckenberg unterhalten, der zur Behandlung von Fleischbeins Mutter sogar selbst auf den Hayn gekommen war.[57]

Alle diese langvertrauten Geschäftsträger in Frankfurt aber waren nun gestorben und der radikalpietistische Buchhandel war zusammengebrochen. So mochte Fleischbein hoffen, mit dem jungen Frankfurter Rechtsanwalt, zu dem es überdies eine Brücke durch Verwandtschaft und gemeinsame Bekannte gab, einen für die Zukunft verheißungsvollen Ersatz gefunden zu haben. Seine Hoffnung, in Goethe auch einen Geistesverwandten zu finden, war zufolge des auf die religiösen und gemeindebezogenen Erwartungen reduzierten Echos der Korrespondenz mit Goethe in Fleischbeins Mitteilungen an Klinckowström gar nicht auf dessen bereits erstrahlendes literarisches Renommee bezogen gewesen, von dem Fleischbein offenbar überhaupt keine Kenntnis hatte. Auch Goethes gerade 1773 anonym erschienener und allenthalben

56 Zu Groß siehe Schrader, Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus (Anm. 38), S. 449 f. und Register, zu Haug ebd., insbes. S. 163–166, 189–199 und Reg., zu Fende ebd., S. 480 und Reg.; vgl. Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), zu entsprechenden Diensten von Johann Jacob Haug S. 120 f., 177, 181, 202 (allerdings wiederholt verwechselt mit seinem Bruder, dem Bibeleditor Johann Friedrich Haug), und von Andreas Groß S. 119–121, 135, 157, 202, 225, 229, 237 f., 264 und 269, zu Lersner S. 184, 229, 250 f. und 254. Für die Vermittlungsaktivitäten, die beide auch für die radikaler pietistische Gemeinschaft der Inspirierten geleistet haben, gegen die Marsay in einem Traktat Stellung bezogen hatte und mit der infolgedessen auch Fleischbein überkreuz lag, vgl. Ulf-Michael Schneider, Propheten der Goethezeit. Sprache, Literatur und Wirkung der Inspirierten, Göttingen 1995 (= Palaestra 297), s. Register.

57 Quellen zum Austausch ihrer alchimistischen Panazeen und Rezepte bei Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), insbes. S. 164, 169, 172, 177, 195, 209, 225 f., 235, zu Senckenbergs medizinischer Betreuung der Elisabeth Catharina von Fleischbein S. 46, 163 f.; die Hauskonsultationen hat dann sein Bekannter Johann Conrad Kanz (1680–1764) fortgesetzt (ebd., S. 180, 182, v. a. 272), dem auch die Berleburger Werkausgabe Johann Conrad Dippels und die letzte Fortsetzung der ›Historie Der Wiedergebohrnen‹ des Johann Henrich Reitz zu danken ist, vgl. Schrader, Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus (Anm. 38), S. 101–107, 213 f., 219–221, 415–418.

als ein Zeugnis pietistischer und philadelphischer Anliegen gelesener ›Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***‹, der, da der Verfasser sogleich bekannt geworden war, Johann Caspar Lavater veranlasst hatte, Verbindung mit ihm aufzunehmen, scheint ihm nicht bekannt geworden zu sein. So konnte er seine Missionshoffnungen, sein Korrespondent könne für die via mystica gewonnen werden und auch in dieser Hinsicht die Tradition gleichgesinnter Agenten seiner Gemeinschaft in Frankfurt fortsetzen, auch gar nicht auf die Zuversicht jedenfalls partiell gemeinsamer Grundüberzeugungen fundieren, wie sie Goethe dort vorgetragen hatte: das Postulat einer Überwindung der starren Schranken des Konfessionalismus, den Einsatz für das Recht auf kirchenunabhängige religiöse Eigenüberzeugungen und gegen Gesinnungszensur, für eine den religiösen Genies weit eher als den kirchlichen Dogmatikern verfügbare Offenbarungsgabe und geistdurchströmte Kraftsprache, schließlich für die Konzeption eines allliebenden Gottes, die mit der Drohung ewiger Höllenstrafen nicht kompatibel war.[58]

Dass er auf der Suche nach einem neuen Mittelsmann für seine Gemeinschaft in Frankfurt ausgerechnet auf Goethe verfallen war, hing aber gleichwohl damit zusammen, dass ihm der junge Mann aus Frankfurter Pietistenkreisen anempfohlen war, denen seine ernsthafte religiöse Orientierungssuche bekannt war. Bislang unbekannte Briefmitteilungen Fleischbeins an Klinckowström im Lausanner Nachlass lassen genau rekonstruieren, wie er in seinem Bemühen um einen neuen Agenten in Frankfurt an ihn geriet – und wie er dessen Eintreten in diese Verbindung zunächst als ein weltliches Karriereinteresse missdeutete.

58 Text: DjG, Bd. 3, S. 108–124, Kommentar S. 445–449. Faksimile-Ausgabe des raren Originaldrucks, Goethe, Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. 1773, Halle 1999 (= Kleine Texte der Franckeschen Stiftungen 7). Den Brief hat Paul Raabe auch in seine Sammlung ›Goethe, Träume und Legenden‹ (Anm. 11, S. 22–32) aufgenommen und ebd., S. 183–186 kommentiert. Literatur zu den zentralen Thesen und zur nachhaltigen Bedeutung für Goethes weltanschauliche Grundüberzeugungen zusammengestellt bei Hans-Jürgen Schrader, Schöne Seelen – prophetische Genies – Herzenssprache. Goethes pietistische Konnexe, in: Jahrb. FDH 2013, S. 207–249, hier S. 223 f. und 228 f.; interpretative Anwendung auf den ›Werther‹ ders., Von Patriarchensehnsucht zur Passionsemphase. Bibelallusionen und spekulative Theologie in Goethes ›Werther‹, in: Goethe und die Bibel, hrsg. von Johannes Anderegg und Edith Anna Kunz, Stuttgart 2005 (= Arbeiten zur Geschichte und Wirkung der Bibel 6), S. 57–88, hier bes. S. 72 f., 79–88.

Meist allwöchentlich hat der Pyrmonter Gemeinschaftsführer an seinen treuesten Mitarbeiter Klinckowström, seinen »Gönner«, Bruder »Philemon«, und bisweilen an das ganze »geseegnete Kleeblatt« der inneren Gemeindeführung (namentlich die Nacherbin Lucie de Fabrice in Celle)[59] geschrieben – meist unter seinem Brudernamen »Calef« (»Calef unter den Füssen unsers Gott Heylands, ohne einige Absicht auf sich selbst, noch verlangen, noch begehren, was es auch sey«, »zu allem bereit, welcher Gestalt Gott ihn, ohnerachtet seiner Nichtigkeit, zu diesem herrlichen Werck gebrauchen wird«, »M. theuersten Gönners Kleiner und getreuer Calef, Der arme Johannes«). Diese umfangreiche Gemeindekorrespondenz gibt jenseits aller nur möglichen Nachrichten aus dem Erwecktenkreis und oft auch Erörterung politischer Zeitereignisse (z.T. als »Geheimes Sujet« auf vor einer Weitergabe der Briefe in der Gemeinde »zu cassiren« aufgegebenen Beiblättern) einen ungeahnt reichen, der bisherigen Forschung unbekannt gebliebenen Schatz von Hinweisen auf das Verhältnis zu Goethe, deren einige auch dessen einzig überliefertem Brief wertvolle Verständnishilfen eröffnen.

Erstmals ist, soweit ich sehe, von ihm in Fleischbeins Brief vom 17. August 1773 die Rede:

> Von der Wittwe Hr: *L.*[egations-]*R.*[ats] *Moriz* habe ich einen Brief erhalten, worinnen sie sehr freundschafftlich den *Dr. Hr. Götte* Zu meinem Künftigen Correspond:[enten] recomandirt […]. Gott durch seine Vorsehung wird auch hierinnen sorgen. Nur daß mein

59 Die Gemeinschaftsnamen hat bereits Chavannes, Jean-Philippe Dutoit (Anm. 5) plausibel eruieren können: für Calef-Fleischbein S. 72, für seinen »Philemon« Klinckowström S. 69 und für das weitere »Kleeblatt« S. 68 und 75. Vgl. seine Kennzeichnung dieser Korrespondenz und Rekonstruktion ihrer Überlieferung durch Mlle de Fabrice zu Dutoit nach Lausanne S. 69–74. Kaleb (auch »Kalev« lesbar) ist einerseits der getreue Moses-Anhänger, der zuerst das Gelobte Land betreten durfte, andererseit das hebräische Wort für »Hund«, womit die dem Eigenwillen entsagende ergebene Treue bezeichnet werden soll und nicht etwa niedrige Verächtlichkeit, wie Knieriem und Burkardt, Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 60 u. ö. es auslegen. »Kalef« hat aber zugleich die höchste Autorität eines (arabischen) Chalifa (= Stellvertreter, Nachfolger); vgl. die Artikel im Lexikon für Theologie und Kirche, hrsg. von Michael Buchberger, Bd. 5, Freiburg i. Br. 1933, Sp. 753 und 756. Philemon war der neutestamentliche Briefempfänger des Paulus (vgl. ebd., Bd. 8, 1936, Sp. 219).

> Alter und Schwachheit das Schreiben in Weltgeschäften gar sehr verabscheuet.

Am 24. August kann er ergänzen:

> ich habe auch an die Wittwe Hrn. L.R. Moriz geschrieben, daß ich nur noch auf einen Brief von Hrn: Engelbach warthete, um mich mit gewißheit erklären zu können, wegen des von ihr mir zum Correspondenten vorgeschlagnen *Hr. Dr: Goethe*.[60]

Fleischbein, der übrigens in fast jedem Brief dieses letzten Lebensjahrs Altersgebrechen, zunehmende Schwäche und Stoffwechselbeschwerden beklagt und dem Vertrauten am 26. November die Gemeinschaft betreffende Anordnungen für seinen Todesfall zugestellt hat (»wie mich bedüncket, so bin ich reif zur Ernde, und werde bald eingeerndet werden«), hatte sich also auf seiner Suche nach einem Frankfurter Geschäftsträger um Empfehlungen an Catharina Sibylla (»Katharinchen«) Moritz gewandt. Die gehörte zusammen mit ihrem Mann, dem 1771 verstorbenen Legationsrat Johann Friedrich Moritz, dem Frankfurter Erweckten-Konventikel an, das früher auch von Fleischbeins Frankfurter Agenten Christian Fende und Andreas Groß frequentiert worden war[61] und nun von Susanna Catharina von Klettenberg, gelegentlich auch von Goethes Mutter und Schwester Cornelia besucht wurde und in dem auch Goethe während der krankheitsbedingten Unterbrechung seiner Studien zwischen Leipzig und Straßburg eingeführt wurde. Der fromme, in ›Dichtung und Wahrheit‹ wiederholt erwähnte Legationsrat Moritz, ein großzügiger Familienfreund seit spätestens 1756 (sein Bru-

60 Beide Schreiben im Lausanner Fleischbein-Nachlass TS 1013/15/9.

61 Für nähere Angaben über diesen Kreis, in dem in der Phase der Teilnahme Goethes gewisse Sympathien für herrnhutische Frömmigkeitsnormen verbreitet waren, aber niemand der Brüdergemeine oder auch nur ihrer Diaspora angehörte, vgl. grundlegend Paul Peucker, Die Diaspora der Herrnhuter Brüdergemeine in Frankfurt am Main im 18. Jahrhundert, in: Goethe und der Pietismus (Anm. 41), S. 13–23, hier: S. 15; zur Physiognomie dieses Kreises, der Position Klettenbergs und des Ehepaars Moritz in der Zeit der Goetheschen Anteilnahme S. 19–23. Vgl. auch die Dokumente bei Raabe, Separatisten, Pietisten, Herrnhuter (Anm. 11), S. 81, 98, 128 f. über die Anwesenheit von Goethes Mutter und ihren Konventikel-Freundinnen beim auch schon im Sterbejahr Fleischbeins, am 13. Dezember 1774, erfolgenden Tod der Susanna Catharina von Klettenberg, der den 26 Jahre jüngeren Goethe tief erschüttert hat.

der wohnte im Goetheschen Hause), mit Vater Goethe beruflich durch gemeinsame Konkursabwicklungen verbunden, hatte schon 1761 dem 11-jährigen Knaben Geometrieunterricht erteilt, acht Jahre später den jungen Dichter am 21./22. September 1769 mitgenommen zum Herrnhuter-Gutshof Marienborn, für den er im Auftrag der Ysenburger Grafen Rechtsgeschäfte besorgte, und ihn so mit den dort noch von einer Synode versammelten Gliedern der Gemeinde des Grafen Zinzendorf in eindrückliche Begegnung gebracht.[62] Noch jahrs darauf hat er ihm beim Abschied ins Straßburger Studium, ›wundersam‹ berührend, ein Stechbüchlein erbaulicher Bibelsprüche mitgegeben.[63] Auf die zweifellos wärmstens auch von ihren Konventikel-Freundinnen Klettenberg und Mutter Goethe unterstützte Empfehlung hatte Fleischbein zunächst noch abwartend reagiert, weil er auf die Antwort des erwähnten Engelbach für die Frankfurter Agentenposition wartete. Das könnte der mit Goethe in Kanzleigeschäften beruflich verbundene »Dr. Engelbach« gewesen sein, dem er für die Zeit seines Volontariats am Reichskammergericht in Wetzlar die Prozessvertretung Heckel (Sohn) gegen

62 Umfassendste Dokumentation auch der Erwähnungen dieses Besuchs im Gemeinde-Diarium bei Raabe, Separatisten, Pietisten, Herrnhuter (Anm. 11), S. 81–84, wo S. 75–79 und 84–94 auch die bei Goethe noch in der Weimarer Zeit sympathievolle Aufmerksamkeit für den als kongenialisch empfundenen Zinzendorf und seine Gemeinschaft dokumentiert ist. Vgl. auch Hans-Jürgen Schrader, »Unleugbare Sympathien«. Roentgen-Schreibtische, Magnetismus und Politik in Goethes ›Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten‹, in: Dazwischen. Zum transitorischen Denken in Literatur- und Kulturwissenschaft. Festschrift für Johannes Anderegg zum 65. Geburtstag, hg. von Andreas Härter, Edith Anna Kunz und Heiner Weidmann, Göttingen 2003, S. 41–68, hier: S. 56 f.

63 Zusätzliche Informationen nach Steiger, Goethe von Tag zu Tag (Anm. 25), Bd. 1, S. 50, 93 f., 309, 326 f., 354/358 f. und 413. Peucker, Die Diaspora (Anm. 61), S. 16–22 sowie FA I 14: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, hrsg. von Klaus-Detlef Müller, 1986, S. 1365 (Kommentar). Ein spätes Echo dieser erbaulichen Praxis, zu einem richtungsweisenden Motto für den Tag oder in einer aktuellen Entscheidungssituation zu gelangen, ist noch das ›Divan‹-Gedicht ›Talismane‹ mit der ›Noten- und Abhandlungen‹-Erläuterung ›Buchorakel‹; in diesem Zusammenhang auch abgedruckt in Paul Raabes thematischer Sammlung Goethe, Träume und Legenden (Anm. 11), S. 150, Kommentar S. 219 f.; zu Goethes entsprechender Jugendpraxis vgl. bereits seinen Brief an Ernst Theodor Langer vom 17. Januar 1769, ebd., S. 15 f.; vgl. Schrader, »Unleugbare Sympathien« (Anm. 62), S. 59.

Heckel (Vater) überlassen hatte.[64] Eine Woche nach dem zitierten Brief ist aber die Nachricht an Fleischbein gelangt, dass Engelbach bereits verstorben ist. Nachdem ihm im Traum der Graf Zinzendorf erschienen ist, von dessen bekannt-aggressivem Missionieren unter den kirchenunabhängigen Erweckten der Wetterau er, wie er Klinckowström am 14. September 1773 gesteht, auch seine Gemeinschaft bedroht sieht, will er die Verbindung mit Goethe zunächst gar nicht aufnehmen:

> Nach meinem Innern kann ich nicht zweiflen, daß der verstorbene R.[at] Engelbach und *noch mehr* seine Wittwe Herrnhuter sind auch daß der mir v. M[adam]e Moriz recommandirte Dr: Göthe, und Me Moriz selbst mit dem Zinzendorffischen Geist angesteckt seÿen. [...] Ich erkante klar, daß dieser Traum | eine Warnung von Gott sey, und diese Herrnhuter eine Clique formiren ihren Herrnhuter bösen Geist durch mich bey meinen Freunden einschleichen zu machen. ich werde also trachten, mich von dieser Clique gantz loßzumachen, und einen andern neuen Corresponden[ten] zu erwählen.[65]

Trotz dieses halb und halb gegründeten Verdachts[66] und der geträumten Warnung hat sich Fleischbein bis zum 21. September offenbar drängender Geschäfte wegen doch entschlossen, das Verhältnis mit Goethe aufzunehmen, zumal da er nun glaubt, Goethe suche den Kontakt zu ihm nicht in religiöser Absicht, sondern aus weltlichen Karriereerwartungen, da ihm die Frankfurter Verwandten Fleischbein von Kleeberg für einen Sitz im Rat behilflich sein könnten. Zudem hofft er selbst,

64 Dazu Fischer-Lamberg in: DjG, Bd. 2, S. 348. Das Generalregister zu ›Goethes Leben von Tag zu Tag‹ (Anm. 23), S. 104 setzt diesen Dr. Engelbach mit Goethes aus dem Unterelsass gebürtigem Straßburger Studien- und Exkursionsfreund Johann Conrad Engelbach ineins, was Fischer-Lamberg (DjG, Registerband, S. 25) wohl zu Recht vermeidet. Dieser nämlich ist Goethe 1801 nochmals in Pyrmont begegnet. Der Frankfurter Rat Engelhart aber war, wie Fleischbein zwischen dem 7. und 14. September 1773 erfuhr, bereits verstorben.

65 »Geheime« Beilage zum Brief an Klinckowström vom 14. September 1773. Vom auch kontextuell interessanten Schreiben muss ich hier alles nicht auf Goethe Bezügliche unerwähnt lassen.

66 Peucker, Die Diaspora der Herrnhuter (Anm. 61) hat eindeutig erwiesen, dass trotz gewisser gefühlsmäßiger Affinitäten besonders der Klettenberg und zeitweilig auch Goethes weder diese beiden noch auch das Ehepaar Moritz Herrnhuter geworden sind oder mit den Frömmigkeitsauffassungen und Regeln der Brüdergemeine ganz übereingestimmt haben.

durch die einflussreiche Familie Goethe Proselyten in der feinen Gesellschaft Frankfurts zu gewinnen:

> Weiter habe ich von *Me Moriz* den beykommenden brief erhalten, ihr geantwortet, und auch an Hr. Dr: Goethe mit einer weitläuftigen Instruction für meine Angelegenheit in Fr:[ankfurt] geschrieben. Die von Me Moriz gegebene Nachricht konte ich nicht anders als eine Göttliche Vorsehung halten, die mir und meinen dortigen Angelegenheiten sehr favorabel zu seyn scheinet, da Hr. Dr: Goethe von so angesehner Familie und wohlhabend ist, und doch nun zum zweiten mahl, und mit empressement durch Me Moritz trachtet, daß ich ihm meine Angelegenheiten daselbst übertrage, die doch an sich selbst Kein großer Vortheil für ihn seÿn können; so macht mich dieses glauben, die eintzige Ursach seÿ, daß er durch diese Gelegenheit in engere bekantschafft mit dem Hr. Schöff v. Fleischb: u. mitexecutores durch miteinander verw.[andte] Familie zu gelangen trachtet, dann derselbe mit den vornehmsten Patriciis und Hrn. des Raths theils verwand, theils beÿ ihnen in grosem Ansehen ist: Hr. Dr: Goethe aber wünschet in den Rath zu komen als Senator, und darzu von den Senatoren vorgeschlagen werden muß, ohne sich recommandiren zu dörfen, weßwegen auch ein jeder | der in Senat aufgenommen wird einen Eid ablegen muß, daß er sich nicht recommandirt habe. Eine Senator Stelle ist aber für alle Frfrther, die darzu qualificirt sind, das goldene Vlies, wornach alle hungrig sind, ich habe auch dem Hr. Dr: Goethe würcklich eine wichtige Sache aufgetragen, solche bey Hr. Schöff v. Fleischb: vorzutragen. Hr Rath Engelbach war vermuthlich ein Herrnhuter, und noch weit mehr ist seine Witt[w]e eine steife Herrnhuterin, wie es mir jetzo vorkomt, werden sie beÿde, so wohl an der Me Moritz als auch an Hr. Dr: Goethe starck versucht haben sie zu Herrnhuter zu machen; es scheinet mir aber nun, daß sie beÿ beÿden wenig oder keinen Eingang gefunden, indem durch Brief von der Me Moritz, der vermuthlich durch Hr. Dr: Goethe aufgesetzt, und von einem Schreiber abgeschrieben worden, der Frau Engelbach mit keinem Wort erwehnung geschiehet. Me Moriz scheint mir mehr liebe zur Welt als zur faden Herrnhutereÿ zu haben, und Hr. Dr: Goeth will sein Glück im Rath machen, daher er sich mit der Herrnhutereÿ unbemengt lassen wird, um sich damit nicht verächtlich zu machen. ich glaube auch, daß diese Goethische Familie nach ihrer Art tugendhaffte und rechtschaffne personen

Abb. 6. Fleischbein an Klinckowström, 21. September 1773 (BCU Lausanne).

sind; noch etwas davon, wornach ich mich erst erkundigt habe, werde ich vieleicht künfftig berichten können. Vielleicht giebt Gott, daß von dieser Familie einige gewonnen werden, welche die *Erstlinge* in Franckfurth seyn würden. […] Der *M*e *Moriz brief* mir zu *remittiren* bitte ich unterthänigst.[67]

67 An Klinckowström, 21. September 1773, BCU Lausanne, Fonds des âmes intérieures TS 1013/15/16.

Eine Woche später kann er bereits eine neue »Communication von *M*[e] *Moriz*« vermelden, »Wann ich antwort von Hr. *Dr: Goethe* erhalten, werde ich sehen, ob meine Hoffnung, in m.[einem] letzten brief gemel[de]t, von ihm sich realisirt«.[68] Nach dem oben erwähnten Schreiben vom 8. Oktober 1773, indem er freudig den ersten von Goethe selbst erhaltenen Brief nach Flachstöckheim weiterreicht, seine Version des Verwandtschaftsverhältnisses erläutert und seine Hoffnung geäußert hatte, in der Goethe-Familie St. Petri-Gesellen für missionarische Fischzüge in Frankfurt gefunden zu haben, schreibt Fleischbein fast so häufig an Goethe wie an Klinckowström, sendet ihm und seiner Familie Guyon-Schriften und missionarische Traktate, auch zum Weiterverteilen. Am 21. Oktober berichtet er:

> Hr: Dr. Goethe wird nun in dieser Woche zwey briefe, den letzten mit den büchern, erhalten haben, ich habe ihm alle, und viele in Duplo von M[adame] G.[uyon] gesand, auch die franz. briefe, auch darunter Reinig:[ung] nach d.[em] tod *mit beweiß*, es stehet zu erwarten wie es aufgenommen wird.
>
> indessen kann ich für die 4 dieser Familie mit rechtem agreement beten, ich glaube die Eltern sind von gutem vermögen u. a leur aise, aber der Sohn Hr. Dr: wird sich aus der ursach noch nicht verehligen wollen, weil die Verwandschafft einer Frau, wann von solchen in Rath kommen, leicht seine Hoffnung zu eben desgleichen rauben können, dann so viel ich weiß werden Schwäger und Geschwister Kind und Neveux ausgeschlossen, wann dergleichen im Senat schon sind.[69]

68 An Klinckowström, 28. September 1773, ebd.; am 1. Oktober bestätigt er Klinckowströms Rückreichung des Briefs der Madame Moritz, TS 1013/15/18 (alles, was er an Fleischbein zurückgesandt hatte, ist nicht bei den von ihm gesammelten und später nach Lausanne übergebenen Nachlasspapieren geblieben).

69 TS 1013/15/22; etwas rätselhaft ist die Erwähnung seines »*neuen Correspondenten* Dr: Gomer« im folgenden Brief vom 26. Octob. 1773, dem Kontext zufolge offenbar auch mit Bezug auf Goethe, dem er anscheinend schon den in seiner Gemeinschaft üblichen biblischen Brudernamen (hier des Noah-Enkels Gomer) zugeteilt hat: »Gomer melt auch, daß die Frl. *v. Klettenberg* mit seinem Haus in Freundschafft stünd, und mich grüßen ließ, sich der alten Conexion erinnernd, die ich mit ihr vermittels der *Martina* hatte, in welchem Hauß sie damals sehr confident war«.

Und am 12. November, als diese Sendungen noch nicht die erhoffte Wirkung erkennen lassen:

> Von der Goetheschen Familie und deren bekanten kann ich noch nichts melten, das mir einige hoffnung geben könnte. Es ist noch in der ersten Crisis, Hr. Dr: hat alle briefschafften von mir an Hr. L.[egations] R.[at] Moriz und Hr. Engelbach; es sind gar manche Stellen darinnen, woraus er meinen Glauben und Gesinnung erkennen kann, wann anders er alles ausgeliefert empfangen hat, nun es bis weitere ordre in verwahr zu behalten.[70]

Der Brief an Klinckowström vom 30. November 1773 ist für die mit Goethes und der Klettenberg Unterstützung versuchte Frankfurter Schriftenmission weit aufschlussreicher als der schon bekannt gemachte Satz des für Fleischbein leider noch ungesichert-fernen Bekehrungserfolgs erkennen lässt, auch den jungen Korrespondenten und die Seinen für die quietistische Frömmigkeit zu gewinnen. Er erweist, dass Goethe sich mit den guyonistischen Schriften auseinandergesetzt haben und einigen ihrer theologischen Ideen, v.a. der unprotestantischen Fegefeuerlehre, widersprochen haben muss[71] und verweist auch

70 TS 1013/15/28.

71 Der von Mme Guyon nach Ideen der Catharina von Genua entworfene ›Traité de la purification de l'âme après la mort ou du Purgatoire‹ war im 2. Teil ihrer ›Opuscules spirituels‹ in drei Auflagen »Cologne« [d.i. Amsterdam] 1704, 1712, 1720 verbreitet worden, vgl. in den grundlegenden Bibliographien zum Guyon-Artikel von Louis Cognet, Guyon, Jeanne Marie Bouvier de la Motte, in: Dictionnaire de Spiritualité ascétique et mystique, Bd. 6, Paris 1967, Sp. 1306–1336, hier: Sp. 1328 und von Marie-Louise Gondal, L'acte mystique. Témoignage spirituel de Madame Guyon (1648–1717), Thèse Lyon 1985, S. 639–658, hier: S. 642. Fleischbein hatte dazu (undatiert im Konvolut seiner Werkhandschriften in der BCU Lausanne erhaltene, noch nie untersuchte) Auslegungen und Weiterführungen geschrieben: ›Anhang zu der M. Guion Abhandlung von der Reinigung nach dem Tod‹ (TS 1006/06), ›Anmerkungen zum Anhang des Traktats vom Fegfeuer‹ (TS 1006/03), ›Von der Reinigung nach dem Tode‹ (mit Anhang) ›Beantwortung einiger Einwürfen wider die Lehre von der Reinigung nach dem Tod‹ (TS 1006/04), schließlich ›Extract eines Schreibens von der Reinigung nach dem Tode‹ (TS 1006/05). Diese Lehre wurde im radikalen Pietismus aber auch außerhalb der guyonistischen Mystikerkreise vertreten, z.B. in Pierre Poirets ›Oeconomie divine‹, deutsch: Der Göttlichen Oeconomie oder Haushaltung […] VI.[ter] Theil […] Darin […] von der Reinigung oder Heiligung, von der Rechtfertigung / von

schon auf den im Zusammenhang mit der aus Frankfurt zu beschaffenden Ausgabe der Guyon-Autobiographie, die ihm selbst offenbar fehlte, genannten Uffenbach:

> Seitdem [dem vorigen Brief an Klinckowström vom 26. November] erhielt ich briefe v[on] Hr. *Dr: Goethe*, und darinnen beÿgehendes Billet von dem Frl. v. *Klettenberg*, denen ich geantwortet und ihr die begehrte Bücher zu senden, solche in bereitschafft halten werde. ich hoffe, daß der M[adame] G.[uyon] Schrifften beÿ ihr von einigem Nutzen seÿn werden, ihr Billet kann nur nach H[och]dero belieben remittirt werden. Von Hr. Dr. Goethe ist die Hoffnung zu seiner gewinnung noch entfernt, an dem Beweiß der Reinigung nach dem tod hat er und seine Familie eine harte Speise, die Zeit zur Verdauung haben muß, so wie auch andre Dinge, die er in meinen Briefen an vorige Correspond:[enten] gelesen haben wird. Im Anfang bey hohen eingewurtzelten Vorurtheilen verwirft man alles. Allein es bleibt ein Stachel im Hertzen bey Gemüthern die guten Willen haben, der zu seiner Zeit diese Nebel der Vorurtheile vertheilet. Übrigens ist sein brief freundschafftlich. Von einem andern Brief von meinem Vetter und Senator v. *Uffenbach*, den ich aus der taufe gehoben, erwehne ich nichts, weil nichts interessantes für's Innere darinnen ist.[72]

der Wiedergeburt und von der Beharrung, Berleburg 1735, bei Johann Conrad Dippel und seinem Werke-Herausgeber Johann Conrad Kanz; vgl. Schrader, Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus (Anm. 38), S. 100–105, 215, 417 f.

72 TS 1013/15/31. Während er vom literarischen Wirken des jungen Genies, dem er seine Geschäfte übertragen hat, nichts weiß oder sich programmatisch nicht dafür interessiert, reichen seine Frankfurter Informationen bis in die Klatschgeschichten der Goetheschen Familie. So schreibt er über Goethes mitumworbene Schwester Cornelia und über seinen Schwager Johann Georg am 4. Dezember 1773 (TS 1013/15/32), den Missionierungsverlust in konvenienzchristliche Lauigkeit beklagend: »In dem bericht von Hr. Dr: Goethe vergeße ich es, H[och] Dero zu melden, daß die M[lle] Goethe, schwester des Hr. Dr:, den Hr: Schlosser Hoffrath in Badischen Diensten geehligt, auch mit ihrem Mann sogleich nach Carlsruh abgereist ist. Die Schlosserische Familie, stammet ab von einem Pfarrer Schlosser, den ich viel mahl predigen gehört, und der Vatter des HoffRaths Schlosser war Schöff in Franckfurth. Er kam in Senat weil sein Vatter mit seinen angenehmen predigten, die dem alten Adam kein großes Leid zufügten, bey der Bürgerschafft sehr beliebt war.«

Tatsächlich hatte Fleischbein die dreibändige Ausgabe der Guyonschen Lebensbeschreibung (1720), die Goethe für ihn zufolge seines Briefs vom 3. Januar 1774 anscheinend mit Uffenbachs Hilfe hat auftreiben können und zu übersenden verspricht (kaum, ohne sich zuvor auch davon selbst einen Eindruck davon verschafft zu haben)[73] schon im Jahr 1766 vergeblich in den eigenen Kreisen zu beschaffen gesucht.[74] Dutoit

73 Konrad Burdach, Faust und Moses [3. Teil], in: Sitzungsberichte der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 38, Berlin 1912, S. 736–789, hier: S. 757 f. (vgl. auch ders., Goethes Gesang der Geister, in: ders., Vorspiel. Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes, Bd. 2: Goethe und sein Zeitalter, Halle 1926, S. 82–90) hatte bereits eine wenigstens vage Kenntnis Goethes der Grundideen der Madame Guyon vermutet und auf seine mögliche Auseinandersetzung auch mit ihren Poesien (namentlich den ›Torrents spirituels‹ als Anregung für ›Mahomets Gesang‹ und den ›Gesang der Geister über den Wassern‹) hingewiesen. Vgl. dazu Wernle, Ein unbekannter Brief des jungen Goethe (Anm. 1) und zitierend Gräf, Nachträge zu Goethes Briefen (Anm. 6), S. 262. In den Kommentaren von Fischer-Lamberg, DjG, Bd. 4, S. 322 und Große, FA II 1, S. 853 wird das übernommen; eher skeptisch beleuchtet im Kommentar zum ›Gesang‹ Fischer-Lamberg, DjG, Bd. 3, S. 450. Vgl. dazu bereits Friedrich Warnecke, Goethes Mahomet-Problem, Diss. Halle 1907, S. 19 f., Martin Eckhardt, Der Einfluss der Madame Guyon auf die norddeutsche Laienwelt im 18. Jahrhundert, Diss. Köln 1928, Barmen 1928, S. 16–19 und jetzt eindringlich Hans-Georg Kemper, Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit, Bd. 6/II: Sturm und Drang: Genie-Religion, Tübingen 2002, S. 295, 378–381.

74 Wingertszahn, Anton Reiser und die »Michelein« (Anm. 38), S. 47 f. und 111 verweist dafür auf den im Lausanner Fleischbein-Nachlass (TS 1014) erhaltenen Brief von dessen Braunschweiger Anhängerin Regina Wiedmer vom 22. März 1766 mit der Mitteilung, Lobenstein versuche, ihm über den Kollegen Massard in Hannover ein Exemplar aufzutreiben. Es handelte sich um die Erstpublikation: La vie de Mme J.-M. B. de la Mothe Guion, écrite par elle-même, Cologne [d. i. Amsterdam] 1720, 3 Bde.; vgl. Cognet, [Art.] Guyon (Anm. 71), Sp. 1328 und Gondal, L'acte mystique (Anm. 71), S. 640. Eine deutsche Ausgabe davon ist im pietistischen Verlag des Samuel Benjamin Walther in Leipzig 1727 erschienen: Das Leben der Frau J. M. B. von la Mothe Guion von ihr selbst in Frantzösischer Sprache beschrieben, nun aber ins Teutsche übersetzt und in drey Theilen herausgegeben. Diese Ausgabe war im Sortiment der pietistischen Buchhandlung Berleburgs zweimal zum stattlichen Preis von 1 Gulden, 20 Kreuzer angeboten: Catalogus oder Verzeichniß derjenigen Bücher, welche in der Berlenburgischen Buchhandlung bey Johann Jacob Haug […] zu haben seynd, 1729, S. B7^{r} und D1^{r}. Mit breiten Auszügen vorgestellt ist sie in der pietistischen Zeitschrift Supplementa Der Auserlesenen Materien zum Bau des Reichs GOttes, Bd. 3, 15. Sammlung, Leipzig 1740, S. 970–1010. Nähere Angaben zu den Guyon-Ausgaben bei

hat die Autobiographie dann im Rahmen seiner Guyon-Werkausgabe neu herausgebracht, allerdings erst zu deren Abschluss lange nach Fleischbeins Tod im Jahr 1795.[75]

Auch für Goethes zusammen mit Uffenbachs und »Ingleichen auch […] von Hr. du Toit« an Fleischbein weitergereichten Schreiben liefert uns dessen Korrespondenz mit Klinckowström am 14. Januar 1774, also kurz nach Empfang des Goetheschen Schreibens mit seinen Beilagen die Erklärung. Der hier mit seinem Gemeinde-Brudernamen »Antoine« apostrophierte Dutoit[76] hatte sich selbst – zweifellos wegen des leider auch in den Lausanner Briefschaften nicht näher erläuterten Transfers der 100 Louisd'ors – an Goethe gewandt, der sich nun freut, künftig näher mit ihm »als einem so würdigen Mann in Bekanntschafft zu gerathen«:

Schrader, Madame Guyon (Anm. 4), S. 200 f., 207–213, mit zusätzlichen Funden speziell zu Fleischbeins Übersetzungen Wingertszahn, Stellenerläuterungen in: Moritz, SW 1/II, S. 766–769. Da Goethe den Titel französisch wiedergibt, ging Fleischbeins Suche offenbar nach der Originalausgabe. Die hatte Goethe für Fleischbein dreibändig-vollständig beschafft und nicht, wie Raabe, Separatisten, Pietisten, Herrnhuter (Anm. 11), S. 71, durch Fehlinterpretation der Angabe »III Tomes« angibt, nur den 3. Band. Die in der Forschungsliteratur allenthalben mit »Köln« wiedergegebene Druckortangabe für die früheren von Pierre Poiret in Amsterdam publizierten Guyon-Ausgaben beruht auf der fiktiven (zur Erschwerung des Zensurzugriffs in den Impressa angegebenen) Orts- und Verlagsnennung »Cologne, chez Jean de la Pierre«, vgl. dazu Emil Weller, Die falschen und fingierten Druckorte, Leipzig ²1864, Bd. 1, S. 48, 56, Bd. 2, S. 68, 75, 82 und 84.

75 La vie de Madame J.M.B. de la Mothe-Guyon, écrite par elle-même […] nouvelle édition, 3 Bde., A Paris [recte: Lausanne], Chez les Libraires Associés 1795; online als Digitalisat verfügbar. Kritische Ausgabe: Jeanne Marie de la Mothe-Guyon, La vie par elle-même et autres écrits biographiques. Edition critique avec introduction et notes par Dominique Tronc; étude littéraire par Andrée Villard, Paris und Genève 2001 (= Sources Classiques 29).

76 Das hat bereits Chavannes, Jean-Philippe Dutoit (Anm. 5), S. 72 und 74, herausgefunden (überdies wurde Dutoit nach Lk 1,1 und Apg 1,1 als »Théophile« / »Theophilus« angesprochen, ebd., S. 71 – nach dem neutestamentlichen Notablen, dem Lukas sein Evangelium und die Apostelgeschichte gewidmet hat). Die nicht begründete Vermutung von Raabe, Separatisten, Pietisten, Herrnhuter (Anm. 11), S. 73, Goethe reiche hier nur einen ihm von Fleischbein zugesandten Brief wieder zurück, wird durch diese Nachricht widerlegt. Elke Richter, GB, Bd. 2/II, S. 185 f., bemerkt am Schluss ihres Dutoit-Biogramms: »Außer der vorliegenden Erwähnung finden sich weder in Goethes Briefen noch in seinen Werken oder Tagebüchern Hinweise auf Dutoit.«

> Der liebe Antoine beÿ einer gewissen Gelegenheit hat an Hr. Dr: Göthe geschrieben, und es scheint mir aus des letztern Brief mit Eindruck, seine Familie und Frl. v. Klettenberg sind vertraute Freunde, und scheinen in Liebe zu wallen. Frl. v. Klett: wird nun die gesande bücher bekommen haben.

Die nach den hier zur Hintergrund-Erläuterung berichteten Korrespondenzen und Buchsendungen an Goethe unmittelbarste Vorgabe für Goethes überliefertes Schreiben ist das Paket, mit dessen Zusammenstellung und Versand »Calef«-Fleischbein seinen »Bruder Philemon« Klinckowström am 7. Dezember 1773 beauftragt. Goethes Neujahrsantwort nimmt darauf direkten Bezug. Da der kränkelnd-schwache Fleischbein das Postskriptblatt seines Auftrags (dem dann auf demselben Blatt noch politische Mitteilungen und Stellungnahmen nachfolgen) mit der für den Versand benötigten Anschriftenangabe Goethes überschrieben hat, ist es im Lausanner Archiv für ein direkt an den Dichter gerichtetes Schreiben gehalten und außerhalb der Chronologie der Schreiben an Klinckowström in einem separaten Dossier abgelegt worden:[77]

> P. S.
> Addresse A Monsieur
> Monsieur Goethe, Docteur en Droit
> Auf dem Grosen Hirschgraben à Francfort am Maÿn

77 BCU Lausanne, Fonds des âmes intérieures TS 1013,15–17 mit der archivalischen Bleistiftnotiz »encl / z 28 Jan 1774 TS 1013 7. XII. 1773 1 f[olio]« und der alten fast unlesbaren Archivierungsnotiz (Klinckowströms?), die ich unsicher entziffere: »Diese Zuschrift ist vom 25sten Jan 1774 aber in den CollectBr vom 28sten und inzwischen geändert.« Zusammengepackt ist das Schreiben nur mit einem kalligraphierten Andachtspruch, der in gefaltetem Umschlag an den mitverantwortlichen innersten Kreis der Quietistengemeinschaft (»das gesegnete Kleeblatt«) gerichtet ist: »1) für die *liebe Dame Maria* 2) für die *liebe Dame Lucia* 3) für den *lieben Herrn Philemon* […], *uns*er aller besten und getreuesten Freund [also Klinckowström selbst]. 4) An *den lieben Onesimus*«. Auf diese Mappe war Sebastian Türk bei seinen Lausanner Marsay-Forschungen (siehe Anm. 39) gestoßen und hat mich liebenswürdig darauf aufmerksam gemacht. Das hat meine Autopsie-Reisen in die BCU Lausanne motiviert, bei denen ich dann (nachdem ich diesen Beitrag zu Albrecht Schönes 90. Geburtstag schon abgeschlossen glaubte) die zahlreichen Goethe-Verweise in den anderen Dossiers von Fleischbeins Schreiben an Klinckowström gefunden habe.

Abb. 7 und 8 (auf der folgenden Seite). Postscriptum mit Versandauftrag Fleischbeins an Klinckowström, 7. Dezember 1773 (BCU Lausanne).

Wann ich es erlebe, würde ich die Neüen Bücher, *Moien Court* und *Torrens*, teutsch und französisch, mit vergnügen von hier nach Franckfurth senden Können. Ich meine an Hr. Dr: Goethe, der bekannt= und verwandtschaft hat, könne von jedem 6. Exemplar, und an Fräulein v Klettenberg 4. Exemplar gesand werden zu ihrer Disposition, die Exemplar an Frl. v. Klettenberg an Hr. Dr: Goethe eingeschlossen um solche ihr zu gegeben mit begrüßung, sich auf meine bekantschafft berufend, wann mann nicht selbst an sie schreiben will; von ihr habe ich noch bessere Hoffnung, nach m. Innern, als von Hr. Dr:

Goethe. Es stehet nun in m. theuersten Gönners völliges belieben; ob H[och]Dieselben diese Spedition selbst übernehmen oder ob ich solche von hieraus verrichten und senden soll. |

Wann auch gleich die Exemplar an Frl. v Klettenberg, mit einem brief an sie selbst gesand werden, können solche doch ins Paquet an Hr. Dr: Goethe eingeschlossen werden. Frl: von Klettenberg und die gantze Goethische Familie sind die intimesten Freunde, die sich einander nichts verhelen.[78]

78 Die Fortsetzung mit den auf demselben hier faksimilierten Blatt angefügten politischen Nachrichten und Stellungnahmen Fleischbeins zeigt seine bis in Alter

Zu den von Goethe mit Dank quittierten Zusendungen gehörten also eindeutig die beiden wichtigsten Frühschriften der Madame Guyon, ihre Anleitung zum »Herzensgebet« ohne Unterlass, der ›Moyen court et très facile de faire oraison‹ (zuerst Grenoble 1685 und Lyon 1686) und ihre auf ekstatisch zum Wort drängende Eingebung gegründete poetische Schrift ›Les Torrents spirituels‹ von 1682, die, zunächst handschriftlich verbreitet, mit der Gebetsanleitung seit 1704 in den ›Opuscules spirituels‹ publiziert waren.[79]

und Krankheit (auch in vielen anderen seiner Briefe an Klinckowström zutage tretende) fortgesetzte aktuelle Anteilnahme an den weltlichen Zeichen der Zeit:

> Die Nachricht von der Russen bevölckerung in der Ukraine ist von der äußersten Wichtigkeit, ich dancke gehorsamst. So viel hunderttausend Colonisten, müssen in wenig jahren auf etlich [gestrichen: Hundert] Millionen Seelen anwachsen, wann auch nur 4 bis 5. auf eine Familie gerechnet werden.
>
> Im Würtenbergischen, einer höchst fruchtbahren und bevölkerten provintz, hat mann ni fallor [wenn ich nicht irre] nach Keyser 400000 Seelen gerechnet, und glaubt, daß dieses Hertzogthum, wie mir gesagt worden, ohngefähr 2. Million Gulden eintrage. Nach dieser proportion, und wann Russland den Seehandel auf dem Schwartzen Meer bekäme, könte mann den Schluß machen auf die stets zunehmende Macht der Russen.
>
> C.[alef]

Herrn Prof. Dr. Wolfgang von Hippel, Historisches Institut der Univ. Mannheim, verdanke ich die mögliche Spur zu der statistischen Angabe »nach Keyser«. Johann Christoph Keyser war der Verleger eines amtlichen Taschenkalenders, »Sack= Calender für das Jahr 1774 […] Gedruckt und verlegt von J.C. Keyser«. Vgl. Volker Bauer, Repertorium territorialer Amtskalender und Amtshandbücher im Alten Reich, Bd. 2, Frankfurt am Main 1999, S. 474. Leider fehlt dieser Kalenderjahrgang in der erhaltenen Serie (Staatliche Bibliothek Regensburg, Rat. Civ. 111). W. von Hippel informierte mich ergänzend: »Die Angabe ›400 000‹ Einwohner im Herzogtum Württemberg würde übrigens den Stand von etwa 1725 wiedergeben – 1730 betrug die Bevölkerung ca. 425 000, 1771 bereits 516 000 ›Seelen‹ – demnach hätte sich der Sack-Calender statistisch kaum auf einem sonderlich aktuellen Stand befunden, aber das war angesichts der Art und Weise, wie man damals mit Bevölkerungsangaben oft wie mit einem Staatsgeheimnis umging, nichts Ungewöhnliches.«

79 Cognet, [Art.] Guyon (Anm. 71), Sp. 1328; Gondal, L'acte mystique (Anm. 71), S. 635 und 642. Von der »nouvelle édition corrigée et augmentée« der ›Torrents‹, »Cologne« [d.i. Amsterdam] 1770, gibt es eine Reprintausgabe (Hildesheim 1978), aufgenommen auch in: Guyon, Œuvres mystiques, hrsg. von Dominique Tronc, Paris und Genève 2008 (= Sources Classiques 86). Eine deutsche Ausgabe ›Geistliche Ströme‹ war 1728 im pietistischen Verlag des Samuel Benjamin Wal-

Soweit zum dank der Lausanner Handschriftenfunde rekonstruierbaren Hintergrund von Goethes Antwort-Schreiben, auf dessen Exegese ich nun zurückkommen kann. Dass es sich bei der zusammen mit der Guyon-Autobiographie »anverlangten« »Medizin« und den »Arzney Spezies« um alchimistische Heilpräparate gehandelt haben dürfte, wie sie Goethes Arzt Johann Friedrich Metz (1721–1782) bei ihm selbst gegen Blutsturz und Konstipation angewendet hat,[80] hat plausibel Elke Richter im Kommentar zu diesem Goethe-Brief vermutet. Die ausgerichteten Grüße der gemeinsamen Bekannten »Fräulein von Klettenberg«, der, wie die jüngere Forschung erwiesen hat, eifrigsten Schülerin von Metz in den z.T. mit Goethe gemeinsam betriebenen alchimistischen Experimenten (die er in Straßburg auch noch allein fortgesetzt hat), sind die unmittelbare Reaktion auf den ihr zugedachten Teil der Paketsendung Fleischbeins. Doch auch für die Medikamentenbeschaffung lag Goethes pansophisch-spekulativer Austausch mit ihr zugrunde.[81]

ther in Leizig erschienen, ›Der Frau I.M.B. de la Mothe Guion Geistliche Bäche‹ wurden übernommen in die Zeitschrift desselben Verlags, Supplementa Der Auserlesenen Materien zum Bau des Reichs GOttes, Bd. 2, 14. Sammlung, Leipzig 1739, S. 814–860.

80 Grundlegend für Metz, die Tradition seines Denkens und Heilens, ist die Monographie von Rolf Christian Zimmermann, Das Weltbild des jungen Goethe. Studien zur hermetischen Tradition des deutschen 18. Jahrhunderts, Bd. 1: Elemente und Fundamente, München 1969, S. 137–139, 172–180, 338 f. Vgl. dazu neuestens Ulf Lückel, Medizinisch-alchimistische Traditionsmitgiften im Pietismus. Friedrich Christoph Oetinger – Johann Friedrich Metz – Johann Wolfgang Goethe, in: Medizin- und kulturgeschichtliche Konnexe des Pietismus (Anm. 37), S. 223–234, insbes. S. 228–230.

81 Weitere Information zu diesen hermetisch-alchimistischen Bemühungen bei Raabe, Separatisten, Pietisten, Herrnhuter (Anm. 11), S. 64 f.; ders. in: Goethe, Träume und Legenden meiner Jugend (Anm. 11), S. 125–130, 207–209. Zum Hintergrund Christa Habrich, Alchemie und Chemie in der pietistischen Tradition, in: Goethe und der Pietismus (Anm. 41), S. 45–77, dies., La médecine entre Hippocrate et Jésus-Christ: médecins et patients piétistes, in: La Bible à la croisée des savoirs, hrsg. von Maria Christina Pitassi, Lausanne 2001 (= Revue de Théologie et de Philosophie 133/3), S. 325–342, sowie dies., Von der Alchemie zur Förderung der chemischen Wissenschaft und Technik. Goethe zwischen hermetischem Denken und Pragmatismus, in: Von der Pansophie zur Weltweisheit (Anm. 18), S. 9–29. Zur Übernahme der ›pietistischen Alchimie‹ in den Auswandererkolonien Nordamerikas vgl. jetzt Jeff Bach, Heilung, Medizin und Alchimie in Ephrata, Pennsylvania. Conrad Beissel, Samuel Eckerlin, Jacob Martin, in: Medizin- und kulturgeschichtliche Konnexe des Pietismus (Anm. 37), S. 211–222.

Für die in den bisherigen Briefkommentaren geäußerten Vermutungen, die von Fleischbein für Goethes Vater übersandten »schätzbaren Stücke«, die »eine sonderliche Zierde seiner Sammlung« darstellen sollten, seien ein Geschenk für Johann Caspar Goethes numismatische Sammlung gewesen, war ein zu den im nächsten Satz erwähnten »beyden Münz Rescriptis« konstruierter Bezug.[82] Aber »Reskripte« sind nicht Handelskataloge oder Expertisen, in denen der Wert alter oder fremder Münzen und allenfalls Übereignungen, womöglich gar mit den Namen der Anfragenden oder Übereignenden aufgeführt werden.[83] Der Rechtsanwalt Goethe weiß natürlich (und wird das später in ›Wilhelm Meisters Wanderjahren‹ auch so verwenden),[84] dass ein ›Reskript‹ ein Erlass oder eine Verfügung ist, durch die der Gesetzgeber oder die Polizeibehörde auf Anfragen amtlich verbindliche Festsetzungen oder Auslegungen, etwa über Währungskurse, gibt.[85] Das aber gäbe keinerlei

82 Vgl. die von Elke Richter zusammengetragenen Indizien GB, Bd. 2/II, S. 186; auch zeigen jetzt Fleischbeins Berichte an Klinckowström über die Anbahnung des Verhältnisses zu Goethe, dass aus den übermittelten Grüßen und dem Einbezug des Vaters keineswegs zu schließen ist (S. 184 f.), Goethe habe seinen Brief im Namen der Eltern, jedenfalls »teilweise im Auftrag seines Vaters geschrieben«. Fleischbein wollte ja zunächst den jungen Goethe selbst (und günstigstenfalls über ihn die ganze Familie) »für seine quietistische Gemeinde […] gewinnen« (S. 183).

83 Darauf verweist Große, FA II 1, S. 853. – In GB, Bd. 2/II, S. 186 wird vermutet, Goethe meine mit diesem Begriff hier »Münz-Expertisen« für aus Fleischbeins »Familienbesitz« stammende und Goethes Vater zugeeignete Geldstücke.

84 Erinnerung Lucidors beim Wiederfinden seiner früheren juristischen Arbeit in der Einlageerzählung ›Wer ist der Verräter?‹, Kap. 4: »Einen Faszikel aufschlagend, fiel ihm ein Reskript in die Hände, das er selbst mundiert, ein anderes, wovon er Konzipient gewesen.« (FA I 10: Wilhelm Meisters Wanderjahre, hrsg. von Gerhard Neumann und Hans-Georg Dewitz, 1989, S. 376 und Kommentar, S. 1070)

85 Der Begriff »Münzreskript« taucht weder im Grimmschen noch in anderen geläufigen Wörterbüchern auf. Er findet sich z. B. in der Abteilung des Landesarchivs Baden-Württemberg »Münzreskripte von 1658 bis 1763«, einer Sammlung polizeilicher Festlegungen für die Abteilung »Kameralwesen«, betraf offenbar Münzgewichte und Wertigkeiten oder Maßnahmen gegen Falschmünzerei (also amtliche Gesetzesauslegungen zu »Münzverbrechen und Münzvergehen«); vgl. Ferdinand A. Gebhard und Josef P. Lutz, Neues Deutsches Rechtsbuch für das praktische Leben. Sorgfältig zusammengestellte und erläuterte Reichs-Gesetzsammlung, sowie ausführliches und zuverlässiges Nachschlage- u. Formularbuch zur Selbstbelehrung und zum praktischen Gebrauche für Jedermann, Bd. 2, Ber-

Sinn, falls wirklich Fleischbein, aus welchen Gründen auch immer, Münzen geschenkt hätte (weshalb auch hätte dafür zur Beruhigung Anonymität zugesichert und »alle mögliche Diskretion« versprochen werden sollen?). Mit der Formel »Auch dient zur schuldichen Nachricht« scheint Goethe vielmehr eine neue, von den dem Vater weitergereichten »Stücken« unabhängige Mitteilung zu eröffnen. Es gibt keinen Anlass zur Vermutung, dass Fleischbein überhaupt von Johann Caspar Goethes Münzsammlung wusste und ihn ausgerechnet mit einer so materiellen Gabe hätte ködern wollen. Dagegen waren die übersandten Traktate und Bücher zufolge seiner Mitteilungen gegenüber Klinckowström auch auf den Vater und seine mögliche Bekehrung gerichtet. Es stimmt vollständig mit dem zeitgenössischen Wortgebrauch überein, erbauliche Kleinschriften und insbesondere die Einzelhefte der pietistischen Erbauungszeitschriften wie etwa der zeitweilig von Marsay herausgegebenen ›Geistliche[n] Fama‹ als »Stücke« zu bezeichnen (so stand es auch auf deren Titelblättern).[86] Die Kennzeichnung der übersandten quietistischen »Stücke« als »schäzbar« versteht sich damit als eine der rücksichtsvollen Artigkeiten des Briefes. Ihre Übergabe in die väterliche Bibliothek konnte als zartes Signal gelesen werden, dass Goethe selbst von weiteren missionierenden Traktatübersendungen verschont bleiben wollte.

Der Verweis auf eine diskret-anonyme Erkundigung in den Münzreskripten scheint sich viel eher zu beziehen auf den finanziell offenbar gewichtigsten Geschäftsanlass des Briefes, um dessentwillen es Fleisch-

lin, Leipzig, Stuttgart 1900, S. 376 f. Zu »Rescript« siehe Joh. Christ. Aug. Heyse, Allgemeines verdeutschendes und erklärendes Fremdwörterbuch, 14. Ausgabe, Hannover 1870, S. 796; im Duden Fremdwörterbuch, hrsg. von Paul Grebe, Mannheim 1960 (= Der Große Duden 5), S. 558, gilt das Wort bereits als ›veraltet‹.

86 Zu dieser Literaturgattung vgl. Rainer Lächele, Die ›Sammlung Auserlesener Materien zum Bau des Reichs GOttes‹ zwischen 1730 und 1760. Erbauungszeitschriften als Kommunikationsmedium des Pietismus, Tübingen 2006 (= Hallesche Forschungen 18) sowie Hans-Jürgen Schrader, Kanonische neue Heilige. Sammelbiographien des Pietismus und der Erweckungsbewegung, in: Geschichtsbewusstsein und Zukunftserwartung in Pietismus und Erweckungsbewegung, hrsg. von Wolfgang Breul und Jan Carsten Schnurr, Göttingen 2013 (= Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 59), S. 303–338.

bein so eilig gewesen war, in Frankfurt wieder einen tatkräftigen, juristisch geschulten und über einflussreiche Verbindungen verfügenden Agenten zu gewinnen. Offensichtlich ging es dabei um einen großen Transfer der in der Gemeinschaft gesammelten Gelder zwischen Pyrmont im Fürstentum Waldeck und der welschen Schweiz für die Lausanner Neueditionen der Guyon-Werke. Dafür könnten Anfragen, vielleicht durch den Vater als Kaiserlichen Rat,[87] bei der zuständigen Frankfurter Reichsbehörde um rechtliche Modalitäten oder Währungsparitäten angezeigt gewesen sein. Für diese große grenzüberschreitende Transaktion wird der Wunsch einer namenlosen Behandlung im ergehenden Reskript und »auch sonst […] von unsrer Seite alle mögliche Diskretion« plausibel.

Über den »Hr. von Uffenbach« und das von ihm anliegend weitergereichte Schreiben wird man nicht viel mehr herausbekommen können, als in der kritischen Goethe-Briefe-Ausgabe ermittelt ist. Die Uffenbach waren wie die Fleischbein und die Textor ratstragende Frankfurter Patrizier. Als die Universität Halle noch die begehrteste Ausbildungsstätte aller Pietisten gewesen war, hatten sie meist dort studiert und persönliche Bezüge zu bekannten Pietisten behalten.[88] Für Balthasar Christoph von Uffenbach war Fleischbein zufolge seiner brieflichen Selbstaussage (aber auch des Frankfurter lutherischen Taufregisters, am 13. Februar 1700) Taufpate gewesen.[89] Sein verwandtschaftliches Verhältnis zu den ledig verstorbenen Brüdern Zacharias Konrad von Uffenbach (1683–1734) und Johann Friedrich Hermann von Uffenbach (1687–1769), die ihre riesigen Buch- und Bildnissammlungen den Uni-

87 In GB, Bd. 2/II, S. 186 findet sich der Hinweis, dass Goethes Vater zwei Bücher über die Frankfurter »Müntz-Commission« besaß, so dass dienstliche oder persönliche Beziehungen dorthin naheliegen. Die Position eines Kaiserlichen Rates schloss eigene Anwaltstätigkeit zwar aus, mit seinen juristischen Kenntnissen und Verbindungen hat Goethes Vater die Anwaltstätigkeit des Sohnes aber nur allzu gern begleitet.

88 Raabe, Separatisten, Pietisten, Herrnhuter (Anm. 11), weiß über den Genannten noch nichts anzugeben, in Goethe, Träume und Legenden (Anm. 11) versichert er ohne Beleg, es handle sich um »Johann Friedrich von Uffenbach (1725–1799), Schöffe in Frankfurt a. M., Verwandter des Sammlers«.

89 Nachweis: Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 60 f. und danach GB, Bd. 2/II, S. 187.

versitäten Hamburg bzw. Göttingen vermacht haben, ist ungeklärt.[90] Elke Richters Vermutung, dass es sich um eine Frage zum Bibliotheksnachlass des Spenders Johann Friedrich Hermann von Uffenbach gehandelt haben könnte, wird bestätigt dadurch, dass darin Werke der Madame Guyon vorhanden waren. Unter den Rara der Sondersammlung »Bibliotheca Uffenbachiana« in der von ihm bedachten Göttinger Bibliothek befindet sich die deutsche Erstausgabe ihrer Bearbeitung des (auch von Pietisten wiederholt adaptierten) Emblembuchs des flämischen Jesuiten Hermann Hugo und seines Malers und Kupferstechers Otto van Veen: ›Die ihren Gott liebende Seele / vorgestellet in Sinnbildern des HERM. HUGONIS, über seine PIA DESIDERIA; und des OTTONIS VENII über die Liebe Gottes‹, Augsburg 1719.[91]

Soweit zur Sach- und Geschäftsebene des Briefes. Was ihn aber zu einem einzigartigen Dokument macht, ist nicht nur der Informationsgehalt, die Tatsache, dass sich Goethe hier zum dienstwilligen Frankfurter Geschäftsträger der kleinen Mystikergemeinschaft gebrauchen lässt und zwischen ›Götz‹ und ›Werther‹ für sie Wein, Heilmittel und Bücher auftreibt und versendet, gar die offensichtlich nicht problemlose Mission diskreter Finanzgeschäfte in die Schweiz organisiert. Ebenso ungewöhnlich und bemerkenswert ist, was sich in diesem Schreiben jenseits der Mitteilungen und des Geschäftlichen an Signalen auf der persönlichen Beziehungsebene ereignet und nur aus seiner besonnenen, extrem spannungsreichen Stilisierung, also aus der Sprachform ermitteln lässt.[92] Haben wir den Brief selbst in seiner reinen Form, so wie ihn

90 Wie Raabe, Träume und Legenden (Anm. 11), S. 182 gibt das auch Große, FA II 1, S. 853 an. Elke Richter, GB, Bd. 2/II, S. 187 schließt sich nur vermutungsweise an, jedoch mit dem erhärtenden Hinweis, dieser müsse ein gleichnamiger Verwandter des von Goethe verschiedentlich erwähnten, bereits 1769 verstorbenen Kunstmäzens gewesen sein, von dem ein Teil der Kunst- und Büchersammlungen 1771 versteigert wurde. Darauf könne sich auch der Beilagebrief bezogen haben.

91 Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Sign. 8° Bibl. Uffenb. 578 (Rara). Die Originalausgabe, ›L'âme amante de son Dieu, représentée dans les emblèmes de Hermannus Hugo et dans ceux d'Othon Vaenius sur l'amour divin‹, »Cologne« [d.i. Amsterdam] 1716, ist ausgewiesen in den Bibliographien von Cognet, [Art.] Guyon (Anm. 71), Sp. 1329 und Gondal, L'acte mystique (Anm. 71), S. 643. Vollständiger Titel und Zusammenhang der deutschen Ausgabe bei Schrader, Madame Guyon (Anm. 4), S. 208 f.

92 Dazu die sehr überzeugenden Erwägungen des Volkskundlers Bausinger aus kulturanthropologischer Perspektive, ihrerseits gegründet auf Paul Watzlawicks kom-

Goethe komponiert hat, erst seit 2014 durch die Veröffentlichung seiner Handschrift-Basis vorliegen, so besitzen wir ein ausgefeiltes Instrumentarium zur Analyse und Einordnung seines sich in adressatenbezogenen Reflexen, Formeln, Anreden und Pronomina sowie in Selbstchiffrierungen andeutenden, dabei nicht minder bedeutsamen Mitteilungsgehalts vollends erst seit 2015, durch Albrecht Schönes fulminante Untersuchungen über den Briefschreiber Goethe.

Die ganz augenfällige und aus dem Kontext der gleichzeitigen Briefe des Stürmers und Drängers eklatant herausspringende Stilisierung von Goethes Neujahrsschreiben an Fleischbein in den vom Emotionsaustausch mündlicher Rede meilenweit abständigen papierenen Formeln einer barocken Kanzleisprache ist natürlich längst bemerkt worden, und auch, dass Goethe dieselbe verrechtlichend mortifizierende Sprachform in seinen Rechtsanwaltseingaben ans Hochobrigkeitliche Hohe Gericht zu verwenden hatte und perfekt beherrschte.[93] Das hatte schon sein »Angelegentlichstes Memoriale mit gehorsamst geziemender Bitte« gezeigt, durch das er an seinem 22. Geburtstag sein Gesuch um die Advokatenzulassung an die »Wohl und Hochedelgebohrne | Vest und Hochgelahrte Hoch und Wohlfürsichtige | Insonders Hochgebietende und Hochgeehrteste Herren | Gerichts Schultheiss und Schöffen« beantragt hatte.[94] Zu solchen der Alltagssprache ganz enthobenen kanzleisprachlichen Formeln gehören im Brief an Fleischbein neben den noch lateinisch deklinierten »Rescriptis« erkennbar die »anverlangten Bücher« und die Ehre, die sich der Schreibende nimmt, »ohnzielsezlich zu

munikationstheoretische Bestimmungen; Hermann Bausinger, Die alltägliche Korrespondenz, in: Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Heidelberg und Nürnberg 1996 (= Kataloge der Museumsstiftung Post und Telekommunikation 1), S. 294–303, hier S. 301 f. Auf weitere wortlos-materiale Beziehungsbotschaften einer Briefsendung machen Anne Bohnenkamp und Waltraud Wiethölter aufmerksam: Zur Einführung, in: Der Brief – Ereignis und Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, Frankfurt am Main und Basel 2008, S. IX–XI, hier: S. X f.

93 Das fast Pedantisch-Kanzleimäßige heben fast alle Brief-Kommentatoren hervor. Dazu auch Schöne, Der Briefschreiber Goethe (Anm. 17), S. 470.

94 DjG, Bd. 2, S. 61 f., Kommentar S. 321; vgl. Goethes »Rechtsanwalts-Eingaben« ebd., S. 239–250, Bd. 3, S. 361–404, Bd. 4, S. 281–317, Bd. 5, S. 201–226 und 393–400. Der Bewerbungsbrief ist besprochen und die rechtsanwältliche Tätigkeit knapp umrissen bei Karl Otto Conrady, Goethe. Leben und Werk, Sonderausgabe, Frankfurt am Main 1987, Bd. 1, S. 145 f.

verharren«, dazu kommen bewusst ständesprachlich zeremonialische Wendungen, außer der »hochgeschäzsten Frau Schwester«, die Goethe ja gar nicht kennt und der er artig seine Empfehlung entbietet, die »schäzbaren Stücke«, für die er »aufs verbindlichste« dankt, die »Wohlgewogenheit«, der er sich empfiehlt oder die Antwort-Floskel »dient zur schuldichen Nachricht«. Derlei Gespreiztes mag die Fleischbein-Erforscher Knieriem und Burkardt zu der Einschätzung geführt haben: »Kein Geringerer als Johann Wolfgang Goethe mochte sich […] einen Scherz erlaubt haben, als er seinen Briefstil nachahmte, ja karikierte, um seinen weitläufig mit ihm verwandten Vetter der Lächerlichkeit preiszugeben.«[95]

Eine Intention öffentlichen Verspottens freilich ist bei diesem Schreiben wie insgesamt aus der durch den Lausanner Nachlass rekonstruierbaren Korrespondenz auszuschließen. Nichts berechtigt dazu anzunehmen, Goethe habe diese Briefe – was dazu ja notwendig wäre – irgendwie publik machen wollen. Und auch die perfekte Sprachmimikry des chamäleonhaft[96] seinen Schreibstil zu adaptieren verstehenden Schreibers in seinen auf dem Höhepunkt des Sturm und Drang mit ähnlich altväterisch papierenen Formeln aufwartenden Advokateneingaben hatte sicher nicht die Funktion einer öffentlichen Belustigung. Nur ein einziges Mal, nur gegenüber dem vertrauten juristischen Studienfreund – und hier durch die inszenierte Fallhöhe von Erhabenem zum Banalen klar markiert –, hat Goethe, wie Albrecht Schöne zeigt, brieflich die barocken Anredezeremonialien im Scherz verwendet, als er an den jungen Kestner schrieb: »Kann nicht unterlassen mit heutiger Post noch an hochdieselben einige Zeilen zu senden Sintemalen wir

95 Knieriem und Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen (Anm. 12), S. 57; dazu Elke Richters Kommentar GB, Bd. II/2, S. 184: »Der Brief an Fleischbein hebt sich sowohl inhaltlich wie stilistisch deutlich von anderen überlieferten Briefen Goethes aus dieser Zeit ab. Ob sich Goethe mit dem Brief an Fleischbein tatsächlich ›einen Scherz‹ erlauben wollte, um ihn ›der Lächerlichkeit preiszugeben‹ […], sei dahingestellt.« Vgl. dagegen bereits Hans-Jürgen Schrader, Zores in Zion. Zwietracht und Missgunst in Berleburgs toleranz-programmatischem Philadelphia, in: Von Wittgenstein in die Welt. Radikale Frömmigkeit und religiöse Toleranz, hrsg. von Johannes Burkardt und Bernd Hey, Bielefeld 2009 (= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 35), S. 157–194, hier: S. 180 f.

96 Zu Goethes entsprechender Selbstbezeichnung für seine proteushafte Wandelbarkeit schon als Vierzehnjähriger im Brief an Ludwig Ysenburg von Buri vom 2. Juni 1764 (DjG, Bd. 1, S. 67) vgl. Schöne, Der Briefschreiber Goethe (Anm. 17), S. 39.

heute mit Blaukraut und Leberwurst unser Gemüth ergötzt«. Sonst aber hat er erschrocken reagiert, wenn jemand Spott witterte hinter einem »Höflichkeitszeichen das man denn doch nicht versäumen soll, indem man durch Vernachlässigung desselben manche Personen verletzt«.[97]

Als »ein Grundgesetz der Epistolographie« hat Albrecht Schöne den substantiellen Adressatenbezug beim Briefeschreiben nicht allein »in der Ausdrucksweise, in Wortwahl und Tonlage«, die sich nach dem Empfänger richten, herausgearbeitet, sondern auch gezeigt, wie bei dem besonders biegsam und sensibel auf die Erwartungen seiner Adressaten eingehenden Goethe »auf solche Weise der Empfänger schon mit an dem Brief schreibt«, mit dem ihm nun geantwortet wird.[98] Die Briefe und damit Umgangsvorgaben Fleischbeins gegenüber Goethe kennen wir nicht, aus seiner Korrespondenz an Klinckowström und andere Glieder der Mystikergemeinschaft aber können wir konstatieren, dass er jahrgangsbedingt zwar barockem Schreibstil noch näher stand, keinesfalls aber zu einer spezifisch zeremoniellen Formelhaftigkeit neigte. Angesichts der fünfzig Jahre Altersdifferenz zwischen ihm und Goethe

97 An seinen über eine verehrlich-steife Anrede verschnupften Porträtisten, den Dresdener Kunstprofessor Wilhelm von Kügelgen, 26. Dezember 1810; beide Passagen zitiert und im Zusammenhang mit dem Brief an Kestner von Anfang 1773 interpretiert bei Schöne, a.a.O., S. 501 f. Die Bedeutung der Einsicht, wie kalkuliert Goethe die Anredepronomina einsetzt, hebt die gründliche Besprechung von Wolfgang Adam, Albrecht Schöne: Der Briefschreiber Goethe, in: Arbitrium 34 (2015), S. 89–95, hier: S. 93, hervor.

98 Schöne, a.a.O., S. 66 f. in der Analyse des frühesten erhaltenen Briefs des 14-jährigen Goethe an Ysenburg von Buri vom 23. Mai 1764 (S. 43–71), vgl. auch analoge Befunde zum Leipziger Studienbrief an Ernst Wolfgang Behrisch vom 10.–13. November 1767 (S. 73–122, hier bes. S. 102, 114–116), sowie gattungstheoretisch S. 21, 29, 439. Diese Einsichten meines Lehrers haben in Theorie und Praxis auch meine eigenen Untersuchungen Kleistscher Briefe geleitet, Hans-Jürgen Schrader, Unsägliche Liebesbriefe. Heinrich von Kleist an Wilhelmine von Zenge, in: Kleist-Jahrbuch 1981/82, S. 86–96 sowie »Denke Du wärest in das Schiff meines Glückes gestiegen«. Widerrufene Rollenentwürfe in Kleists Briefen an die Braut, in: Kleist-Jahrbuch 1983, S. 122–179. Die besondere Geschmeidigkeit, mit der Goethe von den frühesten Jugendbriefen an den Stil seiner Schreiben nach den jeweiligen Adressaten modifiziert, hatte schon Roethe, Gesammelte Vorträge und Aufsätze (Anm. 6), S. 28 hervorgehoben (in der Einführung seiner Auswahlausgabe ›Die Briefe des jungen Goethe‹ [Anm. 6], S. IX). Dazu auch Adam, [Rez.:] Schöne, Der Briefschreiber Goethe, a.a.O., S. 92 f.

und auch noch dem höheren Gesellschaftsrang des Barons ist eine Asymmetrie der Anredeweisen gemäß den Epochenkonventionen ohnehin zu erwarten. Angenommen werden darf allerdings, dass Goethes ausschließlich in diesem Dokument verwendete Unterzeichnung mit dem Doktorgrad, dem reichsdeutschen Äquivalent zu seinem in Straßburg erworbenen Titel eines Lizentiaten der Rechte, durch die von Fleischbein (sogar noch im Referat seiner Briefe) durchgängig observierte »Herr Doktor«-Anrede hervorgerufen sein dürfte.[99]

Schaut man sich die Anredeformen an, sowohl »Wohlgebohrner Herr, | Insonders hochzuverehrender | Herr Vetter« »Ew Wohlgeb.« und »Ew Wohlgeb. | gehorsamster Dr. [Diener]«, so sind die in der einmal gewählten Zeremonialkonvention gegenüber einem persönlich unbekannten soviel Älteren und zugleich Standeshöheren, dem man sich dienstbar erwiesen hat und weiter zu erweisen verspricht, keineswegs ungewöhnlich oder gar schicklichkeitsverletzend, wären doch die »pronominalisierten Identifikations-Artikel der ›Hof- und Canzley-sprache‹« im Falle einer Karikier- und Verspottungsabsicht durch nur noch höheren Ständen gebührende »Hypersuperlative« wie »Hoch«-, »Höchst«- und »Allerhöchstwohlgeboren« steigerbar.[100] In dieselbe Schicht (wieder unter Vermeidung unpassender Steigerungen) gehören die indirekten Anredepronomina mit dem Demonstrativum, im Plural »Dieselben« wie mehrfach im Singular (»Dero« / »dero«) und das siebenmal bescheiden ausgesparte »Ich«, das nur dadurch nicht bis zur Annihilierung devot wird,[101] dass es zuvor dreimal prononciert hervorgetreten ist (»*Ich* habe bis hierher zu schreiben angestanden, weil *ich* hoffte«, »*Mein* Vater«) und überdies substituiert wird durch das fall-

99 Vgl. außer allen mit dem Titel aufwartenden Erwähnungen Goethes in den hier mitgeteilten Briefen an Klinckowström auch Elke Richters Kommentar GB, Bd. 2/II, S. 188 und Bd. 2/I, S. 233. Ganz entsprechend war auch Susanna Catharina von Klettenbergs Ruf »Der Doktor!« auf ihrem Sterbebett, nicht, wie die umstehenden Konventikularinnen zunächst meinten, auf den Arzt, sondern explizit auf den abgereisten Goethe bezogen, dokumentiert bei Raabe, Separatisten, Pietisten, Herrnhuter (Anm. 11), S. 129.

100 Schöne, Der Briefschreiber Goethe (Anm. 17), S. 443, 500 f., 506 f.; schon den Eröffnungsbrief an Buri beginnt und beendet der in der Pubertät stehende Goethe mit »Wohlgebohrner, Insonders Hochzuehrender Herr« (ebd., S. 49 f.) und eröffnet 1794 den Briefwechsel mit Schiller »Ew. Wohlgeb.« (ebd., S. 495).

101 Zu beiden Stilmitteln Schöne, a. a. O., S. 440, 443, 501.

weise den Vater, die Eltern oder »allzusammt« religiösen Gesprächspartner, namentlich »Fräulein von Klettenberg« einbeziehende »wir«, »unsere« und »unsre«.

Diese Kennzeichen weisen schon hinüber auf die das Geschäftliche verlassende persönliche Beziehungsebene, die im Vergleich mit Goethes von Kanzlisten mundierten Prozesseingaben schon daran sichtbar wird, dass er diesen Brief mit eigener Hand schreibt. Schließlich fällt das Schreiben ja auch in die Goethesche Kategorie der »Neujahrsbrief[e]«,[102] in denen man einander herkömmlich gute Gesundheit und noch viele Jahre weiterer Verbundenheit zuwünscht und auch für die Zukunft die eigene Anhänglichkeit und Treue beteuert. Die Kränklichkeit seiner Schwester und die eigenen Altersgebrechen hatte Fleischbein sicher erwähnt, wie in vielen seiner erhaltenen Briefen des letzten Lebensjahrs. Und zum Privatbrief gehört auch das Ausrichten von Grüßen und Wünschen aus dem Familienkreis und von jenen Freunden, die auch der Adressat kennt und an denen er Interesse nimmt.

Für die jüngeren Kommentatoren war aber befremdlich, in wie bekenntnishaft klingende religiöse Formeln diese konventionellen Wünsche gekleidet sind, wenn statt bloß von körperlicher Gesundheit von trotz bekannter Gebrechen »möglichstem irrdischen *Leibes* Wohl und *geistlichem Seegen*« die Rede ist und gar (ohne dass dergleichen in den Schlussformeln nochmals aufgenommen würde) ein Gebet für den Adressaten angedeutet wird: »wir […] bitten von dem hochgelobten Heilande, dass uns derselbe noch lange den Genuss Dero Liebe […] verstatten möge.« Das ist ja nun zweifellos ein Echo auf die stets mit dergleichen Beteuerungen aufwartenden Zusendungen des Korrespondenzpartners. Da jede Verknüpfung Goethes mit auch nur näherungsweise ernstgemeinten frommen Empfindungen und Gesinnungen heute jenseits allenfalls der Phase von 1769/70 als unzulässig und bildstörend gilt,[103] muss deren

102 Ebd., S. 21.

103 Vgl. die Beispiele für solche Phobien namentlich im öffentlichen Raum, in der Presse wie auch in der Forschung, Hans-Jürgen Schrader, Propheten zur Rechten, Propheten zur Linken. Goethe im pietistischen Geleit, in: Rezeption und Reform. Festschrift für Hans Schneider, hrsg. von Wolfgang Breul-Kunkel und Lothar Vogel, Darmstadt und Kassel 2001 (= Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte 5), S. 361–377, hier: S. 361 f., 376 f., sowie ders., Schöne Seelen – prophetische Genies – Herzenssprache (Anm. 58), S. 207–210 und (aus aktuellem Anlass) S. 216–218.

geradezu exorzistische Abwehr in den aktuellen Kommentaren kaum verwundern. In der neuen kritischen Ausgabe heißt es: »Keinesfalls berechtigt der Brief an Fleischbein zu einer Auslegung, wie sie der Herausgeber des Erstdrucks in seinem Kommentar vornimmt. Wernle wertet den Brief als Beleg einer zumindest noch 1774 bestehenden ›Geistesgemeinschaft‹ Goethes mit den deutschen Mystikern.«[104] – Dies allerdings ist weniger die Wiedergabe von Wernles Aussage als ein Widerhall der noch schärfer abwehrenden Erläuterung Hanna Fischer-Lambergs, die »Beurteilung dieses Briefes bei Wernle (und offenbar auch bei Gräf a. O.), der ihn als Ausdruck einer ›frommen Periode‹ Goethes auffasst, ist abwegig. Mit Goethes religiöser Einstellung hat dieser Brief nichts zu tun.«[105] Der inkriminierte Begriff einer »Geistesgemeinschaft« bezeichnet bei Wernle jedoch nur die durch den Fund des Briefes verblüffende, aber unabweisbare Neueinsicht, dass Goethe mit den längst bekannten Mystikerkreisen ein paar Monate lang offenbar recht intensiv zu schaffen hatte. Und auch mit der »frommen Periode« behauptet er keineswegs ein religiöses Bekenntnis im Jahr 1774. Dies ist seine Metapher für die gesamte Zeitspanne, in der Goethe Kontakt zu den verschiedenartigsten frommen Kreisen gesucht und sich mit ihrem Gedankengut auseinandergesetzt hat. Völlig gegensätzlich zu der in den Kommentaren referierten Auslegung nämlich hatte Wernle erklärt:

> Es wird einem heute kaum einfallen, die Frömmigkeit dieser Periode in Goethes Leben zu überschätzen; sonst müsste man ihn nur auf die gleichzeitigen Briefe im »Jungen Goethe« von Max Morris verweisen, aus denen man ersieht, wie ganz andere Töne derselbe Goethe von sich zu geben vermochte. Aber bedeutsam bleibt diese fromme Episode auf alle Fälle doch: das Schöpferische in Goethe war niemals vorher oder nachher so mächtig wie in dieser frommen Periode.[106]

Gräf hatte das bloß kommentarlos zitiert. An keinem Wort dieser differenzierten Aussage aber scheinen mir bis heute Zweifel berechtigt. Ein Faszinosum haben für Goethe die ihres Lebenssinns und Weges so sicher scheinenden frommen Genies, die die Stimme Gottes in sich

104 GB, Bd. 2/II, S. 184; vgl. auch ebd., S. 187 f. (zu Klettenberg) und GB, Bd. 3/II B, S. 1178.

105 DjG, Bd. 4, S. 321.

106 Wernle, Ein unbekannter Brief des jungen Goethe (Anm. 1).

so ungestüm und kraftvoll verspürten, ganz zweifellos auch noch 1774 dargestellt. Es gibt keinerlei Indiz, dass ihm die in den ›Biblischen Briefen‹ des Vorjahrs, der ›Pastor‹-Abhandlung und dem Traktat über das Zungenreden geäußerten Grundüberzeugungen in den wenigen Monaten seither abhanden gekommen sein sollten. Dass dies nicht der Fall war, zeigt unabweisbar die Intensität, mit der er wenige Monate später, im Frühjahr 1774, auf seiner Reise mit Lavater und Basedow an Lahn und Rhein, in Bad Ems, Neuwied und Elberfeld Kontakte und Gespräche mit der buntscheckigen Schar der ›Erweckten‹, der ›Inspiranten‹ ebenso wie der ›Stillen im Lande‹, gesucht hat.[107] Dass ihr Weg der seinige nicht sein konnte, – auch nicht die Impulse ihrer Selbstgewissheiten und ihrer Wortmacht –, das hatte er, »Prophete rechts, Prophete lincks, | Das Weltkind in der Mitten«,[108] längst erkannt und für sich entschieden. Dem Gesinnungszwang nicht nur der Kirchen, sondern auch derjenigen, die daraus entflohen waren und ihn nun doch in den eigenen Gemeinschaften und in ihrer Proselytenmacherei wieder aufleben ließen, hatte er schon im ›Pastor‹-Brief eine völlig eindeutige Absage erteilt, bei der er sein ganzes weiteres Leben geblieben ist:

> wenn mans beym Lichte besieht, so hat jeder seine eigene Religion, und Gott muß mit unserm armseligen Dienste zufrieden sein, aus über großer Güte, denn das müßte mir ein rechter Mann sein, der Gott diente wie sich gehört. […]
>
> Einem Meynungen aufzwingen, ist schon grausam, aber von einem verlangen, er müsse empfinden was er nicht empfinden kann, das ist tyrannischer Unsinn.[109]

107 Vgl. das Quellenbuch: Goethes Rheinreise mit Lavater und Basedow im Sommer 1774 – Dokumente, hrsg. von Adolf Bach, Zürich 1923; detaillierte Untersuchung der Goetheschen Kontaktsuche zu den dortigen Pietisten und Separatisten, Inspirierten, Herrnhutern und Mennoniten bei Schrader, »Unleugbare Sympathien« (Anm. 62), S. 54–66.

108 Goethe, In ein Album (Juli 1774), später Teil des ›Diné zu Coblenz‹, in: DjG, Bd. 4, S. 224; vgl. ebd., S. 370 f.

109 Goethe, Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen [1773] (und ergänzend ders., Zwo wichtige bisher unerörterte Biblische Fragen [1773]), in: DjG, Bd. 3, S. 108–124, hier: S. 113 f. – Zur germanistischen wie theologischen Auseinandersetzung um die Auslegung des ›Pastor‹-Briefs vgl. Schrader, Zores in Zion (Anm. 95), S. 157–163, ders., Von Patriarchensehnsucht zur Passionsemphase (Anm. 58), S. 64 f. sowie ders., Schöne Seelen – prophetische Genies – Herzenssprache (Anm. 58), S. 223 f.

Im Lichte dieser Gesinnungen und Äußerungen gewinnen nun sowohl die religiösen Formeln als auch die gewundene Umständlichkeit dieses Briefes und die Zuflucht bei sichernden Konventionalfloskeln, schließlich sogar die pompösen Federkiel-Bogenstriche vor der titelbewehrten Unterschrift ihren ganz eindeutigen interaktiven Sinn. Der Segenswunsch im Werben um »Freundschafft« und »Zuneigung«, gipfelnd in einem gebethaften Verlangen, »von dem hochgelobten Heilande, dass uns derselbe noch lange den Genuss Dero Liebe und Wohlgewogenheit verstatten möge«, ja ein Verbundenheitsgefühl in einem »festesten Freundschafftsbund« mit der ja seit der Rückkunft aus Straßburg etwas aus den Augen verlorenen frommen Freundin Klettenberg sind zweifellos entgegenkommende Reflexe auf Fleischbeins Werben und die Diktion seiner Briefe. Das berechtigt aber nicht anzunehmen, dass diese Aussagen Goethes durch die Übernahme des Vokabulars seines Gegenüber unwahr oder geheuchelt wären. Wäre ihm die so unbedingte wie einsatzfreudige Frömmigkeit, die sich selbst vollkommen zurücknehmende Hingabe an Gottes Willen, die ihm aus Fleischbeins Schreiben entgegentraten, nicht eindrucksvoll und ehrwürdig erschienen, dann hätte Goethe sich sicher nicht in so aufwendige, zeitraubende und in die Weite wirkende Aktivitäten mit ihm eingelassen.

Jedem Verlangen aber seiner diversen ›erweckten‹ Freunde oder zeitweiligen Weggefährten, Lavaters, Jung-Stillings, auch spät noch der Seelenfreundin seiner Jugendjahre Augusta zu Stolberg, ihn auf die eigenen Wege herüberzuziehen, nach ihrem eigenen Bilde umzuwandeln und zu bereden, dass er glauben solle, was er nicht glauben konnte, hat er unmissverständlich widersprochen, weil ihm alles Proselytenmachen, alle Bindung in vorgegebene Glaubensnormen und Denksysteme als »tyrannischer Unsinn« erschien. Die Abfuhr solcher Bestrebungen hat er je nach seinem persönlichen Verhältnis zu den Bekehrern mal grob und mal schonend gestaltet, wie dies auch Albrecht Schöne in seinen Briefanalysen ausgewiesen hat. Dem ihn zum Christen nach seiner Fasson ummodeln wollenden Lavater hat er sechs Wochen vor dem Fleischbein-Brief ein schroffes »Ich bin kein Christ« entgegengeschleudert, das er einige Jahre später begütigend erläutern konnte »zwar kein Widerkrist, kein Unkrist aber ein dezidirter Nichtkrist«. Gegenüber der aus bekümmerter Sorge für das Seelenheil des Greises um seine Hinwendung »zum Ewigen« werbenden einstigen Seelenfreundin Comtesse Stolberg, jetzt Gräfin von Bernstorff, ist er noch 1822/23 mit der

zarten Andeutung begegnet, dass uns die Bibel (Joh 14,2) unterschiedliche Wege eröffnet habe, unseren Auftrag im Leben und für die Ewigkeit zu erfüllen: Auch er selbst habe »bey allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt«, aber: »In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beyde gesorgt seyn«. Und auch da noch hatte er mit dem Zutrauen auf die allumfassende und allerlösende grenzenlose Liebe Gottes geschlossen, die er auch schon im ›Pastor‹-Brief und im ›Werther‹ beschworen hatte und deren fundamentale Überzeugung ihn auch mit Fleischbein verband: »Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammen finden.«[110]

Fleischbein gegenüber, dessen Bekehrungswerben so explizit nicht gewesen sein mag, bedurfte es nicht verbaler Zurückweisungen oder Begründungen. Nichts aber schützt so sicher vor Übergriffen auf die Intimität der Seele wie ein Panzer aus Konventionalität. Das musste Fleischbein schließlich auch verstehen, hatte er Goethes Brief aus dem November mit seinem angedeuteten Befremden über Fleischbeins Fegefeuer-Lehre doch schon begriffen: »Von Herrn Dr. Goethe ist die Hoffnung zu seiner Gewinnung noch entfernt.«[111] Alle Ehrfurcht vor dem gespürten Glaubensernst Fleischbeins und seiner Gemeinschaft kann Goethe in Wort und Tat zum Ausdruck bringen, ja, er will sogar »von dem hochgelobten Heilande« erbitten, »dass uns derselbe noch lange den Genuss Dero Liebe und Wohlgewogenheit verstatten möge«, damit »auch unsre Liebe und Ergebenheit gegen Ew Wohlgeb gleichen Schrittes« gehen kann. Ein Gleichschritt im Glauben aber darf nicht verlangt und kann auch nicht zugesagt werden: wirke ein jeder nach seinen Kräften in seinen Provinzen, dann wird auch am Ende der Tage »sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammen finden«.

Ein Nachtrag ist noch nötig, der Hinweis darauf nämlich, dass Goethes durch sein Schreiben vom 4. Januar 1774 bekannt gewordene Ver-

110 Verweis auf diese Positionen in den nur ausschnittweise erhaltenen Briefen an Lavater vom 23./26. November 1773 und vom 29. Juli 1782 an Augusta zu Stolberg-Bernstorff und Interpretation bei Schöne, Der Briefschreiber Goethe (Anm. 17), S. 464 (Lavater) und 472 f. (Stolberg). Goethes Abwehr von Lavaters penetranten Bekehrungsbemühungen ist allgemein bereits erwogen bei Roethe, Gesammelte Vorträge und Aufsätze (Anm. 6), S. 44 f. (in der Einführung seiner Auswahlausgabe ›Die Briefe des jungen Goethe‹ [Anm. 6], S. XXV f.).

111 Siehe oben, Anm. 16 und 72.

bindung mit Fleischbein und damit wohl auch sein geschäftliches Tätigwerden für dessen quietistische Mystikergemeinschaft noch im selben Monat ihr Ende gefunden haben dürfte und nicht erst durch den Tod ihres adligen Oberhaupts fünf Monate später. Fleischbein nämlich, der zu einem solchen Geltenlassen der religiösen Überzeugungen oder ›Privatreligionen‹ anderer nicht in der Lage gewesen ist,[112] hat auf ein Schreiben der Klettenberg, in dem sie ihm auf seine Traktatensendung hin ihr eigenes ganz von der Kirchenlehre abweichendes Christusbild offenbart hatte, die fromme Korrespondenz mit ihr abgebrochen. Ihr an Klinckowström weitergereichtes Schreiben, in dem sie Fleischbein anvertraut hatte, dass sie im Heiland nur den vorbildlichen, das Leid der Menschheit auf sich ziehenden Menschen und nicht ein göttliches Wesen verehren konnte, ist wie alle vom Gemeindeoberhaupt zurückgeforderten Briefbeilagen nicht erhalten. Doch haben ihre übrigens im radikalen Pietismus auch sonst verbreiteten Spekulationen von Jesus als dem vor dem Sündenfall Erstgeborenen aller Kreaturen[113] und von

112 Dagegen steht Goethes programmatisches Eintreten gegen das »Haupt=Elend der Intoleranz« unter den jenseits aller Privatmeinungen demselben Ziel zustrebenden Christen im ›Pastor-Brief‹; vgl. Schrader, Zores in Zion (Anm. 95), S. 164 und 167.

113 Die spekulative Lehre vom vor aller Menschheit geschaffenen androgynen Gottmenschen, der dann zum Prototypus der irdischen Menschheit werden konnte und als Jesus wieder in die Welt gesandt wurde, um ihre Schuld zu sühnen, ist am eindringlichsten von Johann Wilhelm Petersen, Das Geheimniß Des Erst=Gebohrnen aller Creaturen Von CHRISTO JESU Dem Gott=Menschen, Frankfurt am Main 1711 ausgeführt worden. Die Übernahme dieser heterodoxen Lehre in den Kommentar der ›Berleburger Bibel‹ hat dann einen Aufsehen erregenden Zensurprozess des Corpus Evangelicorum vor dem Reichskammergericht gegen den Berleburger Landesherrn ausgelöst, bei dem dieser zwar den Druckbogen mit den inkriminierten Passagen vernichten lassen musste, in der Fortführung des Unternehmens aber doch obsiegte. Vgl. Hans-Jürgen Schrader, Pietistisches Publizieren unter Heterodoxieverdacht. Der Zensurfall ›Berleburger Bibel‹, in: »Unmoralisch an sich …«. Zensur im 18. und 19. Jahrhundert, hrsg. von Herbert G. Göpfert und Erdmann Weyrauch, Wiesbaden 1988 (= Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 13), S. 61–88, hier: S. 76–84, sowie ders., Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus (Anm. 38), S. 126–128 und 433 f. und ders., Vom Heiland im Herzen zum inneren Wort. ›Poetische‹ Aspekte der pietistischen Christologie, in: Pietismus und Neuzeit 20 (1994), S. 55–74, hier: S. 58.

seinem ganz kreatürlichen Menschenleiden[114] den kränkelnden Freiherrn so mit Abscheu erfüllt, das er das weitergereichte Klettenberg-Schreiben mit seiner Kommentierung zu unserem Glück vier Kleinoktavseiten lang auch noch detailliert paraphrasiert hat. Damit hat er uns wichtige Zusatzinformationen über die Christologie dieser Gottsucherin auf eigene Hand, aber auch über verwandte religiöse Aussagen des jungen Werther hinterlassen.

In einem auf dessen Neujahrsbrief antwortenden weiteren Schreiben an Goethe hatte Fleischbein, wie er da mitteilt, die weitere Korrespondenz mit ihr, die er von solch teuflischen Einflüsterungen abzubringen keine Kraft mehr sah, aufgekündigt, und da er ihn nicht zu Unrecht für einen Gesinnungsverwandten ihrer Christologie hält, dürfte er danach auch die mit Goethe eingestellt haben. In der nur dem »gesegneten Kleeblatt« des engsten Gemeindevorstands um Klinckowström anzuvertrauenden Postskript-Beigabe zum Brief an diesen »d. 29. Jener 1774« macht der Kranke seinem tief enttäuschten Herzen Luft:

PS. *Frl. v. Klettenberg*
nur dem Kleeblatt allein zu lesen

Hierbeÿ habe ich die Ehre von dieser Frl. v. Klettenberg einen brief zu communiciren, dessen Zurücksendung nicht pressirt; dann unser beÿder Correspondenz hat ein Ende. Der Brief in ansehung meiner ist sehr freundschafftlich, allein in Ansehung ihrer Religionsbegriffe, die wahrscheinlich auf Socinianische Ketzerey gegründet sind, ist mir der Brief und ihre gantze Gesinnung ein Greul: J. Christum

114 Die »socinianische« (in polemischer Absicht nach dem Ketzer Fausto Socini benannte) Abirrung, Jesus nur als vorbildlichen Menschen zu verehren, ohne zugleich dogmengerecht seine Gottheit zu betonen, ist (freilich gemeinhin eher von orthodoxer Seite) etlichen radikalen Pietisten vorgeworfen worden, namentlich Johann Henrich Reitz und Christoph Seebach. Detailliertere Angaben bei Schrader, Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus (Anm. 38), S. 583 f.; ders., Vom Heiland im Herzen zum inneren Wort, a.a.O., S. 58 f. und ders., Zores in Zion (Anm. 95), S. 181. Goethe hat diese Auffassung der Klettenberg geteilt und sie besonders seinem Werther in den Mund gelegt. Ohne sie explizit zu verfechten, hat er lebenslang daran festgehalten; vgl. Schrader, Von Patriarchensehnsucht zur Passionsemphase (Anm. 58), S. 65 f. und 73–84.

nennet sie ihren *erstgebohrnen Bruder*, kann nur seine *Menschheit* glauben, weil sie *nicht über die Wolcken steigen* [könne], um *den Glauben seiner Gottheit ertragen zu* können, andere Ausdrücke übergehe ich. | Sie, die Frl: v. K., eine Tochter der Eva (und die ist sie wahrhafftig ihres geistlichen Luciferischen Stoltzes wegen und Ha[r]tnäckigkeit in ihrem vermeinten Erkenntniß das vom teufel ihr inspirirt ist.) und so achtet sie auch J: Chr: als menschen für einen Sohn der Eva, der in allem zwar einen grosen Vorzug vor den Söhnen Adams und Eva hat, aber doch nur als der *Erstgebohrne*, daß er der wahrhafftige Gott ist, und so ferner berühret sie mit keinem Wort, sie kann den Glantz seiner Gottheit nicht ertragen, wann sie aber (wie Lucifer, der auch nach des Propheten Spruch, über die Wolcken steigen wolte, aber in die Hölle gestürtzt | wurde) über die Wolcken wird gestiegen seÿn, schreibet sie als dann, daß sie werde erkennen, ob J. Chr: Gott ist oder nicht. Welche teuflische Eingebungen muß nicht die Frl: v. K. in ihrer verfinsterten Vernunfft zusammen gerafft haben?

und weil Dr: Goethe in einem brief an mich so hoch rühmet, welche genaue Freundschafft mit dieser Frl. v. Klettenberg er habe, so kann ich nicht anders schließen als daß er eben dergleichen verdamte Lehrbegriffe hegen müße. Übrigens halte ich sie für redliche gewissenhaffte Leute allzusammen. Aber ich mache das † vor ihnen und werde | mich wohl hüten von Geistlichen Dingen an sie alle zu schreiben, wann Gott es nicht anders ordnet, und daß ein oder anderer durch M.[adame] G.[uyon] Schrifften gewonnen werde, welches zu erleben ich keine Hoffnung habe. In welcheiner abominablen Welt leben wir? Voici le Regne de Satan tout ouvertement. Meine Kranckheit hat mir eine gute Entschuldigung bey Hr. Dr: Goethe gegeben, um den ferneren briefwechsel mit F. v. K. gantz auffzuheben. Wollte ich mich mit ihr einlassen, so müste ich große berge von dem stinckendsten Mist erst bei ihr wegräumen. Darzu habe ich keine Kräffte mehr, C.[alef][115]

115 Diesem Postscriptblatt hat er (TS 1013/16/13) unter dem Datum »d. 1. Febr. 1774« dann noch ein (anscheinend nur mehr für Klinckowström allein bestimmtes) »Geh:[eimes] P. S.« nachgefügt, mit dem er ihn vor der großen Gefahr von Missverständnissen im Austausch intimster religiöser Einsichten und

Beglückte Nachschrift

Die Detektivgeschichte der Überlieferung von Goethes Brief an Fleischbein (3. Januar 1774) hat über das Auftauchen der vermutlich durch den Ersteditor Paul Wernle ins Frankfurter Goethe-Museum gelangten Photographie hinaus noch einen überraschenden und sensationell-erfreulichen Abschluss gefunden. Der in der Bibliothèque Cantonale et Universitaire Lausanne für den Fonds des âmes intérieures zuständige Archivar Daniel Gombau fand am 3. Juni 2016 im Nachgang der hierfür unternommenen Recherchen den so lange als verloren geltenden Originalbrief von Goethes Hand wieder auf. Das Dokument war fälschlich in eine Archivschachtel mit administrativen Unterlagen über Buchausleihen für eine Ausstellung gelangt (»Volumes sortis de la Bibliothèque pour Exposition de livres à l'occasion du Bifolium [21 à 23 mai 1936]«). Der so glückhaft wiedergefundene Brief trägt die Signatur TS 1020–185. Die BCU Lausanne hat ihn großzügig für die Ausstellung »Goethe et la France« in der Fondation Martin Bodmer, Cologny/Genève (12. Nov. 2016 bis 23. April 2017), zur Verfügung gestellt. Dort und in meinem Beitrag zum Ausstellungskatalog wird er als Zeugnis der Berührung Goethes mit der guyonistischen Mystik öffentlich präsentiert.[116]

Erfahrungen gegenüber geistlichen »Anfängern« warnt, schon gar bei immer von naturhafter Selbsttäuschung bedrohten Geständnissen gegenüber dem anderen Geschlecht: »Und eben daher ist die Vereinigung unter personen von beyderleÿ geschlecht so gefährlich. F.v.K. wie aus meinem vorigen zu ersehen, giebt hiervon ein exempel. Ich hatte mehr vereinigung mit ihr, als mit andern daselbst [im Zirkel der Frankfurter Erweckten], aber durch ihren brief entdeckte sie sich.« Der letzte Brief an Klinckowström im Lausanner Nachlass datiert dann vom 1. April 1774. Vermutlich hat Fleischbein im letzten Lebensvierteljahr auch die Kraft verlassen, diese bis dahin regelmäßig geführte Korrespondenz fortzusetzen.

116 Hans-Jürgen Schrader, Points de contact entre Goethe et les courants »inspirés« et quiétistes, in: Goethe et la France, hrsg. von Jacques Berchtold, Genève 2016, S. 80–97, hier: S. 93.

Anne Bohnenkamp

›Helena‹ in Bremen

Goethes Brief an Carl Jacob Iken vom 27. September 1827

Den Brief, den ich in den Mittelpunkt dieser kleinen Studie zu Ehren von Albrecht Schöne stellen möchte, schreibt Goethe an einen vierzig Jahre jüngeren und Goethe persönlich bisher noch unbekannten Gelehrten aus Bremen, den Philologen, Übersetzer und Zeitungsredakteur Carl Jacob Ludwig Iken. Bis zu dem Schreiben aus dem September 1827 hatte der Adressat, ein engagierter Parteigänger des griechischen Freiheitskampfes und einer der ersten in Deutschland, die sich für neugriechische Literatur einsetzten,[1] lediglich drei kurze Briefe von Goethe erhalten. Iken dagegen hatte seit 1817 bereits 16 Schreiben an Goethe gerichtet, in denen er den »Hochwohlgeborne[n] Herr[n] Minister! Hochzuverehrende[n] Herr[n] Geheimerath!«[2] seiner Bewunderung versicherte und zahlreiche Anliegen vortrug. Carl Iken musste über drei Jahre warten, bis er sich 1820 über einen ersten knappen Dankbrief

1 Zu diesem Gegenstand veröffentlichte Iken in den 20er Jahren mehrere Schriften: Hellenion. Ueber Kultur, Geschichte und Literatur der Neugriechen, Leipzig 1822; Vom alten und neuen Hellas. Worte an die griechische Nation gesprochen von Adamantios Korai. Zugleich als Einleitungsschrift zur Politik des Aristoteles. Aus dem Alt- und Neugriechischen übersetzt von D. Carl Iken. Nebst einem Anhang, einen Auszug aus der Politik des Aristoteles enthaltend, Leipzig 1823; Leukothea. Eine Sammlung von Briefen eines geborenen Griechen über Staatswesen, Literatur und Dichtkunst des neueren Griechenlands, 2 Bde., Leipzig 1825; Eunomia. Darstellungen und Fragmente neugriechischer Poesie und Prosa. In Originalen und Uebersetzungen. Aus englischen und französischen Werken und aus dem Munde geborener Griechen entlehnt. Mit Beiträgen von verschiedenen Verfassern, 3 Bde., Grimma 1827. Die beiden letztgenannten wurden von Goethe in seiner Zeitschrift ›Ueber Kunst und Alterthum‹ (im folgenden abgekürzt zitiert als *KuA*) angekündigt oder sogar besprochen (vgl. FA I 22, S. 460 f. und 503).

2 So die Anredeformel in Ikens erstem Brief an Goethe vom 26. Mai 1817, die in der Folge etwas variiert, im Tonfall aber beibehalten wird. Vgl. Günther Schulz, Carl Ludwig Ikens Briefe an Goethe (1817–1830), in: Jahrbuch der Wittheit zu Bremen 15 (1971), S. 105–207, hier: S. 109.

© 2016 Anne Bohnenkamp, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-004 | CC BY-NC-SA 4.0

von Goethe freuen konnte. Bis dahin hatte er immerhin bereits acht teilweise sehr umfangreiche Briefe an Goethe gesandt. Es handelt sich also um eine in hohem Maße asymmetrische Kommunikationssituation, wie sie für Goethes Korrespondenz nicht untypisch ist: Es schrieben ihm viele Verehrer und viele Bittsteller – und viele davon bekamen nie eine Antwort.[3] Auf den ersten Blick scheint es erstaunlich, dass der Bremer Privatgelehrte trotz ausbleibender Reaktion hartnäckig weiter an Goethe schrieb. Bei näherem Hinsehen erweist sich freilich, dass Goethe durchaus reagierte – allerdings indirekt: Bald nach Erhalt von Ikens erstem Brief im Mai 1817 schrieb der Dichter an den ihm über seinen Bremer Freund, den Arzt Nikolaus Meyer, bekannten Maler und Kupferstecher Johann Heinrich Menken (1766–1839), dessen Arbeiten er vor Jahren einmal öffentlich erwähnt[4] und der ihm nun neuere Skizzen gesandt hatte.[5] In diesem Brief bezieht sich Goethe auch auf Iken.[6] Denn dieser wusste von Goethes Interesse an den Arbeiten seines Freundes Menken und hatte diese Verbindung als Anknüpfungspunkt für sein erstes Schreiben an Goethe genutzt, in dem er Goethe Menkens Illustrationen zu einem komisch-satirischen Tierepos des italienischen Dichters Giambattista Casti[7] ans Herz legte, das unter Ikens Ägide ge-

3 Den rund 14000 überlieferten Briefen Goethes stehen über 20000 erhaltene Schreiben an Goethe gegenüber. Vgl. die im Goethe- und Schiller-Archiv (Weimar) seit Jahren in Arbeit befindliche Regest-Ausgabe der Briefe an Goethe, deren jüngster, 2011 erschienener Band kurze Inhaltsangaben der Briefe von 1818 und 1819 enthält.

4 Heinrich Meyer und Johann Wolfgang von Goethe, Siebente weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1805, in: Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung 3 (1806), S. I–XII, hier: S. XI f. Vgl. Siegfried Fliedner, Goethe und ein bremischer Maler, in: 20 Jahre Bremer Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft in Weimar, 1941–1961, Bremen 1961, S. 18–19.

5 Vgl. FA I 20, S. 1004 f.; Abbildung in: MA 11.2, S. 377–380.

6 Vgl. Goethe an Menken, 19. Juni 1817: »Das Trauerspiel ›Bertram‹ betreffend [d.i. Maturins romantisches Trauerspiel ›Bertram, or the Castle of Aldobrand‹, das Iken in seiner eigenen Übersetzung an Goethe geschickt hatte und 1818 herausgab], so ist schon schwerer darüber zu sprechen. Die Würdigung des Gehaltes, die Untersuchung inwiefern es übersetzbar sey verlangt Nachdenken und, wenn man sich darüber unterhalten will, genauen Ausdruck. Vielleich kann ich bald Herrn Iken darüber meine Gedanken eröffnen. Betrachtungen dieser Art greifen freylich nach allen Seiten und sind schwer zusammen zu fassen.« (WA IV 28, S. 135)

7 Giambattista Casti, Gli animali parlanti, 3 Bde., Paris 1802. Goethe hatte den Autor – »Abbate Casti« (1724–1803) – während seiner italienischen Reise in Rom persönlich kennengelernt; vgl. seine Berichte vom Juli 1787 (FA I 15/1, S. 395 und 406).

rade in deutscher Übersetzung erschien.[8] In der Folge verfasste Goethe gemeinsam mit Meyer eine – durchaus kritische – Besprechung dieser Illustrationen für das dritte Heft seiner Zeitschrift ›Ueber Kunst und Alterthum‹,[9] das im Frühjahr 1818 erschien, und er setzte sich dann vermutlich auch für die Verleihung eines Jenenser Doktortitels an den Maler ein, worum Iken in einem weiteren Brief gebeten hatte.[10]

Goethes früheste direkte Reaktion auf Iken stammt dagegen erst aus dem Herbst 1820 und enthält den knappen Dank für Ikens im Frühjahr eingegangene Sendung mit Proben seiner Übersetzung alter orientalischer Märchen aus dem persischen ›Tuti Nameh‹ (Papageienbuch), für deren Publikation Iken zunächst auf ein Vorwort des ›Divan‹-Dichters hoffte und schließlich sogar vorschlug, seine Übersetzungen im Rahmen einer neuen Ausgabe des ›West-östlichen Divans‹ zu publizieren.[11] Diese Ansinnen überging Goethe freilich mit Schweigen, vermittelte aber doch einen Kontakt zu seinem orientalistischen Berater Johann Gottfried Ludwig Kosegarten, der sich in der Folge tatsächlich an einer

8 Giambattista Casti, Die redenden Thiere. Ein episches Gedicht in sechsundzwanzig Gesängen. Aus dem Italiänischen übersetzt, 3 Teile, Bremen 1817.

9 Skizzen zu Casti's Fabelgedicht: die redenden Thiere, KuA I 3; FA I 20, S. 227–231. Goethes Tagebuch verzeichnet »Menkens Fabelbilder« wiederholt zwischen dem 11. und 17. Juni 1817, siehe dazu den Kommentar von Hendrik Birus in FA I 20, S. 1005.

10 Vgl. Iken an Goethe, 12. September 1817; Schulz, Ikens Briefe an Goethe (Anm. 2), S. 128 f. Menken wurde am 20. November 1817 die Würde eines Doktors der Philosophie der Universität Jena verliehen. Menken reagierte auf Goethes kritische Bemerkungen in ›Kunst und Alterthum‹ seinerseits mit einem Aufsatz, zu dem Goethe am 6. Juni 1820 ungehalten – und vermutlich auch mit Bezug auf Iken – an Meyer schreibt: »Ich suche nach des Erzpedanten Menke *(!)* hypochondrischen Äußerungen über den Everdingischen Reinecke; kann ich sie vor Abgang dieses Blattes finden, so leg ich sie bey. Überhaupt scheint Selbstgefälligkeit und Mißbehagen, beides aus Unzulänglichkeit entspringend, in Bremen zu Hause zu seyn.« (WA IV 33, S. 53)

11 »Ich würde schon früherhin den Vorschlag gewagt haben ob vielleicht das Tuhti Nameh geeignet seyn möchte, als Bestandtheil oder als Anhang der Fortsetzung des Divan mit in dieselbe aufgenommen oder verflochten zu werden […]«; Iken an Goethe, 24. November 1820, in: Schulz, Ikens Briefe an Goethe (Anm. 2), S. 153. Ikens Übersetzung der Sammlung von Märchen indischen Ursprungs, die im Mittelalter aus dem Sanskrit ins Persische übertragen worden war, beruht auf der 1801 in London erschienenen zweisprachigen Ausgabe des Orientalisten Francis Gladwin (The Tooti Nameh, or Tales of a Parrot: in the Persian Language, with an English Translation, Calcutta und London 1801).

Übersetzung des Papageienbuchs beteiligte, die 1822 bei Cotta erschien[12] und von Goethe 1823 im ersten Heft des vierten Bandes von ›Ueber Kunst und Alterthum‹ erwähnt wird, wobei er allerdings vorrangig Kosegartens Arbeit rühmt, während er Iken dafür dankt, dass »er dieses Werk vorläufig in die deutsche Literatur eingeführt, Interesse dafür erregt und unsern jüngern talentvollen Schriftstellern Gelegenheit gegeben [habe], sich an manchen bisher unbekannten Geschichten nach eigener Weise hervorzuthun«.[13] Tatsächlich ist das eine eher zweischneidige Würdigung, die nahelegt, dass Goethe mit den Übersetzungen Ikens nicht zufrieden ist, sondern auf weitere Bearbeitungen hofft. Iken bedankt sich mit einem Schreiben vom 10. Mai 1824 und legt wiederum eine eigene Arbeit bei, für die er um eine Anzeige in ›Kunst und Alterthum‹ bittet – jetzt handelt es sich um eine Tabelle zur Entwicklung der »vier italienischen Hauptschulen d. Malerei«, die Iken aus dem Französischen übersetzt und in Bremen publiziert hatte.[14] Eine Anzeige in Goethes Zeitschrift erschien dazu erst 1828;[15] verfasst wurde sie von Goethes kunsthistorischem Berater Heinrich Meyer, der ihm dazu schreibt: »Ich lege noch ein paar Zeilen über Ikens Tafeln bey, vielleicht sind solche unterzubringen; wo nicht, so ist's kein Schade. Hohle der [Teufel] alle das Volk, das uns mit seinen Kunstarbeiten plagt, ja ängstigt!«[16] In dieser Notiz Meyers wird einmal unverhohlen ausgesprochen, was höflicherweise sonst ungesagt blieb: dass die Vielzahl der Bittsteller und ihre zahlreichen Anliegen von Goethe und seiner Umgebung auch als lästige Störungen empfunden wurden. Um auf solche Anliegen effizienter reagieren zu können, hatte Goethe seine 1816 als kulturpolitisches Manifest begonnene Zeitschrift ›Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein und Mayn Gegenden‹ seit dem 1820 erschienenen 4. Heft (KuA II 1) unter dem verkürzten Titel ›Ueber Kunst

12 Touti Nameh. Eine Sammlung Persischer Mährchen von Nechschebi. Deutsche Uebersetzung von Carl Jacob Ludwig Iken. Mit einem Anhange von demselben, und von J.G.L. Kosegarten, Stuttgart 1822. Vgl. FA I 21, S. 917.

13 Toutinameh, übersetzt von Professor Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Professor Kosegarten; FA I 21, S. 390–392, hier: S. 391.

14 Die vier italienischen Hauptschulen der Malerei nebst der Raphaelschen Schule insbesondere; als genealogisches Tableau entworfen bei Gelegenheit der dritten Säcularfeier Raphaels am 18. April 1820, Bremen 1820.

15 KuA VI 2; FA I 22, S. 496 f.

16 Meyer an Goethe, 6. Juni 1828 (vgl. FA I 22, S. 1307).

und Alterthum‹ zu einem vielseitigen Rezensionsblatt entwickelt, das er auch als halb privates Medium in der Art eines Rundbriefs einsetzte, der nicht zuletzt Briefschulden Goethes abzutragen geeignet war und ihm selbst als »Surrogat freundschaftlicher Unterhaltung« galt.[17]

Goethe hatte also mit knappen Erwähnungen in seiner Zeitschrift und mit zwei kurzen Dankbriefen zunächst eher verhalten auf Ikens umfangreiche Sendungen reagiert, in deren Mittelpunkt vor allem auch Ikens emphatisches Interesse für den aktuellen Freiheitskampf der Griechen stand; ein Thema, zu dem Iken verschiedentlich publizierte und immer wieder um Goethes Unterstützung warb. Etwas umfangreicher und auch gehaltvoller ist Goethes dritter Brief, eine Antwort auf Ikens Sendung vom Februar 1826. Nach einer längeren Pause in der Kommunikation hatte Iken an Goethe umfangreiche Auszüge aus Übersetzungen vor allem neugriechischer (»romaischer«) und albanischer Poesien und Volkslieder geschickt, die Iken gemeinsam mit Kosegarten zu publizieren plante. Er wendet sich an Goethe mit der Bitte, »die beiliegenden Proben Ihrer gefälligen Beurtheilung zu würdigen und mich demnächst mit einem schriftlichen Zeugniß, in der Form eines Antwortschreibens gütigst zu beehren, um dasselbe, da es hoffentlich günstig und einladend ausfallen wird, einer Verlagsbuchhandlung in Abschrift vorlegen zu können und dadurch den Verlag zu bewirken«. Iken könnte sein Anliegen und die Motivation seines Schreibens nicht deutlicher ausdrücken: »Wären es auch noch so wenig Zeilen«, fährt er fort, »so würden sie doch die gehoffte Wirkung nicht verfehlen; denn Ein Wort von Ihnen hat hinreichendes Gewicht, da das gebildete Deutschland, wie Allen bekannt ist, Ihre Stimme als entscheidend und Ihr Urtheil als die erste Autorität betrachtet«.[18] In seinem Antwortbrief begrüßt Goethe Ikens Aktivitäten ausdrücklich. Er sieht sie im Kontext seines eigenen übergreifenden Interesses für die »allgemeine Weltpoesie«, der er im kommenden Heft seiner Zeitschrift erheblichen Raum widmen sollte – in der Überzeugung und mit dem Ziel, dass sich

17 An Sternberg, 27. November 1827; WA IV 43, S. 189. Zu Goethes Zeitschrift und ihrem Wandel im Laufe der Jahre vgl. Goethes Zeitschrift ›Ueber Kunst und Alterthum‹. Von den Rhein- und Mayn-Gegenden zur Weltliteratur, hrsg. von Hendrik Birus, Anne Bohnenkamp, Wolfgang Bunzel, Göttingen 2016.

18 Zitiert nach Schulz, Ikens Briefe an Goethe (Anm. 2), S. 163; siehe dort S. 165–173 auch den Abdruck des zugesandten Materials (überschrieben mit: ›Asprospitia. Rosen und Lilien aus dem Blüthenhain der orientalischen Poesie und Litteratur‹).

zeigen werde, dass Dichtung kein Privileg ausgewählter Kulturen oder Zeiten sei, sondern als eine allgemeine Gabe der Natur »der ganzen Menschheit« angehöre: »weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden, überall wo die Sonne hinscheint, ist ihre Entwicklung gewiß«.[19] Eben in diesem Sinne schätzt Goethe die von Iken gesandten Beispiele neugriechischer Volkspoesie:

> jede Zugabe zu diesem großen und allgemeinen poetischen Feste bleibt nur wünschenswerth. Es wird sich zeigen, daß Poesie der ganzen Menschheit angehört, daß es überall und in einem Jeden sich regt, nur an einem und dem andern Orte, oder in einer und der andern besondern Zeit, so dann aber, wie alle specifische Naturgaben, in gewissen Individuen [sich] besonders hervorthut.[20]

Unterscheidet sich Goethes drittes Schreiben an Iken also durchaus von den beiden vorangegangenen, blieb es doch noch ganz im Duktus der höflichen Pflichtkorrespondenz. Der anderthalb Jahre später geschriebene Brief vom September 1827, um den es im folgenden gehen soll, fällt dagegen aus dem Rahmen des bisherigen Austauschs. Nicht erst die Goethe-Forschung des 20. Jahrhunderts zählte ihn »zu den bedeutendsten und aufschlußreichsten [Briefen] seiner Altersjahre«,[21] schon Goethes Zeitgenossen wurden auf ihn aufmerksam: Goethes langjähriger philologischer Mitarbeiter Friedrich Wilhelm Riemer publizierte einen umfangreichen Auszug daraus bereits neun Jahre nach Goethes

19 So in dem Aufsatz ›Serbische Gedichte‹ in KuA VI 1 (FA I 22, S. 386 f.). Ähnlich heißt es programmatisch schon 1826 in KuA V 3 (FA I 22, S. 287): »Immer mehr werden wir in den Stand gesetzt einzusehen was Volks- und Nationalpoesie heißen könne: denn eigentlich giebt es nur Eine Dichtung, die ächte, sie gehört weder dem Volke noch dem Adel, weder dem König noch dem Bauer; wer sich als wahrer Mensch fühlt wird sie ausüben; sie tritt unter einem einfachen, ja rohen Volke unwiderstehlich hervor, ist aber auch gebildeten, ja hochgebildeten Nationen nicht versagt. Unsere wichtigste Bemühung bleibt es daher zur allgemeinsten Uebersicht zu gelangen, um das poetische Talent in allen Aeußerungen anzuerkennen und es als integranten Theil durch die Geschichte der Menschheit sich durchschlingend zu bemerken.« Vgl. Anne Bohnenkamp, Volkspoesie – Weltpoesie – Weltliteratur, in: Goethes Zeitschrift ›Ueber Kunst und Alterthum‹ (Anm. 17), S. 87–118.

20 An Iken, 12. Februar 1826; WA IV 40, S. 303.

21 Karl Robert Mandelkow, in: Goethes Briefe. Textkritisch durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von K. R. Mandelkow, Bd. 4: Briefe der Jahre 1821–1832, München [3]1988, S. 601.

Tod in seinen ›Mitteilungen über Goethe‹,[22] weitere Veröffentlichungen daraus folgten. Denn Goethe äußert sich darin substantiell sowohl zur Arbeit am ›Faust‹ als auch zum Verhältnis von Klassikern und Romantikern, zwei Themen, die zumindest damals auch das größere Publikum interessierten.[23] Darüber hinaus aber geht es in Goethes Brief an Iken um hermeneutische Grundfragen; es geht um die Beziehung zwischen Autor, Werk und Rezipienten. Als einer derjenigen Leser, »für die ich eigentlich schrieb«, wird Iken hier von Goethe zu einer Art exemplarischen Wunschleser befördert. Im Blick auf den vorangegangenen Briefwechsel ist das eine durchaus überraschende Karriere.[24]

Der Brief ist leider nicht im Original überliefert. Zumindest befindet er sich heute nicht mehr im Archiv in Weimar, wo er jedoch während der Arbeit an der Weimarer Ausgabe zur Verfügung stand. Ihr Text, den ich im folgenden zugrunde lege, folgt daher nicht dem Konzept, sondern der Ausfertigung selbst, die »im November 1901 von dem Grossneffen des Adressaten, Herrn Wasserbauinspektor Iken in Nakel zur Benutzung eingesandt« wurde.[25] Offenbar ist das Original danach jedoch wieder an den Eigentümer – einen Enkel von Ikens Bruder – zurückgegangen,[26] und es ist bisher nicht gelungen, seinen heutigen Verbleib ausfindig zu machen. Erhalten hat sich im Goethe- und Schiller-Archiv dagegen das Briefkonzept, das uns einen Blick in Goethes Briefwerkstatt erlaubt (Abb. 1–4).[27]

22 Friedrich Wilhelm Riemer, Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen, Bd. 2, Berlin 1841, S. 581–584.

23 Die uns zur Zeit beide auch in Frankfurt im Hochstift sehr beschäftigen, wo wir seit mehreren Jahren an einer historisch-kritischen Ausgabe zu Goethes ›Faust‹ arbeiten (siehe Anm. 50) und mit der Erweiterung des Frankfurter Goethe-Museums um ein Deutsches Romantik-Museum beschäftigt sind. Dass beide Projekte miteinander zu tun haben, wird nicht zuletzt in Goethes Brief an Iken deutlich.

24 Die besondere Rolle dieses Briefes zeigt sich auch daran, dass es in seiner Folge zu der einzigen persönlichen Begegnung zwischen den Korrespondenzpartnern kam: Ikens Besuch in Weimar, wo Goethe ihn am 27. und 28. April 1828 in einem Kreis von sechs bzw. vier Gästen für ein oder zwei Stunden empfing, wurde zu einem Höhepunkt im Leben des Bremer Gelehrten, der schon 1841 während eines Forschungsaufenthalts in Florenz verstarb.

25 Vgl. WA IV 33, S. 379.

26 Iken wird die Briefe also seinem drei Jahre jüngeren Bruder vererbt haben, der erst gut 30 Jahre nach Ikens Tod starb.

27 Goethe- und Schiller-Archiv, Signatur 29/40, Bl. 166 f.; WA IV 43, S. 80–84 (aus dem Brief wird im folgenden mit bloßer Seitenzahl im laufenden Text zitiert). –

Abb. 1–4: Goethe an Iken, 29. September 1827, Konzept von Schreiberhand (Christian Schuchardt) mit Einfügungen Johns und Korrekturen Goethes (Goethe- und Schiller-Archiv, Sig: 29/40, Bl. 166–167).

[illegible]

[illegible]

Eleusis servat quod ostendat revisentibus,

[illegible]

den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren.
Da alles was von mir mitgetheilt worden auf Lebens-
erfahrung beruht, so darf ich wohl andeuten und hoffen, daß
man meine Dichtungen auch wieder erleben wolle und werde.
Und gewiß jeder meiner Leser findet, ob er sich selbst, daß
ihm von Zeit zu Zeit, bey irgend einem bekannten Dingen,
auch im Beschauen etwas Neues erfreulich aufgeht, welches
denn ganz eigentlich uns angehört, indem es von einer weitern
Bildung zeugt, und uns dabey zu einem frischen Gedanken
hinleitet. Geht es mir doch so, daß mir alles so was irgend
einen Gehalt darbietet wieder finden sich hat.

[Hiebey darf ich nicht unerwähnt bleiben, daß ich, mit der neu-
ten Lieferung meiner Werke zu Ostern, die ersten Scenen des
zweiten Theils von Faust mitzutheilen gedenke, welche auf
manche Weise ein frisches Licht auf Helena, welche als der dritte
Act des Ganzen angesehen ist, zurückwerfen soll.)

Die angekündigten Werke sollen mir willkommen seyn,
um so mehr als Ihre frühere schriftliche Sendung mir ganz
eigenes Interesse abgewonnen. Leider, nach so vielen Seiten
hingezogen, ja hingerissen, vermag ich in Hinsicht und Alter,
kaum daran zu gedenken, in einem nächsten Briefe, dessen
Erscheinung sich [illegible] wenn es dieses
in Zusammenhänge geschehen. Die Aufschlüsse die uns das
interessante Werk: Cours de la literature grecque moderne,
par Jacovaky Rizo Neroulos. Genève 1827. verleiht,
die beste Aussicht.

Und so will ich auch dem für dießmal Ihrer lebenden
geneigten Theilnahme bestens empfohlen haben; denn durch
das Mitwirken solcher jüngerer Männer kann ich allein aufge-
regt werden, meine späteren Blätter in Ruhe und Genuß, möglichen
und bewegt hervorbringen. Bey der Herausgabe meiner Werke

hätte ich freylich vorausgehen sollen, zu welchen Obliegenheiten
ich mich verpflichtete, indem ich nicht nur das Bekannte zu wiederholen,
sondern auch Unbekanntes heranzuführen und Unvollendetes
zu vollenden unternahm. Indessen ist es mir mit Helena
geglückt, daß sie ~~und sie~~ selbst von scharfsichtigen Lesern, als aus
einem Gusse hervorgegangen angesprochen wird, so ~~wird~~ möchte es
zu den übrigen auch nicht fehlen. Ich habe so oft in
meinem Leben auch ein für meine neuen Productionen
günstiges Publikum getroffen, daß es mich diesmal tröstlich er-
freut, so schnell und unmittelbar aufgefaßt werden zu
sehn.

(daß diese Production auch bey den Gebildeten einen
guten Eindruck macht)

Und so sey denn dieses, durch ~~zu~~ Mannigfaltigkeit Zer-
streuung unterbrochene Blatt, endlich geschlossen und
unter Versicherung wahrhafter Theilnahme fortge-
sendet.

Weimar den 27. Septbr 1827.

Wie sofort zu sehen ist, fällt dieser Brief auch vom Umfang her aus der Reihe der Goetheschen Schreiben an Iken heraus: er ist mit fast vier Seiten mindestens viermal so lang wie Goethes vorangegangene Briefe. Das Konzept, das im endgültigen Wortlaut kaum von der in der Weimarer Ausgabe wiedergegebenen Ausfertigung abweicht, zeigt, dass drei Personen an der Niederschrift beteiligt waren.[28] Goethe diktierte das Konzept seinem Sekretär Johann Christian Schuchardt, von dem die Grundschicht stammt. Er ging das Niedergeschriebene dann eigenhändig korrigierend durch[29] und ließ es schließlich von seinem Schreiber Johann Friedrich John noch um einen Satz und um die Schlussformel ergänzen: »Und so sey denn dieses, durch mannigfaltige Zerstreuung unterbrochene Blatt endlich geschlossen und unter Versicherung wahrhafter Theilnahme fortgesendet« (Abb. 4). In der Ausfertigung folgen außerdem eigenhändig die Grußformel (»ergebenst«), das Datum (»Weimar den 27. Septr. 1827«) und die Unterschrift (»J. W. v. Goethe«), während der übrige Brieftext, wie das bei Goethe seit langem üblich war, wie der Entwurf von Schreiberhand niedergeschrieben wurde. Goethe hat die Ausfertigung offensichtlich anhand des korrigierten Konzepts diktiert. Auffallend ist die ungewöhnliche Beteiligung von zwei Schreibern auch in der Ausfertigung: Wie in der Weimarer Ausgabe vermerkt wird, stammt die erste Hälfte des originalen Briefes (vom Beginn bis »zurückzuspiegeln«) von Schuchardt, während der zweite Teil von John geschrieben wurde.[30] Da das Konzept fast durchgängig von Schuchardt geschrieben wurde, lässt sich daraus wohl schließen, dass Goethe beim Diktat der Ausfertigung unterbrochen wurde. Und zwar direkt vor dem in der Goethe-Literatur häufig isoliert zitierten Satz, den ich im folgenden aus seinem Brief-Kontext heraus näher betrachten möchte.

Goethe teilt dem nach der Bedeutung einzelner Stellen fragenden Bremer Gelehrten mit, dass er im kommenden Frühjahr weitere Szenen aus ›Faust II‹ zu publizieren gedenke, »um auf manche Weise ein frisches Licht auf Helena, welche als der dritte Act des Ganzen anzusehn

Herzlicher Dank an Elke Richter für die rasche Besorgung der Abbildungen und an Bernhard Fischer für die Publikationsgenehmigung.

28 Die Abweichungen betreffen vor allem Interpunktion und Orthographie.

29 Und ergänzt den Satz »Geht es uns doch mit allem so, was irgend einen Gehalt darbietet oder hinter sich hat.« (Abb. 3)

30 WA IV 43, S. 80_{19}–83_{2} und S. 83_{3}–84_{28}; vgl. ebd., S. 334.

ist, zurückzuspiegeln«. »Auch wegen anderer dunkler Stellen in früheren und späteren Gedichten«, fährt Goethe fort, »möchte ich Folgendes zu bedenken geben: Da sich gar manches unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen und direct mittheilen läßt, so habe ich seit langem das Mittel gewählt, durch einander gegenüber gestellte und sich gleichsam in einander abspiegelnde Gebilde den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren.« (S. 82_{28}–83_{10})

Ausgehend von einer Beobachtung zu den Grenzen der Verständigung im Medium der Sprache – dass »sich gar manches unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen und direct mitteilen lässt« (S. 83_{5-6}) – stellt Goethe damit sein zentrales dichterisches Darstellungsverfahren in charakteristischer metaphorischer Bezugnahme auf den Bereich der Optik vor: die Rede von den »sich gleichsam in einander abspiegelnde[n] Gebilde[n]« (S. 83_{9-10}) bezieht sich auf Goethes letzte große Entdeckung zur ›Farbenlehre‹, die von dem Physiker Thomas Seebeck in einem System ›wiederholter Spiegelungen‹ erzeugten sogenannten entoptischen Farben, »welche«, so Goethe »von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden«.[31]

Die Vorstellung, dass die sprachliche Verständigung zwischen Menschen nicht ›direkt‹ stattfindet, sondern nur über Umwege, entspricht

31 FA I 17, S. 370 f. Die Entdeckung der entoptischen Farben, die der mit Goethe bekannte Seebeck seit 1812 untersuchte, war für Goethe von großer Bedeutung, da er hierin den Schlussstein zu seiner ›Farbenlehre‹ sah (vgl. FA I 25, S. 682–728 und Kommentar). Sowohl im Zusammenhang mit seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten als auch im übertragenen Gebrauch des Phänomens (u.a. Goethes Gedicht ›Entoptische Farben‹ aus dem Jahr 1817, FA I 2, S. 505 f.) kommt es für Goethe darauf an, dass auch die entoptischen Farben nicht im Licht enthalten sind, sondern im Zusammenwirken mit einem trüben Medium entstehen, das in der entoptischen Versuchsanordnung, bei der das Licht von zwei Spiegeln zurückgeworfen wird, in Gestalt eines Kristalls zwischen diesen Spiegeln vorhanden ist, der im Gedicht dann als Bild für das »Erdewesen« eingesetzt wird, an dem sich die »allerschönsten Farbenspiele« zeigen. Zu Goethes übertragenem Gebrauch der Entoptik, die ihm »ein herrliches Beispiel [war], daß alles im Universen zusammenhängt, sich auf einander bezieht, einander antwortet« (FA I 25, S. 710), vgl. auch die oben zitierte Niederschrift ›Wiederholte Spiegelungen‹ aus dem Januar 1823, in dem es mit Bezug auf die Gestaltung und Rezeption eigener Erinnerungen in ›Dichtung und Wahrheit‹ heißt, dass »wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben empor steigern« (FA I 17, S. 370 f.).

Goethes Grundüberzeugung von der generellen Bedingtheit menschlicher Erkenntnisfähigkeit, die immer auf Vermittlungswege, auf Widerschein und Spiegelung angewiesen ist. »Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen. Dieses gilt von allen Phänomenen der faßlichen Welt […]«, schreibt Goethe in der Einleitung zu seinem ›Versuch einer Witterungslehre‹ aus dem Jahr 1825.[32] Ähnlich heißt es in einem Aphorismus, den Goethe 1829 in den ›Wanderjahren‹ publizierte (»Aus Makariens Archiv«): »Das Wahre ist gottähnlich; es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten.«[33] Dieses »Grundgesetz einer an die sinnenhafte Wahrnehmung gebundenen und zugleich doch über sie hinausdrängenden Erkenntnisbemühung«[34] lässt Goethe im ›Faust‹ auch seinen Protagonisten aussprechen, der sich am Schluss der ersten Szene des zweiten Teils vom Versuch, direkt in die Sonne zu blicken, abwendet und stattdessen die Spiegelungen des Lichts im Phänomen des Regenbogens betrachtet und die gnoseologische Quintessenz in dem berühmten Vers zusammenfasst: »Am farbigen Abglanz haben wir das Leben« (V. 4727).[35] In seinem Brief an Iken setzt Goethe nun kurzerhand den »geheimeren Sinn« seiner eigenen Werke an die Stelle der zu erkennenden Wahrheit: »so habe ich seit langem das Mittel gewählt, durch einander gegenüber gestellte und sich gleichsam in einander abspiegelnde Gebilde den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren« (S. 83_{6-10}).

Was heißt das für Goethes Verständnis seiner Dichtung? Und was für die Rolle, die er den Lesern zuschreibt? Und zunächst: Wie kommt

32 FA I 25, S. 274.

33 FA I 10, S. 746.

34 Albrecht Schöne in FA I 7/2, 5. Auflage (2003), S. 411 f.

35 Anhaltspunkte für eine sichere Datierung der Entstehung des großen Monologs aus der Szene ›Anmutige Gegend‹ fehlen, allerdings wissen wir, dass Goethe mit dieser Szene im Frühjahr 1827 befasst war. Vgl. dazu auch Albrecht Schöne, »Am farbigen Abglanz haben wir das Leben« (Goethe, Faust II. Vers 4679–4727), in: Bilderwelten. Vom farbigen Abglanz der Natur, hrsg. von Norbert Elsner im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und der Georg-August-Universität Göttingen, Göttingen 2007, S. 9–26.

es dazu, dass ausgerechnet jener Goethe unbekannte und nicht selten lästige Carl Iken zum Empfänger solcher zentraler Einsichten wird? Goethes aus dem Rahmen fallender Brief an Iken ist seine Reaktion auf dessen Ende August in Weimar eingegangenes Schreiben, das eine der ersten außerhalb des engeren Freundeskreises überlieferten brieflichen Reaktionen auf Goethes im Frühjahr 1827 erschienene ›Helena‹ enthält, den späteren dritten Akt des ›Faust II‹, den Goethe als einzigen noch zu Lebzeiten vollständig publiziert hat. Goethes Antwortbrief macht sehr deutlich, wie wichtig ihm Ikens Reaktion ist: Nach einigen einleitenden Sätzen, in denen Goethe die Gründe für die Verzögerung seiner Antwort auf den Ende August erhaltenen Brief von Iken erläutert, setzt er wie folgt ein:

> Lassen Sie mich nun zuerst das Vergnügen ausdrücken, welches Sie durch den Antheil an Helena mir gewährt haben. (S. $81_{13–15}$)

Tatsächlich hatte Iken in seinem umfangreichen Geburtstagsbrief vom 25. August 1827, der ausführlich auf alle »neuen Productionen« Goethes aus diesem Jahr eingeht,[36] unter anderem von seiner Lektüre der Helena berichtet:

> Nun aber ›Helena. Zwischenspiel zu Faust‹! Ein wahres Geschenk von Ihrer milden, lieben Hand! zum ersten Mal edle Grächität mit hoher Romantik verbunden, beide verschwistert gehen sie ruhig Hand in Hand, ohne einander zu schaden, in harmonischer Eintracht. Faust ist Repräsentant des Romantischen, Helena der griechischen Simplizität; wie Altertum und Mittelalter hier ineinander verwebt sind, ebenso sagt auch Helena zu Faust: »In dich verwebt, dem Unbekannten treu« […].

Ikens Brief bezeugt aufmerksame Lektüre und begeisterte Zustimmung eines kenntnisreichen Lesers, der Goethes ›Helena‹ nicht zuletzt als emphatisches Bekenntnis zu einer aktuellen Verbindung von antikem und gegenwärtigem Griechentum versteht, die ihm selbst am Herzen lag; Ikens Leserbrief verweist jedoch auch auf Rätselhaftes und schwer

36 Zur ›Trilogie der Leidenschaft‹ schreibt Iken: »wie die Worte mit Perlschrift gedruckt sind, so sind sie auch wie mit perlenden Thränen geschrieben – aber helle, reine klare Thränen« (Schulz, Ikens Briefe an Goethe [Anm. 2], S. 178).

verständliche Stellen und bittet um Aufschluss. Dass Goethe Ikens Deutung mit Zustimmung und Anerkennung gelesen hatte, teilt er in seinem Antwortbrief unmissverständlich mit:

> Bey der hohen Cultur der Bessern unsres Vaterlandes konnte ich zwar ein solches beyfälliges Eingreifen gar wohl erwarten, allein die Erfüllung solcher Hoffnungen und Wünsche bleibt doch immer das Vorzüglichste und Nothwendigste. In solcher Aussicht habe ich denn diese längst intentionirte und vorbereitete Arbeit vollendet und den Aufwand von Zeit und Kräften, das strenge Beharren auf diesem einen Puncte mir schon während der Arbeit zum Gewinn gerechnet. Ich zweifelte niemals, daß die Leser, für die ich eigentlich schrieb, den Hauptsinn dieser Darstellung sogleich fassen würden. (S. 81_{15-27})

Iken darf sich also als einer »der Bessern unsres Vaterlandes« fühlen, seine Auslegung der Helena trifft, worum es dem Dichter geht, und sie qualifiziert ihn zu einem der Leser, für die Goethe »eigentlich schrieb«, im Gegensatz zu dem »für meine neuen Productionen stumpfen Publikum«, von dem am Ende des Schreibens noch einmal – im Kontrast zu Ikens erfreulicher Auffassungsgabe – die Rede ist. Schon im Juni 1826, mitten in der Arbeit am ›Helena‹-Akt, hatte Goethe seinem Freund Zelter anvertraut, dass dieses Werk »in die neueste Literatur eingreift« und »zur Schlichtung eines Streits gedacht ist«.[37] In seinem Brief an Iken bringt Goethe dieses Anliegen jetzt auch rückblickend auf den Punkt: Mit der programmatischen Ankündigung

> Es ist Zeit, daß der leidenschaftliche Zwiespalt zwischen Classikern und Romantikern sich endlich versöhne (S. 81_{27}–82_{1}),

bezieht sich Goethe auch auf eine aktuelle Auseinandersetzung, den sogenannten Mailänder Literaturstreit,[38] dessen Kenntnis er bei Iken

37 An Zelter, 3. Juni 1826, WA IV 41, S. 49. Vgl. dazu Karl Heinz Hahn, Faust und Helena oder die Aufhebung des Zwiespaltes zwischen Klassikern und Romantikern, in: Goethe 32 (1970), S. 115–141 sowie Thomas Zabka, Faust II – Das Klassische und das Romantische. Goethes »Eingriff in die neueste Literatur«, Tübingen 1993 (= Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 68).

38 Der Kontroverse unter den Mailänder Literaten widmete Goethe in seiner Zeitschrift schon 1820 einen ersten eigenen Aufsatz, ›Klassiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend‹ (KuA II 2, FA I 20, S. 417–424).

voraussetzen konnte. Er versteht die zeitgenössische Kontroverse als neue Ausprägung einer älteren, mit der ›Querelle des anciens et modernes‹ verwandten Debatte zwischen den auf der Mustergültigkeit antiker Kunst beharrenden ›Klassikern‹ und den stärker an der mittelalterlichen Kunst orientierten ›Romantikern‹, zu der er selbst bereits mehrfach Stellung genommen hatte. Während Goethe 1816 in diesem Konflikt auf dem Feld der bildenden Kunst in Namen der Weimarer Kunstfreunde noch als unverkennbarer Parteigänger der ›Klassiker‹ auftrat,[39] hat sich seine Rolle 1827 in diejenige eines unparteiischen Beobachters verwandelt, der den »allgemeine[n] literarische[n] Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt«,[40] als Spielart eines grundlegenderen »Kampf[es] der Gesinnungen«[41] erkennt und als Ausprägung einer allgemeinen naturgesetzlich-notwendigen Auseinandersetzung beschreibt:

> Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie, um diese los zu werden zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin bis man gewahr wird daß man wieder Ordnung machen müsse. Classicismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbefreyheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Conflict […].[42]

Angesichts des grundlegenden Gegensatzes zwischen Alt und Neu, Bewahrung und Veränderung, Statik und Dynamik, Wirklichkeit und Einbildungskraft vertritt Goethe hier die Auffassung, dass es auf einen tätigen Ausgleich der Extreme ankomme, während ein einseitiges Beharren auf den Idealen der einen Partei – sei es die der Klassiker oder der Romantiker – von Übel sei:

> Genau betrachtet dürfte hier kein Streit seyn: denn die Alten haben ja auch unter bestimmten Formen das eigentlich Menschliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch im höchsten Sinne, das

39 So in der gemeinsam mit Meyer verfassten Polemik ›Neu-deutsche religios-patriotische Kunst‹, KuA I 2 (1817); FA I 20, S. 105–129.

40 KuA V 3 (1826); FA I 22, S. 280.

41 FA I 22, S. 373 in dem wiederum dem Mailänder Literaturstreit gewidmeten Beitrag ›Moderne Guelfen und Ghibellinen‹ in KuA VI 1 (1827).

42 KuA V 3 (1826); FA I 22, S. 212.

> Gemüthliche bleibt. [...] Hier wäre nun Raum zu wünschen für eine umständlichere Ausführung, um beyden Parteyen ihre Vortheile nachzuweisen, endlich aber zu zeigen, wie eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Classiker, daß die Götter zur Phrase werden; die Romantiker, daß ihre Productionen zuletzt charakterlos erscheinen; wodurch sie sich denn beyde im Nichtigen begegnen.[43]

Dabei ist die von Iken in der ›Helena‹ zu Goethes »Vergnügen« wahrgenommene »Versöhnung« des alten Streites Resultat und Ausdruck auch von Goethes eigener Lebens- und Bildungsgeschichte: mit der Veröffentlichung der »klassisch-romantischen Phantasmagorie« hat Goethe nach eigenem Bekunden eine seiner »ältesten Conceptionen«[44] zum Abschluss gebracht: eine »längst intentionirte und vorbereitete Arbeit« sei damit »vollendet«, heißt es im Brief an Iken (S. 81_{20-21}). Anknüpfend an die alte Legende, die Goethe aus Volksbuch und Puppentheater von früh auf bekannt war,[45] gehörte eine Begegnung zwischen Faust und Helena für Goethe schon zum ältesten ›Faust‹-Plan. Wir wissen nicht, wie Goethe sich die Rolle der griechischen Schönheit dachte, als er in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts den ›Urfaust‹ schrieb. Aber als er während der Hochphase der frühromantischen Bewegung in Jena im Jahr 1797 die Arbeit am ›Faust‹ nach langer Unterbrechung wieder aufnahm und mit Schiller darüber korrespondierte, spielte die Absicht, Faust nach seiner Begegnung mit Gretchen auch auf die klassische Schönheit der Antike treffen zu lassen, eine zentrale Rolle: während Margarete als Protagonistin der in der ›altdeutschen‹ Welt spielenden sogenannten ›Gretchentragödie‹ für die Sphäre des romantischen »Dunst- und Nebelweg[s]« steht,[46] verkörpert Helena den Bereich der klassischen Antike. Diese stand Goethe um 1800 entschieden näher als die Welt des Mittelalters, in der sich den alten Plänen zufolge die

43 KuA VI 1 (1827); FA I 22, S. 374.

44 Goethe an Wilhelm von Humboldt, 22. Oktober 1826; WA IV 41, S. 202.

45 »Die alte Legende sagt nämlich, und das Puppenspiel verfehlt nicht die Scene vorzuführen: daß Faust in seinem herrischen Uebermuth durch Mephistopheles den Besitz der schönen Helena von Griechenland verlangt und dieser ihm nach einigem Widerstreben willfahrt habe. Ein solches bedeutendes Motiv in unserer Ausführung nicht zu versäumen war uns Pflicht [...]«; Ankündigung der ›Helena. Zwischenspiel zu Faust‹ in KuA VI 1 (1827); FA I 22, S. 391.

46 Goethe an Schiller, 22. Juni 1797; WA IV 12, S. 167.

Begegnung zwischen dem »deutsche[n] Ritter« und der »antike[n] Heldengestalt« abspielen sollte.[47] Tatsächlich faszinierte Goethe an dieser Arbeit damals vor allem die Nähe zum klassischen Drama; bei der Wiederaufnahme der Arbeit ein Vierteljahrhundert später erinnert er sich, dass er in der Arbeitsphase um 1800 viel eher geneigt war, »eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen«, statt es – wie im Zusammenhang des ›Faust‹ vorgesehen – »in eine Fratze [zu] verwandeln«.[48] So folgt der 1800 entstandene Beginn der ›Helena‹ dann auch strikt den Vorgaben für ein antikes Drama und orientiert sich in Sprache, Versmaß und Figurenanordnung mustergültig an den Regeln der griechischen Tragödie. Regeln, deren Befolgung in der modernen Dramendichtung der junge Goethe in den Frankfurter und Straßburger Jahren als einer der Protagonisten des Sturm und Drang, getragen von antiklassizistischer Shakespeare-Begeisterung, emphatisch und wirkmächtig angegriffen hatte. Wie der 1773 publizierte ›Götz von Berlichingen‹ ist auch die in diesen Jahren entstandene erste Fassung des ›Faust‹ von der neuen, gegen die Regeln des französischen Klassizismus gerichteten Ästhetik geprägt. Als einem charakteristischen Werk der Sturm und Drang-Zeit sind nicht zuletzt im ›Urfaust‹ die protoromantischen Züge dieser Jugendbewegung sehr deutlich zu erkennen: Fausts Unzufriedenheit mit Büchergelehrsamkeit und traditioneller Wissenschaft, sein Plädoyer für Natur, Gefühl und Sinnlichkeit und seine durch nichts zu befriedigende Sehnsucht[49] sind Ausdruck des für die junge Generation der Stürmer und Dränger charakteristischen Ungenügens an einem einseitig an den rationalistischen Idealen der Aufklärung orientierten Menschenbild. Von den Positionen seiner eigenen

47 FA I 7/1, S. 595.

48 Goethe an Schiller, 12. September 1800; WA IV 15, S. 102. Vgl. auch an Boisserée, 10. Dezember 1826: »Einige Stellen in dem Schillerischen Briefwechsel zeugen, daß ich vor zwanzig Jahren, als ich wieder an dieß Geschäft ging, bedauerte, nicht zu vollkommenem tragischen Ernst den Plan angelegt zu haben«; WA IV 41, S. 250.

49 In der 1827 publizierten Ankündigung der ›Helena‹ beschreibt Goethe Faust als einen Mann, »welcher in den allgemeinen Erdeschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet seine Sehnsucht auch nur im mindesten zu befriedigen« – und dessen »Gesinnung« damit dem »modernen Wesen« ganz »analog« sei (FA I 22, S. 390).

Jugendjahre weit entfernt, sah Goethe um 1800 mit ambivalenten Gefühlen und kritischem Blick auf die Vertreter einer nachwachsenden »romantischen« Generation, die gerade diejenigen Züge seines eigenen Frühwerks fortzuführen schienen, zu denen er selbst inzwischen auf Distanz gegangen war. Kein Wunder, dass Goethe den Versuch der Integration beider Welten – der mittelalterlich-romantischen Welt von Faust und der antik-klassischen Sphäre der Helena – um 1800 trotz Schillers Drängen nicht unternahm. Damals blieb die ›Helena‹ ein Fragment.[50] Als Goethe den Faden 25 Jahre später wieder aufnahm, hatte die Welt und hatte er sich gewandelt. Und die mit ihrer Vollendung und Publikation nun beabsichtigte Versöhnung des »alten Zwiespalts zwischen Classikern und Romantikern« zielt nicht nur auf die aktuelle europaweit geführte literarische Debatte, sondern auf einen »Conflict«, der, bevor »er sich ringsumher über die Gränzen verbreitete«, »doch zuerst von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft« war (so Goethe im Jahr 1826).[51] Was damit gemeint war, hat Goethe im Gespräch mit Eckermann präzisiert (1829): »der Begriff von klassischer und romantischer Poesie, der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltung verursacht«, heißt es dort, sei »ursprünglich von ihm und Schiller ausgegangen«:[52]

> Ich hatte in der Poesie die Maxime des objektiven Verfahrens, und wollte nur dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjektiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und, um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich selber, wider Willen, romantisch sei, und

50 Das Manuskript 2 III H[1] aus dem Jahr 1800, in dem Goethe 25 Jahre später bruchlos weiterarbeitete, so dass die Zäsur fast nicht sichtbar wird, ist in der neuen ›Faust‹-Ausgabe jetzt im Internet einsehbar (Historisch-kritische Faustedition, hrsg. von Anne Bohnenkamp, Silke Henke und Fotis Jannidis unter Mitarbeit von Gerrit Brüning, Katrin Henzel, Christoph Leijser, Gregor Middell, Dietmar Pravida, Thorsten Vitt und Moritz Wissenbach, Frankfurt am Main, Weimar, Würzburg 2016; die Betaversion ist derzeit zugänglich unter beta.faustedition.net; 18.10.2016).

51 Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe par Albert Stapfer, KuA V 3; FA I 22, S. 280.

52 Goethe bezieht sich hier auf eben die Jahre der Hoch-Zeit der Frühromantik, die gleichzeitig die Jahre seines intensiven Austauschs mit Schiller sind, dem auch der im Jahr 1800 verfasste Beginn des ›Helena‹-Akts zu verdanken ist.

> meine ›Iphigenie‹, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so klassisch und im antiken Sinne sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat, und nun jedermann von Klassizismus und Romantizismus redet, woran vor funfzig Jahren niemand dachte.[53]

In der Zeit, als Goethe seinen großen Brief an Iken schreibt, ist er mit der Arbeit am zweiten Teil des ›Faust‹ befasst – und zwar mit der noch zu schreibenden Vorgeschichte der bereits publizierten ›Helena‹. Erste Entwürfe zur ersten Szene des zweiten Akts stammen aus dem September 1827.[54] Die Szene »Hochgewölbtes enges gotisches Zimmer« ist »eine der spiegelbildlich angelegten Verstrebungen zwischen Erstem und Zweitem Teil«,[55] in der Mephisto in Fausts Studierzimmer von einst zurückkehrt, wo Faust selbst »paralysiert« von der im ersten Akt erlebten Begegnung mit dem magisch heraufbeschworenen Bild der Helena »hingestreckt auf einem altväterischen Bette« liegt: »Die Dinte starrt, vergilbt ist das Papier | Doch alles ist am Platz geblieben, | Sogar die Feder liegt noch hier, | Mit welcher Faust dem Teufel sich verschrieben.« (V. 6574–6577) Die sich anschließende Begegnung zwischen Mephisto und dem inzwischen zum Baccalaureus avancierten Schüler aus dem ersten Teil nutzt Goethe für eine karikierende Darstellung jugendlicher Weltanschauung, wie sie sich sowohl beim jungen Goethe als auch bei der nachfolgenden Generation der jungen Frühromantiker finden ließe.[56] Goethes 1825 wieder aufgenommene Beschäftigung mit dem ›Faust‹ ist auch eine Wiederbegegnung mit der eigenen Jugend und der eigenen Geschichte. Rückblickend nimmt Goethe einen Standpunkt ein, der es erlaubt, frühere Positionen und Kontroversen von einem übergeordneten Standpunkt als Muster zu

53 FA II 12, S. 395.

54 Vgl. Anne Bohnenkamp, »… das Hauptgeschäft nicht außer Augen lassend«. Die Paralipomena zu Goethes ›Faust‹, Frankfurt am Main und Leipzig 1994, S. 393. Die einschlägigen Handschriften sind jetzt zugänglich in der Faustedition (vgl. Anm. 50), beta.faustedition.net/genesis_bargraph?rangeStart=6566&rangeEnd=6818 (18.10.2016).

55 Albrecht Schöne in FA I 7/2, S. 494.

56 Vgl. Goethe zu Eckermann, 6. Dezember 1829 (FA II 12, S. 363) und den Kommentar von Albrecht Schöne, a. a. O., S. 494–496.

erkennen, in denen sich allgemeingültige Gesetze zeigen. So schreibt er weiter an Iken:

> Daß wir uns bilden ist die Hauptforderung; woher wir uns bilden wäre gleichgültig, wenn wir uns nicht an falschen Mustern zu verbilden fürchten müßten. Ist es doch eine weitere und reinere Umsicht in und über griechische und römische Literatur, der wir die Befreyung aus mönchischer Barbarey zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert verdanken! Lernen wir nicht auf dieser hohen Stelle alles in seinem wahren, ethisch-ästhetischen Werthe schätzen, das Älteste wie das Neuste! (S. 82_{1-10})

Die Abwehr ›falscher Muster‹ lässt sich noch auf Goethes Ablehnung der Mittelalterbegeisterung der Romantiker beziehen, die folgende Bekräftigung von Goethes Hochschätzung der antiken Literatur, deren Wiederentdeckung in der Renaissance uns heute noch »ethisch-ästhetische« Maßstäbe für »das Älteste wie da Neuste« liefere, verweist jedoch auf universell gültige Vorbilder, die von Goethe und den Romantikern gleichermaßen hochgeschätzt wurden.[57]

> In solchen Hoffnungen einsichtiger Theilnahme habe ich mich bey der Ausarbeitung der Helena ganz gehen lassen, ohne an irgend ein Publicum noch an einen einzelnen Leser zu denken, überzeugt, daß wer das Ganze leicht ergreift und faßt, mit liebevoller Geduld sich auch nach und nach das Einzelne zueignen werde. Von einer Seite wird dem Philologen nichts Geheimes bleiben, er wird sich vielmehr an dem wiederbelebten Alterthum, das er schon kennt, ergötzen; von der andern Seite wird ein Fühlender dasjenige durchdringen, was gemüthlich hie und da verdeckt liegt (S. 82_{11-21}).

Goethe rechnet mit unterschiedlichen Lesern, die unterschiedliche Aspekte des Werkes wahrnehmen. Carl Iken hat sich in seinem Schreiben geradezu als ›idealer‹ Leser erwiesen, als ein Leser, der von beiden Seiten auf das Werk schaut: als »Philologe«, der sich mit Kennerschaft am »wiederbelebten Alterthum« freut, und als »Fühlender«, der sich

57 Zu Goethes Strategie, »Hauptvorbilder der Romantiker als ›Klassiker‹ zu interpretieren«, vgl. Hendrik Birus, ›Ueber Kunst und Alterthum‹ im Lauf der Jahre, in: Goethes Zeitschrift ›Ueber Kunst und Alterthum‹ (Anm. 17), S. 45–86, hier: S. 59.

dem Werk mit individueller Empfindung subjektiv und emotional nähert und gerade daher erkennen kann, was »gemüthlich hie und da verdeckt liegt«.[58]

Aber selbst von einem solchen Leser ist ein umfassendes Verständnis bei einmaliger Lektüre nicht zu erwarten. Goethe empfiehlt die wiederholte Beschäftigung mit dem Werk. Eigenhändig setzt Goethe an dieser Stelle des Briefes vermutlich nachträglich ein Seneca-Zitat ein:

> *Eleusis servat quod ostendat revisentibus*[59] – und es soll mich freuen, wenn dießmal auch das Geheimnißvolle zu öfterer Rückkehr den Freunden Veranlassung gibt. (S. 82_{22-25})

58 Die Verwendung des Adjektivs »gemüthlich« – das Gemüt betreffend – ist hier auch im Blick auf den Streit zwischen Klassikern und Romantikern von Interesse: Es ist ein entschiedener Schritt zur Vermittlung der gegensätzlichen Positionen, wenn Goethe in ›Kunst und Alterthum‹ das von ihm zuvor auch zur Distanzierung von den Romantikern kritisch verwendete »Gemüthliche« nun mit dem »eigentlich Menschliche[n]« identifiziert (KuA VI 1, 1827; FA I 22, S. 374; siehe bei Anm. 43).

59 Seneca, Naturales quaestiones VII 30,6 (»Eleusis [Stätte eines geheimen altathenischen Demeterkultes] hält [beim ersten Besuch] zurück, was es den Wiederkehrenden zeigt«). Goethe hatte von dieser Stelle schon 1823 öffentlich Gebrauch gemacht: am Ende seiner Besprechung des zweiten Heftes einer Publikation des romantischen Schriftstellers Wilhelm von Schütz (Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie, mit Rücksicht auf die Schöpfung und das Entstehen der Erde, 1821–1823) in seinen eigenen Heften ›Zur Morphologie‹ (II 1; FA I 24, S. 571–574). Ein ausführliches Schütz-Zitat beschließt Goethe hier mit Seneca: »›Es läßt sich sagen, das Wirkliche, die Natur, indem sie dem Menschen die Dinge zur Betrachtung, Erforschung und intellectuellen Feststellung anbietet, gibt sie niemals ihm ganz und vollständig hin, sondern sie reservirt sich jedesmal etwas daran. Dieses, was sie sich vorbehält, ist nicht jedesmal dasselbe. Oft bietet sie enthüllend das tiefste Geheimniß dem Menschengeist dar, aber dann ist es gewiß jedesmal wieder eine andere Seite, die sie ihm verschließt und sich selbst bewahrt. Weil dem so ist, gibt es eine Innen- und Außenwelt, zugleich aber auch keine. Dies gewährt wieder Freude und Trost dem, welchem es um das Leben selbst zu thun ist, aber es gewährt Verlegenheit dem, der durchdringen, feststellen, anordnen und beherrschen will.‹ Eleusis servat quod ostendat revisentibus.« Schütz schreibt Goethes Studien zur Morphologie eine charakteristische Verbindung von Naturbetrachtung und Lebensereignis zu, die dazu führe, dass bei Goethe Natur als historisch geprägt gedacht werde – und damit wandelbar und unausschöpflich sei (vgl. FA I 24, S. 524–530).

Während »Eleusis« im Kometenbuch der ›Naturales Quaestiones‹ Senecas für die vom Menschen nur bruchstückhaft verstandene Natur steht, rückt Goethe hier das dichterische Werk an die Stelle des Heiligtums, das erst durch mehrfache Lektüre sich dem geduldigen Leser – und nie vollständig – erschließt. Die Qualifizierung des Kunstwerks als einem der unerschöpflichen Gott-Natur im Prinzip vergleichbaren Gegenstand menschlicher Auslegungsbemühungen, die in seiner Verwendung des Seneca-Zitats steckt, führt Goethe dann zu der oben schon zitierten berühmten Formulierung des Briefes, in der das Werk mit der Versuchsanordnung der ›doppelten Spiegelungen‹ verglichen wird. Mit der auch in dieser Metapher transportierten versteckten Analogie zum ›Wahren‹ und ›Göttlichen‹ wird das Kunstwerk erneut beschrieben als ein sich unmittelbarer, direkter Erkenntnis entziehendes Phänomen:[60]

> Auch wegen anderer dunkler Stellen in früheren und späteren Gedichten möchte ich Folgendes zu bedenken geben: Da sich gar manches unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen und direct mittheilen läßt, so habe ich seit langem das Mittel gewählt, durch einander gegenüber gestellte und sich gleichsam in einander abspiegelnde Gebilde den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren. (S. 83_{3-10})

Wenn Goethe im nächsten Satz dann nicht nur die grundlegende Rolle der eigenen Lebenserfahrungen für das Werk, sondern auch die individuellen Erfahrungen der verschiedenen Leser mit einbezieht:

> Da alles, was von mir mitgetheilt worden, auf Lebenserfahrung beruht, so darf ich wohl andeuten und hoffen, daß man meine Dichtungen auch wieder e r l e b e n wolle und werde (S. 83_{11-14})

– dann werden jetzt auch die Leser (in der Position des zwischen den Spiegeln eingeführten ›trüben Mediums‹) selbst zu einem wesentlichen

60 Vgl. auch Goethes Brief an Knebel vom 14. November 1827, in dem es über die ›Helena‹ heißt, dass »dieses Werk, ein Erzeugniß vieler Jahre, mir gegenwärtig eben so wunderbar vorkommt als die hohen Bäume in meinem Garten am Stern, welche, doch noch jünger als diese poetische Conception, zu einer Höhe herangewachsen sind, daß ein Wirkliches, welches man selbst verursachte, als ein Wunderbares, Unglaubliches, nicht zu Erlebendes erscheint« (WA IV 43, S. 166).

Teil der hermeneutisch-poetologischen Versuchsanordnung der ›wiederholten Spiegelungen‹. Der »geheimere Sinn« lässt sich nach Goethes Überzeugung nicht ein für alle Mal feststellen, denn das Werk zeigt im Spiegel jedes Lesers und seiner individuellen Erfahrungen jeweils andere Seiten.[61] Ganz ähnlich formuliert Goethe diese hermeneutische Maxime noch einmal in einem Brief vom 1. Mai 1828, mit dem er wiederum auf ein Rezeptionszeugnis, in diesem Fall die erfreuliche Besprechung der ›Helena‹ in der russischen Zeitschrift ›Der Moskowische Bote‹, reagiert:

> Ich bin in meinen Arbeiten nicht leicht didaktisch geworden: eine poetische Darstellung der Zustände, theils wirklicher, theils ideeller, schien mir immer das Vortheilhafteste, damit ein sinniger Leser sich in den Bildern bespiegeln und die mannichfaltigsten Resultate bei wachsender Erfahrung selbst herausfinden möge.[62]

Dass für den Autor wiederum die Spiegelung durch die Leser wichtig ist, bringt Goethe im Schlussabsatz seines großen Briefes an Iken zum Ausdruck. Da heißt es (nach einer Passage, in der Goethe zunächst auf die von Iken angekündigten Werke zu sprechen kommt und ihre Rezension in ›Ueber Kunst und Alterthum‹ in Aussicht stellt):

> Und so will ich mich denn für dießmal Ihrer ferneren geneigten Theilnahme bestens empfohlen haben; denn durch das Mitwirken solcher jüngeren Männer kann ich allein aufgeregt werden, meine höhern Jahre, statt in Ruhe und Genuß, mühsam und bewegt hinzubringen. (S. 84_{5-10})

Zu den »jüngeren Männer[n]«, deren Reaktionen auf seine Werke der Dichter hier als eine entscheidende Motivationsquelle seiner Arbeit

61 Entsprechend begrüßt Goethe Knebels Verfahren: »Die rechte Art, ihm [dem Werk ›Helena‹] beyzukommen, es zu beschauen und zu genießen, ist die, welche du erwählt hast: es nämlich in Gesellschaft mit einem Freunde zu betrachten. Überhaupt ist jedes gemeinsame Anschauen von der größten Wirksamkeit; denn indem ein poetisches Werk für viele geschrieben ist, gehören auch mehrere dazu, um es zu empfangen; da es viele Seiten hat, sollte es auch jederzeit vielseitig angesehen werden.« (14. November 1827; WA IV 43, S. 167)

62 Goethe an den kaiserlichen Beamten Nicolaus Borchardt nach St. Petersburg, 1. Mai 1828; WA IV 44, S. 79.

nennt, darf sich dank seiner »Antheilnahme an Helena« auch der Adressat des Briefes zählen. Er befindet sich damit in illustrer Gesellschaft: Zum Kreis der ihn inspirierenden, ja an seinem Werk ›mitwirkenden‹ »jüngeren Männer« zählte Goethe in den 20er Jahren – neben Boisserée, mit dem Goethe ausführlich über die ›Helena‹ korrespondierte – vor allem auch eine Reihe der wichtigsten europäischen Vertreter der jungen Romantiker-Generation. Goethes aufmerksame Wahrnehmung des lebhaften Interesses, das seinem Werk sowohl von den jungen Redakteuren des ›Globe‹ in Paris als auch von dem schottischen Gelehrten Thomas Carlyle und berühmten Dichtern wie Manzoni und Byron entgegengebracht wurde, ist von kaum zu überschätzender Bedeutung für die Ausarbeitung des ›Helena‹-Akts in den Jahren 1825 und 1826.[63] Ausgehend davon entwickelt sich der in diesen und den folgenden Jahren zum Abschluss gebrachte ›Faust II‹ zu einer Realisierung der 1827 erstmals in die öffentliche Debatte eingeführten Idee einer ›Weltliteratur‹, die während der Arbeit an der ›Helena‹ im Austausch mit den Protagonisten der romantischen Bewegungen in Paris, Edinburgh und Mailand Kontur gewinnt. Wesentlich für Goethes Vorstellung von einer damals beginnenden Epoche der Weltliteratur – die für ihn keineswegs vor allem von Dichtern, sondern ganz entscheidend von Lesern geprägt ist – war die Erfahrung der Teilnahme englischer, französischer, italienischer und russischer Leser seines Werkes.[64] Wenn Goethe in diesem Zusammenhang feststellt, dass die unterschiedlichen »Litteratoren und Litteraturen«[65] zunehmend in einen produktiven Dialog eintreten, und er der Hoffnung Ausdruck verleiht, dass die einzelnen nationalsprachlichen Perspektiven dabei einander korrigieren

63 Goethes Aufmerksamkeit auf die internationale Rezeption spiegelt sich in der Entwicklung seiner 1816 gegründeten Zeitschrift. In ihr befasst er sich unter anderem mit Pierre-Jean de Béranger, Prosper Mérimée, Ludovic Vitet, Albert Stapfer, Edgar Quinet, Stendhal, den verschiedenen Beiträgern des ›Globe‹ und mit Victor Hugo, Edward Bulwer Lytton, Thomas Carlyle, Byron, Ermes Visconti, Carlo Tedaldi Fores, Alessandro Manzoni sowie mit zahlreichen Neuerscheinungen im Bereich der europäischen Volkspoesie.

64 Vgl. Heinz Hamm, Die Aufnahme von Goethes ›Helena‹-Zwischenspiel in Deutschland und im Ausland, in: Germanistisches Jahrbuch DDR – VRP 1980/82, S. 188–230.

65 Vgl. Goethes Tagebuch, 8. Mai 1826; WA III 10, S. 189.

und ausgleichen werden,[66] so nutzt er für den durch fremde Teilnahme sich steigernden Wahrnehmungs- und Produktionsprozess der ›Weltliteratur‹ nicht zufällig ein Bild, das dem für den Kompositions- und Rezeptionsvorgang des dichterischen Werks aus seinem Brief an Iken verwandt ist. So formuliert er in dem Beitrag ›Bezüge nach außen‹, mit dem er auf das vielfältige Echo reagiert, das sein »hoffnungsreiches Wort« von einer kommenden ›Weltliteratur‹ ausgelöst hatte: »Eine jede Literatur ennüyirt sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefrischt wird. Welcher Naturforscher erfreut sich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht sieht?«[67] Zu solchen produktiven »Spiegelungen« seines eigenen Werkes zählte Goethe auch die ihm im Laufe des Jahres 1828 bekannt werdenden umfangreichen Besprechungen der ›Helena‹ in einer Reihe wichtiger europäischer Publikationsorgane, die er in seiner eigenen Zeitschrift unter dem Titel ›Helena in Edinburg, Paris und Moskau‹ mit der Beobachtung vorstellt, dass »die Herren Carlyle, Ampère und Schewireff, ganz ohne Verabredung, die sämmtlichen Kategorien der möglichen Theilnahme an einem Kunst- oder Naturproduct vollständig durchgeführt« hätten.[68] Zu solchen »Spiegelungen« zählt Goethe aber auch, als eine der ersten zur ›Helena‹, die »einsichtige Theilnahme« seines Lesers Carl Jacob Ludwig Iken aus Bremen.

66 »Es ist aber sehr artig, daß wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen uns einander zu korrigieren. Das ist der große Nutzen, der bei einer Weltliteratur herauskommt und der sich immer mehr zeigen wird« (Goethe zu Eckermann, 15. Juli 1827; FA II 12, S. 257). Ähnlich bemerkt er in einem nur wenige Wochen nach dem Brief an Iken verfassten Schreiben an Sulpiz Boisserée, »daß dasjenige was ich Weltliteratur nenne dadurch vorzüglich entstehen wird, wenn die Differenzen, die innerhalb der einen Nation obwalten, durch Ansicht und Urtheil der übrigen ausgeglichen werden« (12. Oktober 1827; WA IV 43, S. 106).

67 KuA VI 2 (1828); FA I 22, S. 428.

68 KuA VI 2 (1828); FA I 22, S. 514 f. Für die Besprechungen aus dem ›Moskowischen Boten‹, dem Pariser ›Globe‹ und der Londoner Zeitschrift ›The Foreign Review‹ vgl. MA 18.1, S. 596–609.

Albrecht Schöne

Bedankung

Verehrte Damen und liebe Herren,

in Goethes ›Zahmen Xenien‹ beginnt vor Gottes Thron der Satan einen langen Text abzulesen. Es ist wohl der Heilige Geist, der ihm da ins Wort fällt und apodiktisch erklärt:

Du sprichst wie die deutschen Professoren.
Wir wissen alles, mach' es kurz!
Am jüngsten Tag ist's nur ein …

(im Druck hier drei Anstandspunkte – Sie dürfen also raten, was sich, ziemlich unanständig, auf »kurz« wohl reimen sollte).

Das will ich mir diesmal gesagt sein lassen. Denn mein liebenswürdiger Münchner Verleger Wolfgang Beck, ein besonders wohlgeratener früherer Göttinger Germanistik-Student, lädt am Ausgang ja auch noch zu einem Verabschiedungsschluck ein. Durch ihn wird das hier fast schon ein kleines norddeutsches Oktoberfest – ohne dass wir gleich Maßkrüge stemmen müssten.

Also gutgemeint kurz:

Ich danke der Universitätspräsidentin für die freundlichen Willkommensgrüße, die sie als vielbeschäftigte Herrin dieses hohen Hauses musste ausrichten lassen, und danke Ihnen, Herr Oberbürgermeister, für die geradezu festlich abschließende Verleihung einer Göttinger Ehrenmedaille durch den Rat unserer Stadt.

Ich bedanke mich vor allem, auch in Ihrer aller Namen, sehr herzlich bei Heinrich Detering und bei den drei Vortragenden dieses langen Vormittags, der durch den Wechsel der Stimmen doch wunderbar erfrischt worden ist.

Einiges von dem, was dabei geburtstagsbezogen mir selber galt, darf ich wohl (muss ich sogar, um nicht Schaden zu nehmen an meiner Seele) dem rhetorischen Genus laudativum zurechnen. Das war dem Anlass geschuldet. Gewiss aber war es auch von Zuneigung bestimmt

© 2016 Albrecht Schöne, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-005 | CC BY-NC-SA 4.0

und von Dankbarkeit – wie ich sie umgekehrt nicht nur gegenüber diesen vier Rednern empfinde, sondern ebenso gegenüber meiner durch sie vertretenen Universität und unserer Akademie der Wissenschaften; dafür gibt es aus gut einem halben Jahrhundert wahrhaftig viele objektivierbare Gründe.

Wie jeder aufmerksame Zuhörer habe ich viel gelernt bei diesen aufs Briefschreiben gerichteten Vorträgen. »Wir wissen alles« – was der Heilige Geist sehr wohl sagen kann, hat keiner von uns hier denken können. Mir aber ist heute noch einmal zuteil geworden, was ich oft in meinem Leben habe erfahren dürfen: Die Freude eines Lehrers, der durch seine Schüler und von seinen Schülern (unseren Reformationshistoriker rechne ich nur höchst uneigentlich hinzu) selber doch lernt. Erst durch das, was sie ihm abverlangen, dann durch das, was sie eigenständig treiben und ihm beibringen, sind Schüler allemal die Erzieher ihres Lehrers und im Glücksfall überhaupt seine besten Lehrer.

Durch Thomas Kaufmann und Hans-Jürgen Schrader und Anne Bohnenkamp ist hier, alle Unterschiedlichkeit ihrer persönlich ausgeprägten Handschriften oder Redeweisen übergreifend, eine Philologie zu Wort gekommen, die Friedrich Nietzsche als eine geradezu bezaubernde »Goldschmiedekunst« rühmte. Was darüber in seinem Vorwort zur ›Morgenröte‹ steht, habe ich mir aufgeschrieben, weil ich jedenfalls ahnte, dass ich's brauchen könnte. Es ist auch nicht lang.

1886 schon hat Nietzsche da erklärt, es sei diese »Goldschmiedekunst und -kennerschaft des *Wortes*« nötiger denn je – in einem Zeitalter »der Hast, der unanständigen und schwitzenden Eilfertigkeit, das mit allem gleich ›fertig werden‹ will, auch mit jedem alten und neuen Buche [oder Brief]: – sie selbst [diese Philologie eben] wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt *gut* lesen, das heißt langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offengelassenen Türen, mit zarten Fingern und Augen«. Auch das haben wir heute lernen, oder jedenfalls wahrnehmen können.

Ich danke überdies dem Lektor des Reclam Verlags, meinem Schüler Hannes Fricke, für den schönen ›Brief‹, dessen Buchstaben er uns beim Eintreten in die Aula so kunstvoll wie unterhaltsam in die Töne seiner Gitarre übersetzt hat.

Ihnen allen aber, die Sie sich hierher bemüht haben um zuzuhören, besonders denen von weiter her oder ganz weit her, möchte ich zu guter Letzt noch sagen, dass Sie den Urhebern und Organisatoren dieser Veranstaltung und allen Sprechern damit ganz sicher eine Freude gemacht haben. Mir auch. Danke!

Hans Dierkes

»Lesen muss man es doch auf alle Fälle«

Dorothea Veit an Ludwig Achim von Arnim, Paris, Mai 1803. Eine Neuadressierung

I.

Am Dienstag, den 29. März 1803, schreibt Christoph Martin Wieland aus Oßmannstedt an Luise von Göchhausen:

> Gnädiges Fräulein […]. Abe*r* werde ich Sie selbst nicht noch uber*r*aschen, wenn ich Ihne*n* sage, daß mein Daemonion, Spiritus Familiaris ode*r* wie Sie ihn sonst nenne*n* wollen, mich so gut bedient, daß ich trotz dem heiligen u. undurchdringlichen Schleier, der auf dem Geheimniß des künftigen Sonnabend liegt, mehr davo*n* weiß, als Sie selbst zu wissen scheinen – wenigstens daß das Stück Eugenie heißt, daß es eine Tragödie u. zwa*r* wede*r* eine possirlich tragische, wie Alarcos, noch eine lyrico-epico-didactische wie die Braut von Messina, sondern eine ächte, strenge Natur- und Kunstmäßige Tragödie ist, so daß sie für alle künftigen Tragödien-Macher al*l* das seyn wird was der berühmte Kanon des Polycletus für die Bildhauer war. […]. Auf alle Fälle […], gedenke ich in Person mit Auge*n* und Ohren, Herz u. Sinn bei diese*r* in der That merkwürdigen Theofanie der tragischen Muse gegenwärtig zu seyn.[1]

1 Wielands Briefwechsel, Bd. 16: Juli 1802 – Dezember 1805, bearbeitet von Siegfried Scheibe, Tl. 1: Text, Berlin 1997, S. 132 (Kursivierungen wurden gemäß der editorischen Praxis der Ausgabe wiedergegeben). – Der Katalog der Leipziger Michaelis-Messe 1803, zu welcher die Druckfassung erschien, scheint das noch widerzuspiegeln: »Göthe, von, Eugenia, oder die natürliche Tochter. Trauerspiel, als Taschenbuch f. 1804. 12, Tübingen, Cottasche Buchhandlung.« (Allgemeines Verzeichnis der Bücher, welche von Ostern bis Michaelis neu gedruckt oder aufgelegt worden sind, Leipzig: Weidmann, 1803, S. 439)

© 2016 Hans Dierkes, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-006 | CC BY-NC-SA 4.0

Wenn auch noch nicht ›lesen‹, aber ›sehen‹ musste wohl nicht nur Wieland »auf alle Fälle«, was Johann Wolfgang Goethe lange geheimgehalten und ausgebrütet hatte: ein neues Trauerspiel, das bei der Uraufführung am 2. April 1803 auf dem Weimarer Theater noch den Haupttitel ›Eugenie‹,[2] bei der Erstpublikation im Herbst 1803 in Cottas ›Taschenbuch auf das Jahr 1804‹ aber dann den Titel ›Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Goethe‹ trug.[3]

Goethe hatte Ende 1799 bei Schiller den ersten Band der ›Mémoires historiques de Stéphanie-Louise de Bourbon-Conti, écrits par elle-même‹ von 1798 kennengelernt und nach Lektüre auch des zweiten Bandes gleich »ein ganz ausgeführtes Schema« für eine fünfaktige Tragödie entworfen, den Plan dann aber bis 1803 hintangestellt; Mitte März war dann »der ›erste Teil‹ der geplanten Trilogie abgeschlossen«.[4]

Trotz des großen Geheimnisses, das Goethe seit 1799 um sein neues Stück gemacht hatte, trotz der erneut durch ihn aufgenommenen und allgemein gespannt erwarteten Revolutionsthematik und trotz der Aussicht auf eine neue ›Mustertragödie‹ in Analogie zu den normativen Bronzen des griechischen Bildhauers »Polycletus«: Das allgemeine Publikum scheint nur mäßig amüsiert, das intellektuelle jedoch bisweilen geradezu elektrisiert von der Uraufführung gewesen zu sein. So schreibt J.G. Fichte an Schiller: »Goethes natürliche Tochter habe ich die zweimal, da sie hier aufgeführt worden, mit aller Aufmerksamkeit gesehen […].«[5]

2 Vgl. den Kommentar in: Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe, Bd. 6.1: Weimarer Klassik 1798–1806, hrsg. von Victor Lange, München 1986, S. 932 (zitiert als *MA*). – Offenbar trug das Stück aber auch schon bei seiner Uraufführung den Untertitel ›Natürliche Tochter‹, Gustav von Wrangel schreibt nach seinem Besuch der Aufführung lapidar: »Das Stük heist die natürliche Tochter […]« (Ludwig Achim von Arnim, Werke und Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 31: Briefwechsel 1802–1804, hrsg. von Heinz Härtl, Tübingen 2004, S. 217_{96}; im folgenden zitiert als *WAA*).

3 MA 6.1, S. 942 f.

4 Vgl. ebd., S. 931 f. Siehe auch: Johann Wolfgang Goethe, Die natürliche Tochter, Trauerspiel. Mit den Memoiren der Stéphanie Louise de Bourbon-Conti und drei Studien von Bernhard Böschenstein, Frankfurt am Main 1990 (= Insel-Taschenbuch 1175).

5 Zitiert nach MA 6.1, S. 935.

Wieland selbst hüllte sich allerdings in vornehmes Schweigen, obgleich er wohl wie angekündigt am 2. April 1803 bei jener »in der That merkwürdigen Theofanie der tragischen Muse gegenwärtig« gewesen ist.[6]

II.

Nicht nur nicht ›sehen‹, sondern nicht einmal erahnen konnte Dorothea Veit jene Weimarer Uraufführung. Denn sie wohnte mit ihrem späteren Ehemann seit etwa Mitte Juni 1802 in Paris. Von der Aufführung der ›Eugenie‹ hat sie erst schriftlich von ihrem alten und engen Jenenser Freund Johann W. Ritter erfahren.[7]

Das geht jedenfalls hervor aus einem ebenso unadressierten wie undatierten und ohne Absendeort hinterlassenen, billetartigen Kurzbrief Dorotheas, dessen Originalhandschrift – ehemals in der Berliner ›Sammlung Varnhagen‹ – sich heute in der Biblioteka Jagiellońska in Kraków befindet.[8] Sein neutranskribierter Originaltext lautet:

> Wenn es Ihnen möglich ist, so suchen Sie doch irgendwo die *Memoires historiques de Stephanie Louise de Bourbon Conti*, habhaft zu werden. Diese *Memoires* sollen, wie Ritter uns schreibt diejenigen seyn nach welchen Goethe sein Drama bearbeitet hat, und sind zugleich, die wahre Geschichte einer Frau von welcher ich Ihnen schon einmal gesprochen, sie wohnt jetzt am linken Rheinufer in Laubenheim. Stellen Sie sich also vor wie dreyfach interessant diese *Memoires* seyn müßen! Wenn Sie es nicht hier bekommen können, so muß man sehen es von der *Bibliotheque nationale* zu haben. Lesen muss man es doch auf alle Fälle.
>
> Dorothea Schlegel.

*

6 So war er am 2. April 1803 offenkundig in Weimar, lässt aber in seinen Briefen an Karl August Böttiger vom 15. und 22. April 1803 zur Aufführung der ›Eugenia‹ nichts verlauten (vgl. Wielands Briefwechsel, Bd. 16.1, S. 138 f., 144 f.; Bd. 16.2, S. 130).

7 Vgl. Anm. 17.

8 Biblioteka Jagiellońska, Sammlung Varnhagen (o. Sign.). – 1 Blatt und 1 Seite, Tinte, eigh., o. Adr., o. O., o. Dat. (nachträglicher Aufdruck: »Meusebach«). Auf einen kritischen Apparat wird verzichtet. Lateinische Schrift des Briefes ist kursiv wiedergegeben. – Zur Erstveröffentlichung vgl. Anm. 22.

Dorotheas Schlusssatz: »Lesen muss man es doch auf alle Fälle« bezieht sich jedoch nicht auf eine zu erwartende inskünftige Druckfassung von Goethes neuem Drama, die es ja ab Herbst 1803 tatsächlich gab und die sich Friedrich Schlegel auch gleich kommen ließ.[9] Ihr »dreyfach[es]« Interesse bezieht sich auch weder auf das endlich gelüftete Geheimnis um Goethes neues Drama noch auf die Revolutionsproblematik des Stückes noch auf die Wielandsche »Theofanie der tragischen Muse« als Gipfel der ›Tragödien-Trias‹ von ›Alarcos‹, ›Braut von Messina‹ und eben – ›Eugenie‹.[10] Dorotheas Gedanken kreisen einzig und allein um die »*Memoires historiques de Stephanie Louise de Bourbon Conti*« und deren Verfasserin, eine »Frau von welcher ich Ihnen schon einmal gesprochen, sie wohnt jetzt am linken Rheinufer in Laubenheim«. Jene »*Memoires*« also, derentwegen die Weimarer Zuschauer vermutlich *nicht* ins Theater gekommen waren. Und das hatte nur einen Grund: Dorothea, wie auch Friedrich,[11] kannten offensichtlich besagte »Frau«:

9 Helmina von Hastfer-Chézy berichtet aus ihrer späteren Pariser Zeit, in der sie 1803/04 bei Dorothea Veit und Friedrich Schlegel wohnte: »Über den Werther hatte sich Schlegel allezeit lustig gemacht, mehr noch über die natürliche Tochter, aus der er oft einzelne Verse spottend hersagte. Beim Lesen dieses Dramas, welches sich Schlegel sogleich von Deutschland kommen ließ, wurde die stets antheilsvolle Erinnerung einer wunderbar ergreifenden Erscheinung, die Prinzessin Adelaide Luise Charlotte von Bourbon Conti neu angeregt.« (Helmina von Chezy, Überlieferungen und Umrisse aus den Tagen Napoleons, 3. Friedrich und Dorothea Schlegel in Paris, in: Der Freihafen, 3. Jg., Altona 1840, H. 4, S. 47–89, hier: S. 71 f.) – Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, Paris, 26. März 1804: »Was von Goethe erscheint, erhalte ich hier doch; bin aber von der Eugenia nicht sehr erbaut.« (Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis, hrsg. von Josef Körner, 3 Bde., Bern und München ^{2}1969 und 1958, hier: Bd. 1, S. $67_{26–28}$; im folgenden zitiert als *Krisenjahre.*)

10 Obwohl ja auch Dorothea die Uraufführung des einzigen Dramas ›Alarcos‹ ihres späteren Mannes auf der Reise nach Paris am 29. Mai 1802 in Weimar in Anwesenheit Goethes selbst miterlebt hatte (vgl. Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe. Begründet von Ernst Behler, hrsg. von Ulrich Breuer, Paderborn, München, Wien 1958 ff., hier: Bd. 5, S. LXXVII; zitiert als *KFSA*). – Friedrich Schlegel dagegen interessiert diese Dimension schon: »Sie [die Eugenia] schillert mehr als ich es je für möglich gehalten, so wie hingegen die Braut von Messina mir so sehr brentanisch zu sein scheint, daß Brentano selber es nicht mehr sein kann.« (Krisenjahre 1, S. $67_{28–30}$)

11 Friedrich an August Wilhelm: »Kennst Du die französischen Memoiren, aus denen Goethe die Eugenia genommen hat? – Die Person lebet noch – […].« (Krisenjahre 1, S. $67_{30–32}$)

nämlich eine ›Louise de Gachet‹, und besonders Dorothea war an ihrem Schicksal überaus interessiert.[12]

Die Schlegels kannten sie – direkt oder indirekt – wahrscheinlich schon aus ihrer Berliner Zeit,[13] wo Louise de Gachet um 1799 in den Salon der Rahel Levin, in dem auch Friedrich und Dorothea verkehrten, eingeführt worden war und sich bereits als Verfasserin der ›Mémoires historiques de Stéphanie-Louise de Bourbon-Conti, écrits par elle-même‹ und als jene »unehelich geborene Bourbonenprinzessin« selbst

12 Vgl. dazu die grundlegende Untersuchung von Catherine Gobert, Die dämonische Amazone. Louise de Gachet und die Genese eines literarischen Frauentyps in der deutschen Romantik, Regensburg 1997 (= Regensburger Skripten zur Literaturwissenschaft 3).

13 Inwieweit Dorothea Veit, Friedrich Schlegel und Louise de Gachet einander persönlich gekannt haben, lässt sich heute nicht mehr eindeutig beantworten, da ihr erhaltener Briefwechsel aus jener Zeit die Person nicht erwähnt (vgl. KFSA, Register zu den Bänden 24 und 25). Eine indirekte Kenntnis ist aber sicher, wie entsprechende Briefstellen (außer unserem Brief auch Anm. 11) klar belegen. – Die Behauptung, Friedrich und Dorothea Schlegel hätten Mme de Gachet auch persönlich gekannt und Umgang mit ihr gehabt, scheint 1840 erstmals Helmina von Hastfer-Chézy auf dem Hintergrund ihres Umgangs mit den Schlegels in Paris aufgestellt zu haben: »Diese [die Prinzessin Adelaide Luise Charlotte von Bourbon Conti], sagten Schlegels, sei die Eugenie; Goethe habe sie gut gekannt, und auch Schlegels seien viel mit ihr zusammengekommen. Auf dem Lande, unweit Weimar habe sie unter fremdem Namen gelebt […]. Schlegels sprachen oft mit Liebe von ihr […].« (v. Chézy, Überlieferungen [Anm. 9], S. 71) Ferner die breit geschilderte Episode von der vergeblichen Bitte der Mme de Gachet alias »Eugenie« um Zuflucht bei den Schlegels, als sie Ende 1803 im Zusammenhang der Cadoudal-Pichegru-Verschwörung gegen Napoleon auf der Flucht gewesen sein soll. Dorothea habe nach Helminas Angaben später gesagt, Mme de Gachet sei nach »Mainz« verbracht und dort »um das Leben gekommen« (ebd., S. 72–74). – Theodor Körner berichtet 1812 zudem an seinen Vater: »[Friedrich] Schlegel hat mir erzählt, daß als Goethe die Eugenia arbeitete, diese als Emigrantin, eine Prinzessin Stephanie Conti, in Weimar war, wo sie eine Färberei anlegen wollte, da sie im chemischen sehr bewandert und mit Lavoisier befreundet gewesen. Besonders Goethe, den sie nicht kennt, verhindert es. Schlegel hat sie dann noch in Paris gesehen, wo sie recht gut von ihrer Dramatisierung unterrichtet war. Sie ist späterhin verschwunden, wahrscheinlich in Moreaus Verschwörung verwickelt.« (Krisenjahre 3, S. 55) – Nach Gobert, Die dämonische Amazone, a.a.O., S. 132–134, lässt sich das Schicksal der Louise de Gachet längstens noch bis 1835 verfolgen; nach der Ausweisung aus Paris im Januar 1804 und Rückkehr nach Mainz flieht sie 1805 nach Russland. In der Darstellung der Helmina von Chézy scheinen sich also Wahrheit und Hörensagen bis zur Unkenntlichkeit zu mischen.

ausgab.[14] Dorotheas Assoziation wird aus jener Zeit stammen, seit der dieses Gerücht in der Welt war.[15] Dorotheas und Friedrichs Kenntnisse konnten aber auch bzw. noch zusätzlich von Johann Wilhelm Ritter stammen, der ja seit März 1801 mit der Gachet eng bekannt war[16] und mit dem auch Dorothea und Friedrich bis zum Ende ihres Jenaer Aufenthaltes Ende 1801 gut befreundet waren.[17] Schließlich kommt auch noch Clemens Brentano als Informant in Frage,[18] von dem die Schlegels auch am ehesten den Gachetschen Aufenthaltsort in »Laubenheim« bei Mainz erfahren haben dürften, da Dorothea und Friedrich kurz vor ihrer Abreise in Frankfurt am Main Anfang Juni 1802 bei den Brentanos

14 Vgl. Gobert, a.a.O., S. 16, 26.

15 Ein solcher Zusammenhang ist bis heute nicht gesichert: »Die unter ihren Zeitgenossen und in der Literatur weitestverbreitete Meinung lautet, daß Louise de Gachet in Wirklichkeit Stéphanie-Louise de Bourbon-Conti war, als die sie sich selbst ausgegeben haben soll. Damit sei sie auch die Verfasserin der von Goethe rezipierten ›Mémoires historiques‹. Abgesehen davon, daß es höchst fraglich ist, ob diesen Memoiren reale Erlebnisse zugrundeliegen, gibt es keine eindeutigen Beweise für die Identität Louise de Gachets mit der Frau, die von 1788 bis zu ihrem Tod in Paris im März 1825 für ihre Anerkennung als Mitglied der königlichen Familie gekämpft hat.« (Gobert, a.a.O., S. 35)

16 Vgl. Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Frommann, 14. April 1801, in: Else Rehm, Unbekannte Briefe Johann Wilhelm Ritters an Arnim, Savigny, Frommann, Schelling und andere aus den Jahren 1800–1803, in: Jahrb. FDH 1971, S. 32–89, hier: S. 49. Ferner: Gobert, a.a.O., S. 15, 21; Klaus Richter, Das Leben des Physikers Johann Wilhelm Ritter. Ein Schicksal in der Zeit der Romantik, Weimar 2003, S. 65.

17 Vgl. Gobert, a.a.O., S. 21. – Friedrich Schlegel an Schleiermacher: »An Rittern wirst Du große Freude haben, und an unserm gemeinschaftl[ichen] Leben […].« (KFSA 25, S. 198) – Dorothea an Schleiermacher am 31. Oktober 1800: »Ritter, der aus meinen geistigen Sohn, mein geistiger Mann geworden, und dem es ganz recht wäre, eins von beyden wenigstens leiblich zu seyn grüßt Sie herzlich.« (ebd., S. 197)

18 Brentano soll die Gachet im Herbst 1801 in Frankfurt kennengelernt haben (vgl. Gobert, a.a.O., S. 28; WAA 31, S. 773); seine Schwester Bettina wirft ihm sogar eine Liebschaft mit ihr vor (vgl. Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 30: Briefe II, Bettine von Arnim, Clemens Brentanos Frühlingskranz, hrsg. von Lieselotte Kinskofer, Stuttgart u.a. 1990, S. 180; zitiert als *FBA*). Brentano stand 1799–1800 in Jena mit Friedrich Schlegel in teilweise engem Kontakt und hielt sich auch im Dezember 1801 noch einmal in Jena auf (vgl. KFSA 25, S. 632, Anm. 8; Konrad Feilchenfeldt, Brentano-Chronik. Daten zu Leben und Werk, München und Wien 1978 [= Reihe Hanser 259], S. 32 f.). – Zu der Kenntnis von »Laubenheim« siehe die folgende Anmerkung.

Station gemacht hatten[19] und de Gachet noch bis April 1802 Briefe aus jenem »Laubenheim« mit Clemens Brentano gewechselt hatte.[20] Wahrscheinlich hat man bei Schlegels Besuch darüber gesprochen; bis 1804 erinnert sich Friedrich Schlegel ja daran: »Die Person lebet noch«.[21]

*

Dies aber ist nur der vorauszusetzende inhaltliche Aspekt, die philologisch interessanten und hier im Mittelpunkt stehenden Aspekte aber sind andere: Wer ist der Adressat jenes Briefes von Dorothea? Wo und wann wurde der Brief geschrieben?

Ernst Wieneke, der 1914 den Erstdruck vornahm, sagt zu den ausstehenden Daten nichts, sondern vermutet als Schreibjahr »[1804]«, offenbar, weil er nicht zwischen Uraufführung und Erstdruck unterscheidet und das angegebene Druckjahr 1804 der ›Natürlichen Tochter‹ auch noch mit deren Erscheinungsjahr 1803 verwechselt.[22] Das wird sich als grundlegend falsch herausstellen.

Josef Körner behandelt den vorliegenden Brief im Zusammenhang seines monumentalen Kommentars zu den ›Krisenjahren der Frühromantik‹ von 1958 nur en passant bei Gelegenheit des Briefes von Friedrich Schlegel an seinen Bruder August Wilhelm, in welchem Friedrich von der Lektüre der Druckfassung der »Eugenia« berichtet.[23] Körner schreibt, indem er auf den in Frage stehenden Brief Dorotheas Bezug nimmt: »Friedrich verdankte die Kenntnis der Quelle einem Briefe Ritters; daß die Verfasserin der ›Mémoires historiques‹ niemand anders sei als die dem Hause Brentano wohlbekannte […] Mme Gachet

19 Vgl. Clemens Brentano an Friedrich Carl von Savigny vom 9. Juni 1802: »Schlegel war in Frankfurt hat bezahlt, und sich wie ein schlechter Kerl betragen.« (FBA 29: Briefe I, 1792–1802, hrsg. von Lieselotte Kinskofer, 1988, S. 447) Louise de Gachet lebte wohl von 1802–1805 in »Laubenheim« bei Mainz (vgl. Gobert, Die dämonische Amazone [Anm. 12], S. 31 f., 132–134).

20 Vgl. Gobert, a.a.O., S. 121 f.: vom 14. April 1802 aus »Majence« (Mainz); siehe auch FBA 38,1: Erläuterungen zu den Briefen 1792–1802, hrsg. von Ulrike Landfester, 2003, S. 454.

21 Vgl. Anm. 11.

22 Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen, hrsg. von Ernst Wieneke, Weimar 1914, S. 363, 575.

23 Vgl. Anm. 9.

in Laubenheim, meldete Arnim schon am 6. Juni 1803 aus Paris dem Freunde Clemens […], von Arnim dürfte es auch Dorothea erfahren haben, die durch einen andern Freund des interessanten Buchs habhaft zu werden bemüht war.«[24]

Implizit geht aus dieser Kommentierung hervor, dass das Schreibjahr nicht »[1804]«, sondern »1803« und der Schreibort daher ›Paris‹ gewesen sein muss, der damalige Wohnort Dorotheas. Zur Adressatenfrage steuert aber auch Körner nichts bei. Bedauerlicherweise trägt er an dieser Stelle eher zur Irritierung bei, da er unterstellt, Dorothea habe »Laubenheim« als Wohnort der Gachet von Arnim erfahren, obgleich der Brief so ziemlich das Gegenteil sagt: »Diese *Memoires* […] sind zugleich, die wahre Geschichte einer Frau von welcher ich Ihnen schon einmal gesprochen, sie wohnt jetzt am linken Rheinufer in Laubenheim.«

Soweit ich sehe, hat man sich seitdem mit der Adressaten- und Datierungsfrage dieses Briefes nicht mehr beschäftigt. Kann man sich ihr aber dennoch weiter annähern, um am Ende zu einer hinreichend sicheren Füllung der bisher verbliebenen Leerstellen zu kommen?

III.

Zur Klärung der Frage trägt entscheidend bei, dass offensichtlich nicht nur Fichte der Uraufführung von Goethes ›Eugenia‹ »mit aller Aufmerksamkeit« beigewohnt hat, sondern dies zumindest noch zwei weitere hochinteressierte Intellektuelle auch taten.

Einer von ihnen war der Brentano-Freund und Jenenser Student Gustav Ludwig Johann von Wrangel.[25] Dieser hatte schon unmittelbar nach dem 2. April 1803 nicht Brentano, sondern seinem Bekannten Friedrich Carl von Savigny eine ausführliche Inhaltsangabe zukommen lassen, die jedoch im Original nicht erhalten ist. Wohl erhalten aber hat sich eine Teilabschrift von der Hand Bettina Brentanos, die ihr Bruder Clemens seinem Freund Ludwig Achim von Arnim in einem Brief vom 30. April 1803 übermittelt: Wrangel hat demnach aufgrund der Urauf-

24 Krisenjahre 3, S. 54.
25 Zu seiner Biographie vgl. WAA 31, S. 958.

führung eine ausführliche, mehrseitige, nach Akten gegliederte Inhaltsangabe angefertigt, die er wie folgt beschließt:

»So schließt sich dieser erste Theil des Trauerspiels, der in mir (Wrangl) einen ganz reinen und hohen tragischen Effeckt hervorgebracht hat. Die feinen Seher wollen schon darin ein Gegenstück zum Wilhelm Meister entdekt haben, ich halte dafür, daß es eine würdige Critik ist, der neusten Bemühungen Schlegels und Schillers (Braut von Messina) Moderne Süjets, moderne Süjets im modernen Gewande ganz antick bearbeitet auf die Bühne zu bringen. [...] Auch soll es einen französischen Roman *Eugenie* geben, dem eine Begebenheit der lezten franz. Hofgeschichte zu grunde liegt, ob Göthe seinen Stoff daraus genommen weiß man nicht. –.[26]

Wie man nebenbei sieht, war der spätere Mediziner Wrangel, anders als hier Dorothea, durchaus Fragen der zeitgenössischen Dramenpoetologie gegenüber aufgeschlossen.

Ein anderer interessierter intellektueller Besucher der Weimarer Uraufführung aber war offenbar der mit Wrangel befreundete Jenenser Physiker Johann Wilhelm Ritter.[27] Das ist anzunehmen, weil Ritter parallel mit Wrangel einen ähnlichen Aufführungsbericht an Dorothea Veit und Friedrich Schlegel in Paris geschickt hat. Denn am 23. Mai 1803 schreibt Ritter an seinen in Paris weilenden Freund Hans Christian Ørsted:

Von Schlegels höre ich auch so lange kein sterblich. Wort. Was bedeutet es nur? – Ich habe einen entsetzl. langen Brief an sie geschrieben u. nebst Sachen an Wilmans geschickt. Auf den hoffe ich doch Antwort.[28]

26 WAA 31, S. 214–226, hier bes. S. 217–222; das Zitat: S. $222_{290-300}$; ferner ebd., S. 718–724.

27 Vgl. ebd., S. 456, Erläuterung zu Z. 36 f.

28 Correspondance de H.C. Örsted avec divers savants, publiée par M.C. Harding, tome II, Copenhague 1920, S. 31, 40. – Es ist unklar, ob Ritter Friedrich Schlegels Pariser Adresse nicht kannte und auch deshalb an Schlegels Verleger Friedrich Wilmans in Frankfurt am Main schrieb oder nur wegen eines naturwissenschaftlichen Beitrags zur ›Europa‹, der aber nicht gedruckt wurde. Dieser Vorgang ist in der noch erhaltenen Korrespondenz zwischen Schlegel und Wilmans ohne nachweisbares Echo geblieben.

Die Erwähnung »eines entsetzl. langen Brief[es]« in dem mitsamt dem Aufführungsbericht verlorenen, aber noch rekonstruierbaren Briefwechsel Ritters mit den Schlegels ist singulär.[29] Man kann daher zwanglos unterstellen, dass es sich – auch wegen der zeitlichen Nähe zur Uraufführung – um einen parallel »langen« Bericht zu dem Wrangels gehandelt hat und jener »entsetzl. lange Brief« sogar auch identisch ist mit dem, den Dorothea in ihrem in Frage stehenden Schreiben selbst nennt: »Diese *Memoires* sollen, wie Ritter uns schreibt diejenigen seyn nach welchen Goethe sein Drama bearbeitet hat […].«

Ob Ritter auch dramenpoetisch interessiert war wie Wrangel, lässt sich nachträglich nicht mehr feststellen; sicher aber muss er von der Vorlagenfrage, den »*Memoires*«, für Goethes Drama besonders fasziniert gewesen sein, da er ja mit deren angeblicher literarischer Autorin und Hauptheldin, Mme de Gachet, offensichtlich liiert gewesen war: Die Gerüchte waren gewiss auch ihm nicht unbekannt geblieben. Die (gegenüber Wrangel) genaue bibliographische Identifizierung der Goetheschen Vorlage, die in Dorotheas Brief auftaucht, könnte daher Ritters Bericht entnommen sein. Die weitere Identifizierung mit der ihr wie auch immer bekannten Mme de Gachet in »Laubenheim« kann Dorothea dann nicht mehr allzu schwer gefallen sein.

*

Clemens Brentano schickt jenen Bericht Wrangels am 30. April 1803 an seinen seit Januar desselben Jahres zu Bildungszwecken in Paris weilenden Freund Ludwig Achim von Arnim. Dieser hatte dort u.a. auch Dorothea Veit und Friedrich Schlegel kennengelernt und stand dort mit ihnen und vor allem Helmina von Hastfer in einer im Ganzen durchaus freundschaftlichen Beziehung.[30] Am 30. April befand sich

29 Diese Rekonstruktion eines sporadischen und im wesentlichen einseitig durch Ritter geführten Briefverkehrs in der Zeit von Juni 1802 bis Oktober 1805 bereite ich für die Briefedition in KFSA 26.1 vor.

30 Vgl. v. Chézy, Überlieferungen (Anm. 9), S. 55 f.: »Achim von Arnim, Schlegels zugethanster Freund und Hörer, war damals kaum zwanzig Jahre alt, eine der edelsten und anmuthigsten Erscheinungen […]. In seiner Gegenwart geschah es, daß Fr. v. Schlegel öfter als sonst wohl im Leben von seinem Hardenberg sprach […]. Nicht selten stritten sich beide heftig, wir Frauen forschten nicht, worüber […].«

Arnim schon am Ende seines Pariser Aufenthaltes; Anfang Juni reiste er nach London weiter.[31]

Brentano beendet sein Schreiben vom 30. April 1803 mit der Bitte an den Freund: »Schreibe mir auch, waß du von Eugenie dem Plane nach denkst, mir liegt etwas sehr ernstes drinn, und waß mich ergözzt ist die Rafaelische Einfachheit der Gruppen […].«[32] Schon am 5. Mai 1803 beantwortet Arnim Brentanos Brief vom 30. April und geht dabei auch wohl kurz auf Brentanos Frage ein: »Ist die Eugenie ganz in Versen? Ihr Plan stimmt vielleicht mit unsern Plänen genau zusammen.«[33] Aber am 6. Juni 1803, in seinem letzten Brief aus Paris an Brentano, kommt Arnim noch einmal ausführlicher auf Goethes Trauerspiel zurück, obwohl Brentanos Zwischenbrief vom 11. Mai 1803 ihm dazu keine erneute Veranlassung gegeben hatte.[34] Arnim schreibt fast unvermittelt im Mittelteil jenes Briefes:

> Die französischen Memoiren ⟨⟨wor⟩⟩aus Göthe den ersten Theil seines ⟨⟨Intr⟩⟩iguenstücks genommen heissen: *Memoires ⟨⟨histor⟩⟩igues de Stéphanie-Louise de Bourbon-⟨⟨Conti⟩⟩* Paris an 6. 2 Vol und ist nichts andres ⟨⟨als di⟩⟩e Geschichte der – Mad: *Gâchèt* in Laubenheim. ⟨⟨In⟩⟩ Vergleichung mit dem Stück ist ⟨⟨es⟩⟩ wunderbar, wie künstlich er einen ⟨⟨*xxx*⟩⟩en Plan in die Entführungsgeschichte ⟨⟨*xxx*⟩⟩ aber unbegreiflich wäre es warum ⟨⟨*xxx*⟩⟩ einen Husaren ausgelassen, wenn ⟨⟨*xxx*⟩⟩ einem Plan mit dem König hinderte, ⟨⟨Du⟩⟩ must die Memoiren selbst lesen, ⟨⟨sie sind⟩⟩ bey ihrer Erscheinung in dem ⟨⟨*xxx*⟩⟩ Frankreich übersezt erschienen.[35]

31 Zu Arnims Pariser Aufenthalt vgl. Johanna Sänger, Arnims Briefe aus Paris – Paris in Arnims Briefen 1803, in: »Frische Jugend, reich an Hoffen«. Der junge Arnim. Zernikower Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft, hrsg. von Roswitha Burwick und Heinz Härtl, Tübingen 2000 (= Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft 2), S. 147–163.

32 WAA 31, S. $225_{420-422}$.

33 Ebd., S. 230_{51-52}.

34 Vgl. ebd., Nr. 303, S. 241–244.

35 Ebd., S. 259_{94-102} (Textverluste sind in doppelten gebrochenen Klammern restituiert, Unsicherheiten zusätzlich unterpungiert); ferner ebd., S. 773. – Eine deutsche Übersetzung der »Memoiren«, wie sie Arnim in der letzten Zeile anzunehmen scheint, ist aber nicht zeitgenössisch, sondern erst 1809 erschienen: Denkwürdigkeiten der Stephanie Louise Bourbon-Conti, 2 Bde., Lübeck 1809 (vgl. WAA 31, S. 773, Erläuterung zu Z. 102). Arnim ist hier möglicherweise einer Fehlinformation der Pariser Bibliotheksverwaltung aufgesessen.

Diese Ergänzung ist fast ganz der Memoiren-Frage gewidmet; Brentanos Frage nach dem »Plan« wird im Mittelteil nur noch einmal kurz berührt.

Ganz unübersehbar aber ist nun an dieser zitierten Stelle schon die sprachliche und gedankliche Nähe zu Dorotheas Pariser Brief.

Dorothea:	*Arnim:*
Wenn es Ihnen möglich ist, so suchen Sie doch irgendwo die *Memoires historiques de Stephanie Louise de Bourbon Conti*, habhaft zu werden. Diese *Memoires* […] sind zugleich, die wahre Geschichte einer Frau von welcher ich Ihnen schon einmal gesprochen, sie wohnt jetzt am linken Rheinufer in Laubenheim.	Die französischen Memoiren ⟨⟨wor⟩⟩ aus Göthe den ersten Theil seines ⟨⟨Intr⟩⟩iguenstücks genommen heissen: *Memoires* ⟨⟨*histor*⟩⟩*igues de Stéphanie-Louise de Bourbon-*⟨⟨*Conti*⟩⟩ *Paris an 6. 2 Vol* und ist nichts andres ⟨⟨als di⟩⟩e Geschichte der – Mad: *Gâchèt* in Laubenheim.
Wenn Sie es nicht hier bekommen können, so muß man sehen es von der *Bibliotheque nationale* zu haben. Lesen muss man es doch auf alle Fälle.	[…] ⟨⟨Du⟩⟩ must die Memoiren selbst lesen, ⟨⟨sie sind⟩⟩ bey ihrer Erscheinung in dem ⟨⟨*xxx*⟩⟩ Frankreich übersezt erschienen.

Offenbar hat Arnim nach dem 5. Mai 1803 Dorotheas Brief erhalten, der ihn doch so beschäftigt hat, dass er Dorotheas Empfehlung »Lesen muss man es doch auf alle Fälle« trotz der bevorstehenden Abreise nach London noch mindestens insoweit nachgekommen ist: Er hat in der Tat auf der »*Bibliotheque nationale*« die bibliographischen Daten der französischen Originalausgabe der »*Memoires*« samt (angeblicher) erster deutscher Übersetzung ermittelt. Ob er das zweibändige Werk auch noch gelesen hat, muss offenbleiben. Und er hält diese Ergebnisse immerhin für so wichtig, dass er sie Brentano noch kurz vor jener Abreise brieflich mitteilt.

Brentano ist auf diese Auskunft dann aber nicht mehr zurückgekommen, obwohl er doch selbst ein enger Bekannter der Gachet war.[36]

36 Brentanos nächster Brief aus Weimar, wo er wohl inzwischen die ›Eugenie‹ selbst gesehen hatte, an Arnim in London zwischen dem 16. und 21. August 1803 erwähnt das Stück nur noch einmal sehr allgemein: »Die *Eugenie* hat mich in der Darstellung nicht im mindesten gerührt, sie ist unendlich ruhig, vortreflich und

Dieses Schweigen erklärt vielleicht auch, warum Arnim trotz seiner Rheinreise mit Brentano im Sommer 1802 nichts von Mme de Gachet in Laubenheim wusste: Die beiden haben damals offensichtlich nie über diese Frau gesprochen, warum auch immer! Erst um die Jahreswende 1805, anlässlich eines Streitgesprächs mit Ludwig Tieck über Goethes ›Eugenia‹, scheint Arnim der Zusammenhang urplötzlich ganz klar geworden zu sein, weil er Clemens Brentano schreibt: »[…] die *Gachet* bey Frankfurt und die *Eugenie* sind eine Person […]«.[37] 1803 war es noch Dorothea gewesen, die Arnim schon mit der Dame bekannt gemacht hatte.

*

Der gesamte Befund lässt mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nur den Schluss zu, dass *Ludwig Achim von Arnim* der Adressat des Pariser Briefes aus dem Jahre 1803 war.

Kann man auch die Datierung noch etwas genauer focussieren? Dazu muss zunächst erwogen werden: Könnte Dorothea ihren Brief auch schon vor dem 5. Mai geschrieben haben, so dass Arnim ihn gegebenenfalls erst erheblich später ›verwertet‹ hätte? Das ist wenig wahrscheinlich. Denn der Brief Ritters wird Dorothea Veit und Friedrich Schlegel erst relativ spät erreicht haben, weil er über Wilmans in Frankfurt am Main nach Paris geschickt worden ist: Nimmt man eine mittlere Brieflaufzeit von jeweils acht Tagen zwischen Jena und Frankfurt und Frank-

groß und weiße und kunstvoll, und herrlich und gebildet, so gebildet, daß ich sie sehr hochschazze aber nur bewundern kann.« (WAA 31, S. $291_{236-240}$)

37 WAA 32: Briefwechsel 1805–1806, Teil 1: Text, hrsg. von Heinz Härtl unter Mitarbeit von Ursula Härtl, 2011, S. 12_{25}. Falsch ist immer noch »Frankfurt« statt Mainz! – Arnim war Anfang Dezember 1804 anlässlich eines Besuches von Clemens Brentano und ihm in Ziebingen erneut auf die Thematik aufmerksam geworden, weil er nach dem Zeugnis Brentanos bei dieser Gelegenheit mit Ludwig Tieck vor dessen Abreise nach München am 13. Dezember 1804 noch über die ›Eugenie‹ »gefochten« hatte: »Arnim hat viel mit ihm gefochten. Die Eugenie ist nach Tieck das elendeste Produckt, ein sozusagen klassisches Werk, die Verklärung des Nichts, und ein wahrer Antichrist aller Poesie […]« (an Savigny Anfang 1805, FBA 31: Briefe III, 1803–1807, hrsg. von Lieselotte Kinskofer, 1991, S. 403 f.; ferner ebd., S. 376_{23-26}).

furt und Paris an,[38] zudem eine Zwischenlagerung bei Wilmans von vielleicht fünf Tagen, so kommt man schon auf eine Gesamtlaufzeit von gut 20 Tagen. Gesetzt also, dass Ritter einige Tage nach der Uraufführung am 2. April 1803, also vielleicht um den 6. April 1803, geschrieben hat (vielleicht auch später), so wäre sein Brief frühestens Ende April 1803 in Paris angekommen; das stimmt damit zusammen, dass Arnim am 5. Mai 1803 Dorotheas Schreiben, das den Ritter-Brief voraussetzt, offenbar wirklich noch nicht kennt. Dorothea wird also kurz vor (die Brieflaufzeit in Paris betrug nur einen Tag) oder eben nach dem 5. Mai 1803 geschrieben haben.

Da Arnim vor dem 6. Juni aber offenbar noch Zeit gehabt haben muss, den Informationen Dorotheas auf der kaiserlichen Bibliothek nachzugehen, wird er dies – neben seinen Reisevorbereitungen – wohl in der zweiten Maihälfte 1803 getan haben. Man kann daher davon ausgehen, dass Dorotheas Brief an Arnim vermutlich zwischen dem 3. und spätestens dem 15. Mai, d.h. in der 1. Maihälfte 1803, geschrieben worden ist.

IV.

Man kann zur Sicherung dieses Ergebnisses noch ein Übriges tun und die Gegenprobe machen, indem man fragt, wer sonst als Adressat in der Pariser Bekanntschaft Dorotheas hätte in Frage kommen können, offenbar aber ausscheidet. Denn wegen des von Dorothea erwähnten »hier« kann ihr Brief sich nur an jemanden in Paris gerichtet haben:

Helmina von Hastfer war im Frühjahr 1803 noch nicht zu den Schlegels in die ›rue de Clichy‹ gezogen, und Dorothea und Helmina schrieben sich daher bisweilen. Allerdings duzten sie sich seit dem Herbst 1802 auch und kommunizierten in einem vertrauten Ton;[39] der Adres-

38 Nach Brentanos Angabe betrug die Brieflaufzeit zwischen Paris und Frankfurt am Main sechs Tage: »[…] ich bin hier, hier in Frankfurt, alle Tage geht die Post zu Dir und mir, 6 Tage läuft sie […]« (WAA 31, S. $225_{416\,f.}$); eine Laufzeit, die sich aus Briefen Schlegels an seinen Frankfurter Verleger Wilmans bestätigen ließe. Dennoch wird man, weil die konkreten Laufzeiten je nach Umständen wechseln können, eine etwas längere durchschnittliche Beförderungszeit ansetzen können. – Die Brieflaufzeit zwischen Jena und Frankfurt am Main ist geschätzt.

39 Vgl. den wohl frühesten Brief Dorotheas an Helmina von Hastfer vom 19. Juli 1802 (vgl. Hans Dierkes, Vier unveröffentlichte Briefe Dorothea Veits und Friedrich Schlegels aus dem Jahre 1802, in: Athenäum 23 [2013], S. 137–154, hier:

sat des vorliegenden Briefes wird dagegen gesiezt: Helmina von Hastfer scheidet also als Adressatin schon deshalb aus.

Das gilt auch für ihren Pariser Bekannten *Johann Gottlieb Schweighäuser*, den die Schlegels in Paris kennengelernt hatten und der insbesondere Friedrich anfangs als ›Türöffner‹ in der Pariser Gesellschaft diente. Schweighäuser war zudem ein großer Liebhaber der um Weimar konzentrierten zeitgenössischen deutschen Literatur. Seit Spätsommer 1802 war er aber bereits Hofmeister beim Grafen d'Argenson in Ormes (bei Poitiers) und weilte nur in den Wintermonaten in Paris. Aus der erhaltenen Korrespondenz Friedrich Schlegels mit ihm geht hervor, dass er sich spätestens im März 1803 auf die Abreise nach Ormes vorbereitete;[40] er scheidet also aus zeitlichen Gründen aus.

Wegen der Erwähnung der »*Bibliotheque nationale*« in Paris käme im Prinzip auch *Antoine L. de Chézy* in Frage, seit Herbst 1802 Friedrich Schlegels Lehrer im Persischen und zu der Zeit selbst Angestellter in der Manuskriptabteilung der kaiserlichen Bibliothek. Friedrich Schlegel schrieb ihm bisweilen, aber immer in Französisch, obwohl Chézy nach dem späteren Zeugnis seiner Frau Helmina von Hastfer auch Deutsch sprach.[41] Besonders kennzeichnend für die jeweilige ›Schreibsprache‹ ist ein erhaltener Brief Schlegels an Antoine und Helmina de Chézy vom Januar 1807, dessen erster Teil an den Ehemann in Französisch und dessen zweiter Teil an Helmina in Deutsch abgefasst ist.[42] Vor allem aber war Antoine de Chézy Orientalist und nicht an Weimarer Literaturereignissen interessiert.[43]

S. 140 f.) mit späteren, wohl schon aus dem Herbst 1802 stammenden bei Wieneke, Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen (Anm. 22), Nr. 222 f., S. 361 f.

40 Vgl. Robert L. Kahn, Fifteen Letters from Friedrich and Dorothea Schlegel to J. G. Schweighäuser, Paris, 1802–1804, in: Publications of the Modern Language Association 75 (1960), S. 197–215, hier: S. 197 f., 209.

41 Vgl. Helmina von Chézy, Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von Chézy. Von ihr selbst erzählt, Leipzig 1858, S. 345: »Mein Mann war gern in deutschen Kreisen, er sprach sein gutes Deutsch zwar nicht ohne Schwierigkeiten, doch er verstand alles.«

42 Vgl. Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Gesammelt und erläutert durch Josef Körner, Berlin 1926, S. 91 f.; ferner ebd., S. 54, 79, 123.

43 Seine Frau führt die Trennung von ihrem Mann sogar auf jene einseitige wissenschaftliche Leidenschaft zurück: »Sein Herz und Wesen war uns entfremdet worden. Das Studium des Sanskrit hatte einen größern Antheil an dieser unheilvollen Veränderung, als die verblendeten Menschen […].« (Unvergessenes [Anm. 41], S. 375)

Bliebe schließlich noch der deutsche Musiker, Literat und nicht nur als Jean Paul-Freund auch an Weimarer Vorgängen interessierte *Paul Emil Thieriot*.[44] Er hielt sich zwischen Juli 1802 und Mitte April 1803 in Paris auf und hatte im Februar 1803 gelegentlich mit Dorothea korrespondiert.[45] Er kommt aber wegen des definitiven Endes seines Paris-Aufenthaltes spätestens Mitte April 1803 aus zeitlichen Gründen als Adressat nicht mehr in Betracht.[46]

So bleibt tatsächlich im damaligen Pariser Bekanntenkreis Dorotheas nur noch Ludwig Achim von Arnim übrig.

Damit wächst der schüttere Bestand erhaltener Briefe des Ehepaares Schlegel an Achim von Arnim und umgekehrt um ein Stück von bisher acht auf nunmehr neun Dokumente.[47] Der vorliegende neuadressierte Brief wäre dabei nicht nur der erste an Arnim in Paris, sondern der erste an ihn überhaupt.

44 Vgl. zu seinen biographischen Daten: Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. IV. 4: Briefe an Jean Paul 1800–1804, Tl. 2: Kommentar, hrsg. von Angela Steinsiek und Michael Rölcke, Berlin 2010, S. 600 f. und S. 1171; ferner KFSA 2, S. XCVIII zu Thieriots früheren Angriffen auf Friedrich Schlegels ›Athenäum‹.

45 Vgl. exemplarisch den Abdruck bei Körner, Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel (Anm. 42), Nr. 38, S. 51 f.

46 Dass die Abreise Thieriots aus Paris definitiv in der ersten Aprilhälfte 1803 erfolgte, wie aus den unveröffentlichten (und momentan offenbar nicht mehr zugänglichen) Briefen Thieriots an Emanuel Osmund hervorgeht, verdanke ich der freundlichen Mitteilung von Herrn Dr. Michael Rölcke, Berlin.

47 Erhalten sind noch folgende Briefe bzw. Briefexzerpte: 1. Friedrich und Dorothea Schlegel an Arnim vom 4. April 1804 (WAA 31, Nr. 338, S. 368–371) – 2. Arnim an Schlegel vom 18. Oktober 1805 (WAA 32.1, Nr. 399E, S. 93 f.) – 3. Schlegel an Arnim vom 3. Januar 1806 (ebd., Nr. 416, S. 121–123) – 4. Arnim an Schlegel, vermutlich Februar 1806 (ebd., Nr. 428E, S. 159 f.) – 5. Arnim an Schlegel vom 4. März [1808] (Hs: Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar) – 6. Schlegel an Arnim vom 8. Juni 1808 (Oskar Walzel, Neue Quellen zur Geschichte der älteren romantischen Schule, in: Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 40 [1889], S. 97–102 und S. 485–493, hier: S. 99–101) – 7. Schlegel an Arnim, 17. Februar 1813 (Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel [Anm. 42], Nr. 112, S. 179) – 8. Arnim an Schlegel, 3. August 1813 (Walzel, a.a.O., S. 101 f.).

Petra Maisak

»Goethe hatte keine so schöne Stirn«

Georg Büchners Porträt und ein Reiseskizzenheft von Alexis Muston

Als Georg Büchner (1813–1837) anlässlich seines 200. Geburtstags in den Fokus der Aufmerksamkeit rückte, erschien es besonders misslich, dass kein authentisches Porträt von ihm verfügbar war. Das physiognomisch und psychologisch wenig überzeugende Bildnis, das der aus Mannheim stammende Theatermaler August Hoffmann (1807–1883) angefertigt hatte, war im Krieg 1944 zerstört worden. Einen Eindruck vermitteln noch zwei Graphikreproduktionen: ein anonymer Holzstich im Januarheft der sozialdemokratischen Zeitschrift ›Die neue Welt‹ von 1876 sowie der Stahlstich von Anton Limbach für das Frontispiz der 1879 erschienenen ›Sämmtlichen Werke‹ Georg Büchners (Abb. 3).[1]

Die weichen, verschwommenen Züge entsprechen kaum der Charakteristik, die Ludwig Büchner von seinem Bruder gibt: »Büchner war groß, schlank, von schönen und einnehmenden Gesichtszügen; das lodernde Feuer seines Geistes wurde gedämpft durch eine gewisse Milde und Sanftmuth seines Wesens, die oft selbst zum Melancholischen hinneigte«.[2] Diese emphatische Beschreibung lässt sich durch die dürren Fakten des Steckbriefs ergänzen, den der Untersuchungsrichter Conrad Georgi am 4. August 1834 dem hessischen Staatsminister Carl Du Thil übermittelte: »Signalement des stud. med. Georg Büchner von Darmstadt. […] Größe: 6 Schuh 9 Zoll hessisches Maas. – Haare: blond. – Stirn: sehr gewölbt. – Augenbrauen: blonde. – Nase: stark. – Mund: klein. – Bart: blond, etwas am Kinne und schwacher Schnurrbart. – Kinn: rund. – An-

1 Georg Büchner's Sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammt-Ausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos, Frankfurt am Main 1879.

2 Nachgelassene Schriften von Georg Büchner, hrsg. von Ludwig Büchner, Frankfurt am Main 1850, S. 46.

© 2016 Petra Maisak, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-007 | CC BY-NC-SA 4.0

gesicht: oval. – Gesichtsfarbe: frisch. – Besondere Zeichen: düsteren, nach der Erde gesenkten Blick, dem Anscheine nach kurzsichtig.«[3]

Als rechtzeitig zum Jubiläum aus August Hoffmanns künstlerischem Nachlass die signierte und 1833 datierte Porträtzeichnung eines jungen Mannes auftauchte, der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem verlorenen Bildnis Büchners besitzt, war die Begeisterung groß. Zugleich wurden jedoch Zweifel laut, weil der theatralische Habitus des lockenköpfigen, pittoresk herausgeputzten jungen Mannes mit den unausgeprägten Zügen wenig zum Vorstellungsbild von Georg Büchner zu passen schien. Skepsis erregte auch das auffällige Notenblatt, das er in der Hand hält und das als Klavierauszug der Cavatine des Zampa aus Ferdinand Hérolds komischer Oper ›Zampa oder Die Marmorbraut‹ zu identifizieren ist. Schlüpft der Dargestellte in die Bühnenrolle des Korsaren Zampa, der sich als Herzensbrecher mit seinen Eroberungen brüstet? Vieles spricht für die Vermutung, dass es sich hier keineswegs um Büchner, sondern um Hoffmanns jüngeren Bruder Ludwig handelt, einen Schauspieler und Sänger, der bis 1833 am Darmstädter Theater war.[4]

Völlig zweifelsfrei hingegen ist die Authentizität einer kleinen Federzeichnung in Braun, die Büchners Gesicht mit breiter Stirn und natürlich fallendem Haar in wenigen markanten Strichen festhält. Sie stammt von Büchners Freund Jean-Baptiste Alexis Muston (1810–1888), einem waldensischen Pfarrer, Schriftsteller und Zeichner mit universellen Interessen. Wortfragmente, die das Porträt umgeben und die aus derselben Feder stammen, lassen ebenso wie die Schrift auf der Rückseite darauf schließen, dass es aus einem Brief oder Manuskript Mustons herausgeschnitten wurde. Der Text muss sich auf Büchner bezogen haben, denn die zweite Zeile lautet: »C'était Buc[hner]«. Zusätzlich wurde links unten senkrecht die Bezeichnung »George Buchner« eingefügt. Der Schriftzug »Balza[c]« in der zweiten Zeile von unten deutet an, dass es um ein literarisches Thema ging (Abb. 1).

3 Zit. nach dem Ausstellungskatalog: Georg Büchner. Revolutionär mit Feder und Skalpell, hrsg. von Ralf Beil und Burghard Dedner, Mathildenhöhe Darmstadt, Ostfildern 2013, S. 31.

4 Über Hoffmann, Büchner und den Fund berichtet Jan-Christoph Hauschild, Georg Büchners Zeichner: Als Porträtist war er eher unbeholfen, in: faz.net, 12. Juli 2013.









Abb. 1: Büchner-Porträt von Alexis Muston, Federzeichnung (Originalgröße).
Abb. 2 und 4: Georg Büchner, Skizzen von Alexis Muston, Bleistiftzeichnungen (Ausschnitte, Originalgröße; vgl. auch S. 189).
Abb. 3: Georg Büchner, Stahlstich von Anton Limbach nach August Hoffmann (verkleinert).

Die Skizze war der Forschung bekannt, seit sie mit Mustons Nachlass in den 1960er Jahren bei dem Enkel Edouard Le Danois, einem renommierten Meeresbiologen, und seiner Tochter, der Ichthyologin Yseult Le Danois, entdeckt wurde.[5] Nach deren Tod verloren sich zunächst die Spuren des Nachlasses,[6] bis schließlich der Kontakt zu dem Erben Jean Pierre Trouchard, einem entfernten Verwandten, in Südfrankreich aufgenommen werden konnte.[7] Als im Jubiläumsjahr 2013 das erneut zu Tage geförderte Büchner-Porträt von Alexis Muston der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, konnte man wirklich von einer Sensation sprechen (Abb. 1). Dies umso mehr, als zusammen damit zwei weitere Porträtskizzen Büchners in einem Skizzenbuch aus dem Nachlass Mustons präsentiert wurden – handelt es sich doch um die einzigen überlieferten lebensnahen Bildnisse des Dichters, die es gibt (Abb. 2 und 4; vgl. S. 189). Während die separate Porträtskizze nun als Leihgabe ins Frankfurter Goethe-Museum gelangt ist,[8] konnte das Skizzenbuch Mustons

5 Der Büchner-Forscher Heinz Fischer identifizierte Alexis Muston, den Verfasser der waldensischen Kirchengeschichte ›L'Israël des Alpes‹, als Korrespondenten Büchners und fand im französischen Familienarchiv der Nachkommen ein großes Konvolut an Manuskripten und Zeichnungen, darunter auch die Porträtskizze und das Skizzenheft. Vgl. Heinz Fischer, Ein Büchner-Fund. Vorläufiger Bericht, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 44 (1970), S. 578–579; ders., Georg Büchner und Alexis Muston, in: ders., Georg Büchner. Untersuchungen und Marginalien, Bonn 1972 (= Studien zur Germanistik, Anglistik und Komparatistik 14), S. 79–83; ders., Georg Büchner und Alexis Muston. Untersuchungen zu einem Büchner-Fund, München 1987. Zu Mustons Büchner-Porträts vgl. auch Thomas Michael Mayer, Umschlagporträt. Statt eines Vorworts, in: Text und Kritik, Sonderband Georg Büchner I/II, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, München 1979, S. 5–15.

6 Zwischenzeitlich hatte sich der Grenobler Historiker Pierre Bolle mit den Dokumenten beschäftigt.

7 Die Detektivarbeit der Aufspürung in Frankreich leisteten Reinhard Bender und Hermann Kurzke sowie Reinhard Pabst. Reinhard Bender und Hermann Kurzke danke ich sehr herzlich für ihre kenntnisreiche Unterstützung und für wertvolle Hinweise. Auch Jean-Pierre Trouchaud ist für wichtige Informationen sehr zu danken.

8 Alexis Muston (1810–1888), Porträt von Georg Büchner, 1833. Feder in Braun, über Bleistift, laviert, u. l. bez. »George Buchner«, 5,7 × 3,8 cm. Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, Graphische Sammlung, Leihgabe der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen Thüringen; Inv. Nr. III – 15836.

dank einer namhaften Spende der Erich und Amanda Kress-Stiftung im Jahr 2013 für die Sammlung erworben werden.[9]

So unscheinbar das separate Porträt – eine leicht lavierte Federzeichnung in Braun über Bleistiftspuren – zunächst auch wirken mag, so einprägsam und nachdrücklich tritt Büchners Gesicht bei genauerer Betrachtung daraus hervor. Von seinem Habitus ist nur der hohe Kragen sichtbar; leicht geneigt erhebt sich darüber der Kopf, der von einer gewölbten, ungewöhnlich hohen und breiten Stirn beherrscht wird. Diesen Eindruck verstärkt noch die lässig aus dem herzförmigen Gesicht gestrichene Frisur. Den kleinen Mund umspielt ein leichtes Lächeln, an der Oberlippe und dem schmalen Kinn deutet sich ein Bartflaum an. Die Nase wirkt gerade und kräftig. Die Augenpartie mit dem in sich gekehrten Blick unter halb gesenkten Lidern wird durch eine zarte Lavierung verschattet, was dem Porträt einen melancholischen Zug verleiht. Beim rechten Auge fällt die Einwärtsstellung auf. Mittels Lavur wird die Kopfform durch Licht und Schatten etwas modelliert; Schraffuren und verstärkte Federstriche setzen zusätzliche Akzente.

Die innige, ja suggestive Wirkung, die von dem unprätentiösen Porträt ausgeht, hängt sicherlich mit seiner Entstehung als Freundschaftsbild zusammen. Büchner und Muston hatten sich beim Studium in Straßburg kennengelernt, das in der unruhigen Zeit nach der Pariser Julirevolution von 1830 ein Zentrum politischer Emigranten war.[10]

9 Alexis Muston (1810–1888), Skizzenbuch mit Reise-, Natur- und Porträtskizzen, 1832/1833. Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, Graphische Sammlung, Inv. Nr. III–15837.

10 Die grundlegenden Untersuchungen der Beziehung Büchners zu Muston stammen von Heinz Fischer (siehe Anm. 5); vgl. insbesondere sein Buch aus dem Jahr 1987 sowie ders., Büchner und Muston. Eine Freundschaft, in: Georg Büchner 1813–1837, Revolutionär, Dichter, Wissenschaftler. Katalog der Ausstellung Mathildenhöhe Darmstadt, Frankfurt am Main 1987, S. 136–147. Ein Lebensbild Mustons bieten die Kataloge: Alexis Muston (1810–1888). Radici valdesi e storia europea di un pastore e intellettuale dell'Ottocento, a cura di Maria Rosa Fabrini e Sandra Pasquet, Torino 2004 (Ausstellung in Bourdeaux), sowie: Alexis Muston. Ein Freund Georg Büchners, waldensischer Pastor, Republikaner und Europäer, hrsg. von der Stadt Mörfelden-Walldorf und der Arbeitsgemeinschaft für Walldorfer Geschichte, Mörfelden-Walldorf 2005. Vgl. auch Albert de Lange, Jean Henry Perrot. Leben und Wirken, in: Jean Henry Perrot (1798–1853). Der letzte waldensische Schulmeister in Württemberg, hrsg. von Jürgen Eschmann und

Büchner schrieb sich im November 1831 als Medizinstudent an der Straßburger Universität ein und blieb bis zum August 1833. Der drei Jahre ältere Muston hatte sich ebenfalls im November 1831 in Straßburg immatrikuliert. Er wurde 1810 in Torre Pellice im Piemont, der Heimat seiner Mutter, geboren; sein Vater war waldensischer Pfarrer im nahe gelegenen Bobbio Pellice. Während seines Studiums der evangelischen Theologie, das er Ende 1833 abschloss, wohnte Muston im Collegium Wilhelmitanum (franz. Collège Saint-Guillaume; vgl. S. 202), das bis 1860 im alten Dominikanerkloster untergebracht war. Sein zentrales Forschungsgebiet war die Geschichte der Waldenser, die, der Ketzerei verdächtigt, über Jahrhunderte hinweg der Verfolgung und Vertreibung ausgesetzt waren.[11] Seine Studien fasste Muston in der ›Histoire des Vaudois des vallées du Piémont et de leurs colonies, depuis leur origine jusqu'à nos jours‹ (Strasbourg und Paris 1834) zusammen. Diesem Themenkreis widmete er sich zeit seines Lebens. Sein Ziel war es, ein großes Epos der Waldenser zu schreiben, ein ambitionierter Plan, den er mit der 1851 erschienenen vierbändigen Publikation ›L'Israël des Alpes‹ verwirklichen konnte.[12]

Muston war ausgesprochen vielseitig. Neben der Theologie studierte er wie Büchner Medizin, beschäftigte sich mit Naturwissenschaften, insbesondere der Botanik, zeichnete, war als Schriftsteller tätig, widmete sich als Sprachforscher dem Okzitanischen und engagierte sich in der demokratisch-revolutionären Bewegung. 1834 verfasste er das Revolutionsdrama ›Pauline ou Les trois jours‹, das ungedruckt blieb, aber Büchner möglicherweise durch das Gespräch mit Muston bekannt war und bei der Arbeit an ›Dantons Tod‹ beeinflusste.[13] Interesse und Gesinnung muss die beiden zusammengeführt haben. Sie sahen sich im

Albert de Lange, Heidelberg u.a. 2011 (= Waldenserstudien, hrsg. von der Deutschen Waldenservereinigung e. V. Ötisheim-Schönenberg 4), darin das Kapitel ›Alexis Muston‹, S. 49–52, sowie: Hermann Kurzke, Georg Büchner. Geschichte eines Genies, München 2013, darin das Kapitel ›Alexis Muston‹, S. 165–172.

11 Ganz besonderer Dank gebührt dem Theologen und Kirchenhistoriker Albert de Lange, der die Arbeit durch seinen kenntnisreichen Rat in allen waldensischen Fragen mit großem Engagement unterstützt hat.

12 L'Israël des Alpes; première histoire complète des Vaudois du Piemont et de leurs colonies, 4 Bde., Paris 1851. Das erfolgreiche Werk erschien in zahlreichen Auflagen und Übersetzungen.

13 Vgl. Fischer, Georg Büchner und Alexis Muston (Anm. 5), S. 367–370.

Herbst 1833 in Darmstadt wieder, wanderten gemeinsam durch den Odenwald und trafen sich ein letztes Mal im Juni 1834 in Straßburg.

Zuvor hielt sich Muston in Paris auf, wo er u.a. Alexandre Dumas (père), Victor Hugo, Chateaubriand, Michelet, Lamennais und Lamartine kennenlernte. Daraus entwickelte sich ein beeindruckendes Netzwerk von Bekanntschaften und Korrespondenten, zu denen Persönlichkeiten wie George Sand, Gioachino Rossini, Gustave Doré und Garibaldi zählten. Nach seiner Promotion mit der Thèse (Dissertation) ›Mœurs des Vaudois‹[14] zum Doktor der Theologie trat Muston 1834 eine Stelle als Hilfspfarrer im piemontesischen Rodoretto an, das er 1835 allerdings fluchtartig verlassen musste, da ihm die Verhaftung wegen seiner ›Histoire des Vaudois‹ drohte, die er ohne Genehmigung der Regierung in Turin veröffentlicht hatte. 1836 kam er als Pfarrer in den kleinen südostfranzösischen Ort Bourdeaux (im Drôme in dem Dauphiné), wo er bis zu seinem Tod bleiben sollte.

Für Mustons Straßburger Jahre und seine Beziehung zu Büchner gibt es eine wichtige Quelle: Er führte ein handschriftliches ›Journal d'étudiant‹, dessen Abschnitte 109 bis 291 der Zeit von 1831 bis 1834 gewidmet sind. Darin enthalten sind auch die Studienreisen zur Erforschung der Waldensergeschichte, die ihn 1832 und 1833 nach Württemberg[15] und 1833 nach Hessen führten, sowie die Reise nach Paris 1834, an deren Ende die letzte Begegnung mit Büchner in Straßburg steht. Für seine Tochter Aline begann Muston 1864 das Journal zu redigieren, nicht ohne retrospektive Bemerkungen einzufügen. Das Original ist verloren, doch die redigierte französische Niederschrift wurde mit dem Nachlass aufgefunden und von Heinz Fischer transkribiert, ins Deutsche übersetzt und mit Kommentar und Annotationen veröffentlicht.[16] Die Urschrift des ›Journals‹ enthielt Skizzen, die später ausgeschnitten und in Alben aufbewahrt wurden. Wahrscheinlich hat Muston auch das Porträt Büchners mit der Schreibfeder direkt in sein ursprüngliches ›Journal d'étudiant‹ gezeichnet und dann ausgeschnitten, so dass es auf

14 Muston veröffentlichte die Thèse zuerst selbständig, dann wieder in: Histoire des Vaudois des vallées du Piémont et de leurs colonies, depuis leur origine jusqu'à nos jours, Paris et Strasbourg 1834, S. 485–527.

15 Vgl. de Lange, Jean Henry Perrot. Leben und Wirken (Anm. 10), S. 51.

16 Vgl. Fischer, Georg Büchner und Alexis Muston (Anm. 5), S. 33–401 (Journal, Abs. 109–291).

diese Weise im Nachlass erhalten blieb. Das Wortfragment »Balza« legt nahe, dass das Porträt bei der Aufzeichnung eines Gesprächs mit Büchner entstand, in dem es um Balzac ging.

Die Einträge, die sich über mehrere Hefte verteilen, sind in chronologisch aufeinanderfolgende Abschnitte gegliedert, jedoch nicht mit dem Tagesdatum versehen; die Datierung muss erschlossen werden. Die französische Schreibweise erscheint recht unorthodox und hängt wohl mit Mustons Herkunft aus dem Piemont zusammen. Die Namen der Personen und der Orte werden meist phonetisch wiedergegeben. Das trifft auch auf das bisher nicht publizierte Skizzenbuch zu, das die beiden Bleistiftzeichnungen mit Büchners Porträt enthält, die eingangs erwähnt wurden.

Ob Büchner und Muston während der gemeinsamen Straßburger Studienzeit schon in näherer Verbindung standen, ist nicht bekannt. Durch die Einträge im ›Journal d'étudiant‹ lässt sich die Freundschaft erst bei der Begegnung in Darmstadt im Oktober 1833 verifizieren. Seine Recherchen zur Waldensergeschichte führten Muston im Herbst 1833 nach Hessen, wo er verschiedene Ansiedlungen der um ihres Glaubens willen vertriebenen Waldenser besuchte, die sich dort 1699 niedergelassen hatten. Vor allem wollte er zum Aktenstudium ins Geheime Staatsarchiv des Großherzogtums Hessen, das im Darmstädter Schloss untergebracht war. Der Staatsminister du Thil gewährte ihm den Zugang, doch bald zeigte sich, dass Muston einen kundigen Übersetzer benötigte. Das brachte ihn wieder mit seinem Kommilitonen Büchner zusammen, der ihm eine Woche lang bereitwillig bei der Übersetzung der Archivalien half.[17]

Im redigierten Journal äußert sich Muston über den Freund Büchner und die Darmstädter Arbeitswoche: »Dieser brave Georg ist ein Frei-

17 Muston berichtet im Journal, Abs. 245: »Ich werde Zutritt zum Archiv erhalten, und alles, was das Innenministerium über die Waldenser besitzt, wird dorthin gebracht und mir zur Verfügung gestellt werden. – Ich gehe noch am selben Tag hin und mache mir Abschriften von mehreren Dokumenten; weil aber eine große Anzahl davon auf Deutsch ist, bitte ich einen meiner Freunde [Georg Büchner], er möchte doch mitkommen und mit mir arbeiten, was er bereitwillig tut. – Acht Tage lang arbeiteten wir so von früh bis spät im Schloß, in dem die Museen untergebracht sind. Wenn wir müde waren, gingen wir in den Garten oder besuchten die Gemäldegalerie« (S. 259).

heitsbegeisterter. – […] Er, Georg, war vor allem Dichter; er hinterließ ein schönes Versdrama mit dem Titel: *Dantons Tod*; und er starb an einem Anfall von Gehirnentzündung. […] Diese acht Tage gemeinsamer Arbeit begründeten zwischen uns eine vertrauensvolle Zuneigung« (»Ces huit jours de travail en commun avaient établi entre nous une confiante intimité«).[18]

Als Muston sich auf den Rückweg nach Straßburg machte, bot Büchner ihm seine Begleitung durch den Odenwald an, nicht zuletzt, um den mittellosen Freund zu unterstützen. Die Freundschaft vertiefte sich auf dieser gemeinsamen Wanderung, von der noch im Kontext des Skizzenbuchs die Rede sein wird. Kurz vor der Trennung, so heißt es im Journal, »setzten wir uns auf Felsen hin; die Liebe, die Dichtung und das Studium waren der Stoff dieses letzten Gesprächs. […] Jeder von uns hatte seine Zukunftspläne und seine künstlerischen Neigungen. Ich bezweifle, daß man einen schöneren Kopf als den seinen finden könnte; Goethe hatte keine so schöne Stirn. Sein feiner Mund, sardonisch, zärtlich und leidenschaftlich, war geschaffen für die Kunst der Rede wie für den Witz und die Küsse. – Armer lieber Georg! so jung zu sterben, und ohne geliebt worden zu sein, wie er es verdient hätte!«[19]

Die Porträtskizze, die Muston von Büchner mit wenigen charakteristischen Federstrichen anfertigte, spiegelt diese emphatische Beschreibung, bei der die bereits zum Topos gewordene »schöne Stirn« des Olympiers Goethe zum Vergleich herangezogen wird. Sollte sich das erwähnte Gespräch über »die Dichtung« um Balzac gedreht haben, könnte Muston das prägnante kleine Porträt im Herbst 1833 gezeichnet haben, als er die Wanderung und die Unterhaltung mit Büchner in seinem Journal festhielt. Es ist aber auch nicht auszuschließen, dass die Skizze erst beim letzten Treffen im Juni 1834 in Straßburg entstand, wo Muston, aus Paris kommend, Büchner vom dortigen literarischen Leben berichten konnte.

18 Journal, Abs. 246 (S. 266 f.). Zwecks leichterer Lesbarkeit folgen die Zitate der Übertragung Fischers ins Deutsche.
19 Journal, Abs. 253 (S. 286–289).

Das Skizzenbuch von Alexis Muston aus den Jahren 1832 und 1833

Das »Carnet D« bezeichnete Skizzenbuch, das Muston 1832 und 1833 auf seinen beiden Reisen nach Deutschland mit sich führte, zeugt vom künstlerischen Geschick des Amateurs.[20] Im Zuge von Pestalozzis Reformpädagogik wurde der Zeichenunterricht an Schulen seit dem frühen 19. Jahrhundert institutionalisiert und ähnlich wie das Schreiben als Teil der Elementarbildung begriffen.[21] Fundament des Zeichenunterrichts war das Kopieren nach Vorlagen und das Einüben einfacher Schemata, um die Grundformen von Figur und Landschaft zu eigenen kleinen Kompositionen zusammenstellen zu können. Wie viele seiner Zeitgenossen – man denke an Victor Hugo – bildete Muston seine zeichnerische Begabung weiter aus. Auf seinen Reisen war sie das einzig verfügbare Medium, um Eindrücke und Erlebnisse unmittelbar im Bilde festzuhalten.

Dem Journal ist zu entnehmen, dass Muston sehr kunstinteressiert und mit einigen Künstlern befreundet war. Besonders nahe stand ihm Jean Alfred Gérard-Séguin (1805–1875), der als Porträt- und Historienmaler, namentlich aber als Illustrator hervortrat. Seit 1831 stellte Séguin im Pariser Salon aus; von ihm stammt ein Porträt von Honoré de Balzac (Musée des Beaux Arts in Tours), dessen ›Comédie humaine‹ er ebenso wie Werke von Victor Hugo, Alexandre Dumas, Prosper Mérimée u.a. illustrierte. Ein weiterer guter Freund war der klassizistische Historien- und Porträtmaler Alexander Bruckmann (1806–1852), ein Schüler von Peter Cornelius, den Muston auf der Reise 1832 in seinem Heilbronner Atelier besuchte. Im Skizzenbuch schlägt sich der künst-

20 Von Muston sind über 1000 Zeichnungen bekannt; eine Auswahl präsentiert das Musée virtuel du Protestantisme (museeprotestant.org/notice/les-paysages-dalexis-muston).

21 Vgl. Wolfgang Kemp, »…einen wahrhaft bildenden Zeichenunterricht überall einzuführen«. Zeichnen und Zeichenunterricht der Laien 1500–1870. Ein Handbuch, Frankfurt am Main 1979. Der Pestalozzi-Schüler, Theologe und Pädagoge Wilhelm Harnisch (1787–1864) deklariert: »Ich möchte behaupten, daß es keinen Teil des Wissens gibt, der nicht durch Zeichnungen Klarheit bekäme« (ebd., S. 158).

lerische Einfluss der Freunde allerdings kaum nieder. Mustons Porträts bleiben – mit wenigen Ausnahmen – schematisch. Dies zeigt sich vor allem bei vielen flüchtigen Köpfen von Frauen und Mädchen, die ein gleichförmig typisiertes Gesicht aufweisen. Bei den Landschafts- und Architekturdarstellungen dominiert das Vorbild konventioneller Veduten. Aus dem Journal geht hervor, dass Muston in Karlsruhe für sein letztes Geld den von Wilhelm Creuzbauer herausgegebenen Leporello mit den populären Stichen ›Panorama des Rheins von Mainz bis Coeln‹ von Friedrich Wilhelm Delkeskamp erwarb.[22] Es gibt jedoch einige flüchtige Skizzen, die eine bemerkenswerte Freiheit des Auges und der Hand erkennen lassen. Die Alben mit Zeichnungen aus seinem Nachlass belegen, dass Muston in späteren Jahren erhebliche künstlerische Fortschritte erzielte. Er betätigte sich auch als Illustrator, entwarf witzige Karikaturen und dokumentierte als Botaniker naturgetreu die Alpenflora.

Die Einzigartigkeit des Skizzenbuchs gründet im Kern auf anderen als künstlerischen Kriterien: Es geht um die Aufnahmen von Orten und Menschen, von denen aus jener Zeit kaum Bildmaterial überliefert ist. Das Porträt Büchners ragt aufgrund seiner literarischen Bedeutung natürlich hervor, von Bedeutung ist jedoch auch die Bilddokumentation der Waldenserkolonien, deren einfache, oft ärmliche Lebensform um 1830 selten der Darstellung für wert erachtet wurde. In Verbindung mit seinen Aufzeichnungen im ›Journal d'étudiant‹ und mit seiner ›Histoire des Vaudois‹ erweist sich Mustons Skizzenbuch als ein wichtiges kulturhistorisches Zeugnis der südwestdeutschen Waldenser, deren Geschichte und Gegenwart er bei seinen Reisen 1832 und 1833 mit aller Intensität studierte.

Diese Waldenser, ungefähr 3000 Personen, waren 1699 nach Hessen und Württemberg eingewandert.[23] Ursprünglich stammten sie aus Frankreich, waren aber von dort geflohen, nachdem Ludwig XIV. im

22 Journal, Abs. 255 (S. 290 f.).

23 Vgl. Barbro Lovisa, Italienische Waldenser und das protestantische Deutschland 1655 bis 1989, Göttingen 1994 (= Kirche und Konfession 35). Einen Überblick und weiterführende Literatur bietet de Lange, Jean Henry Perrot. Leben und Wirken (Anm. 10), S. 9–24, und Albert de Lange (Hrsg.), Dreihundert Jahre Waldenser in Deutschland 1699–1999. Herkunft und Geschichte Mit einem Führer durch die deutschen Waldenserorte, 2. verbesserte Auflage, Karlsruhe 1999.

Jahr 1685 das Edikt von Nantes und damit die Glaubensfreiheit aufgehoben hatte. Um ihren reformierten Glauben frei ausüben zu können, suchten sie zunächst Zuflucht im Piemont, wurden dort aber 1698 unter Druck Ludwigs XIV. vom Landesherrn, dem Herzog von Savoyen, ausgewiesen. Bei ihrer Ansiedlung in Hessen und Württemberg erhielten sie das Privileg, Kolonien mit eigenen Sonderrechten zu errichten; sie hatten ihre eigenen reformierten Pfarrer und Schulmeister. Lange Zeit behielten sie in Schule und Kirche die französische Sprache bei, während sie im Alltag okzitanisch sprachen. Im 19. Jahrhundert löste sich diese ›Parallelgesellschaft‹ allmählich auf, man sprach deutsch, und mit der Integration der württembergischen Waldenser in die evangelische Landeskirche wurde ab 1823 die französische Sprache in Kirche und Schule verboten. In der Folge musste eine Anzahl waldensischer Kirchen und Schulen verkauft und aufgegeben werden.

Muston beobachtete diese Auflösung alter Traditionen und versuchte noch alles an historischen Dokumenten zusammenzutragen, was zu finden war. Im Journal beschrieb er das Leben in den ländlichen Waldenserkolonien und ihre letzten Protagonisten, im Skizzenbuch hielt er entsprechende Zeichnungen fest. Die typische Siedlungsform waren bescheidene Straßendörfer, deren Mittelpunkt meist eine kleine Saalkirche mit einem Glockenturm bildete; an Orten wie Nordhausen oder Großvillars ist der ursprüngliche Eindruck auch heute noch weitgehend erhalten. Von Mustons Aufenthalt in Hessen im Herbst 1833 finden sich im Skizzenbuch keine Bildzeugnisse dortiger Waldenserkolonien, während er seine Wanderungen in Württemberg – Nordhausen, Großvillars, Pinache, Serres, Neuhengstett, Wurmberg-Luserne – eifrig dokumentierte. Darüber hinaus gibt es im Skizzenbuch eine Fülle reizvoller anderer Darstellungen, namentlich Porträts, die Momente aus beiden Reisen lebendig vor Augen stellen.

Das Skizzenbuch im Queroktavformat besteht aus 35 Blättern mit Fadenheftung; das kräftige, chamoisfarbene Papier ist mit blauem und bräunlichem Tonpapier durchschossen. Es hat einen dunkelblauen Ledereinband mit drei Laschen für einen (nicht mehr vorhandenen) Zeichenstift und marmoriertes Vorsatzpapier; dazu gehört ein mit Marmorpapier bezogener Schuber. Der Einband hat die Maße 12,1 × 18,8 cm, das Blatt jeweils 11,5 × 17,5 cm. Der Großteil der Blätter ist sowohl auf der Vorder- wie auf der Rückseite mit Zeichnungen und Notizen bedeckt, 17 Seiten bleiben leer. Es gibt eine Paginierung in Bleistift, die vermut-

lich nachträglich eingefügt wurde und eine uneinheitliche Zählung aufweist. In der Regel werden die einzelnen Seiten durchgezählt, bei manchen Blättern allerdings die Rückseite lediglich mit »verso« bezeichnet, so dass statt der insgesamt 70 nur 64 Seiten gezählt werden. Bei der folgenden Vorstellung des Skizzenbuchs wird diesen irregulären Seitenzahlen eine fortlaufende Numerierung vorangestellt.

Mustons Einträge lassen kein einheitliches chronologisches System erkennen. Zeichnungen der Reisen von 1832 und 1833 wechseln einander ab, und die dargestellten Orte und Begebenheiten folgen nur bedingt der Reiseroute, die im Journal nachvollziehbar ist. Landschaften, Veduten und Architektur sind die bevorzugten Motive; wie ein roter Faden ziehen sich Bilder der aufgesuchten Waldenserorte und ihrer Kirchen durch das Skizzenbuch. Daneben gibt es zahlreiche Porträts von Personen, denen Muston unterwegs begegnete, insbesondere von jungen Frauen, die von seiner schwärmerischen Neigung zum weiblichen Geschlecht zeugen: »Die gegenseitige Anziehung der Geschlechter steckt wirklich tief in uns drin.«[24] Im Journal erinnert Muston immer wieder an seine schöne piemontesische Jugendliebe Pauline, die er zum Ideal verklärt; ihr Bild sucht er in seinen weiblichen Reisebekanntschaften wiederzufinden. Die Grundzüge dieses Ideals dürften auch manchen Frauenbildern des Skizzenbuchs eingeschrieben sein. Die wenigsten Porträts sind bezeichnet; das Porträt Büchners gehört zu den Ausnahmen. Dagegen weisen fast alle Landschafts- und Architekturansichten eine Beschriftung auf, die eine – wenn auch durch die eigenwillige Schreibweise oft sehr erschwerte – Identifikation ermöglicht.[25]

Alle Abstufungen der Zeichnung von der flüchtigsten Skizze bis zur bildmäßig ausgeführten Komposition sind zu finden. Bleistiftzeichnungen überwiegen, da der Crayon unterwegs das beste und handlichste Zeichenmittel war, um Eindrücke schnell festzuhalten. Auch die Notizen im Skizzenheft sind fast durchgängig mit Bleistift geschrieben. Vereinzelt wird auch die Feder verwendet, es gibt sogar aquarellierte Blätter. Feder und Tinte oder Aquarellfarben nutzte Muston freilich eher zur Nachbereitung. Oft sind mehrere Skizzen auf einem Blatt in-

24 Journal, Abs. 166 (S. 134 f.).

25 Für die Hilfe bei der Transkription der Bezeichnungen und weiterer Notizen im Skizzenbuch ist sehr herzlich Renate Moering und Dietmar Pravida zu danken.

einander verschachtelt. Die Notizen stehen mit Ausnahme der Ortbezeichnungen nur selten im Zusammenhang mit den Bildern und scheinen auch nicht zeitgleich entstanden zu sein. Meist handelt es sich um Vermerke im Kontext der Waldensergeschichte oder um bibliographische Angaben, dazu kommen Personennamen, Adressen, Hinweise zur Reisepraxis und anderes mehr. Muston umgibt oder bedeckt seine Skizzen ungeniert mit den Notizen, die kreuz und quer über die Seiten laufen. Im folgenden werden sie nur transkribiert, sofern sie im Kontext des Skizzenbuchs interessant erscheinen.

Kommentiertes Verzeichnis der Blätter

Mit Ausnahme der mit »vakat« bezeichneten leeren Seiten wird jede Seite des Skizzenbuchs abgebildet. Seiten, die vorwiegend im Hochformat zu betrachten sind, werden entsprechend gedreht. Die Beschreibung der Zeichnungen steht jeweils am Beginn. Lässt sich ein inhaltlicher Bezug zu Mustons ›Journal d'étudiant‹ herstellen, folgt der Hinweis auf den entsprechenden Absatz des Journals (zitiert nach der Transkription von Heinz Fischer, Georg Büchner und Alexis Muston, München 1987, S. 33–401). Auf diese Weise werden Bild und Text erstmals miteinander verknüpft, so dass sich Mustons Reise durch Württemberg und Hessen anschaulich nachvollziehen lässt. Die Begegnung mit Büchner wird dergestalt in einen größeren Kontext eingebettet. An letzter Stelle werden Mustons Notizen im Skizzenheft erwähnt, sofern sie Aufschluss für die Zeichnungen geben.

1. Seite (rechts; bezeichnet: 1)

Bleistiftzeichnungen: Rechts ein üppiger Laubbaum auf einer Hügelkuppe, daneben der Ausblick auf einen kleinen Kirchturm. Links die Porträtskizzen eines lächelnden Knaben und dreier junger Frauen mit hochgesteckter Biedermeierfrisur, bezeichnet »Elise« und »Steph.«; alle drei durchgestrichen.

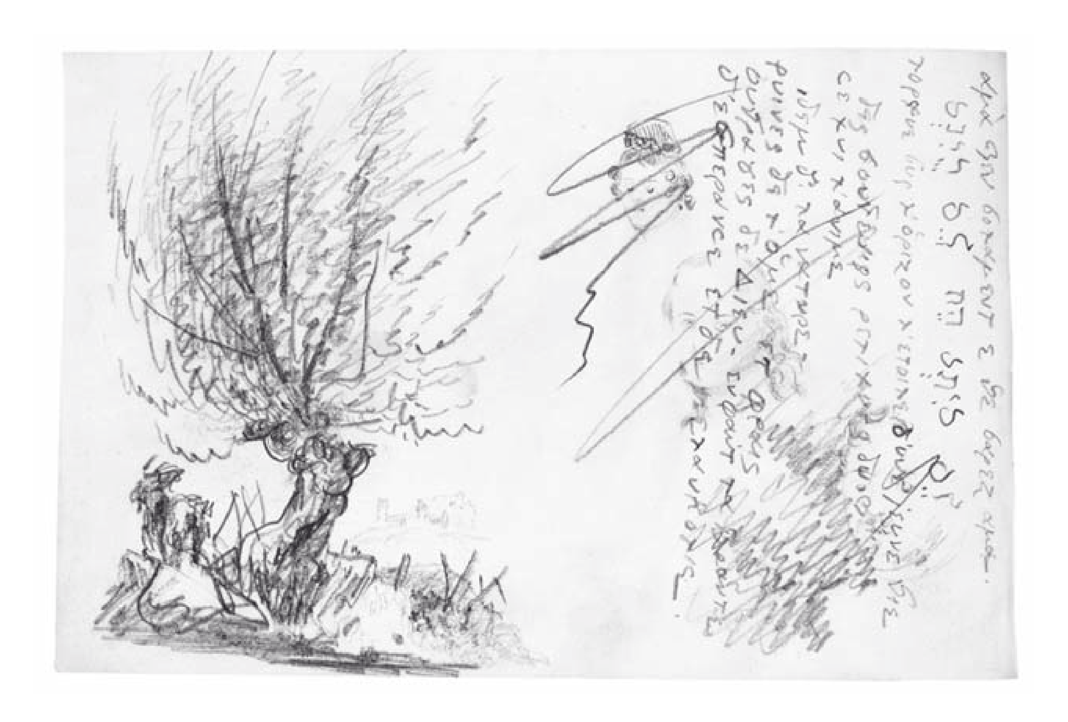
Journal, Abs. 162, 163: Auf der Reise durch Württemberg im Jahr 1832 besuchte Muston in Eltingen den Pfarrer und Lehrer Jean Daniel Louis Mulot, der von hugenottischer Herkunft war und von 1812 bis 1826 als



Pfarrer in dem Waldenserdorf Nordhausen wirkte.[26] Er freundete sich mit dessen »reizender Familie« an und zeichnete die Kinder: den siebenjährigen Sohn François Oscar, die beiden älteren Töchtern Louise und Stéphanie sowie die kleine Elise, mit der er gerne schäkerte. Porträts, die ihm missraten schienen, strich Muston durch.

Notizen: Links oben wird u.a. der Name des Straßburger Künstlerfreundes »Séguin« erwähnt sowie der Name der Straßburger Familie »Engelbach« (Journal, Abs. 210–212 und passim), am oberen Rand: »Hanau – + Helène G.«, sowie »Convent St. Guillaume«, Mustons Straßburger Wohnheim.

26 Eine Zeichnung der Eltinger Kirche findet sich im Skizzenbuch S. 9. Mulot amtierte zwischen 1831und 1839 in Eltingen; vgl. de Lange, Jean Henry Perrot. Leben und Wirken (Anm. 10), S. 30–32.



2. Seite (links; bez.: 2)

Bleistiftzeichnungen: Links ein Weidenbaum mit einer Ziege, im Hintergrund die Andeutung einer Burg auf einer Anhöhe. Rechts die durchgestrichenen Skizzen von zwei Mädchenköpfen, wobei der untere noch überschrieben wird.

Notizen: in griechischer Schrift.

Journal, Abs. 162: Die kleine Elise Mulot (s. Skizzenbuch S. 1) ruft Muston einen Vers aus Vergils ›Bucolica‹ in Erinnerung: »Flieht sie auch hin zu den Weiden, dann um erst gesehen zu werden« – mit dieser Vorstellung assoziiert Muston wohl das bukolische Motiv des Weidenbaums mit der Ziege sowie die Mädchenköpfe.



3. Seite (rechts; bez.: 3)

Bleistiftzeichnungen: Rechts ein stark stilisierter Frauenkopf mit Chignon und seitlichen Lockentuffs, links vier fragmentarische Profilskizzen.

Notizen: Zum Waldensischen Taufritus, beginnend mit »valdorf« (Walldorf) und endend mit »1699« (Beginn der Waldenserkolonie in Walldorf). Es folgt der Hinweis: »voir à Darmstadt aux Archives«. Der Eintrag stammt demnach von der Hessen-Reise 1833.

4. Seite (links; nicht bez.)

Vakat.



5. Seite (rechts; bez.: 5)

Bleistiftzeichnungen im Hochformat: Oben Porträt einer Frau in Halbfigur, en face mit breitrandigem Hut und elegantem, schulterfreiem Kleid mit ausladenden Keulenärmeln; die Gesichtszüge werden nur zart angedeutet, das Kostüm dagegen mit kräftigem Strich kompakt ausgeführt. In der rechten oberen Ecke die Porträtskizze einer älteren Frau mit schräg sitzendem Häubchen. Unten der zarte, halbfigurige Umriss eines Mädchens mit Chignon und Lockentuffs, darunter bezeichnet »Cristina« oder »Tristina«. Rechts eine durch Schwärzung unkenntlich gemachte Skizze.

Journal, Abs. 220–223: Der leicht zu entflammende Muston begegnet im Sommer 1833 auf der Schiffsreise von Mainz nach Frankfurt einer Schönheit: »da überläuft's einen heiß und kalt«. Unbefangen nähert er sich dem Tisch, an dem sie mit ihrer Mutter sitzt, holt sich einen Klappstuhl heran, zückt sein Skizzenbuch und beginnt schweigend zu zeichnen. Das Porträt der Schönheit misslingt (eingeschwärzte Skizze?), doch der Kontakt ist angebahnt, die Angebetete hält Muston für einen Künstler, man spricht über Kunst. Als Muston ihr die Porträtskizze zeigt, meint sie »Das sieht mir kaum ähnlich!« Er darauf: »Ja, wirklich, man müsste Ihren Namen darunter schreiben, um Sie zu erkennen‹. […] ›Wie heißen Sie?‹ wagte ich sie *mezza voce* zu fragen. ›Tristina‹ antwortete sie mir. Ich blieb stumm und dachte über diesen ungewöhnlichen Namen nach. Sie hatte *Christina,* Christine gesagt, und ich hatte *Tristine* verstanden.« Dem Journal vertraut Muston an, er fühle sich, als ob ihn »ein starker Liebestrank überwältigte, mit Wollust und Trauer«. Das Skizzenbuch enthält das bildliche Äquivalent dieses Erlebnisses.

6. Seite (links; nicht bez.)

Bleistiftzeichnungen: Oben links die sorgfältig schraffierte Zeichnung eines jungen Mädchens in Halbfigur mit eng anliegendem Häubchen über offenen Locken; die Mundpartie ist gestrichen. Das Männerporträt mit der pelzbesetzten Mütze daneben fällt durch seine ungewöhnlich stark herausgearbeitete Charakterisierung mit vorspringender Nase, spitzem Kinn, dunklem Haar und Backenbart auf.



Aquarell über Bleistiftspuren: Unten zwei Landschaftsskizzen eines Sonnenauf- oder Untergangs über einer weiten Wasserfläche. Die Sonne und die horizontal angelegten verschiedenfarbigen Streifen des Wassers und des Himmels werden durch Bleistiftnotizen gekennzeichnet: »soleil«, »bleu«, »jaunes«, »blanc«, »violet«. Vermutlich notierte Muston die Farbangaben der Impression vor Ort, um sie später entsprechend zu aquarellieren. Im Journal gibt es mehrere sehr poetische Beschreibungen solcher Stimmungen, die Muston hier auch im Bild zu fassen sucht. Weitere Beispiele finden sich im Skizzenbuch S. 22 und S. 33.

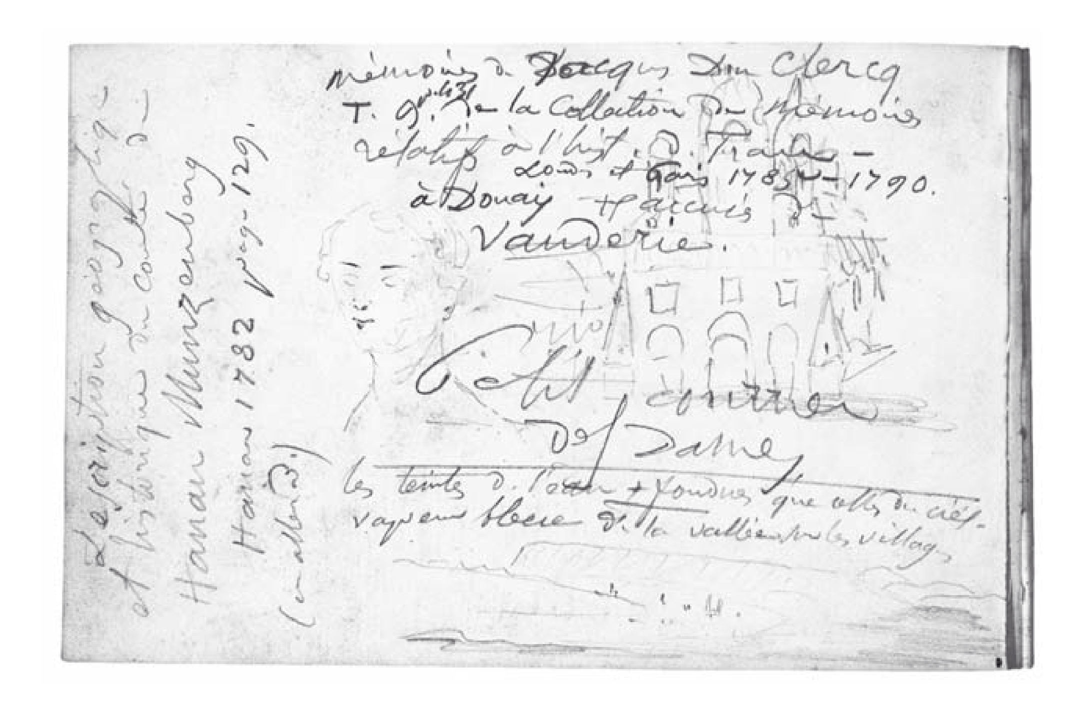
Notizen: Oben u.a. die Angabe »Ziegenhain«, die sich auf den Ort an der Schwalm in Nordhessen bezieht; die Mütze des Männerporträts erinnert an die Pelzkappen der Schwälmer Tracht. Rechts am Bund ein Fahrplan der Pferdekutsche von Frankfurt nach Darmstadt und nach Reifenberg (Taunus): »Départ de Francfort p. Darmstadt / Diligence, 5 et 8 heures depars / Lion d'or 3 ou 4 heures / Reifenberg – 6 heures du matin«.



7. Seite (rechts; bez.: 6)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitiger Blick von der Straßenseite auf ein stattliches Haus mit Krüppelwalmdach und anschließendem Garten mit Laubbäumen, den eine Mauer mit hölzernem Tor abgrenzt, bezeichnet am rechten Rand: »La Curé de Dietlingen«. Mit gutem Gespür für das Motiv gibt Muston hier das evangelische Pfarrhaus in Dietlingen (Gemeinde Keltern, westlich von Pforzheim) wieder.

Journal, Abs. 166: Auf seiner Württemberg-Reise 1832 führte der Weg nach Großvillars Muston über Dietlingen: »Abends gehe ich nach Schönberg [Schönenberg] und am nächsten Tag von Großvillars, nach dem ich durch einige Dörfer gekommen bin, in denen sich einzelne Waldenser niedergelassen haben: Corres, Bauschlott, Ötisheim, Balenbach und Dietlingen.«



8. Seite (links; nicht bez.)

Bleistiftzeichnungen: Undeutliche Skizzen einer Kirchenarchitektur und eines kaum sichtbaren Frauenkopfes, überlagert von Notizen.

Notizen: Wohl Exzerpte zur Waldensergeschichte, z.B. »Hanau Munzenberg / Hanau 1782 pag. 129«. Mittig das Wort »vauderie«, das von »Vaudois« (Waldenser, Anhänger des Petrus Waldes) abgeleitet ist; ›vauderie‹ bedeutet Hexerei, da die Waldenser nicht nur als Ketzer galten, sondern auch als Hexen.

9. Seite (rechts; bez.: 7)

Bleistiftzeichnung auf blauem Tonpapier: Ganzseitige, präzise und detailreich ausgeführte Ansicht einer dörflichen Kirche, deren Turm mit dem hohen Maßwerkfenster, der Uhr im obersten Geschoss und dem spitzen Helm freistehend neben Chor und Kirchenschiff aufragt. Die Kirche ist von Häusern umgeben; direkt neben ihr fällt ein stattliches Fachwerkhaus mit Krüppelwalmdach und angrenzender Mauer auf, vor der eine Leiter und ein Karren das ländliche Ensemble ergänzen. Die



Bezeichnung links am Rand »L'Eglise à Elltinguen« verweist auf die evangelische Michaelskirche in Eltingen bei Leonberg, die in derselben Form heute noch erhalten ist.[27] Neben ihr befindet sich das 1776 errichtete und 1826 vergrößerte Schulhaus, das 1975 abgebrochen wurde.

Journal, Abs. 162, 194: In Eltingen besucht Muston 1832 zweimal den Pfarrer und Lehrer Mulot, der sich sehr für die Weiterbildung seiner Pfarrkinder einsetzte. Porträtskizzen der Kinder Mulots finden sich auf S. 1 des Skizzenbuchs.

Notiz: oben rechts »M. Flatt. Préfet membre du 9. Comitaire Directeur des études à Stutgart«; Muston machte sich von Eltingen aus auf den Weg nach Stuttgart, das etwa drei Gehstunden entfernt lag.

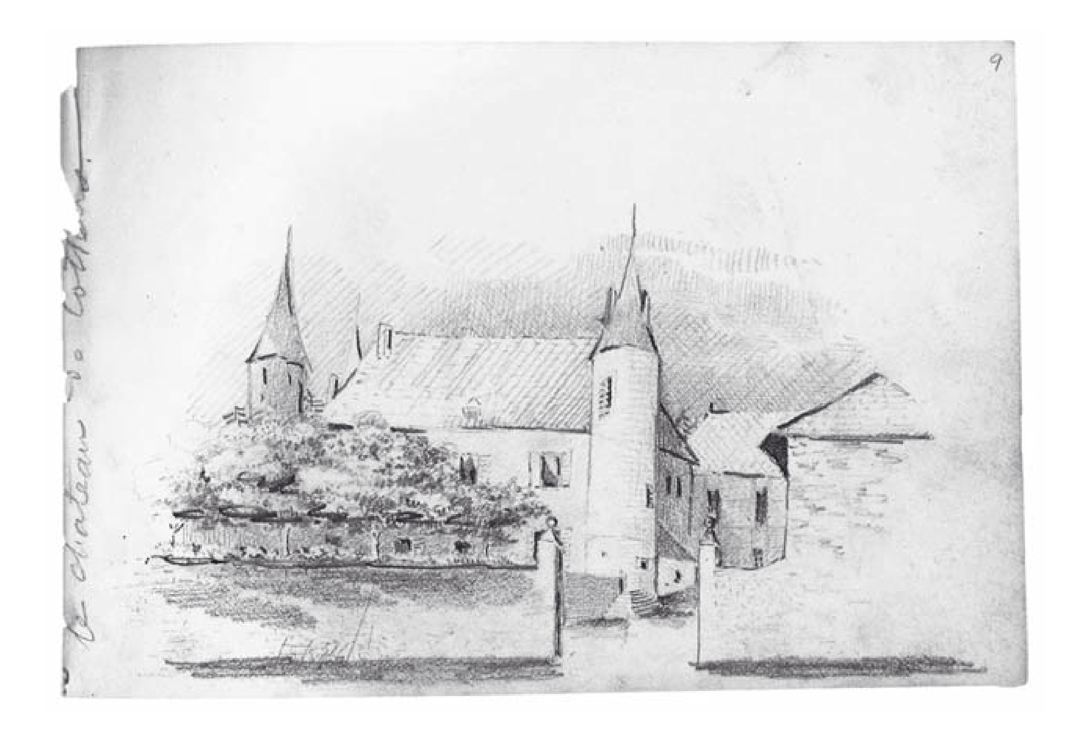
27 Die ursprüngliche Lesart lautete »Ettlingen«; die korrekte Lokalisierung ist Wolfgang Hönle zu danken, der mit Hilfe des Eltinger Stadtarchivs die bauliche Situation identifiziert hat.



10. Seite (links; bez.: 8)

Federzeichnung in Schwarzbraun; weißer, blauer und brauner Farbstift, Bleistift, auf blauem Tonpapier: Ganzseitige Idealdarstellung einer Gebirgslandschaft mit Bäumen und einem kleinen Turm auf einem Felsvorsprung über einem Gewässer, im Hintergrund aufragende Schneegipfel. Bezeichnet am linken Rand: »la Jungfrau«. Der malerisch komponierte Landschaftsausschnitt mit Blick auf die Jungfrau, den dritthöchsten Berg der Berner Alpen, unterscheidet sich stark von den unprätentiösen Reisebildern Mustons; er entstand vermutlich nach einer Vorlage. Das blaue Papier nutzte Muston meist für seine ambitionierteren Zeichnungen.

Journal, Abs. 166: In der Gegend von Dietlingen überfielen Muston, der von 1825 bis 1831 die Académie de Lausanne besucht hatte, unversehens die Erinnerungen an die Schweiz.



11. Seite (rechts; bez.: 9)

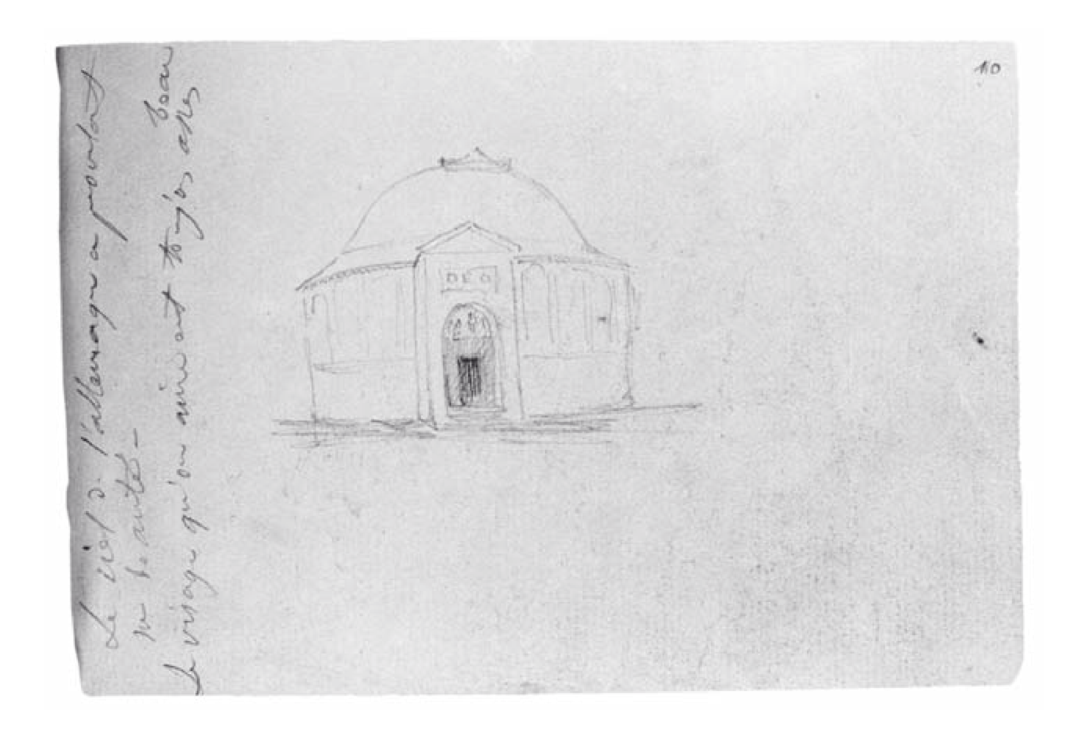
Bleistiftzeichnung: Ganzseitige, klar umrissene Ansicht einer ummauerten Schlossarchitektur mit Ecktürmen, am linken Rand bezeichnet »le chateau de Cottens«. Gemeint ist wohl das Château de Cottens bei Begnins im Kanton Waadt. Es muss sich wie bei der ›Jungfrau‹ auf S. 10 um ein Erinnerungsbild aus der Schweiz handeln. Die exakte Ausführung der feinen, sorgfältig schraffierten Zeichnung lässt auf eine Vorlage schließen.



12. Seite (links; nicht bez.)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitige Landschaftsvedute mit Blick von einer Anhöhe auf eine Stadt am Hang des Bergs gegenüber; rechts am Rand bezeichnet: »Idée du Baden«. Obwohl nur kursorisch wiedergegeben, ist das Panorama von Baden Baden zu erkennen. Im Zentrum ist die Stiftskirche mit ihrer geschweiften Haube zu sehen, links über der Häusergruppe am Hang das Neue Schloss und rechts im Hintergrund der Merkur, Baden Badens kegelförmiger Hausberg.

Journal, Abs. 145–148: Mustons erste Reise begann 1832 in Baden Baden. Er schaute sich die Stadt an, ging ins Casino, machte Ausflüge in die Umgebung und ritt zur Abtei Lichtenthal.

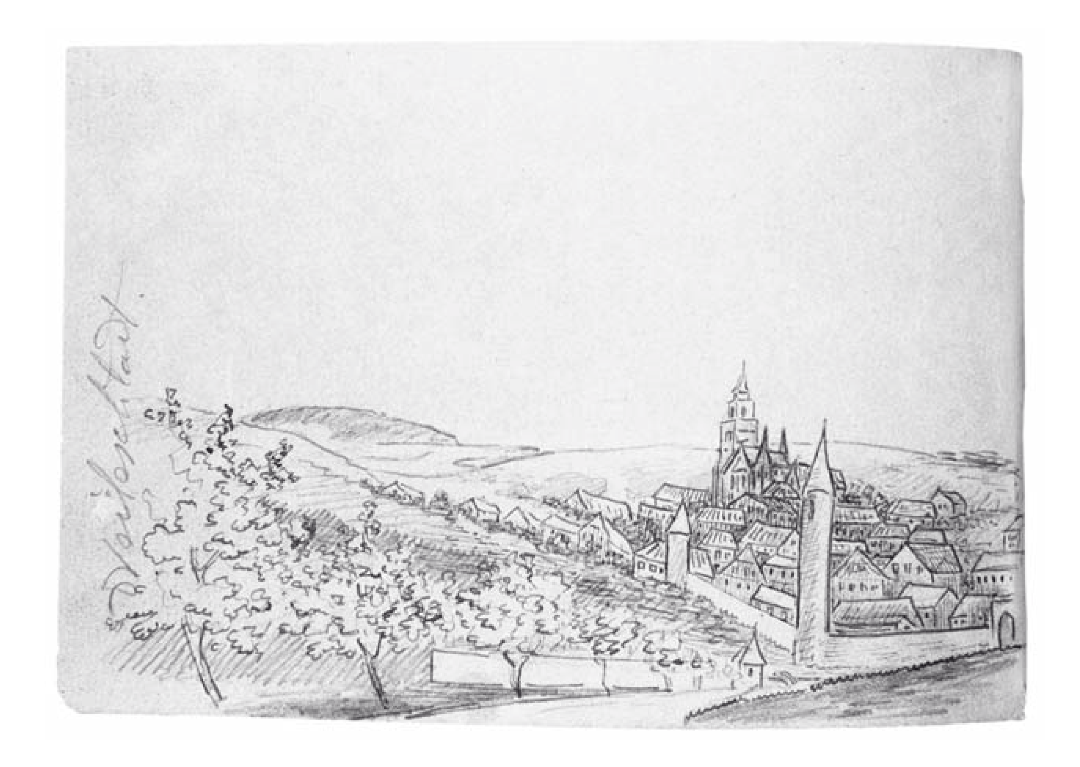


13. Seite (rechts; bez.: 10)

Bleistiftzeichnung auf blauem Tonpapier: Flüchtige Skizze eines Zentralbaus mit Kuppel.

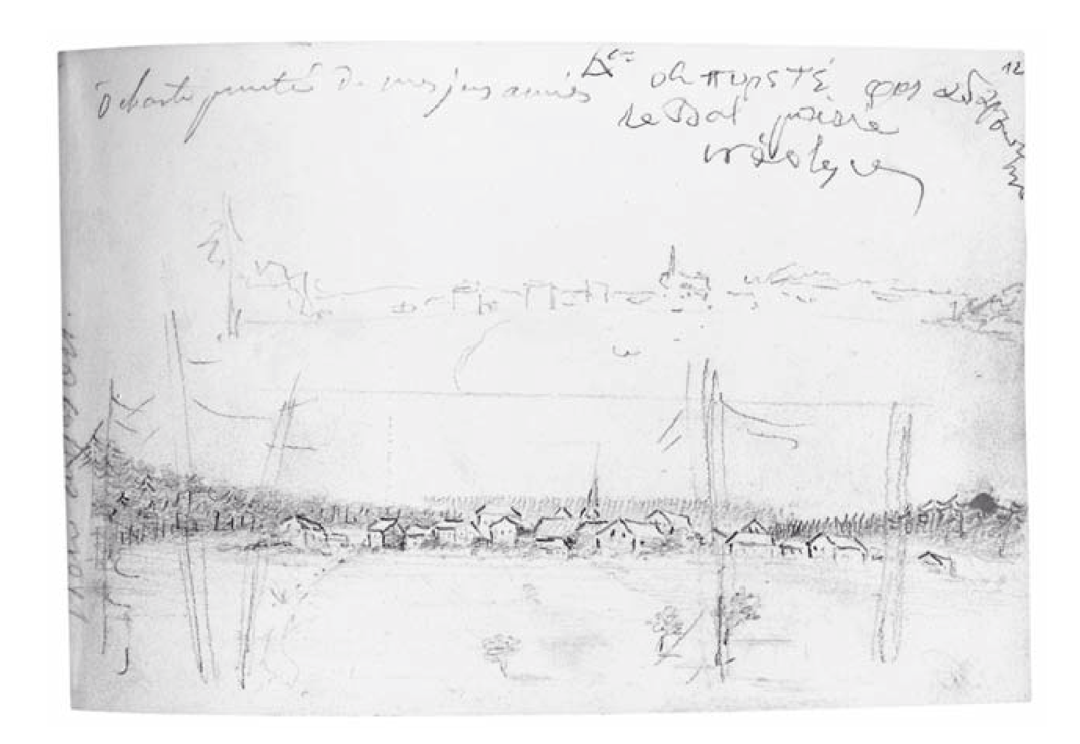
Notiz: am Rand links »Le ciel de l'allemagne a pourtant sa beauté – Le visage qu'on aime est toujours très *(?)* beau«.

Journal, Abs. 147: In Baden Baden überlegt Muston, wie die ideale Lebensgefährtin aussehen soll und kommt zu dem Schluss, es sei das wahre Glück, »zu lieben und geliebt zu werden« – auch wenn sie nicht die erwünschte Anmut besitzen sollte.



14. Seite (links; bez.: 11)

Federzeichnung in Braun auf blauem Tonpapier: Sorgfältig ausgeführte ganzseitige Vedute einer hügeligen Landschaft, in der eine von einer Mauer mit Tortürmen umzogene Stadt liegt, überragt von einer großen Kirche. Die Bezeichnung »Karleschtadt« am linken Rand lässt darauf schließen, dass es sich um Karlstadt am Main in Unterfranken handelt. Grosso modo stimmt die Zeichnung mit dem Blick vom Main auf die Stadtbefestigung von Karlstadt mit dem Maintorturm überein; die Häuser überragt der gotische Hallenbau von St. Andreas. Ein Aufenthalt Mustons in Karlstadt ist nicht bezeugt; die Darstellung, die auch durch die Ausführung mit der Feder von den meisten anderen Zeichnungen im Skizzenbuch abweicht, könnte nach einer Vorlage entstanden sein.



15. Seite (rechts; bez.: 12)

Bleistiftzeichnungen: Zwei horizontal übereinander gestaffelte Skizzen zeigen – die obere kaum wahrnehmbar, die untere deutlicher – den Panoramablick über ein weites Feld auf ein Dorf mit Kirche am Waldrand. Die Bezeichnung »Neu Engstett« am linken Rand verweist auf die Waldenser-Siedlung Neuhengstett (heute Teil der Gemeinde Althengstett bei Calw im Schwarzwald). Die 1700 gegründete Ortschaft hieß zunächst Bourcet und wurde dann in Neuhengstett umbenannt.

Journal, Abs. 158f.: Muston schildert 1832 die Gegend um Neuhengstett: »Am Ende des Aufstiegs erreicht man eine tannenbestandene Hochebene. […] Neuhengstett ist ein ausgedehnter Weiler […]. Dürftige Felder umgeben ihn in einem schmalen Gürtel, und ringsherum ist er von Tannen gesäumt.« Dort hielt Muston in französischer Sprache die erste Predigt seiner Pastorallaufbahn, die von der traditionsbewussten Gemeinde sehr gut aufgenommen wurde; danach durchstreifte er das Dorf.

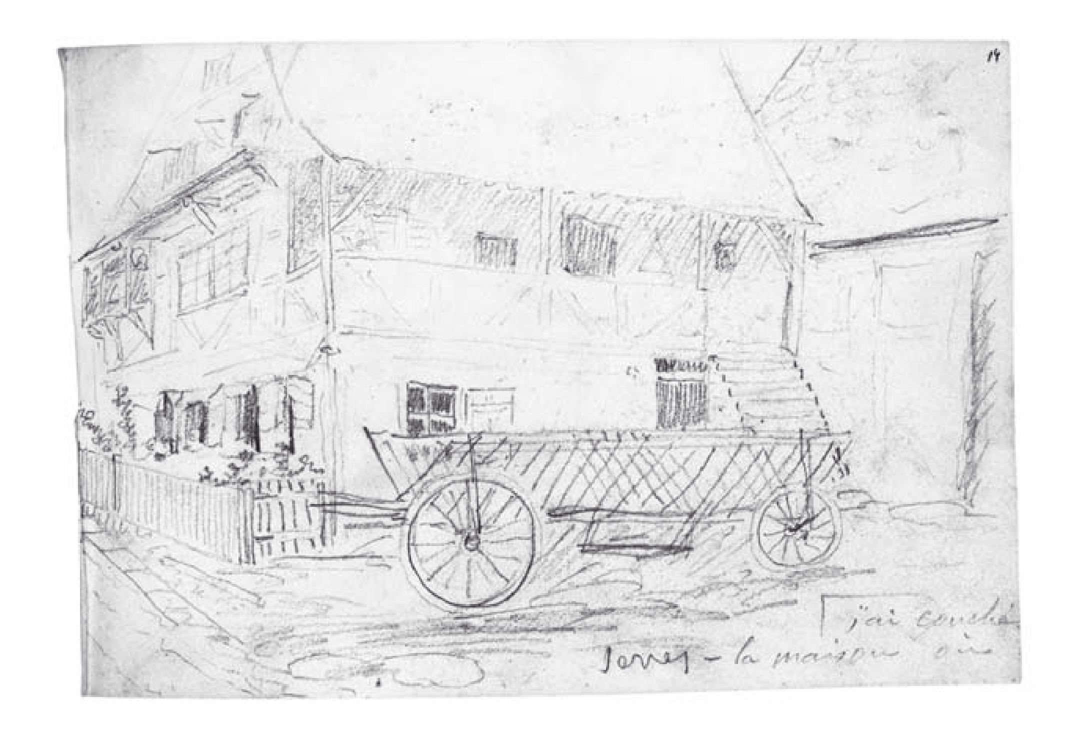
Notizen: Am oberen Rand in Französisch und griechische Wörter in zittriger Schrift.



16. Seite (links; bez.: 13)

Bleistiftzeichnungen: Links unten entwirft Muston eine mininaturhaft feine bergige Landschaft mit einem aufragenden Felssporn, darauf Schloss Lichtenstein, das südlich von Reutlingen über dem Tal der Echaz zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb liegt. Mit der Bezeichnung am linken Rand: »Hauff Lichtenstein« bezieht Muston sich auf Wilhelm Hauffs historischen Roman ›Lichtenstein‹ (1826), zu dessen Wahrzeichen das Bergschloss wurde. Muston gibt den Zustand der im Mittelalter zerstörten Burganlage wieder, wie sie seinerzeit mit dem 1802 errichteten Jagd- oder Forsthaus zu sehen war. Inspiriert von dem Roman, wurde jener Bau 1839 abgerissen und durch eine grandiose historistische Architektur ersetzt, die Hauffs Vorstellung in die Wirklichkeit transferiert. Von einem Aufenthalt Mustons auf dem Lichtenstein ist nichts bekannt; möglicherweise fertigte er die Zeichnung nach einer Vorlage an.

Die rechte obere Ecke der Seite nimmt eine sehr flüchtige Landschaftsskizze ein, die »Serres *xxx* suit« bezeichnet ist und eine Folge von drei Ansichten der Waldenserkolonie Serres auf den nächsten Seiten einleitet.



17. Seite (rechts; bez.: 14)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitige Ansicht eines ländlichen Fachwerkhauses, vor dem ein großer leerer Heuwagen steht, rechts unten bezeichnet: »Serres – la maison où j'ai couché«.

Journal, Abs. 165: Beim Besuch der württembergischen Waldenserkolonien im Jahr 1832 führte der Weg Muston nach Serres, wo er bei einem Waldenser namens Charrière übernachtete, bevor er nach Pinache weiterzog. Serres gehörte als Filiale zu Pinache.



18. Seite (links; bez.: 15)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitige Darstellung einer Dorfstraße, die von giebelständigen Häusern mit Krüppelwalmdach gesäumt wird, links am Rand bezeichnet: »Serres«. Im Fluchtpunkt wird schemenhaft eine Kirche sichtbar, auf dem Platz im Vordergrund liegen Holzstämme. Das Straßenbild ist typisch für die zwischen 1699 und 1701 in Württemberg gegründeten ländlichen Waldenserorte, deren meist recht bescheidene Anwesen sich, überragt von einer schlichten Kirche, an einer geraden Hauptstraße entlang ziehen. Der Kern des heutigen Ortsbildes von Serres entspricht trotz Kriegszerstörungen immer noch dem alten Straßendorf mit seinen giebelständigen Wohnhäusern und den rechtwinklig dazu gebauten Scheunen. Auch die Kirche von 1761 ist erhalten.

Journal, Abs. 165.



19. Seite (rechts; bez.: 16)

Bleistiftzeichnung auf blauem Tonpapier: Den Abschluss der Folge aus dem Waldenserort Serres bildet eine ganzseitige schemenhafte Gesamtansicht, die an die Skizze auf Seite 16 anknüpft und »Serres« bezeichnet ist. Muston hält Serres häufiger als andere Orte fest, erwähnt das Dorf aber nur in einem Halbsatz im Journal (Abs. 165).

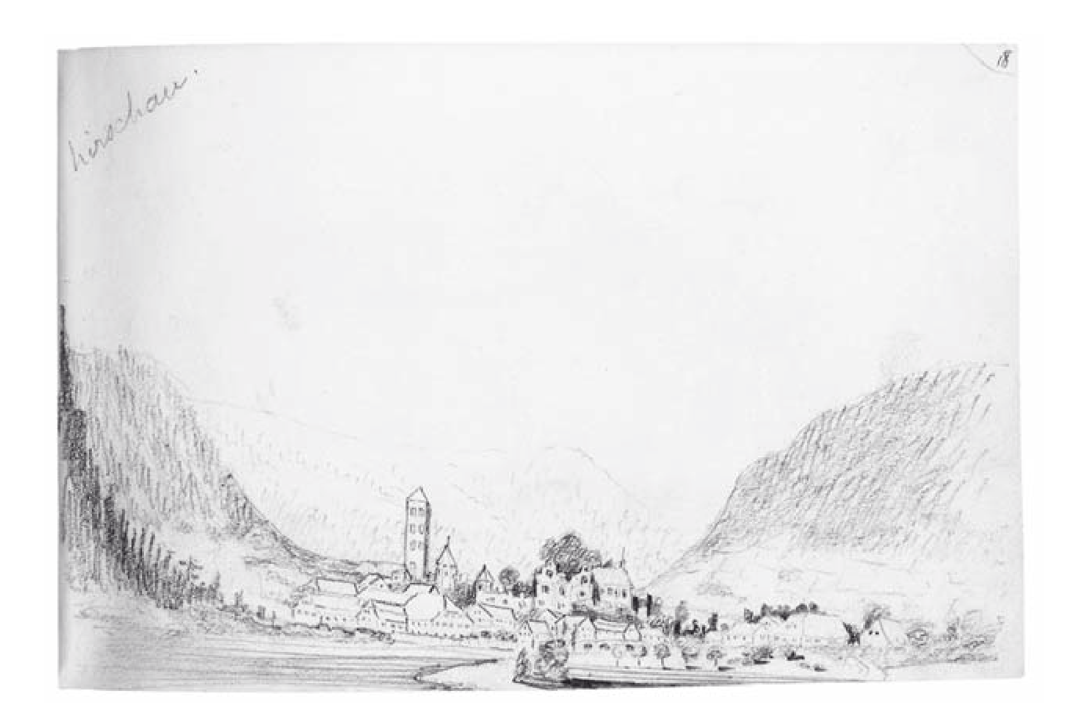


20. Seite (links; bez.: 17)

Bleistiftzeichnung auf blauem Tonpapier: Im Hochformat kursorische Skizze einer Gruppe hoher Häuser zwischen Bäumen in einer bergigen Gegend. Bezeichnung unleserlich.

21. Seite (rechts; bez.: 18)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitige Skizze mit markanten Bauten in einem tief eingeschnittenen Tal, oben links bezeichnet: »Hirschau«. Dargestellt ist der Blick auf Hirsau im nördlichen Schwarzwald mit den Resten des großen Benediktinerklosters; Veduten des 19. Jahrhunderts



vermitteln ein ähnliches Bild. »Hirschau« ist die alte Schreibweise des Ortes. Den gekrümmten Flusslauf der Nagold überspannt eine Bogenbrücke; sie führt im Mittelgrund zur hochgelegenen Marienkapelle und zur Ruine des dreiflügeligen Jagdschlosses aus der Renaissance, das ebenso wie das Kloster 1692 im pfälzischen Erbfolgekrieg zerstört wurde. Zu dem im 11. Jahrhundert gegründeten Kloster gehörte der größte romanische Kirchenbau Deutschlands. Dank der konservatorischen Bemühungen des frühen 19. Jahrhunderts blieb es – ähnlich wie Cluny – nach der Zerstörung als eindrucksvolle Ruine erhalten. Auf der Zeichnung erkennt man den hohen Nordturm der Basilika, der die umliegenden Gebäude überragt.

Journal, Abs. 156: Von Baden Baden gelangte Muston 1832 über Nagold und Calw nach Hirsau, »Sitz einer sehr alten Abtei, in deren Chronik ich oft geblättert habe: *Chronicon Hirsaugiense* [1559]. Die Ruinen des Klosters beeindrucken noch immer sehr. Ein Spitzbogenfenster mit seinen zurückversetzten Zacken, seinen seitlichen Kleeblattkreuzen und seiner kleinen Schlussrosette dient als Tür zu einem Gemüsegarten. Ein großer Turm […] erhebt sich auf dem gleichen Gelände. Diese Gärten erstrecken sich über Gewölbe, deren Ausmaße man nicht kennt, und über denen sich manchmal Spalten öffnen, die das Gemüse verschlingen.«



22. Seite (links; bez.: 19)

Aquarell und Feder in Braun im Querformat: Farbskizze der Rheininsel bei Straßburg, bezeichnet in Feder: »Vue du bout de la grande île du Rhin qu' est entre Khel et Strasbourg.«

Bleistiftzeichnung im Hochformat: Typisierter Mädchenkopf mit kleinem Chignon und seitlichen Löckchen, bezeichnet: »à Emilie«.

Journal, Abs. 196, 208: Am Ende der ersten Deutschlandreise 1832 erreichte Muston in der Abenddämmerung Kehl, wo er die Schiffsbrücke überquerte (196). Zurück in Straßburg notierte er später: »Langer Spaziergang auf den Rheininseln« (208).

Notizen: oben quer in Bleistift: »Le soleil t'a donné ta blonde chevelure / chacun de tes cheveux n'en est qu'un des rayons« – auf »Emilie« bezogen?



23. Seite (rechts; bez.: 20)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitiger, sehr vager Blick auf ein Städtchen am Fluss, das von einem Berg überragt wird, rechts unten »Calw« bezeichnet, mit von der übrigen Beschriftung abweichenden Druckbuchstaben. Die Darstellung ist zu unspezifisch, um diese Zuordnung bestätigen zu können.

Journal, Abs. 150–153, 164: In Calw an der Nagold im Nordschwarzwald hielt Muston sich 1832 länger auf und pflegte den Umgang mit der Familie Berguenheuse.



24. Seite (links; bez.: 21)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitige, in Nahsicht aufgenommene Front einer Kirchenfassade in neoromanischen Formen mit hoher Treppe und einem zweigeteilten Rundbogenfenster über dem Portal, am rechten Rand bezeichnet »Eglise du Milhausen«. Es handelt sich tatsächlich um die evangelische Kirche in Mühlhausen an der Würm, die 1829/30 von dem Baumeister Heinrich Hübsch als Quaderbau mit breiten Mauerstreifen und einem umlaufenden Zackenfries errichtet wurde.

Journal, Abs. 165: Auf dem Weg von Calw nach Luserne kam Muston 1832 durch Mühlhausen an der Würm, das heute zur Gemeinde Tiefenbronn im Enzkreis am Rande des Schwarzwaldes gehört.



25. Seite (rechts; bez.: 22)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitige Ansicht eines Dorfplatzes, am Ende der Straße eine Kirche, bezeichnet »Luserne ou Wourmberg«.

Journal, Abs. 165: Von Mühlhausen gelangte Muston 1832 zu der an das Dorf Wurmberg angebauten Waldensersiedlung Luserne in der Nähe von Pforzheim. In dieser Gegend verdichten sich die unter Führung des Pfarrers Henri Arnaud gegründeten Waldenserkolonien: Pinache, Serres, Corres, Sengach, Schönenberg und Dürrmenz. In Luserne hatten sich Hugenotten aus dem Queyras, die bis 1698 im Pellicetal, der Heimat Mustons, gelebt hatten, in der Nähe einer Ziegelei und des Dorfbrunnens niedergelassen. Im Zentrum von Luserne befand sich die Kirche mit angrenzendem Friedhof, Pfarrhaus und französischer Schule.

Notizen: oben diverse Vermerke.



26. Seite (links; bez.: 23)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitige Wiedergabe einer schlichten Kirche mit polygonalem Chor und auffälliger hoher Treppe an der Westfassade, rechts am Rand bezeichnet »l'église de Pinache«. Dem Kirchenschiff ist ein zweigeschossiger Turm auf quadratischem Grundriss vorgesetzt, mit einer Fensteröffnung im Obergeschoss und spitz zulaufendem Helm. Dem Kirchplatz gibt ein großer, dichter Laubbaum Schatten, dahinter werden umliegende Gebäude sichtbar. Die Zeichnung entspricht weitgehend dem heutigen Aussehen der Kirche von Pinache, die, 1721 eingeweiht, die älteste und größte Waldenserkirche Deutschlands ist. Der seitliche Treppenaufgang neben dem Turm ist jetzt allerdings überdacht.

Journal, Abs. 165, 192 f.: Von Luserne-Wurmberg gelangte Muston über Serres nach Pinache, »dessen Lehrer, mit Namen Mondon, aus den Waldensertälern stammt« (165). Es handelt sich um Jean Pierre Frédéric Mondon, den ältesten Sohn des Pfarrers Daniel Mondon (siehe Skizzenbuch S. 31). In Pinache befreundete Muston sich mit der Familie des Waldenserpfarrers Jean Henry Frédéric Charles Molly, insbesondere



mit der kleinen Louise. Ein zweites Mal besuchte er Pinache 1832 auf dem Rückweg nach Straßburg.

Notizen: Gegenläufig in den Freiraum der Zeichnung eingetragen.

27. Seite (rechts; bez.: 24)

Bleistiftzeichnungen: Oben rechts in der Ecke die knappe Andeutung einer hügeligen Landschaft mit einer Kirche am Ende eines Straßendorfs, unten sorgfältige Darstellung einer Dorfstraße, die im Fluchtpunkt auf die Fassade einer Kirche zuläuft, links oben bezeichnet »grosvillars«. Es handelt sich um den Ort Großvillars im Kraichgau, der 1699 von Waldensern gegründet wurde, die aus dem Piemont vertrieben worden waren. Muston gibt ein getreues Abbild der Dorfstraße mit ihren giebelständigen Häusern, die in den Grundzügen erhalten geblieben ist und die typisch für viele Waldensergründungen ist. Der Ort liegt an einem leichten Nordhang und ist im Kern heute noch als »barocke« Reißbrettsiedlung zu erkennen. Im Zentrum steht die Kirche, auf die alles zuläuft, wie auch das religiöse Leben hier seine Zielrich-

tung fand. Die Kirche mit dem vorgesetzten Glockenturm, der sich wie ein mahnender Zeigefinger emporreckt, stammt aus dem Jahre 1752. Sie hat keinen Vorplatz; neben ihr lagen seinerzeit das Pfarrhaus und das Rathaus.

Journal, Abs. 166, 168, 254: Muston reiste von Pinache über Mühlacker, Schönenberg und Dietlingen nach Großvillars, wo er von seinem Landsmann, dem letzten französisch predigenden württembergischen Waldenserpfarrer Daniel Mondon empfangen wurde (Porträt im Skizzenbuch S. 31).[28] Muston blieb eine Woche lang dort, um Akten der Waldensergeschichte zu studieren. Im Oktober 1833 besuchte er ihn während der Weinlese ein zweites Mal in Großvillars (254). Auf dem Friedhof steht noch der interessante Grabstein Daniel Mondons.

28. Seite (links; bez.: 25)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitige Darstellung einer Kirche mit rückseitigem Kirchhof, unten bezeichnet: »l'église de nordhausen du coté du cimetière«. Nordhausen, das heute zur Gemeinde Nordheim im Zabergäu in der Nähe von Heilbronn gehört, wurde 1700 von französischen Waldensern gegründet, die aus dem Piemont vertrieben worden waren. Ähnlich wie in Großvillars lässt der Ortskern noch das typische Waldenser Straßendorf erkennen. Die in alter Form erhaltene Kirche mit dem rückseitigen Friedhof wurde 1821 von Pfarrer Mulot, den Muston 1832 in Eltingen antreffen sollte, geweiht. Der Saal und der untere Turmteil sind aus Stein erbaut, der Giebelbereich und das Obergeschoss des Turms bestehen dagegen aus Fachwerk. Muston gibt eine genaue Bestandsschilderung der Rückseite, die von zwei großen Fenstern im Untergeschoss und zwei Luken im Fachwerkgiebel unter dem Walmdach gegliedert wird; darüber wird der gedrungene Turm mit dem spitz zulaufenden Helm sichtbar, den ein Wetterhahn schmückt. Der Standort des Zeichners ist der Kirchhof, den eine Mauer mit Tordurchgang von der Hauptstraße und den umliegenden Gebäuden trennt.

28 Vgl. Albert de Lange, Daniel Mondon. Der letzte Waldenserpfarrer in Württemberg, in: Die Waldenser. Spuren einer europäischen Glaubensbewegung. Begleitbuch zur Ausstellung in Bretten, 12. Mai – 1. August 1999, hrsg. von Günter Frank, Albert de Lange und Gerhard Schwinge, Bretten 1999, S. 141–157.



Journal, Abs. 172, 178, 181, 254: Von Großvillars brach Muston 1832, »ausgerüstet mit einem kleinen Kompaß, der mich in den Wäldern, welche die meisten Dörfer voneinander trennen, leiten soll«, nach Nordhausen auf. Dort wurde er »von einem armen Greis aufgenommen, dessen Gesichtszüge sehr an die Köpfe der Bergbewohner in den Alpen erinnern« (172). In Nordhausen hielt er den Waldensern, die seit 1823 zur lutherischen Landeskirche Württembergs gehörten, »eine letzte Predigt auf französisch« (178). Ein zweites Mal besuchte Muston Nordhausen 1833 von Heidelberg aus nach der Wanderung mit Büchner durch den Odenwald (254).



29. Seite (rechts; bez.: 26)

Bleistiftzeichnungen: Vier Porträtstudien: Links oben die Büste eines älteren Mannes mit markanten Zügen und wildem Bart und Haar, der ein dunkel schraffierter Hintergrund besonderes Gewicht verleiht. Die Darstellung hebt sich von den anderen Porträts des Skizzenbuchs ab; vielleicht ist eine Persönlichkeit der Waldensergeschichte gemeint. Daneben steht das sorgfältig gezeichnete und durch Schattenpartien modellierte Bruststück einer jungen Frau von südländischem Aussehen mit glattem dunklem Haar und dunkler, dekolletierter Robe. In der unteren Reihe folgen das etwas altjüngferlich wirkende Profilporträt einer Frau und die fast karikaturhafte Skizze eines lächelnden jungen Mannes, beide sicher nach der Natur gezeichnet. In der linken oberen Ecke wird mit sparsamem Strich eine Wiege angedeutet.



30. Seite (links; bez.: 27)

Bleistiftzeichnungen: Im Hochformat oben rechts das Porträt Georg Büchners fast en face, mit leichter Drehung nach links, darüber die Bezeichnung »Buchner«. Die Gesichtszüge stimmen weitgehend mit der separaten Federzeichnung Mustons überein (vgl. Abb. 1), die auch fast die gleichen Maße aufweist. Davon weichen vor allem die wirren, vom Wind ganz zerzausten Haare und der legere offene Kragen ab, Details, die den spontanen, unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Eindruck der Bleistiftzeichnung verstärken.

Unter der Kopfstudie wird eine Formation unregelmäßiger Felsbrocken sichtbar, auf denen eine kleine Gestalt sitzt. In dem rastenden Wanderer ist wiederum Büchner zu erkennen, der hier, wenn auch nur

schematisch, in ganzer Figur gegeben wird. Durch die Beischrift »la mer des roches« am unteren Rand lässt sich die Szene lokalisieren: Es handelt sich um das Felsenmeer im Lautertal, das Büchner und Muston bei ihrer Odenwald-Wanderung im Oktober 1833 aufsuchten. Die bizarre Felslandschaft, ein Resultat von Verwitterungsprozessen, wurde von den Römern zur Steingewinnung genutzt und ist mit römischen Werkstücken wie der »Riesensäule« durchsetzt. Das Felsenmeer muss schon zu Büchners Zeit eine Besucherattraktion gewesen sein.

Oben links fügt Muston die Studie der Samenkapsel, wohl einer Mohnkapsel, ein. Das botanische Motiv ist in dem Skizzenbuch singulär, verweist jedoch auf das ausgeprägte naturwissenschaftliche Interesse des Zeichners, das er mit Büchner teilte.

Journal, Abs. 246–253: Die Wanderung führte die Freunde von Darmstadt entlang der Bergstraße zur Burg Frankenstein und zum Magnetberg, sodann nach Zwingenberg, wo sie den Bruder Wilhelm Büchner besuchten. Sie bestiegen den Melibocus, die höchsten Erhebung des Odenwalds, wanderten weiter zum Felsberg, zum Felsenmeer, nach Schönberg, Heppenheim, Birkenau, zur Burgruine Windeck, ins Weschnitztal und nach Lützelsachsen, wo sie Abschied nahmen; danach gelangte Muston allein nach Heidelberg.

»Unterwegs erzählt er [Georg Büchner] mir seine Geschichte; er ist in allem leidenschaftlich: im Studium, in der Freundschaft, in seiner Bewunderung und seiner Abneigung: Vergötterer der Französischen Revolution, Verächter Napoleons; er sehnt sich mit seinem ganzen Wesen nach der deutschen Einigung; er hat sich in ein einer Art mystischen Anbetung in ein gefallenes Mädchen verliebt, das er auf die Stufe von Engeln zu erheben träumte. Ein Herz aus Gold durch und durch, sehr gebildet; ziemlich ausgelassen, dabei liebenswürdig, man konnte sich mit ihm nicht langweilen. […]« (249). »Wie schön wäre es, sagten wir uns, so eine Vergnügungsreise zu machen, mit einer jungen Freundin, einer Gefährtin, als Student gekleidet … usf. Die Variationen, die wir uns über dieses Thema ausmalten, waren unendlich. Beim vertraulichen Plaudern über solche Frivolitäten gelangten wir unter einen gewaltigen Stein, der als die *Riesensäule* bezeichnet wird; dann sahen wir auf einem Berghang eine fast vollständige Säule, die ein Erdrutsch mit ziemlich viel Felsgestein teilweise bedeckt hat, dem man als Ganzes den pompösen Namen *Felsenmeer* gibt; aber für den, der die Alpen gesehen hat, lohnt es nicht erst hinzuschauen« (251).



31. Seite (rechts; bez.: 28)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitige Darstellung eines im Grase Ruhenden, der sich im Schatten eines Zweigs mit in die Stirn geschobener Brille lesend an ein Gemäuer lehnt; im Hintergrund öffnet sich der Blick auf ein Straßendorf mit Kirche. Seitliche Repoussoirs rahmen die idyllische Komposition, die durch das ferne Dorf Tiefenräumlichkeit gewinnt. Der Bildtypus des in freier Natur lagernden Mannes geht auf die englische Porträtkunst des ausgehenden 18. Jahrhunderts zurück und schließt sich an das empfindsame Naturgefühl in der Nachfolge Rousseaus an. Die Bezeichnung am unteren Rand »le dernier des Pasteurs vaudois en Wurtemberg« verweist auf Daniel Mondon (1767–1840), der als der letzte waldensische Pfarrer die französische Kirchensprache in Württemberg beibehielt und sich – wenn auch vergebens – dafür einsetzte, dass die deutschen Waldenserkolonien nach der Integration in die lutherische Landeskirche ihre eigene Identität wahrten.[29] Mondon, der aus dem piemontesischen Bobbio, der Pfarrei von Mustons Vater, stammte, wirkte von 1798 bis 1828 als Pfarrer in Großvillars (siehe

29 Vgl. Anm. 28. Albert de Lange ist die Identifizierung des Porträts zu verdanken.

Skizzenbuch S. 27), wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1840 blieb. Den Grabstein des »celebre Mondon«, der auch waldensisches Archivmaterial gesammelt hatte, ziert die zum Topos gewordene Inschrift: »dernier Pasteur vaudois des Vaudois du Vürtemberg«.

Journal, Abs. 168–170, 188, 192, 254: Muston reiste 1832 nach Großvillars, um Daniel Mondon, »un des derniers pasteurs d'origine vaudoise« (168), zu treffen und wurde von ihm »wie ein Landsmann, ja fast wie ein Verwandter« empfangen (169). »Er nahm mich eine Woche lang bei sich auf, und ich hatte dort fast immer zu tun. Er hatte Bücher, Handschriften und Andenken, die in die rechte Ordnung gebracht werden mußten« (169). Muston besuchte Mondon noch einmal 1833 nach der Odenwald-Wanderung mit Büchner und erhielt alles, was »der alte Pastor« an waldensischen Dokumenten besaß, darunter wertvolle Originalhandschriften (254).

32. Seite (links; bez.: 29)

Bleistiftzeichnungen: Im Hochformat oben eine flüchtige Skizze, die den Blick zwischen Bäumen auf einen Hügel mit der Burg Frankenstein zeigt, darunter die Bezeichnung: »Frankenstein / la pierre libre / depuis la pierre / d'aimant« (aimant: Magnet). Im Sinn von »frank und frei« apostrophiert Muston den Frankenstein als den freien Stein; bei der Burg liegt im Wald der sagenumwobene Magnetberg, dessen Steinen magische Kraft zugesprochen wurde. Möglicherweise bringt Muston die Burg Frankenstein mit Mary Shelleys Erfolgsroman ›Frankenstein‹ (1818) in Zusammenhang, wie er den Lichtenstein mit Hauffs Roman verband (siehe Skizzenbuch S. 16).

Auf der Odenwald-Wanderung mit Büchner besuchte Muston die Burg Frankenstein, die nördlich von Zwingenberg auf einem Höhenrücken an der Bergstraße liegt. Die aus dem 13. Jahrhundert stammende Burganlage, die seit dem 18. Jahrhundert verfiel, wurde erst ab 1835 im Zuge der Romantik baulich gesichert. Muston erfasst die Umrisse der Kernburg mit der Ringmauer und dem quadratischen Turm sowie den tiefer liegenden Zwinger mit dem Torturm.

Im Querformat füllen neun Porträtstudien das restliche Blatt. Während die drei kleinen Frauenköpfe rechts unten ziemlich unausgeprägt bleiben, bemüht Muston sich bei den Porträts der Männer um indivi-



duelle Züge. Unter ihnen fällt besonders die mittige Büste eines jungen Mannes in dunkler Jacke mit modischem Stehkragen und sorgfältiger Frisur ins Auge. Er ähnelt zwar stark den Porträts von Georg Büchner (vgl. Abb. 1 und 2), doch der spezifische Ausdruck des Gesichts und das dichte, dunkle, sorgfältig frisierte Haar lassen wie der gesamte Habitus eher an den älteren Bruder Wilhelm Büchner (1816–1892) denken. Die beiden Wanderer besuchten ihn im Anschluss an Burg Frankenstein und den Magnetberg in Zwingenberg, wo er eine Apothekerlehre machte. Zum Vergleich kann ein Porträt Wilhelm Büchners – wohlfrisiert und elegant – aus Familienbesitz

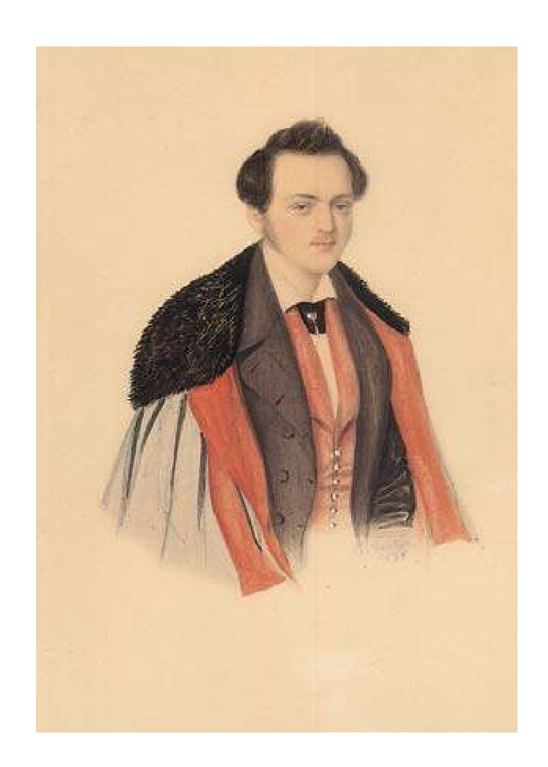


Abb. Wilhelm Büchner (Familienbesitz).

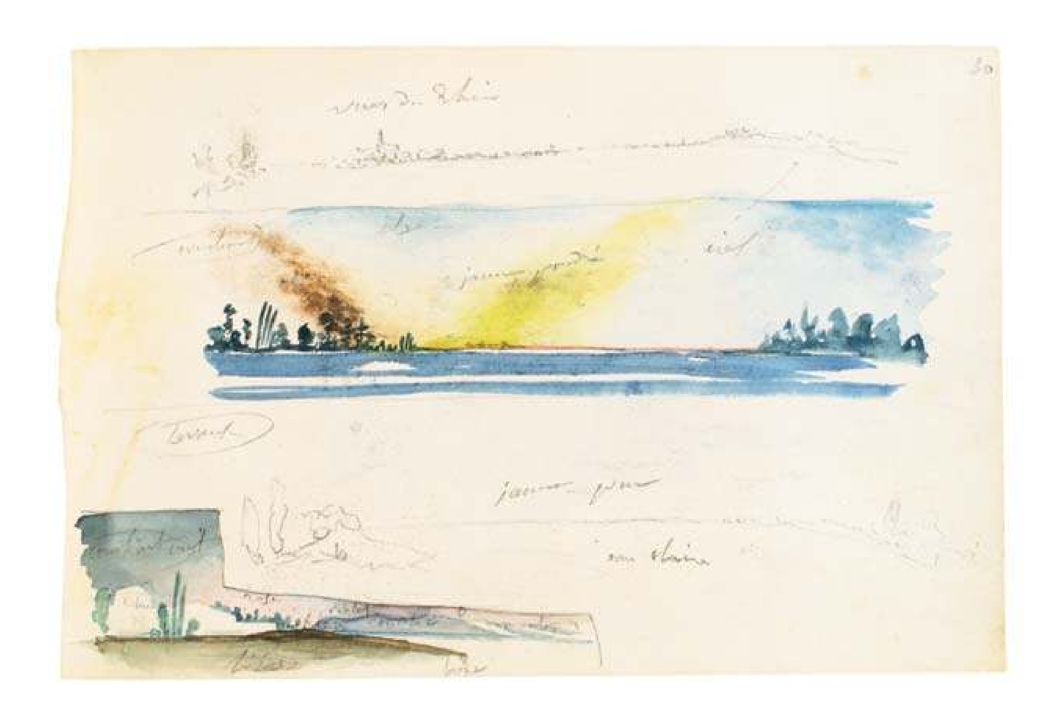
herangezogen werden, das J. Becker 1838 anfertigte. Das Aquarell ist rückseitig beschriftet: »Wilhelm Büchner 1816–1892 als Student (hatte große Ähnlichkeit mit seinem Bruder Georg!)«.[30]

Journal, Abs. 249–251: »Wir kommen unversehens nach Frankenstein, wo wunderschöne Wälder von Morgenstrahlen durchdrungen werden. Sie lassen die diamantbetauten Wiesen mit tausend Farben im Sonnenlicht auffunkeln, unter Gewölben von ganz dichtem, schattigem Laub, so weit das Auge reicht« (249). »Etwas weiter finden wir das, was als Magnetberg bekannt ist. Es ist ein Fels, der, wie man sagt, Kompaßnadeln ausschlagen läßt, aber er reißt uns keinesfalls die Nägel aus den Schuhen. [...]. Um die Zeit, in der Städter zu Mittag essen, kommen wir bei seinem Bruder [Wilhelm Büchner] an, der in Zwingenberg wohnt. Nachdem wir uns dort eine oder zwei Stunden aufgehalten haben, machen wir uns wieder auf den Weg, um den Melibocus zu besteigen« (250).

33. Seite (rechts; bez.: 30)

Aquarell und Bleistiftzeichnungen: Vier als horizontale Streifen angelegte Landschaftsskizzen, alternierend schwarzweiß oder farbig, oben mittig bezeichnet: »vues du Rhin«. Oben wird mit zartem Bleistiftstrich ein Panorama des Rheinufers mit einer Ortschaft und einer Kirche angedeutet. Es folgt ein »couchant« bezeichneter Sonnenuntergang über einer weiten Wasserfläche, deren Ufer beidseits von Bäumen gesäumt wird. Bleistiftnotizen wie »ciel« und »jaune poudré« bereiten die Aquarellierung vor, die locker und flüssig erfolgt. Der Blick auf das Wasser entspricht der Vogelperspektive, so dass der Standort des Zeichners an Bord eines Schiffes oder auf einer Brücke zu vermuten ist. Unter dem Aquarell wird fast dasselbe Naturmotiv in Bleistift wiederholt. Der Bezeichnung »levant« zufolge handelt es sich um einen Sonnenaufgang, der ebenfalls mit Farbangaben versehen, jedoch nicht koloriert ist. In der linken unteren Ecke findet sich das Aquarell eines zweiten Sonnenuntergangs, der »couchant nuit« bezeichnet und dementsprechend in gedämpfteren Farben angelegt ist. Bei diesen atmosphärischen Land-

30 Für die Erlaubnis zur Wiedergabe des Bildes sei dem Besitzer vielmals gedankt, ebenso Peter Brunner für freundliche Hinweise.



schaftsabstraktionen erlaubt Muston sich ein freies Spiel der Farbe, das an die poetischen Naturschilderungen im Journal anzuknüpfen versucht; dort schildert er mehrfach stimmungsvolle Sonnenauf- und -untergänge (siehe auch Skizzenbuch S. 6).

Journal, Abs. 214, 215, 259: Bei der Schiffsreise auf dem Rhein zu Beginn seiner zweiten Deutschlandreise erwähnt Muston 1833 einen »prachtvollen Sonnenuntergang«, den der Kunstkenner »würdig eines Claude Lorrain« erachtet (Abs. 214). Den darauf folgenden Sonnenaufgang beschreibt er: »Es ist noch dunkel; man kann genau verfolgen, wie der neue Tag ausbricht, vom Verschwinden der Sterne bis zum Sonnenaufgang: Das erste Morgengrauen, dann färbt sich der Osten zinnoberrot, die Oberfläche des Rheins wird silbern, die Luft kühler« (215). Zurück in Straßburg erlebt er eine Abendstimmung auf dem Münsterturm: »Der Sonnenuntergang war herrlich; große, rote Wolken breiteten ihre durchsichtigen Schleier am Horizont aus, dort wo der Rhein – wie ein Goldschwert zwischen den Blumen versteckt – zwischen der blauen Kette der Berge des Schwarzwalds in der Ferne und dem dunklen Grün seiner Ufer auf der französischen Seite ihr Licht widerspiegelte« (259).



34. Seite (links; bez.: 31)

Bleistiftzeichnung: Im Hochformat sorgsam ausgeführte Halbfigur eines Mädchens in dunklem Mieder und mit Halstuch. Das frische, offene Gesicht lässt das typische Schema von Mustons Frauengesichtern erkennen. Typisch ist auch die Sorgfalt, die er auf die straffe Biedermeierfrisur mit dem Chignon verwendet. Die Bezeichnung »Suzanne petite vaudoise / de Gros-Villar« verweist auf Suzanne Combe, die Muston 1833 in Großvillars traf.

Journal, Abs. 254: »Suzanne Combe, aufgeschlossen, fröhlich, zart und sanft […]. In meinem Skizzenbuch von damals habe ich noch die Zeichnung von Suzanne. Sie mochte ich am liebsten.«

Notizen, gegenläufig am unteren Rand.



35. Seite (rechts; bez.: 32)

Bleistiftzeichnungen: Im Hochformat sechs Porträts in unterschiedlichen Stadien der Ausführung. Oben links der Kopf einer jungen Frau mit ebenmäßigen schönen Zügen und einem Chignon, aus dem sich einige Locken im Nacken gelöst haben. Der Bezeichnung »C. M.« zufolge könnte es sich um Caroline, die Tochter des Pfarrers Daniel Mondon (Skizzenheft S. 31), handeln, die Muston ebenso wie Suzanne Combe (Skizzenheft S. 34) in Großvillars kennenlernte. Neben einer grotesken kleinen Maske folgt ein Männerkopf mit einer Art phrygischer Mütze (Jakobinermütze). Mittig sieht man den Kopf eines Jungen mit langen Locken, bezeichnet: »George Appia«. Es ist der kleine Sohn des Pfarrers Paul Appia, bei dem Muston 1833 in Frankfurt vor der Ab-

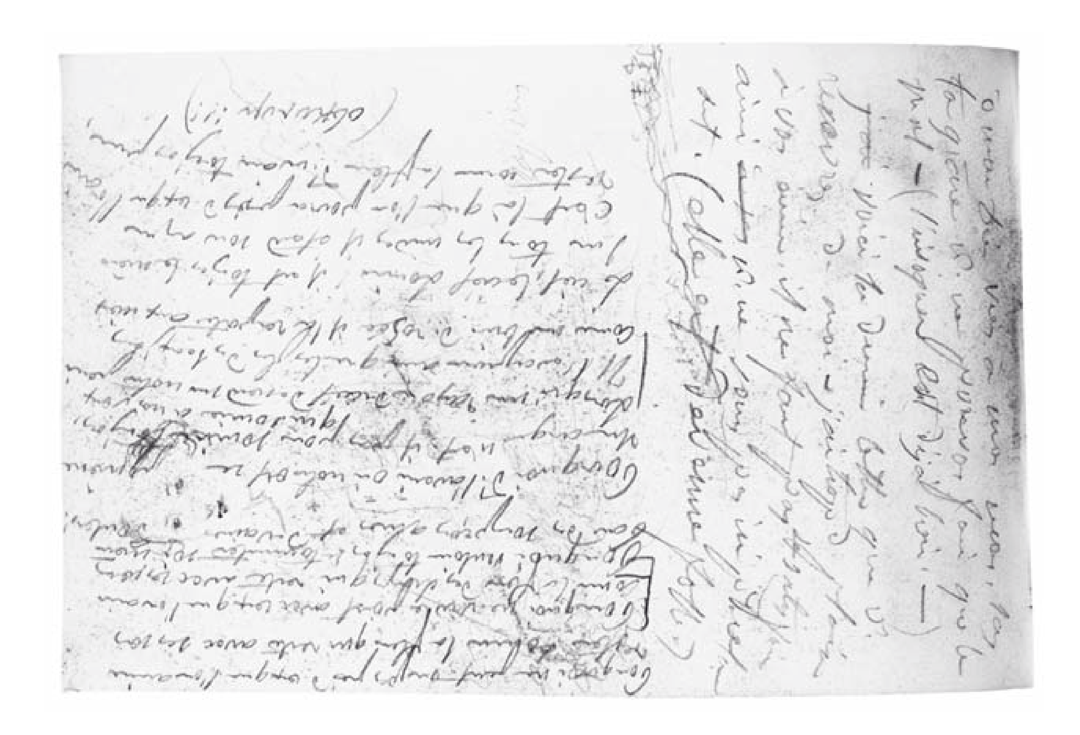
reise nach Darmstadt wohnte und wo er viel mit dessen Kindern zusammen war (Journal, Abs. 224, 229, 233). In der unteren Reihe finden sich, gegenläufig gezeichnet, zwei männliche Profilporträts. Das eine – mit scharfer Profillinie, Hakennase, vorspringendem Kinn und einer Mütze mit Fellaufschlag – zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit dem Porträt auf Seite 6 des Skizzenbuchs. Gegenüber steht das Bild eines Mannes mit Zweispitz, den eine Kokarde ziert; in der Hand hält er eine Tabakspfeife mit langem Holm. Die Skizze erinnert an die Darmstädter Episode, als Muston seine erste Pfeife raucht.

Journal, Abs. 172, 254: Caroline Mondon beschreibt Muston beim Besuch 1832 als »hochgewachsene, bildhübsche Person mit schwarzen Haaren und dunklen Augen, ganz der waldensisch-italienische Typ« (172) und beim Wiedersehen 1833 nach der Wanderung mit Büchner als »strahlend schön, majestätisch« (254).

Abs. 239: Muston erzählt, wie ihm 1833 bei einem Empfang der Familie Dittmar in Darmstadt die Tochter Louise »eine herrliche Meerschaumpfeife mit Bernsteinmundstück brachte und dazu einen Beutel mit orientalischem Tabak […]. Es war nichts dagegen zu machen, und so begann ich in den Abgrund der Pfeiferei zu versinken, in einem Alter, in dem damit junge Helden bereits aufhören.«



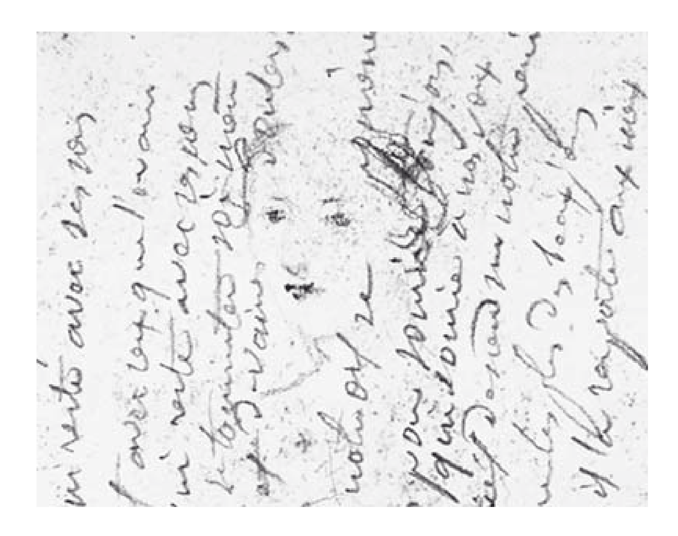
Detail in Originalgröße



36. Seite (links; bez.: 33)

Bleistiftzeichnung: Im Hochformat, kaum sichtbar, die schematische Skizze eines Frauenkopfes, der dicht überschrieben ist, so dass er zwischen den Zeilen hervorzuschauen scheint.

Notizen: Blattfüllend im Hoch- und Querformat.



Detail in Originalgröße



37. Seite (rechts; bez.: 34)

Bleistiftzeichnung auf bräunlichem Papier: Mit dickem Stift sehr kräftig ausgeführte Landschaftsskizze mit einer Ortschaft im Hintergrund. Der energische Duktus mit den zügigen Schraffuren und der Betonung des Vordergrunds, der die Tiefenwirkung des Raums verstärkt, ist für das Skizzenbuch ungewöhnlich und gleicht eher späteren Zeichnungen Mustons. Die schwer entzifferbare Bezeichnung lautet möglicherweise »Perouse«, wo Muston sich 1832 aufhielt. Vielleicht wurde die Skizze später aus der Erinnerung ausgeführt.

Journal, Abs. 162, 164, 168.

38. Seite (links; bez.: 35)

Vakat.

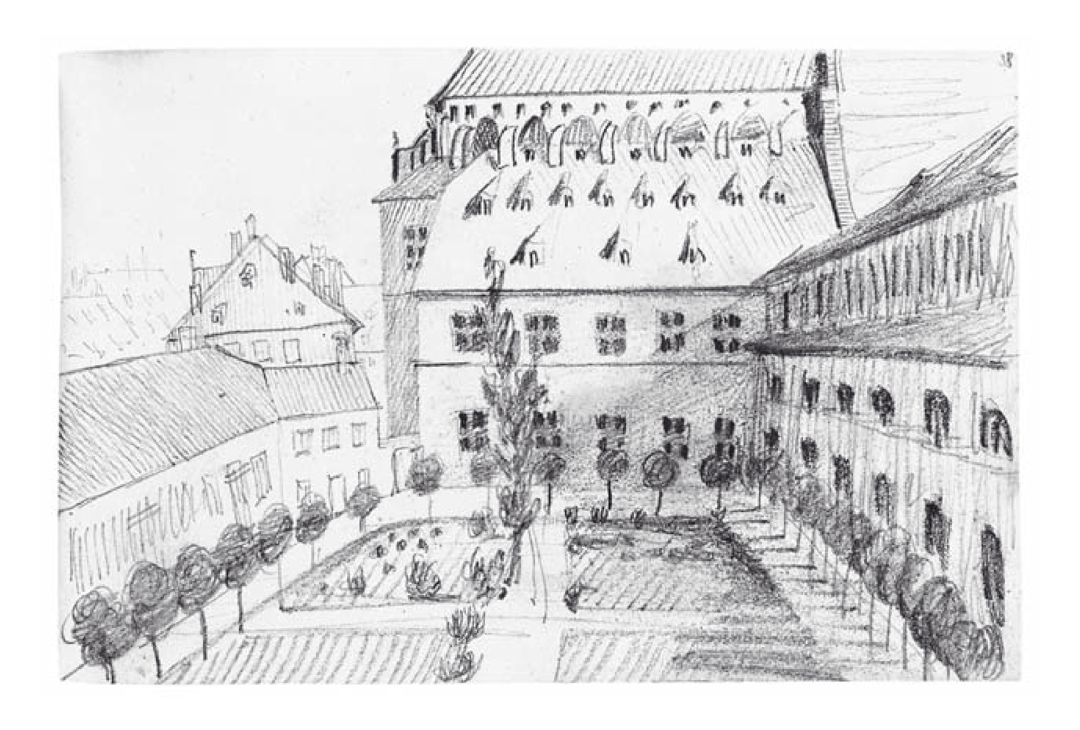


39. Seite (rechts; bez.: 36)

Bleistiftzeichnungen: Im Querformat oben eine flüchtige Skizze mit Reitern an einer Brücke, darunter eine Landschaft mit einer Stadt am Fluss. Im Hochformat Studie eines steilen Felshangs.

40. Seite (links; nicht bez.)

Vakat.



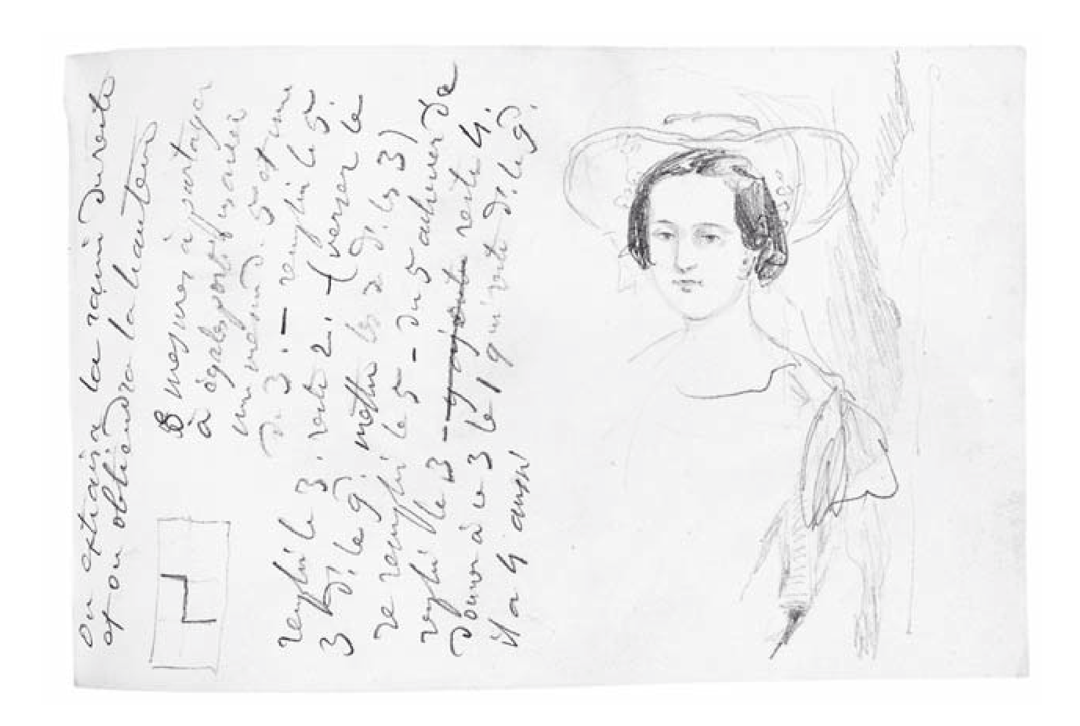
41. Seite (rechts; bez.: 38)

Bleistiftzeichnung: Ganzseitige, von den Blatträndern überschnittene Darstellung des 1543 gegründeten Collège Saint-Guillaume (Collegium Wilhelmitanum), das bis zum Brand im Jahre 1860 im ehemaligen Dominikanerkloster untergebracht war. Muston wohnte und studierte im Collège Saint-Guillaume. Der Zeichner schildert detailliert und liebevoll die dreiseitig um einen bepflanzten Hof angelegte Architektur des Collège Saint-Guillaume; im Hintergrund sieht man die Dominikanerkirche, wo die Universitätsbibliothek untergebracht war, die 1870 durch deutschen Beschuss vernichtet wurde.

Journal, Abs. 109, 110: »Die strenge Disziplin des Stifts steht im Einklang mit meinen Vorsätzen zu ernsthafter Neubesinnung und anhaltender Arbeit. – Um fünf Uhr morgens weckt uns die Glocke« (110).

42. Seite (links; nicht bez.)

Vakat.



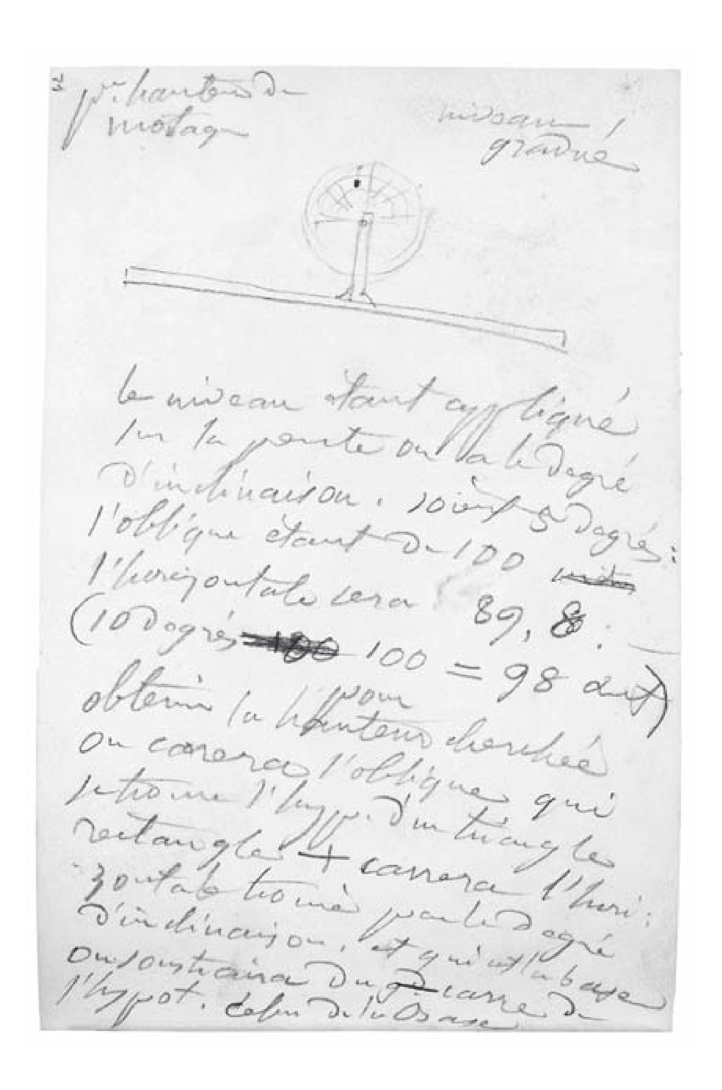
43. Seite (rechts; bez.: 40)

Vakat.

44. Seite (links; bez.: 41)

Bleistiftzeichnungen: Rechts das halbfigurige Porträt einer jungen Dame mit breitkrempigem Hut; das schöne, ebenmäßiges Gesicht wird von dunklem Haar umrahmt, der Körper nur mit flüchtigen Strichen angedeutet. Im Hochformat ist rechts am Rand die kursorische Skizze einer Berglandschaft zu erkennen.

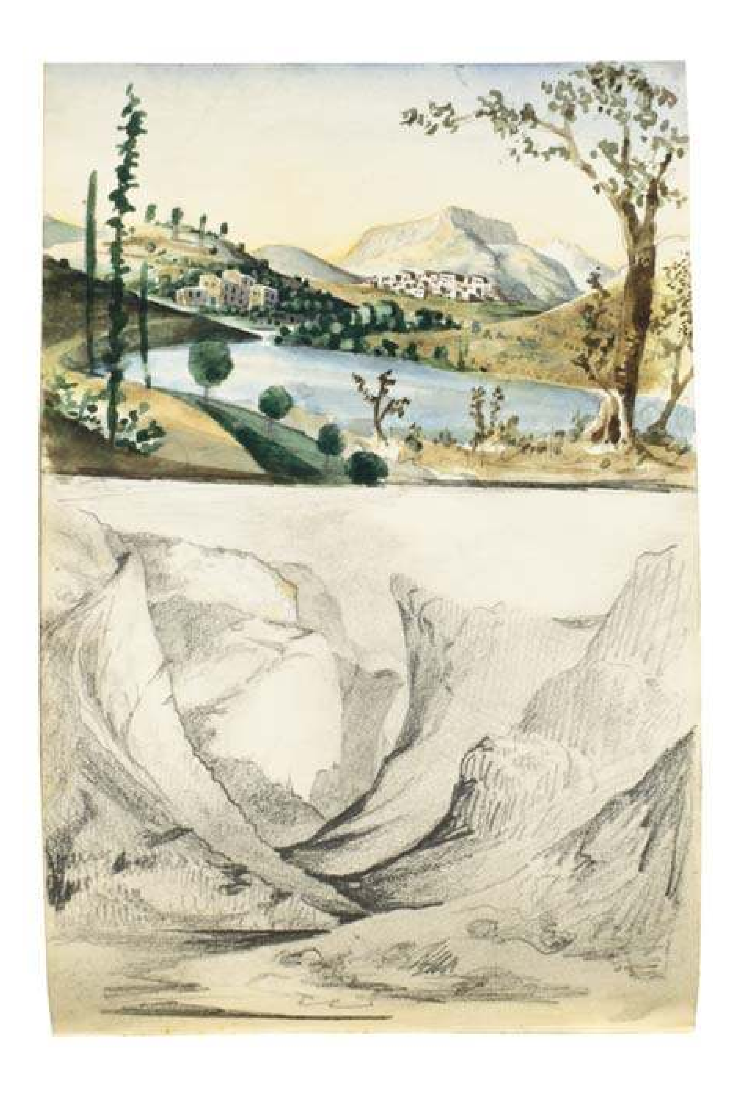
Notizen mit Maßangaben füllen links das Blatt.


pr hauteur de montagne
niveau gradué

le niveau étant appliqué
sur la pente on a le degré
d'inclinaison. soit 5 degrés
l'oblique étant de 100
l'horizontale sera 89,8
(10 degrés 100 = 98
obtenir la hauteur cherchée pour
on carrera l'oblique qui
se trouve l'hyp. d'un triangle
rectangle + carrera l'hori
zontale trouvée par le degré
d'inclinaison, et qui est la base
on soustraira du carré de
l'hypot. celui de la base

45. Seite (rechts; bez.: 42)

Bleistiftzeichnung: Im Hochformat eine mechanische Skizze mit Rad. *Notizen* füllen das Blatt.

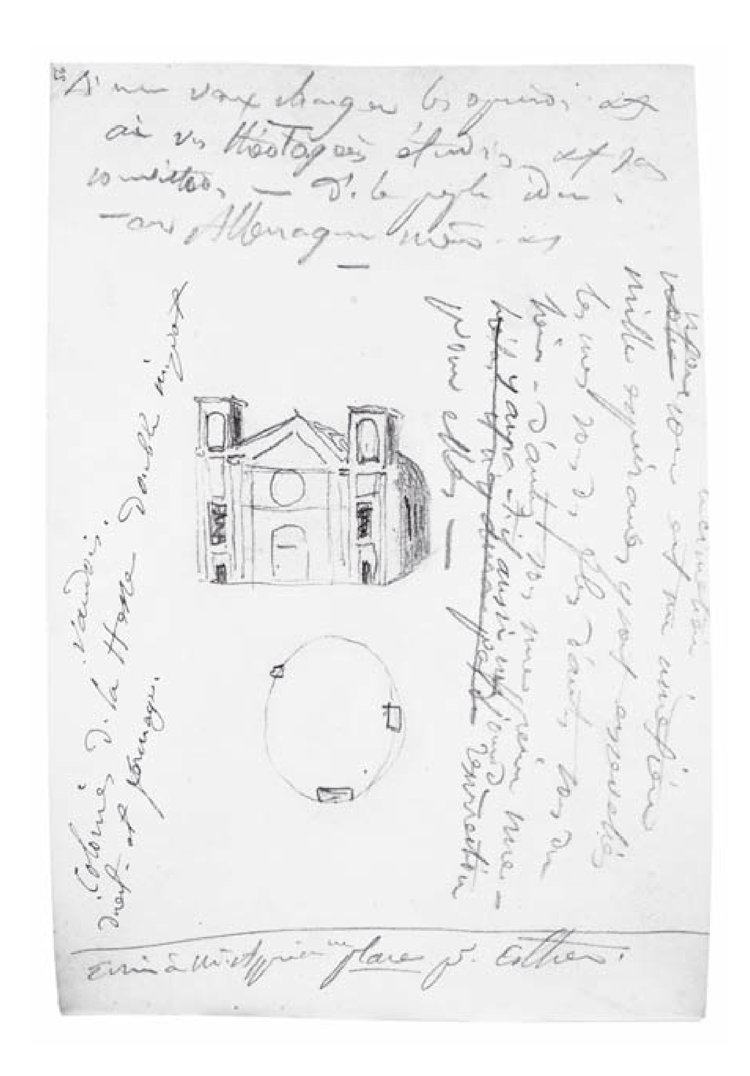


46. Seite (links; nicht bez.)

Aquarell und Bleistiftzeichnung: Im zweigeteilten Hochformat oben die farbige Idealdarstellung einer italienischen Berglandschaft an einem See, unten eine ornamental aufgefasste Gebirgslandschaft mit schroffen Felsen.

47.–58. Seite (nicht bez.)

Vakat.



59. Seite (rechts; bez.: 56)

Bleistiftzeichnung: Im Hochformat die schematisierte Skizze einer Kirche mit Doppelturmfassade und klassizistischem Dreiecksgiebel, deren Architektur an die Waldenserkirche von Mustons Geburtsort Torre Pellice erinnert, daneben ein kreisförmiger Grundriss.

Notizen in unterschiedlichem Schriftverlauf umgeben ringsum die Skizzen.

60–62. Seite (bez.: 57–59)

Notizen.



63. Seite (rechts; bez.: 60)

Bleistiftzeichnung auf bräunlichem Papier: Ganzseitige Ansicht eines Parks, durch den sich eine Allee mit Laubbäumen zieht; im Hintergrund wird die Umfassungsmauer mit dem Ausgang sichtbar, dahinter Gebäude der Stadt. Die lockere, flüssige Skizze ist unten links bezeichnet: »sortie du Strasbourg du coté de Contade«. Es handelt sich um den Parc du Contade an der Rue Turenne nahe der Place de la République, den Marschall de Contades 1764 auf dem ehemaligen Schießübungsplatz anlegen ließ. Während seiner Straßburger Zeit ging Muston dort gern spazieren.

Journal, Abs. 208, 211: »Am Vormittag gehe ich in den Contades, in dem die Sonne zwischen den Bäumen mich manchmal an Italien erinnert« (208).

64. Seite (links; bez.: 61)

Notizen.



65. Seite (rechts; bez.: 62)

Bleistiftzeichnungen: Im Hochformat Porträt eines Mädchens mit wallenden Locken und Rüschenkleid. Im Querformat zwei Skizzen einer bergigen Landschaft, beide bezeichnet: »Lhart.« Das bezieht sich wohl auf Lahr im Schwarzwald, wo Muston vorbeikam, als er 1834 zu seiner ersten Pfarrstelle in Rodoretto (franz.: Rodoret) reiste.

Notizen.

66.–70. Seite

Notizen.

Jakob Koeman

Die »Walpurgisnacht« auf der »Venusinsel«

Zu einer Episode in Eichendorffs Novelle ›Eine Meerfahrt‹

I.

Die um 1835/36 entstandene Novelle ›Eine Meerfahrt‹ von Joseph Freiherrn von Eichendorff enthält eine Haupterzählung über die Entdeckungsreise des Kapitäns Alvarez auf dem aus Valencia abgefahrenen Schiff ›Fortuna‹ im Jahre 1540 und eine Binnenerzählung über eine frühere Seefahrt in die Neue Welt unter dem Kommando des Don Diego von Leon.[1] Dessen Neffe, der Student Don Antonio, nimmt aus Neugier an der späteren Expedition teil. Beide Schiffe erreichen die irgendwo in unbekannter Ferne situierte »Venusinsel«. In beiden Fällen scheitern die Eroberungsversuche an dem heftigen Widerstand der einheimischen Bevölkerung. Die Befreiung vom Joch der *conquistadores* im Jahre 1510 kostet der schönen »Königin« der Insel das Leben. Sie sprengt sich selbst und das Schiff der Spanier in die Luft. Don Diego ist der einzige Überlebende. Am dritten Tag nach dem Desaster verschlägt es ihn auf eine unbewohnte, paradiesische Insel, wo er seitdem als Klausner lebt. Dreißig Jahre später wiederholt sich die Geschichte. Die »Wilden«, die gleich nach der Landung fremder Eindringlinge in einer nächtlichen Feier Schutz bei ihrer verstorbenen Herrscherin suchen,

1 Erstausgabe: Eine Meerfahrt, in: Joseph Freiherrn von Eichendorff's sämmtliche Werke, 2. Auflage, 6 Bde., Leipzig 1864, hier: Bd. 3: Novellen und erzählende Gedichte, S. 227–292. Edition: Eine Meerfahrt, in: Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe, begründet von Wilhelm Kosch und August Sauer, fortgeführt und hrsg. von Hermann Kunisch und Helmut Koopmann, Stuttgart, Berlin, Köln 1962–1994, Tübingen 1996–2007, Berlin und Boston 2012 ff. (zitiert als *HKA* mit Band- und Seitenangabe), hier: Bd. V/1: Erzählungen. Erster Teil. Text, hrsg. von Karl Konrad Polheim, 1998, S. 199–274. Aus dem Werk wird im folgenden mit bloßen Seitenzahlen im laufenden Text zitiert. Die Binnenerzählung ist die ›Geschichte des Einsiedlers‹ (S. 252–270).

© 2016 Jakob Koeman, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-008 | CC BY-NC-SA 4.0

vertreiben nochmals eine spanische Besatzungsmacht von der Insel. Dank der Hilfe von Alma, einer jungen Frau, die sich in Antonio verliebt hat, kann die Mannschaft der ›Fortuna‹ mit knapper Not entkommen. Zwei Tage später landen die Seeleute und Alma, deren Lebenslauf zu diesem Zeitpunkt noch unklar ist, auf der ›Paradiesinsel‹. Dort stellt sich heraus, dass der Einsiedler der verschollene Don Diego und Alma die Nichte der »Königin« ist. Diego hat im christlichen Glauben seelische Ruhe gefunden. Nach einem kurzen Aufenthalt segelt die Schiffsmannschaft nach Spanien zurück. Diego bleibt auf der Insel; Antonio nimmt Alma mit sich in seine Heimat.

Eichendorffs Novelle ist als eine spätromantische, von einer überkonfessionell christlichen Ethik geprägte Kritik an der gewalttätigen Kolonisierung der nichteuropäischen Welt und der brutalen Versklavung und Ausrottung fremder Völker, insbesondere der Indianer in Mittelamerika, zu interpretieren.[2] Literarhistorisch lässt sich diese Erzählung über eine doppelte Seefahrt aus der Zeit nach Christoph Kolumbus (Cristóbal Colón) in die bis ins 17. Jahrhundert zurückreichende Tradition der fiktionalen exotischen Reiseliteratur einordnen.[3] Auch kann sie als eine in symbolischer Sprache verfasste Darstellung des Lebens eines Menschen als einer »Meerfahrt« ins Unbekannte bzw. einer Reise ins Jenseits gedeutet werden.[4]

2 Einzelheiten über die benutzten Quellen, den sozialhistorischen Kontext und die poetisierende Vermittlung christlicher Glaubensinhalte in: Jakob Koeman, Die Darstellung der Welt als Paradies mit Kreuz. Zur Chiffrensprache der Natur bei Grimmelshausen, Eichendorff und Caspar David Friedrich, in: Simpliciana 36 (2014), S. 193–219. Die Bezeichnung ›Paradiesinsel‹ stammt vom Verfasser.

3 Eine kurze Übersicht mit Literaturhinweisen bietet Gero von Wilpert, Sachwörterbuch der Literatur, 8., verbesserte und erweiterte Auflage, Stuttgart 2001, s. v. Exotische Dichtung, S. 249–250.

4 Zu Komposition und Allegorik der Novelle u. a.: Werner Schwan, Bildgefüge und Metaphorik in Eichendorffs Erzählung ›Eine Meerfahrt‹, in: Sprachkunst 2 (1971), S. 357–389; Klaus Köhnke, »Hieroglyphenschrift«. Untersuchungen zu Eichendorffs Erzählungen, Sigmaringen 1986 (= Aurora-Buchreihe 5), Kap. 5: Zeit und Über-Zeit: ›Eine Meerfahrt‹, S. 105–132; Manfred Misch, Tabulae Salutis. Zu Eichendorffs ›Eine Meerfahrt‹, in: Aurora 51 (1991), S. 121–136.

II.

Kurz nach einer Windstille entdeckt die Mannschaft der ›Fortuna‹ irgendwo im Ozean »Land«. Es handelt sich um eine nicht auf der Seekarte eingezeichnete Insel. Weil es schon dunkelt, will man die Nacht abwarten, bevor man sich der unbekannten Küste nähert (S. 203–205). Nach Mondaufgang glauben die Seeleute in der dunklen Nacht »Syrenen« im rauschenden Wasser zu erblicken (S. 205 f.). Alvarez steigt in »das kleine Boot« hinab, um sie zu erwischen. Antonio folgt ihm. Vorangetrieben durch die Flut rudern sie »im verwirrenden Mondlicht« durch die Brandung. Das Boot läuft auf Grund und zerschellt »in tausend Trümmer«. Der ungestüme Hauptmann klettert auf den »ersten Gipfel«, wo er das Land in Besitz nimmt und sich eine Weile ein phantastisches Leben als König ausmalt, bis er die missliche Lage einsieht (S. 206–208). Mit welchen Vorurteilen gegen fremde Kulturen die Spanier aus ihrer Heimat abgesegelt sind, wird schon vor der ersten Begegnung mit der autochthonen Bevölkerung deutlich. Die beiden Männer wagen es nicht, den zurückgebliebenen Landsleuten durch Signale ihre Position auf der unbekannten Insel bekannt zu geben, »um das wilde Gesindel nicht gegen sich aufzustören, das vielleicht in den umherliegenden Klüften nistete« (S. 208). Um sich besser zu orientieren, besteigen sie einen höheren Berg. Die Darstellung der nächtlichen Wanderung enthält mehrere inhaltliche Parallelen zu der Wanderung zum Brocken, die Mephistopheles und Faust in der Szene ›Walpurgisnacht‹ im ersten Teil von Goethes Tragödie ›Faust‹ unternehmen.[5] Die von Alvarez im weiteren Verlauf der Ereignisse gemachte Bemerkung »Es ist Walpurgis heut« (S. 209) ist als Signal des Autors an die Rezipienten der Novelle aufzufassen. Man vergleiche:

> Da beschlossen sie endlich, einen der höhern Berggipfel zu besteigen, dort wollten sie sich erst umsehen und im schlimmsten Falle den

5 Edition: Faust. Texte, hrsg. von Albrecht Schöne, in: Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche, 40 Bde., Frankfurt am Main 1985–2013 (im folgenden zitiert als *FA*), I. Abt.: Sämtliche Werke, Bd. 7/1, 7. Auflage, 2007, S. 167–180: Walpurgisnacht; dazu Erläuterungen in: Bd. 7/2: Faust. Kommentare, 7. Auflage, S. 342–361. Aus dem Werk wird im folgenden im laufenden Text mit bloßen Versangaben zitiert. Vgl. die von Schöne vorgeschlagene Bühnenfassung ›Walpurgisnacht. Harzgebirg‹ in: FA I 7/1, S. 737–754.

> Morgen abwarten. Als sie nun aber in solchen Gedanken immer tiefer in das Gebirge hineingingen, kam ihnen nach und nach alles gar seltsam vor. Der Mondschein beleuchtete wunderlich Wälder, Berge und Klüften, zuweilen hörten sie Quellen aufrauschen, dann wieder tiefe weite Thäler, wo hohe Blumen und Palmen wie in Träumen standen. Fremde Rehe grasten auf einem einsamen Bergeshange, die reckten scheu die langen schlanken Hälse empor, dann flogen sie pfeilschnell durch die Nacht, daß es noch weit zwischen den stillen Felswänden donnerte. (S. 208)

FAUST
[…]
Im Labyrinth der Täler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!
[…]
MEPHISTOPHELES
[…]
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran,
Und leuchtet schlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!
(V. 3841–3844, 3851–3854)

Eichendorff konstruiert mit romantischen Stilmitteln eine unheimliche nächtliche Atmosphäre.[6] Nur die Palmen passen noch zu einer exotischen Landschaft. Je tiefer Alvarez und Antonio ins Gebirge hineingehen, desto mehr verwandelt sich die Natur in eine magische Welt. Das stimmt mit dem Inhalt von Goethes Text überein. Es lässt sich hier keine unmittelbare Bezugnahme auf die Szene ›Walpurgisnacht‹ nachweisen. Wohl aber enthält die oben zitierte Stelle aus der ›Meerfahrt‹ bestimmte Anklänge an den Passus über den orkanhaften, die Natur zerstörenden Anflug der Hexen zum Brocken.[7] »Fremde Rehe«, die

6 Zur Darstellung einer schauerlichen Nacht in der romantischen Belletristik u.a.: Klaus J. Heinisch, Deutsche Romantik. Interpretationen, Paderborn 1966, S. 154–200: Das Grauen der Nacht.

7 Siehe V. 3936–4020. Zu dieser Naturkatastrophe: FA I 7/2, S. 348 f.

»pfeilschnell durch die Nacht« *fliegen* und »zwischen den stillen Felswänden« ein *Donnern* verursachen (S. 208), gibt es in der Realität nicht. Diese Huftiere leben sowieso nicht auf einer tropischen Insel.[8] Es ging Eichendorff um die Wirkung akustischer Effekte in einer zauberhaften Umgebung, und die sind in der bekannten Darstellung der durch die Luft rasenden Hexenchöre in Goethes ›Walpurgisnacht‹ reichlich vorhanden.

In dem darauffolgenden Absatz werden zuerst ein Feuerschein und dann der Rundtanz der Wilden beschrieben. Beide Erzählabschnitte enthalten motivische Anlehnungen an die Szene in ›Faust I‹. Man vergleiche:

> Jetzt glaubte Antonio in der Ferne ein Feuer zu bemerken. Alvarez sagte: wo in diesen Ländern eine reiche Goldader durchs Gebirge ginge, da gebe es oft solchen Schein in stillen Nächten. Sie verdoppelten daher ihre Schritte, leis und vorsichtig ging es über mondbeglänzte Haiden, das Licht wurde immer breiter und breiter, schon sahen sie den Widerschein jenseits an den Klippen des gegenüberstehenden Berges spielen. Auf einmal standen sie vor einem jähen Abhange und blickten erstaunt in ein tiefes, rings von Felsen eingeschlossenes Thal hinab; kein Pfad schien zwischen den starren Zacken hinabzuführen, die Felswände waren an manchen Stellen wunderbar zerklüftet, aus einer dieser Klüfte drang der trübe Schein hervor, den sie von weitem bemerkt hatten. (S. 208 f.)

FAUST, MEPHISTOPHELES, IRRLICHT
im Wechselgesang
In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre!
Daß wir vorwärts bald gelangen,
In den weiten öden Räumen.

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüber rücken,

8 Zur Vermischung europäischer und exotischer Flora und Fauna in Eichendorffs ›Venuslandschaften‹ u.a.: Peter Schnyder, Exotismus und Spätromantik. Eichendorffs ›Meerfahrt‹ als Beitrag zum Kolonialdiskurs des 19. Jahrhunderts, in: Aurora 60 (2000), S. 129–145, hier: S. 132 f.

Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsennasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen!

Durch die Steine, durch den Rasen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
[…]
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden sich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu schrecken, uns zu fangen;
Aus belebten derben Masern
Strecken sie Polypenfasern
Nach dem Wandrer. Und die Mäuse
Tausendfärbig, scharenweise,
Durch das Moos und durch die Heide!
(V. 3871–3882, 3894–3902)

Nach dem Wechselgesang heißt es:

MEPHISTOPHELES
Fasse wacker meinen Zipfel!
Hier ist so ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erstaunen sieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.
FAUST
Wie seltsam glimmert durch die Gründe
Ein morgenrötlich trüber Schein!
Und selbst bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da steigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Glut aus Dunst und Flor,
Dann schleicht sie wie ein zarter Faden,
Dann bricht sie wie ein Quell hervor.
Hier schlingt sie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, sich durch's Tal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt sie sich auf einmal.
(V. 3912–3927)

Der zweite Teil des Absatzes handelt über den Kult des Inselvolkes:

> Zu ihrem Entsetzen sahen sie dort einen wilden Haufen dunkler Männer, Windlichter in den Händen, abgemessen und lautlos im Kreise herumtanzen, während sie manchmal dazwischen bald mit ihren Schilden, bald mit den Fackeln zusammenschlugen, daß die sprühenden Funken sie wie ein Feuerregen umgaben. Inmitten dieses Kreises aber, auf einem Moosbette, lag eine junge schlanke Frauengestalt, den schönen Leib ganz bedeckt von ihren langen Locken, und Arme, Haupt und Brust mit funkelnden Spangen und wilden Blumen geschmückt, als ob sie schliefe, und so oft die Männer ihre Fackeln schüttelten, konnten sie deutlich das schöne Gesicht der Schlummernden erkennen. (S. 209)

FAUST
[…]
Da sprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgestreuter goldner Sand.
Doch schau! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet sich die Felsenwand.
MEPHISTOPHELES
Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?
Ein Glück daß du's gesehen hast;
Ich spüre schon die ungestümen Gäste.
[…]
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
[…]
BEIDE CHÖRE
Es schweigt der Wind, es flieht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt sich gern.
Im Sausen sprüht das Zauber-Chor
Viel tausend Feuerfunken hervor.
(V. 3928–3935, 3950 f., 3990–3993)[9]

9 »Beide Chöre« – wohl als die der Hexen und der Hexenmeister zu verstehen (FA I 7/2, S. 350).

In beiden Texten löst die Natur bei den Wanderern Erstaunen, Angst und Schrecken aus. Alvarez und Antonio sehen einen wunderlichen Mondschein, tiefe Täler, eine Goldader, einen goldigen Schein im Gebirge, mondbeglänzte Heiden, zackige Klippen, einen jähen Abhang, zerklüftete Felswände, ein trübes Licht, sprühende Funken, einen Feuerregen, ein Moosbett; Mephistopheles und Faust beobachten labyrinthische Täler, einen roten Mond, überhängende Klippen, hohe Felsen, Moos und Heide, goldenen Sand, glimmernde Gründe, einen trüben Schein, eine leuchtende Glut, sprühende Feuerfunken. Obwohl bis soweit in Eichendorffs Text nicht von Hexen die Rede ist, dürfte die Szene aus ›Faust I‹ ihn zur Darstellung des für Außenseiter unheimlichen, nächtlichen Kultes der »Wilden« mit angeregt haben. Es gibt nämlich zwei auffällige wörtliche Übereinstimmungen: »der trübe Schein« (S. 209) – »Ein […] trüber Schein« (V. 3917); »die sprühenden Funken« (S. 209) – »Da sprühen Funken« (V. 3928).

Eichendorff muss die zur Ostermesse 1808 im Verlag von Johann Friedrich Cotta erschienene Erstausgabe des ersten Teils der ›Faust‹-Dichtung gekannt haben, zumal in Nummer 22 vom 15. Juni 1808 der ihm bekannten ›Zeitung für Einsiedler‹ die ›Walpurgisnacht‹-Verse 4158–4163 unter dem Titel ›Der Brocktophantasmist‹ und der ›Walpurgisnacht‹-Vers 4164 unter dem Titel ›Die Schöne‹ als Motto zu einer kritischen Mitteilung der »Einsiedler« wiedergegeben sind.[10] Eichendorff, der vom 17. Mai 1807 bis zum 12. Mai 1808 als Jura-Student in Heidelberg lebte, wo er unter dem Einfluss von Otto Heinrich Graf von

10 Zeitung für Einsiedler. In Gemeinschaft mit Clemens Brentano herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim bei Mohr und Zimmer. Heidelberg 1808. Mit einem Nachwort zur Neuausgabe von Hans Jessen, Darmstadt 1962, ›Der Brocktophantasmist.‹, Sp. 169 oben; ›Die Schöne.‹, Sp. 170 oben. In dem reproduzierten Passus aus ›Faust I‹ ist die Orthographie unverändert und die Interpunktion an sieben Stellen geringfügig angepasst. Vgl. den entsprechenden Passus in: Faust. Eine Tragödie. von Goethe, Tübingen 1808, S. 274 f. (ohne Numerierung der Verse). Der erste Text ist ein Goethe-Zitat (6 Verse) mit nur zwei inhaltlichen Änderungen: »Brocktophantasmist« (ebd., S. 274) → »Der Brocktophantasmist«; »spukt's in Tegel« (ebd., S. 275) → »spuckt (der Schlegel)«. Der zweite Text enthält den Vers »So hört doch auf, uns hier zu ennuyiren.«, die Quellenangabe »Aus Göthes vermehrten Faust S. 206.« und die Anzeige der »Erscheinung seiner sämmtlichen Werke«, in der die ungenaue Korrektur dieser Ausgabe kritisiert wird. Die Unterschrift »Einsiedler.« deutet auf die Herausgeber selbst. Vgl. V. 4158–4164.

Loeben (Isidorus Orientalis) zum Dichter reifte sowie Joseph Görres (von 1806 bis 1808 Privatdozent in Heidelberg) gut und Achim von Arnim (damals schon als Schriftsteller und Sammler von Volksliedern bekannt) flüchtig kennenlernte, hat dort gewiss vom Inhalt des literaturkritischen Organs der Heidelberger Romantik Kenntnis genommen.[11] Die Bezugnahme in Nr. 22 auf den »Brocktophantasmist«-Passus in der gerade erschienenen Ausgabe von ›Faust I‹ war für jeden gebildeten Leser leicht durchschaubar.[12] Das galt wohl auch für den Witz über Friedrich Schlegel.

Der fremde Kult der »Wilden« ist von der unbändigen Satansmesse bei Goethe zu unterscheiden. In dessen ›Walpurgisnacht‹ nehmen Mephistopheles und Faust in klarer Vernunft eine unmissverständlich antichristliche Hexenfeier wahr. Scharen von Frauen und Männern fliegen auf Besen, Stöcken, Gabeln und Böcken zum Blocksberg. In Eichendorffs Darstellung der nächtlichen Vorgänge tanzen dunkle Männer in geordnetem Rhythmus und ohne jeglichen Lärm um eine venushafte Frau, die zu schlafen scheint. Die Inselbewohner schlagen in regelmäßigem Takt mit ihren Schilden und Fackeln. Das alles schließt aber Reminiszenzen Eichendorffs an eine Lektüre von Goethes ›Faust‹ keineswegs aus, zumal beide Texte auf das für die Religions- und Kulturgeschichte des Abendlandes überaus wichtige Thema des Gegensatzes zwischen Gott und Teufel, Christentum und Heidentum fokussieren.

In Zusammenhang mit den oben erwähnten Bildmotiven des trüben Scheins und der sprühenden Funken lohnt sich ein Blick auf das Mammon-Motiv in beiden Texten. In der ›Meerfahrt‹ kommt es zum ersten Mal in der Episode über die von Alvarez unternommene Expedition ins Binnenland vor, und zwar in Verbindung mit der Goldgier der Seeleute. Während der »König« der »Wilden« die unvernünftigen Spanier mit

11 Zu dieser Lebensperiode: Günther Schiwy, Eichendorff. Der Dichter in seiner Zeit. Eine Biographie, München 2000, Kap. 8, S. 209–249.

12 Vgl. die Wortbildung »Proktophantasmist« in FA I 7/1, S. 177 f.; dazu FA I 7/2, S. 358; Albrecht Schöne, Götterzeichen, Liebeszauber, Satanskult. Neue Einblicke in alte Goethetexte, 3., ergänzte Auflage, München 1993, S. 119 f., Anm. 22. Zum Satzteil »dennoch spukt's in Tegel«: FA I 7/2, S. 359. Der Proktophantasmist (= After-Geisterseher) kommt in der ›Walpurgisnacht‹ dreimal zu Wort (V. 4144–4147, 4158–4163, 4165–4171). Goethe zielt hier auf den Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai.

Gold betört, schließen die Eingeborenen sie allmählich ein. Die Darstellung der Konfrontation mit den »Wilden« und der Begegnung mit ihrem »König« ist eine Satire auf den primitiven Materialismus der Weißen:

> Der König hatte unterdeß gewinkt, einige Wilde traten mit großen Körben heran, der König griff mit beiden Händen hinein und schüttete auf einmal Platten, Körner und ganze Klumpen Goldes auf seine erstaunten Gäste aus, daß es lustig durcheinanderrollte. Da sah man in dem unverhofften Goldregen plötzlich ein Streiten und Jagen unter den Spaniern, jeder wollte alles haben und je mehr sie lärmten und zankten, je mehr warf der König aus, ein spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund, daß seine weißen Zähne manchmal hervorblitzten, wie bei einem Tiger. Währenddeß aber schwärmten die Eingeborenen von beiden Seiten aus den Schluchten hervor, mit ihren Schilden und Speeren die Raufenden wild umtanzend.
>
> Da war Alvarez der erste, der sich schnell besann. Ehre über Gold und Gott über alles! rief er, seinen Degen ziehend und stürzte in den dicken Knäuel der Seinigen, um sie mit Gewalt auseinander zu wirren. Christen, schrie er, wollt ihr euch vom Teufel mit Gold mästen lassen, damit er euch nachher die Hälse umdreht, wie Gänsen? Seht ihr nicht, wie er mit seiner Leibgarde den Ring um euch zieht? – Aber der Teufel hatte sie schon verblendet; um nichts von ihrem Golde zurückzugeben, entflohen sie einzeln vor dem Hauptmann, sich im Walde verlaufend mit den lächerlich vollgepfropften Taschen. (S. 221 f.)

Obwohl Kapitän Alvarez in dieser misslichen Lage seine Mannschaft vor dem »Goldregen« warnt, ist auch er besessen von Gold.[13] Dank ihrer Musketen kommen die Seeleute glimpflich davon. Während der

13 Nachdem Antonio vom Hauptmast hinab die Entdeckung einer Insel mit dem Ausruf »die Gipfel brennen wie Gold« bestätigt hat, fragt Alvarez sofort: »Gold?«, nimmt sein Fernrohr und glaubt »das reiche Indien, das unbekannte große Südland« entdeckt zu haben (S. 204). Bei der ersten Erkundung der Insel fällt ihm gleich »eine reiche Goldader« auf (S. 208). Die Expedition von Don Diego diente ebenfalls nur materiellen Zwecken: »Wir hofften alle das wunderbare Eldorado zu entdecken.« (S. 253) Die meisten von Diegos Seeleuten »blendete das Gold, das überall verlockend durch den grünen Teppich der Insel schimmerte« (S. 263).

Flucht gerät Antonio in der finsteren Nacht auf Irrwege. Dann kommt er zur Besinnung:

> Da brannte ihn plötzlich sein Gold in der Tasche, auch er hatte sich nicht enthalten können, in dem Goldregen mit seinem Hütlein einige Körner aufzufangen. – Frei vom Mammon will ich schreiten auf dem Felde der Wissenschaft, sagte er und warf voll Verachtung den Goldstaub in den Sturm, es gab kaum einen Dukaten, aber er fühlte sich noch einmal so leicht. (S. 224 f.)

Auch Antonio, »ein armer Student aus Salamanka« (S. 201), hat der Verlockung des Reichtums nicht widerstehen können. Durch sein Gewissen findet er aber zum richtigen Lebensweg zurück. Bald darauf lernt er in einem verwilderten Garten auf wunderbare Weise »eine schlanke Frauengestalt« kennen (S. 226). Wie entscheidend für ihn der christliche Glaube ist, zeigt die allererste, in der Verwirrung gestellte Frage, die Antonio an die unbekannte, spanisch sprechende Frau stellt: »So bist du eine Christin?« (S. 226). Im »hellen Mondlicht« hält er sie für die verführerische »Frau Venus«, die Alvarez und er »gestern Nachts schlummernd in der Höhle gesehen« haben (S. 227). Schauernd springt er empor und reißt sich von ihr los. Als er davonrennt, schreit sie laut auf. Später wird die vermeintliche »Frau Venus« ihm und seinen Landsleuten bei der Flucht vor den »Wilden« aus der Not helfen.

In Goethes ›Walpurgisnacht‹ wird der Name des gefallenen Engels Mammon zweimal Mephistopheles in den Mund gelegt, zuerst in Vers 3915 im Kontext des im Gebirge glänzenden Goldes (»Hier ist so ein Mittelgipfel, | Wo man mit Erstaunen sieht, | Wie im Berg der Mammon glüht.« – V. 3913–3915), dann in Vers 3933 im Kontext des illuminierten Gebirgspalastes (»Erleuchtet nicht zu diesem Feste | Herr Mammon prächtig den Palast?« – V. 3932 f.).[14] Sowohl bei Goethe als bei Eichen-

14 Dazu Schönes Kommentar in FA I 7/2, S. 347 f. Ob John Miltons ›Paradise Lost‹ (erste Fassung: London 1667; endgültige Fassung: London 1674), das Goethe (in der deutschen Übersetzung ›Das Verlohrne Paradies‹ von Friedrich Wilhelm Zachariä) von Ende Juli bis Anfang August 1799 gelesen hat, als Quelle für diese Szene gedient hat, ist für das Verständnis der Verse 3915 und 3933 nicht wesentlich (ebd., S. 348). Eichendorff hat mit Sicherheit nicht auf Motive aus diesem englischen Epos zurückgegriffen. In seinem Gesamtwerk finden sich keine Belege für eine Beschäftigung mit Milton.

dorff ist das Mammon-Motiv eng verknüpft mit den Bildmotiven des trüben Scheins und der sprühenden Funken. Alle drei deuten auf das menschliche Grundübel der Habgier, das in ›Faust‹ und in der ›Meerfahrt‹ mit dem Vorhandensein von Gold im Boden zum Ausdruck gebracht wird. Am Fuß des Blocksbergs glimmert durch die Gründe ein morgenrötlich trüber Schein, schlingt sich eine leuchtende Flut von Goldadern durch das Tal; im prachtvollen, von Mammon erleuchteten Palast sprühen Funken wie ausgestreuter goldener Sand. Hinter solchen Naturerscheinungen lauert gemäß den im christlich-abendländischen Denken überlieferten Vorstellungen der ›Teufel‹ als Widersacher Gottes und Verführer des Menschen.[15]

Goldsuche und Profitgier waren im Zeitalter der Entdeckungsreisen (und auch danach) Merkmale des Kolonialismus imperialistischer Großmächte.[16] In der Novelle ›Eine Meerfahrt‹ (man beachte den unbestimmten Artikel im Titel) stellt Eichendorff diese Formen des Materialismus als schwere Sünden dar.[17] In der Binnenerzählung werden am Beispiel von Don Diego die schlimmen Folgen eines solchen Bestrebens dargestellt. Diego tut später lebenslang Buße für die begangenen Fehler. Die (rechtzeitige) Wahl eines Menschen zwischen Glauben oder Unglauben an Gott und an Jesus von Nazaret als *redemptor hominis* ist ein

15 Gleich am Anfang von Goethes ›Faust‹, im ›Prolog im Himmel‹, wird der Grundkonflikt zwischen Gott (Der Herr) und Teufel (Mephistopheles) schon angesprochen, besonders im Dialog der beiden. Siehe FA I 7/1, S. 23–28 (Text); FA I 7/2, S. 162–178 (Erläuterungen).

16 Forschungsliteratur zur europäischen, insbesondere zur spanischen Expansion (Auswahl): Don Martín Fernández de Navarrete, Colección de los viages y descubrimientos que hicieron por mar los españoles desde fines del siglo XV, […], Tomos I–V, Madrid 1825–1837 (Eichendorff benutzte wohl die Bde. 1–2, 1825, als historische Quelle für die ›Meerfahrt‹); Urs Bitterli, Die ›Wilden‹ und die ›Zivilisierten‹. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, 2., durchgesehene und um einen bibliographischen Nachtrag erweiterte Auflage, München 1991; Urs Bitterli, Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt, 4., durchgesehene Auflage, München 1992.

17 Vgl. in diesem Zusammenhang die Aussage Jesu: »Ihr könnt nicht beiden dienen, Gott und dem Mammon« (Mt 6,24b; Lk 16,13b). Schon das aramäische Wort für »Mammon« (so in Martin Luthers Bibelübersetzung) hat im Neuen Testament eine stark pejorative Bedeutung (siehe Lk 16,9–13). Bibelstellen werden zitiert nach: Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung, Stuttgart 1980, Lizenzausgabe Freiburg, Basel, Wien 1980.

wichtiges Thema in Eichendorffs poetischen Werken.[18] Nach seiner Überzeugung urteilt ja letzten Endes der auferstandene Jesus bzw. der verherrlichte Christus über ›das ewige Leben‹ eines Menschen und bestimmt Gott den Lauf der Weltgeschichte bzw. den Anfang seines ›Reiches‹,[19] also nicht »Herr Mammon« (V. 3933) bzw. »Herr Urian« (V. 3959), wie überwältigend die Macht des Bösen in der Welt mitunter auch sein mag.[20] Darin liegt ein wesentlicher Unterschied zu Goethes ›Naturtheologie‹.[21] Der Weimarer Klassiker hielt das Christentum keineswegs für die einzig wahre Religion (Brief an Johann Gottfried Herder vom [12.] Mai 1775),[22] postulierte die Offenbarung Gottes

18 Ein prägnantes Beispiel aus Eichendorffs jungen Jahren ist das etwa 1808/09 entstandene Gedicht ›Das Gebet‹. Erstdruck in: Eichendorff, Sämmtliche Werke (Anm. 1), Bd. 1: Biographische Einleitung und Gedichte, 1864, S. 588 f. Es wurde mit einigen Textvarianten (u.a. Schlusszeile: »Hilfst du nicht in meiner Not!« → »Jesus, hilf in meiner Not!«) ins Märchen ›Die Zauberei im Herbste‹ (entst. 1808/09) eingefügt. Siehe die 2. und 3. Strophe im Lied mit der Anfangszeile »Aus der Kluft treibt mich das Bangen« (HKA V/1, S. 8 f.). Auf die im Neuen Testament erwähnte Wahl des Menschen zwischen dem ›schmalen Weg‹ (Christus) und dem ›breiten Weg‹ (Mammon) wird auch in Goethes Szene ›Walpurgisnacht‹ angespielt. Vgl. die dreiste Frage des Hexenchors: »Der Weg ist breit, der Weg ist lang, | Was ist das für ein toller Drang?« (V. 3974 f.) mit den warnenden Worten Jesu (Mt 7,13–14). Siehe auch Lk 13,24–30.

19 Siehe etwa das anlässlich der Revolution von 1848 verfasste Gedicht ›Will's Gott!‹; Edition: HKA I/3: Gedichte. Zweiter Teil. Verstreute und nachgelassene Gedichte. Text, hrsg. von Ursula Regener, 1997, S. 9, Reinschriftenzusammenstellung von 1854, »IV. Will's Gott!«.

20 Auch in ›Faust‹ bleibt die Macht des Bösen auf die Erde beschränkt. Vgl. die Diskussion um den »Doktor« bzw. den »Knecht« Faust und die anschließende Wette zwischen dem »großen Herrn« und dem »Teufel« im ›Prolog im Himmel‹ (V. 299–353). Vgl. Jesu Worte über den »Herrscher der Welt«, der über ihn »keine Macht« habe (Joh 14,30) und schon (vom »Vater«) »gerichtet« sei (Joh 16,11). Siehe auch Joh 12,31–32.

21 Aus der umfangreichen Forschungsliteratur zu Goethes Religiosität seien lediglich zwei Werke erwähnt: Helmut Thielicke, Goethe und das Christentum, München und Zürich 1982 (vgl. auch Helmut Thielicke, Glauben und Denken in der Neuzeit. Die großen Systeme der Theologie und Religionsphilosophie, 2., durchgesehene und erweiterte Neuauflage, Tübingen 1988, Kap. 6, S. 156–225); Albrecht Schöne, Goethes Farbentheologie, München 1987.

22 FA II 1 (28): Von Frankfurt nach Weimar. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 23. Mai 1764 bis 30. Oktober 1775, hrsg. von Wilhelm Große, 1997, S. 451 (Text, Datierung: etwa 12. Mai 1775) und S. 956 f. (Kommentar). In diesem Brief

in der Natur (Brief an Johann Caspar Lavater vom 9. August 1782)[23] und glaubte überhaupt nicht an Christus als Erlöser der Welt (Brief an Herder vom 3./4. September 1788).[24] Eichendorffs dichterische und literaturhistorische Werke zeigen eine prinzipielle Ablehnung der griechisch-römischen Mythologie als ›Heidentum‹ und einen festen Glauben an das Christentum katholischer Konfession.[25] Darin liegt die Hauptursache für das problematische, nach etwa 1831 gespannte Verhältnis zwischen dem ›Dichterfürsten‹ Goethe und dem fast 39 Jahre jüngeren Beamten Eichendorff.[26]

Es fällt auf, dass in beiden Texten die Heide als eine unheimliche Landschaft dargestellt wird. Außer der bereits zitierten Stelle (V. 3902) enthält Goethes ›Walpurgisnacht‹ einen weiteren Passus, wo die struppige

schreibt Goethe u.a.: »Wenn nur die ganze Lehre Von Christo nicht so ein Scheisding wäre, das mich als Mensch als eingeschräncktes bedürftiges Ding rasend macht so wär mir auch das Objeckt lieb.« (ebd., S. 451)

23 FA II 2 (29): Das erste Weimarer Jahrzehnt. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 7. November 1775 bis 2. September 1786, hrsg. von Hartmut Reinhardt, 1997, S. 440–442 (Text) und S. 990 f. (Kommentar). Der ganze Brief an den reformierten Zürcher Pfarrer ist eine Kritik an dessen Glaubensüberzeugung. Dazu ein Beispiel: »Du hältst das Evangelium wie es steht, für die göttlichste Wahrheit, *mich* würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter aufersteht, vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur.« (ebd., S. 440 f.)

24 FA II 3 (30): Italien – Im Schatten der Revolution. Briefe, Tagebücher und Gespräche vom 3. September 1786 bis 12. Juni 1794, hrsg. von Karl Eibl, 1991, S. 423–425 (Text) und S. 906 f. (Kommentar). Der betreffende Passus vom 3. September lautet: »Es bleibt wahr: das Mährchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch 10/m Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebenso viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu vertheidigen als es zu bestreiten.« (ebd. S. 424)

25 Dazu: Dieter Lent, Die Dämonie der Antike bei Eichendorff, Diss. Freiburg im Breisgau 1964, S. 86–103; Arno Schilson, Romantische Religiosität? Religion als Thema im Werk Eichendorffs, in: Eichendorffs Modernität, hrsg. von Michael Kessler und Helmut Koopmann, Tübingen 1989 (= Stauffenburg Colloquium 9), S. 121–139; Winfried Woesler, Eichendorff und die antike Mythologie, ebd., S. 203–221; Peter Horst Neumann, Wohin mit den Göttern? Eine klassische Frage und die Antworten der Romantiker, in: Aurora 51 (1991), S. 1–14.

26 Dazu Schiwy, Eichendorff (Anm. 11), Kap. 1, S. 17–25, hier: S. 17–22.

Heide als Chiffre der Natur auf die Verstrickung des Menschen in die listigen Pläne des Teufels hindeutet:

BEIDE CHÖRE
Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So streichet an dem Boden hin.
Und deckt die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit.
(V. 4012–4015)

Auch in Eichendorffs ›Mehrfahrt‹ gehört die Heide zu einer konstruierten Naturdarstellung: »Sie verdoppelten daher ihre Schritte, leis und vorsichtig ging es über mondbeglänzte Haiden, […].« (S. 208) Alvarez und Antonio wissen, dass sie in dieser Umgebung auf der Hut sein müssen. Wovor sie aufpassen müssen, wird nicht mitgeteilt, was die Spannung ebenso sehr erhöht wie die Verdoppelung ihres Wandertempos. Das damalige Lesepublikum konnte sich die angedeutete Bedrohung leicht ausmalen, denn in der deutschen Literatur ist die Heide oft der Ort für das Zusammentreffen eines Menschen mit dem Teufel.[27]

Die oben zitierten Passagen unterbauen die These eines thematischen Zusammenhangs zwischen dem Rundtanz der »Wilden« in der Novelle ›Eine Meerfahrt‹ und dem Satanskult in Goethes Szene ›Walpurgisnacht‹. In beiden Texten fungiert Gold als dämonisches Lockmittel, erhalten die Protagonisten Einblicke in die ›Unterwelt‹ des Heiden-

27 Ein bekanntes Beispiel aus der Belletristik des frühen 19. Jahrhunderts ist Kapitel V in Chamissos Erzählung ›Peter Schlemihls wundersame Geschichte‹. Der Protagonist trifft »auf einer sonnigen Heide« den »Mann im grauen Rock«, dem er vorher (vgl. Kapitel I) seinen Schatten für einen Säckel, der sich immer wieder mit Goldstücken füllt, verkauft hat. Er kann seinen Schatten zurückbekommen, wenn er dem »grauen Unbekannten« seine Seele vermacht, geht aber nicht auf dieses Angebot ein. Siehe: Peter Schlemihl's wundersame Geschichte mitgetheilt von Adelbert von Chamisso und herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Nürnberg 1814, Kap. V, S. 56–69, hier: S. 62–68. Die zitierten Stellen finden sich auf S. 62 und 63. Weitere Beispiele für die Heide als unheimlichen Ort in: Der Teufel Grünrock, Erstdruck in: Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm, 2 Bde., Berlin 1812–1815, hier: Bd. 2, Nr. 15, S. 99–103; Der Bärenhäuter (umgearbeitete Fassung von ›Der Teufel Grünrock‹), Erstdruck in: Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm, 5., stark vermehrte und verbesserte Auflage, 2 Bde., Göttingen 1843, hier: Bd. 2, Nr. 101, S. 93–99.

tums bzw. des Antichristen, rufen mysteriöse Umstände eine unheimliche Atmosphäre hervor.

Nach der Beschreibung des Tanzrituals und der seltsamen »Frauengestalt« (siehe oben) wird erzählt, wie Alvarez und Antonio die ›heidnische‹ Kulthandlung zu deuten versuchen. Der betreffende Textabschnitt lautet:

> Es ist Walpurgis heut, flüsterte Alvarez nach einer kleinen Pause, da sind die geheimen Fenster der Erde erleuchtet, daß man bis ins Centrum schauen kann. – Aber Antonio hörte nicht, er starrte ganz versunken und unverwandt nach dem schönen Weibe hinab. Vermaledeiter Hexensabath ist's, sagte der Hauptmann wieder, Frau Venus ist's! in dieser Nacht alljährlich opfern sie ihr heimlich, e i n Blick von ihr, wenn sie erwacht, macht wahnsinnig. – Antonio, so verwirrt er von dem Anblick war, ärgerte doch die Unwissenheit des Hauptmanns. Was wollt Ihr? entgegnete er leise, die Frau Venus hat ja niemals auf Erden wirklich gelebt, sie war immer nur so ein Symbolum der heidnischen Liebe, gleichsam ein Luftgebild, eine Chimaire. Horatius sagt von ihr: Mater saeva cupidinum. – Sprecht nicht lateinisch hier, das ist just ihre Muttersprache! unterbrach ihn Alvarez heftig und riß den Studenten vom Abgrunde durch Hecken und Dornen mit sich fort. Der Teufel, sagte er, als sie schon eine Strecke fortgelaufen waren, der Teufel – Wollt sagen: der – nun, Ihr wißt schon, man darf ihn heut nicht beim Namen nennen – der hat für jeden seine besondern Finten, unsereins faßt er geradezu beim Schopf, eh' man sichs versieht, euch Gelehrte nimmt er säuberlich zwischen zwei Finger wie eine Prise Tabak. (S. 209 f.)

Bei Eichendorff ist die Lokalisierung der Vorgänge in der »Walpurgisnacht« vage: eine Kluft auf irgendeiner weit von Europa entfernten Insel. In Goethes Szene ist die Ortsangabe präzis. Faust sagt zu Mephistopheles: »Zum Brocken wandlen wir in der Walpurgisnacht, | Um uns beliebig nun hieselbst zu isolieren.« (V. 4032 f.)[28] Die Anspielung auf

28 Siehe auch die Ortsangabe zu der ganzen Szene: »Harzgebirg⟨.⟩ Gegend von Schirke und Elend« (FA I 7/1, S. 167) und zwei weitere Textstellen: »Brocken« (V. 3956), »Blocksberg« (V. 4221).

die Walpurgisnacht bzw. einen Hexensabbat knüpft nicht nur an die Tradition des Volksaberglaubens und der Literatur an,[29] sondern auch an Erfahrungen, die Joseph von Eichendorff dreißig Jahre vor der Konzeption der Novelle ›Eine Meerfahrt‹ im Harzgebirge gemacht hatte.[30]

Die »junge schlanke Frauengestalt« bzw. die vermeintliche »Frau Venus« (S. 209) ist eine aus exotischen und klassischen Elementen zusammengesetzte Figur. Ihr Aussehen lässt zwar an bestimmte Venusgestalten in der abendländischen Kulturgeschichte denken,[31] kann aber nicht auf ein konkretes Vorbild in der antiken oder neuzeitlichen Plastik, Malerei und Literatur zurückgeführt werden.[32] In Wirklichkeit ist

29 Siehe etwa: Wörterbuch der Deutschen Sprache. Veranstaltet und herausgegeben von Joachim Heinrich Campe, 5 Tle., Braunschweig 1807–1811, hier: Tl. 5, 1811, s. v. Die Walpurgisnacht, S. 561 (r. Sp.). Vgl. Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, Göttingen 1835, Kap. XXVII: Zauberei, S. 579–638, hier: S. 591–597 (Hexenfa[h]rt, Hexen).

30 Als Student reiste er mit seinem älteren Bruder Wilhelm im September 1805 von Halle durch den Harz nach Hamburg und Lübeck bis Travemünde. Über die abenteuerliche Wanderung zum Brocken berichten die Tagebücher vom 12., 13. und 14. September 1805. Siehe HKA XI/1: Tagebücher. Text, hrsg. von Franz Heiduk und Ursula Regener, 2006, S. 172–179; dazu Erläuterungen in: HKA XI/2: Tagebücher. Kommentar, hrsg. von Franz Heiduk und Ursula Regener, 2006, S. 49–54. Zur »Wallfahrt nach dem Broken« (ebd., S. 175) siehe auch Alfred Riemen, Harzreisen. Eichendorff zwischen Goethe und Heine, in: Aurora 56 (1996), S. 1–16; Schiwy, Eichendorff (Anm. 11), S. 174–187.

31 Forschungsliteratur (Auswahl): M. Benjamin Hederich, Gründliches Lexicon Mythologicum. […], Leipzig 1724, s. v. VENVS, Sp. 1922–1928; Campe, Wörterbuch der Deutschen Sprache (Anm. 29), Tl. 5, s. v. Die Venus, S. 259; Christine Harrauer und Herbert Hunger, Lexikon der griechischen und römischen Mythologie mit Hinweisen auf das Fortwirken antiker Stoffe und Motive in der bildenden Kunst, Literatur und Musik des Abendlandes bis zur Gegenwart, 9., vollständig neu bearbeitete Auflage, Purkersdorf 2006, s. v. Venus, S. 555–557; Eric M. Moormann und Wilfried Uitterhoeve, Lexikon der antiken Gestalten. Mit ihrem Fortleben in Kunst, Dichtung und Musik. Übersetzt von Marinus Pütz, Stuttgart 1995 (= Kröners Taschenausgabe 468), s. v. Aphrodite, S. 82–91. Eine Analyse der historischen Entwicklung des Venus-Themas in der bildenden Kunst bietet Kenneth Clark, The Nude. A Study of Ideal Art, London 1956, [2]1957, Ch. III: Venus I, S. 64–112 (von der Antike bis zur Renaissance), Anmerkungen: S. 369–375; Ch. IV: Venus II, S. 113–161 (von der Renaissance bis zum 19. Jahrhundert), Anmerkungen: S. 375–380.

32 Das gilt auch für Eichendorffs eigenes Werk. Vgl. etwa die Venus-Statue in der Novelle ›Das Marmorbild‹. Erstdruck in: Frauentaschenbuch für das Jahr 1819

diese Frau, deren Identität und Schicksal erst nach der eingeschobenen ›Geschichte des Einsiedlers‹ enthüllt werden, der in der eisigen Luft einer Bergkluft konservierte Leichnam der beim früheren Kampf gegen weiße Kolonisten ums Leben gekommenen »Königin« der »Wilden«.[33] Dunkle »Männer« suchen nach der erneuten Ankunft fremder Eroberer Hilfe bei ihrer »auf einem Moosbette« schlummernden Freiheitsheldin.[34] Sie haben »Windlichter in den Händen«, schlagen brennende Fackeln zusammen und schütteln sie, wodurch ein Sprühregen von Funken entsteht (S. 209; vgl. V. 3992 f.). In der Darstellung der nächtlichen Feier kommt das Wort »Fackeln« zweimal vor. Diese Todesallegorie hat Eichendorff der antiken Kultur entnommen. In der griechischen Mythologie wurde der Tod als Jüngling mit gesenkter Fackel, der Schlaf als Jüngling mit erhobener Fackel personifiziert.[35] In diesem Bedeu-

von de la Motte Fouqué, Nürnberg 1819 (erschienen 1818), S. 335–396; Edition: Das Marmorbild. Eine Novelle, in: HKA V/1, S. 29–82. – Forschungsliteratur (Auswahl): Manfred Beller, Narziß und Venus. Klassische Mythologie und romantische Allegorie in Eichendorffs Novelle ›Das Marmorbild‹, in: Euphorion 62 (1968), S. 117–142; Klaus Köhnke, Mythisierung des Eros. Zu Eichendorffs Novelle ›Das Marmorbild‹, in: Acta Germanica 12 (1980), S. 115–141; Dieter Breuer, Marmorbilder. Zum Venus-Mythos bei Eichendorff und Heinse, in: Aurora 41 (1981), S. 183–194; Winfried Woesler, Frau Venus und das schöne Mädchen mit dem Blumenkranze. Zu Eichendorffs ›Marmorbild‹, in: Aurora 45 (1985), S. 33–48; Waltraud Wiethölter, Die Schule der Venus. Ein diskursanalytischer Versuch zu Eichendorffs ›Marmorbild‹, in: Eichendorffs Modernität (Anm. 25), S. 171–201.

33 Siehe S. 231–233 und S. 271 f.

34 Sie liegt da, »als ob sie schliefe« (S. 209). Das sanfte Moos passt gar nicht zur Landschaft einer tropischen Insel. Es handelt sich um eine Chiffre der Natur, die den liebevollen Respekt der Eingeborenen vor ihrer früheren »Königin« andeutet. Vgl. das Wort »Moos« in ›Faust I‹ (V. 3902).

35 Wörterbuch der Symbolik. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachwissenschaftler hrsg. von Manfred Lurker, 5., durchgesehene und erweiterte Auflage, Stuttgart 1991 (= Kröners Taschenausgabe 464), s. v. Fackel, S. 192. Siehe auch: Wie die Alten den Tod gebildet, […] eine Untersuchung von Gotthold Ephraim Lessing, Berlin 1769, S. 6–10 (der Tod als Zwillingsbruder des Schlafes), S. 8–14, 39 f. (diverse Fackelträger). Anzunehmen ist, dass Eichendorff schon im Schulunterricht mit dem antiken Fackel-Motiv und wohl auch mit Lessings Abhandlung bekannt wurde. Das ›Lections Verzeichnis für die V$^{\underline{te}}$ und VI$^{\underline{te}}$ Classe.‹ für das Jahr 1801 (HKA XI/1, S. 485 f.) gibt dazu genügend Anknüpfungspunkte. Wilhelm und Joseph von Eichendorff waren vom 11. Oktober 1801 bis zum 16. August 1803 Schüler in der fünften und sechsten Klasse des Königlich katholischen Gymnasiums in Breslau. Dazu Schiwy, Eichendorff (Anm. 11), S. 89–92.

tungskonnex sei auch auf die Darstellung des Todesgenius im Gedicht ›Trinklied‹ hingewiesen.[36]

Das Fackel-Motiv ist eng verbunden mit dem Feuer-Motiv. Das Erste, was Antonio »in der Ferne« zu bemerken glaubt, ist »ein Feuer« (S. 208). Die Funken der Fackeln umgeben den »im Kreise« herumtanzenden »wilden Haufen« »wie ein Feuerregen« (S. 209). Das lässt weitere Anlehnungen an Goethes ›Walpurgisnacht‹ plausibel erscheinen. Außer der oben zitierten Textstelle (V. 3928–3931) kommt eine Bezugnahme auf folgenden Passus in Betracht:

> MEPHISTOPHELES
> […]
> Was sagst du, Freund? das ist kein kleiner Raum.
> Da sieh nur hin! du siehst das Ende kaum.
> Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe;
> […].
>
> (V. 4055–4057)

In beiden Walpurgisnacht-Versionen wird der Kontrast zwischen Hell und Dunkel, Feuer und Nacht mit kraftvollen Bildern hervorgehoben. Das Feuer gilt seit alters als symbolischer Hinweis auf Tod und Leben, Vernichtung und Reinigung.[37] Auf dem Höhepunkt des Kampfes gegen die Weißen hat die »Königin« den Freitod gesucht, um das Überleben ihrer Untertanen zu bewirken. In einem Inferno von Flammen hat sie viele Menschenleben geopfert, aber damit zugleich neue Lebenschancen für die Insulaner geschaffen. Der Fackeltanz ist ein ehrfürchtiges Ritual eines ›Naturvolkes‹, auch wenn die Darstellung (aus Alvarez' Sicht) an sagenhafte Elemente einer Hexenversammlung und mythologische Elemente einer Venusfeier denken lässt. In diesen Kontext passt der Satz: »Vermaledeiter Hexensabath ist's, sagte der Hauptmann wieder,

36 Erstdruck unter dem Titel ›Trinklied‹ in: Die Hesperiden. Blüthen und Früchte aus der Heimath der Poesie und des Gemüths. Herausgegeben von Isidorus [Otto Heinrich Graf von Loeben], Tl. 1, Leipzig 1816, S. 154–158. Auch (ohne Überschrift und in zwei Teilen) in der Novelle ›Das Marmorbild‹ (HKA V/1, S. 36–40). Edition: HKA I/1: Gedichte. Erster Teil. Text, hrsg. von Harry Fröhlich und Ursula Regener, 1993, S. 285–288 (›Götterdämmerung. 1.‹). Der personifizierte Tod trägt eine Fackel, die er plötzlich umdreht (Strophen 13–20).

37 Das Feuer-Motiv ist in vielen Kulturen verbreitet. Siehe Wörterbuch der Symbolik (Anm. 35), s. v. Feuer, S. 205–206.

Frau Venus ist's! in dieser Nacht alljährlich opfern sie ihr heimlich, ein Blick von ihr, wenn sie erwacht, macht wahnsinnig.« (S. 209)[38]

Alvarez ist sich gar nicht bewusst, dass er auf zwei grundverschiedene Feiern anspielt: den Hexensabbat in der Walpurgisnacht und das Venusfest der Römer am 1. April.[39] Er fürchtet sich vor der Blendung durch die reizvolle Schönheit der Venus (wie vorher schon vor der Betörung durch flüsternde Sirenen). Der Kapitän wittert sichtbare und hörbare Gefahren, wo sie faktisch nicht da sind. Mit sanftem Humor stellt der Autor ihn als einen in kultureller Hinsicht unwissenden Menschen dar. Es handelt sich weder um eine stürmisch und lärmig verlaufende »Walpurgisnacht« noch um eine ekstatische Venusfeier, sondern um eine lautlose und geordnete Tanzzeremonie. Die Vermutungen des Hauptmanns sind falsch, wie der Student an der *Universidad de Salamanca* verärgert feststellt. Dumm sind sie jedoch nicht, denn der Ringtanz war nach alter Überlieferung Teil einer Satansmesse.[40] Auch gibt es einige Körpermerkmale der »Frau Venus«, die mit der traditionellen Venus-Ikonographie übereinstimmen. Antonio versucht mit vernünftigen Argumenten den von Alvarez auf Grund von Vorurteilen dämonisierten Kult um die »junge schlanke Frauengestalt« als ein ›heidnisches‹ Phänomen zu erklären. Er sieht ja mit eigenen Augen, dass es beim Rundtanz durchaus überlegt und maßvoll zugeht. Der Funkenregen der Fackeln mag zwar schauerlich wirken, verunsichert ihn aber

38 Der Ausruf »Vermaledeiter Hexensabath ist's« kann nicht als eine Bezugnahme auf Tiecks Novelle ›Der Hexen-Sabbath‹ interpretiert werden, denn der Inhalt dieses Werkes unterscheidet sich wesentlich von der Geschichte beider Seefahrten. Auch finden sich in Eichendorffs Œuvre keine Indizien für eine Lektüre von Tiecks ›Hexen-Sabbath‹. Erstdruck dieses Werkes in: Ludwig Tieck, Novellenkranz. Ein Almanach auf das Jahr 1832, Berlin 1832, S. 211–512.

39 Nach der Harzsage ziehen die Hexen in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai, also in der Walpurgisnacht, zum Blocksberg (FA I 7/2, S. 342). Gegen Ende des 3. Jahrhunderts vor Christi wurden in Latium am 1. April die ersten *Veneralia* zu Ehren der *Venus Verticordia* gefeiert. Dazu Carl Koch, Untersuchungen zur Geschichte der römischen Venus-Verehrung, in: Hermes 83 (1955), S. 1–51; auch in: Carl Koch, Religio. Studien zu Kult und Glauben der Römer, hrsg. von Otto Seel, Nürnberg 1960 (= Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft 7), S. 39–93.

40 Siehe FA I 7/2, S. 342–346; Abb. 4–5 (Michael Herr, Eigentlicher Entwurf und Abbildung deß Gottlosen und verfluchten Zauber Festes; Kupferstich aus der Mitte des 17. Jahrhunderts).

nicht. Antonio weiß, dass die Darstellung der reizvollen Venus auf die antike Kultur zurückgeht und auf künstlerischer Phantasie beruht.

In diesem Zusammenhang sei auf eine bemerkenswerte Parallele zwischen Goethes Szene ›Walpurgisnacht‹ und Eichendorffs Erzählpassus über die Erkundung einer exotischen Insel in der ›Meerfahrt‹ hingewiesen. In beiden Texten handelt es sich um eine Wanderung von zwei Männern. Der ältere führt den Weg ins Gebirge, der jüngere erlebt aber die gemeinsamen Erfahrungen auf ganz andere Weise. Der »Teufel« Mephistopheles (V. 353) zeigt dem »Doktor« Faust (V. 299, 4024) eine ›wirkliche‹ Walpurgisnacht auf dem Blocksberg. Der »Schiffshauptmann« Alvarez (S. 201) nimmt den »Baccalaureus« Antonio (S. 204, 242) als Begleiter mit. Faust konzentriert sich auf junge Frauen: Lilith, »Adams erste Frau« mit »ihren schönen Haaren« (V. 4118–4123), »Die Schöne«, mit der er tanzt (V. 4124–4135, 4148–4157, 4176–4179), und ein »blasses, schönes Kind«, das »dem guten Gretchen gleicht« (V. 4183–4205). Antonio erblickt »eine junge schlanke Frauengestalt, den schönen Leib ganz bedeckt von ihren langen Locken«, erkennt »deutlich das schöne Gesicht der Schlummernden« und starrt »ganz versunken und unverwandt« vom hohen Abhang »nach dem schönen Weibe hinab« (S. 209). Faust und Antonio werden beide vom sinnlichen Begehren nach dem anderen Geschlecht getrieben.

Der nervöse Alvarez reagiert auf Antonios Horaz-Zitat »Mater saeva cupidinum« mit der Mahnung, nicht Latein zu reden. Er warnt ihn vor dem Teufel und ist so aufgeregt, dass er kaum Worte finden kann, um dessen Listen zu beschreiben (S. 210).

Es folgt ein neuer Textabschnitt, der folgendermaßen anfängt:

> Unter diesem Diskurs stolperten sie, von Schweiß triefend, im Dunkeln über Stock und Stein, einmal kam's ihnen vor, als flöge eine Mädchengestalt über die Haide, aber der Hauptmann drückte fest die Ohren an. (S. 210)

Dieser Passus weist einige stilistische Übereinstimmungen mit einer Stelle in Goethes ›Walpurgisnacht‹ auf:

> MEPHISTOPHELES
> […]
> Ein Nebel verdichtet die Nacht.
> Höre wie's durch die Wälder kracht!
> […]

Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wütender Zaubergesang!
HEXEN *im Chor*
[…]
Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock
Es f[arz]t die Hexe, es st[ink]t der Bock.
(V. 3940 f., 3952–3955, 3958–3961)

Wegen des Endreims stehen in Goethes Text die Wörter »Stock« und »Stein« in umgekehrter Reihenfolge. Ob Eichendorff nur auf diesen Passus anspielt, bleibt ungewiss. Zwar kommt in beiden Werken dieselbe Alliteration vor, aber er braucht den Ausdruck »Stock und Stein« nicht unbedingt aus ›Faust‹ übernommen zu haben.[41] Es handelt sich um eine im deutschen Sprachgebrauch häufig verwendete Wortverbindung.[42] In dem Satzteil »einmal kam's ihnen vor, als flöge eine Mädchengestalt über die Haide« steckt wohl eine Anspielung auf den Schwarm von Hexen, der über die Heide fliegt (vgl. V. 4014 f.). Dass der misogyne Kapitän »im Dunkeln« die Ohren fest zudrückt, zeigt seine Angst vor verlockendem Frauengesang (vgl. V. 3940 f., 3952–3955). Nach dem für Antonio faszinierenden und für Alvarez erschreckenden Anblick der »Frau Venus« fliehen beide »in größter Eile« davon (S. 210). Sie steigen ins Tal hinab, wo sie ihre zurückgebliebenen Landsleute wiedersehen.[43]

41 Vgl. einen Passus in der Novelle ›Aus dem Leben eines Taugenichts‹, Kap. 5: »Ich schrie zum Wagen heraus, auf den Postillon: wohin er denn fahre? Aber ich mochte sprechen was ich wollte, der Kerl sagte immer bloß: ›Si, Si, Signore!‹ und fuhr immer über Stock und Stein, daß ich aus einer Ecke des Wagens in die andere flog.« (HKA V/1, S. 133)

42 Siehe Campe, Wörterbuch der Deutschen Sprache (Anm. 29), Tl. 4, 1810, s. v. Der Stock, S. 668–670, bes. die Definition: »Über Stock und Stein, oder über Stock und Block laufen, jagen, in der größten Eil, ohne sich durch Stöcke und Steine, d. h. überhaupt ein Hinderniß im Laufen aufhalten zu lassen; in andern Gegenden, über Rusch und Busch.« (S. 669)

43 In dem nun folgenden Textabschnitt über den Konflikt zwischen dem rebellierenden Schiffsleutnant Sanchez und Alvarez verarbeitet Eichendorff Motive aus Venusberg- und Tannhäuser-Sagen (S. 210–213).

Im weiteren Verlauf der Haupterzählung wird das ›Walpurgisnacht‹-Thema nur zweimal kurz gestreift. Nach der unerwarteten Begegnung mit der vermeintlichen »Frau Venus« kehrt Antonio verspätet ins Lager zurück. Dort erzählt er über seine Abenteuer. Das veranlasst den Hauptmann aber nicht, seine Auffassung zu ändern:

> Alvarez blieb dabei, das Frauenzimmer sei die Frau Venus gewesen und jene Höhle, die sie in der Walpurgisnacht entdeckt, der Eingang zum Venusberge. (S. 230)[44]

Die Okkupation der Insel durch die Spanier endet in einem blutigen Kampf mit den Eingeborenen. Als die Not am höchsten ist, geschieht ein Wunder: »Denn zwischen den Palmenwipfeln in ihrem leuchtenden Todtenschmucke kam die Frau Venus, die wilden Horden theilend, von den Felsen herab« (S. 234). Die Krieger stürzen »wie in Anbetung auf ihr Angesicht zur Erde« (ebd.). Die »Wunderbare« bewirkt die Flucht der Spanier auf ihre Barke, fasst das Steuer und lenkt das Schiff bei aufgehender Sonne »getrost zwischen den Klippen in den Glanz hinaus« (S. 235). Alle Augen richten sich nochmals auf »die schöne Fremde«. Beim hellen Tageslicht erkennt Antonio in ihr »das Mädchen aus dem wüsten Garten« wieder (S. 236 f.). Da wagt Alvarez es, sie nach ihrer Identität zu fragen. Sie antwortet: »Alma« und gibt zu erkennen, dass sie »dem Antonio dienen« möchte (S. 237).[45] Der Kapitän bleibt sehr beunruhigt über die Frauengestalt, die er in der Nacht aus der Ferne gesehen hat:

> Kurz und gut, hob Alvarez wieder an, war die Frau Venus auf Walpurgisnacht auf eurer Insel? Oder bist du gar selber die Frau Venus? Habt ihr beide – wollt′ sagen: du oder die Frau Venus – dazumal in der Felsenkammer geschlafen? – Sie schüttelte verneinend den Kopf. – Nun, so mag der Teufel daraus klug werden! ich will mich

44 Die anschließende Episode über die Wanderung des betrunkenen Sanchez zum letzten Ruheplatz der toten »Königin« enthält wiederum Anklänge an Venusberg- und Tannhäuser-Sagen (S. 230–233).

45 Der Name »Alma« geht auf das schmückende lateinische Adjektiv »alma« für die ›Jungfrau Maria‹ zurück. Die Bezeichnung kommt am Anfang der gregorianischen Antiphon ›Alma redemptoris mater‹ vor. Dieser zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert entstandene Gesang wurde von der ersten Adventswoche bis Mariä Lichtmess gesungen.

> heute gar nicht mehr wundern, Frau Venus, Urgande, Megära, das kommt und geht so, rief der Hauptmann ungeduldig aus und benannte das Eiland, dessen blaue Gipfel soeben im Morgenduft versanken, ohne Weiteres die Venusinsel, von der Frau Venus, die nicht da war. (ebd.)

In der darauffolgenden Nacht handelt »die schöne Fremde« nicht mehr als Heldin, sondern als »Mädchen« (ebd.). Alma hat die Sonntagskleidung ihres Geliebten angezogen und zeigt sich ihm gegenüber sehr ergeben. Antonio meint, dass sie die Frau ist, die er »in der Kluft beim Fackeltanz, und dann an jenem blutigrothen Morgen« gesehen hat (S. 240). Aus ihren Worten erhellt, dass sie ihn während der nächtlichen Feier »beim flüchtigen Fackelschein« zum ersten Mal gesehen hat und dass sie sehr traurig war, als er sie im Garten so schnell verließ (ebd.). Es entspinnt sich eine aufrichtige Liebe zwischen beiden. Bei der Landung auf der nahe gelegenen ›Paradiesinsel‹ am nächsten Morgen hat sich Almas Habitus endgültig von einer venushaften Majestät in eine marianische Demut verwandelt.[46]

Zum letzten Mal verursacht »Frau Venus« Verwirrung in dem Moment, als Antonio seinen verschollenen Onkel Don Diego von Leon umklammert hält. Dieser hat gerade die Geschichte seiner Entdeckungsreise (Binnenerzählung) beendet, als sich aus dem Wald eine Gestalt nähert. Diego glaubt in ihr die tote »Königin«, die er vor dreißig Jahren als Frau begehrt hat, zu erkennen. Antonio und Alvarez halten sie »mit Grauen« für »die Frau Venus von der andern Insel« (S. 271). Es ist aber Alma:

> Der Einsiedler verwendete keinen Blick von ihr. Wer bist du? sagte er endlich. Du schaust wie sie und bist es doch nicht! – Alma aber war ganz verwirrt und sah ängstlich einen nach dem andern an. Ich kann ja nichts dafür, erwiderte sie dann zögernd, sie sagten's immer,

46 In Eichendorffs literarischem Œuvre ist die Göttin Venus das Gegenbild zu Maria. Dass die erbarmungsvolle »Wunderbare« mit ihrem »Kindlein« eine stärkere geistige Wirkung als die zauberische »Frau Venus« hat, zeigt das Gedicht ›Von kühnen Wunderbildern‹, das zum ersten Mal (ohne Überschrift) in der Novelle ›Das Marmorbild‹ (1819) veröffentlicht wurde (HKA V/1, S. 76–79). Edition: HKA I/1, S. 288–290 (›Götterdämmerung. 2.‹).

> daß ich aussäh wie meine Muhme, die todte Königin. – Mein Gott, fiel hier Alvarez ein, ihr macht mich ganz konfus; so war das also die Insel der wilden Königin, von der wir hergekommen? – Alma nickte mit dem Köpfchen. Auch die Meinigen, sagte sie, hielten mich damals, als wir fortfuhren, für die verstorbene Königin, sonst hätten sie euch sicherlich erschlagen. (ebd.)

Nur durch die äußere Ähnlichkeit mit ihrer »Muhme« konnte Alma beim Aufstand der »Wilden« Antonio und seine Landsleute in Sicherheit bringen. Weder sie noch ihre tapfere, in die eisige »Königsgruft« gelegte Tante (S. 272) sind Venusgestalten. Auffällig ist das Substantiv »Muhme«, das Eichendorff in diesem Kontext verwendet (S. 271). Diese Wortwahl könnte durch die Lektüre des ›Faust‹ beeinflusst sein.[47] Von Alonzo, dem melancholischen Leutnant auf Diegos Schiff, der als Wahnsinniger den Leichnam der »Königin« bewachte, hat Alma als Kind offenbar Spanisch gelernt. Der Student Antonio findet in ihr seine Lebenspartnerin.

Am Schluss der Novelle kommt das Mammon-Motiv nochmals in Verbindung mit dem Gold-Motiv vor. Der betreffende Passus lautet:

> Don Diego hatte, als er sein Haus im Felsen baute, Gold in Menge gefunden, das lag seitdem vergessen im Schutt. Jetzt fiel's ihm wieder ein, er vertheilte den Schatz nach Amt und Würden an seine armen Gäste. Da war ein Jubiliren, Prahlen und Projectemachen unter dem glückseligen Schwarm, jeder wollte was Rechtes ausbrüten über seinem unverhofften Mammon und ließ allmälig die lustigen Reiseschwingen sinken in der schweren Vergoldung. (S. 273)

Kurz danach fahren »die fröhlichen Gesellen« mit Alma an Bord nach Spanien ab (S. 274).

47 Vgl. die Worte von Mephistopheles in der Szene ›Walpurgisnacht‹: »Frau Muhme! Sie versteht mir schlecht die Zeiten. | Getan geschehn! Geschehn getan!« (V. 4110 f.)

III.

In der Novelle ›Eine Meerfahrt‹ handelt es sich um eine vermeintliche »Walpurgisnacht« auf einer imaginären »Venusinsel« irgendwo in einem weit von der ›zivilisierten‹ Welt entfernten Meeresgebiet. Ein Kreis wilder Männer tanzt mitten in der Nacht um eine regungslos auf einem Moosbett liegende, junge »Frauengestalt« in einer für zwei Spanier unheimlichen Berglandschaft. Über die wirkliche Bedeutung des lautlosen und geordneten Tanzes lässt der Autor das Lesepublikum vorerst im Dunkeln tappen. Erst nach der Binnenerzählung des Einsiedlers Don Diego werden die Zusammenhänge (Vorgeschichte auf der »Venusinsel«, Verwandtschaft zwischen »Königin« und Alma, Schicksal von Alonzo) deutlich. Erst dann kann das seltsame Ritual als Ahnenkult gemäß den Riten einer ›Naturreligion‹ erfasst werden. Die rätselhafte Frau ist gar keine Venus in klassischem Sinne, sondern das anschauliche Symbol eines ›primitiven‹ Volkes für seine ethnische Würde und soziale Unabhängigkeit.

Die Episode über die »Walpurgisnacht« auf der »Venusinsel« enthält eine motivische Kombination von Venus-, Venusfest-, Walpurgisnacht- und Hexensabbat-Elementen (Bergwanderung, Feuerschein, Gold, Mammon, Heide, Rundtanz, Frauenfigur, Sinnlichkeit, Angst vor Betörung), wobei das exotische Kolorit einer tropischen Insel, die nächtlichen Erlebnisse eines Seefahrers und eines Studenten sowie die geheimnisvolle Gestalt der schlummernden »Frau Venus« wichtige Kompositionsmittel bilden. Eichendorff hat den ganzen Stoffkomplex mit dem Thema des fortwährenden Konflikts zwischen Gott und Teufel, Christentum und Heidentum verknüpft. Das erklärt bestimmte Parallelen mit dem Inhalt der Szene ›Walpurgisnacht‹ in Goethes ›Faust‹. Das glückliche Ende der zweiten »Meerfahrt« ist kennzeichnend für die optimistische Grundstimmung in Eichendorffs Gesamtwerk.

Ursula Regener

Eichendorff, nachgelassen

Provenienz, Profil und ein besonderes Blatt der Sammlung Steinsdorff

Sibylle von Steinsdorff
** 2.4.1934 † 18.2.2016*
zu Ehren

Anfang März dieses Jahres mehrten sich die Berichte über den sensationellen Ankauf eines (Teil-)Nachlasses von Joseph von Eichendorff durch das Freie Deutsche Hochstift. Auch wenn die Angaben über Art, Umfang und Herkunft des Nachlasses voneinander abwichen: Eichendorff wurde zu einem Medienereignis unerwarteten Ausmaßes.[1] Die Korrekturen, die für eine angemessene Würdigung nötig sind, betreffen auch den bisherigen wissenschaftlichen Kenntnisstand.

Über die Jahre ist die Literatur zu den diversen Teilen des Eichendorff-Nachlasses angewachsen.[2] Die Informationen zu den Erbschafts-

1 Vgl. etwa: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8. März 2016, S. 9, 29 und 34; Die Welt vom 12. März 2016, S. 25; Wiesbadener Kurier vom 17. März 2016, S. 20; Wochenblatt.pl. Zeitung der Deutschen in Polen vom 25.–31. März 2016, S. 4; vgl. ferner den Beitrag im 3sat-Magazin ›Kulturzeit‹ vom 17. März 2016.

2 Auskunft über Eichendorffs Erben erteilen: Alfons Nowack, Die Nachkommen Joseph von Eichendorffs, in: Geschichte des edlen und freiherrlichen Geschlechts von Eichendorff. Nach Urkunden und Handschriften bearb. von Augustin Weltzel, hrsg. und erweitert von Franz Heiduk, Sigmaringen 1992 (= Aurora-Buchreihe 7), S. 87–97; Franz Ranegger, Erinnerungen an Karl Freiherrn von Eichendorff, in: Aurora 5 (1935), S. 103–110. Den jeweiligen Kenntnisstand erfassen: Sibylle von Steinsdorff, Zur Veröffentlichung nicht geeignet … Die Überlieferungsgeschichte des handschriftlichen Nachlasses Joseph von Eichendorffs, in: Aurora 54 (1994), S. 36–52; Harry Fröhlich, Joseph von Eichendorff, in: Editionen zu deutschsprachigen Autoren als Spiegel der Editionsgeschichte, herausgegeben von Rüdiger Nutt-Kofoth und Bodo Plachta, Tübingen 2005 (= Bausteine zur Geschichte der Edition 2), S. 77–93, hier: 2.2. Die Autographen, S. 79–82; Ursula Regener, Eichendorff-Autographen im Freien Deutschen Hochstift. Eine Handschriften-Inventur, in: Aurora

© 2016 Ursula Regener, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-009 | CC BY-NC-SA 4.0

verhältnissen und damit verbundenen Handschriftentransfers schienen komplett, bis die Autographensammlung Sibylle von Steinsdorffs 2014 zum Verkauf angeboten und zunächst zur Begutachtung ins Freie Deutsche Hochstift überstellt wurde.

Als wäre dies nicht Anlass genug zu einer Inventur, schickte Sibylle von Steinsdorff zur selben Zeit ihre Eichendorff-Akten an die Universität Regensburg, um das dort lagernde Gesellschaftsarchiv zu vervollständigen.[3] Die darin enthaltenen Dokumente und Dokumentationen ermöglichen es, einige Lücken in der Provenienzgeschichte zu füllen, und fordern geradezu dazu auf, die Frage nach den bislang nur vage bekannten Verbleibsorten nach 1944 neu zu stellen.[4] Berücksichtigt man zusätzlich – was hier unbedingt geboten und aufschlussreich ist – sowohl die politischen Ereignisse als auch die Geschichte des Eichendorff-Museums, der Eichendorff-Gesellschaft und die Genese der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe,[5] dann lassen sich die Wege des Eichendorff-Nachlasses nun wie folgt nachvollziehen.

Die Verteilung der Dokumente Joseph von Eichendorffs auf seine drei Kinder Hermann, Therese und Rudolf erfolgt erst nach der Fertigstellung der durch Hermann von Eichendorff veranstalteten postumen Werkausgabe von 1864.[6]

70/71 (2010/2011), S. 141–183. Vgl. auch Roland Berbig, »Ungedrucktes und Verschollenes« in der Deutschen Dichtung – Eichendorff und andere, in: Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens 6 (2004), S. 42–47. – Weitere Titel werden im laufenden Text angeführt.

3 Mittlerweile sind auch diese Ordner ins Freie Deutsche Hochstift umgezogen.

4 Konrad Heumann sei an dieser Stelle herzlich gedankt für viele eigene Recherchebeiträge, seine Kombinationslust bei der Deutung der Indizien und schließlich seine Korrekturarbeit.

5 Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe, begründet von Wilhelm Kosch und August Sauer, fortgeführt und hrsg. von Hermann Kunisch und Helmut Koopmann, Regensburg 1908–1950, Stuttgart, Berlin, Köln 1962–1994, Tübingen 1996–2007, Berlin und Boston 2012 ff. Im folgenden unter Angabe der Band- und Seitenzahl im laufenden Text zitiert als *HKA*[1] und *HKA*.

6 Joseph von Eichendorff, Sein Leben und seine Schriften, Leipzig 1864; Joseph Freiherrn von Eichendorff's sämmtliche Werke, 6 Bde., Leipzig 1864. Vgl. Anna Bönisch, Joseph von Eichendorff. Das Kuhländchen im Leben des Dichters, hrsg. von Fritz Eichler, Heidelberg 1958, S. 43; Steinsdorff, Zur Veröffentlichung nicht geeignet (Anm. 2), S. 36.

Noch vor 1880 verkauft Therese von Eichendorff ihren Nachlassteil (250 Blätter)[7] an einen Dresdener Buchhändler.

1880 entdeckt und erwirbt die Antiquariatsbuchhandlung J.A. Stargardt diesen Bestand und verkauft ihn im Juni für 36 Mark an Heinrich Meisner, Bibliothekar der Königlichen Bibliothek (heute Staatsbibliothek) Berlin, wo er 1971 von Helga Döhn inventarisiert wird.[8]

1906 startet der katholische Regensburger Verleger Joseph Habbel das Projekt der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe mit Wilhelm Kosch und August Sauer als Herausgebern.[9]

1913 gründen Hermann von Eichendorffs Sohn, der preußische Offizier Carl von Eichendorff,[10] der Czernowitzer Literaturprofessor Wilhelm Kosch und der Gleiwitzer Justizrat und Leiter des Oberschlesischen Museums Arthur Schiller in Gleiwitz die erste Eichendorff-Gesellschaft.

1917 folgt die Etablierung eines Eichendorff-Bundes in München durch Wilhelm Kosch, Erwein von Aretin, Matthäus Schiestl und Hans von Hammerstein.[11]

7 Nicht 251, wie in meinem Beitrag von 2010/11 (Anm. 2), S. 141 angegeben, der noch Franz Uhlendorff, Studien um Eichendorffs »Berliner« Nachlaßhandschriften, in: Aurora 14 (1954), S. 21–41, hier: S. 21 f., folgt.

8 Der Nachlaß Joseph von Eichendorff, bearb. von Helga Döhn, Berlin 1971 (= Handschrifteninventare der Deutschen Staatsbibliothek 2). Über den Berliner Nachlass informieren außerdem Heinrich Meisner, Vorwort, in: Gedichte aus dem Nachlasse des Freiherrn Joseph von Eichendorff, hrsg. von Heinrich Meisner. Mit einem Jugendbildnisse des Dichters, Leipzig 1888, Vorwort, S. IX–XII, hier: S. IX f.

9 Fröhlich, Joseph von Eichendorff (Anm. 2), S. 87.

10 Mit dem Offiziersrang verbindet sich bei Carl von Eichendorff eine deutschnationale, später unverhohlen nationalsozialistische Einstellung: Martin Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Joseph von Eichendorffs. Einhundert Jahre Rezeptionsgeschichte in der Publizistik (1888–1988), Frankfurt am Main u. a. 1997 (= Europäische Hochschulschriften I/1606), S. 481–490.

11 Zur Geschichte der Eichendorff-Stiftung und -Gesellschaft: Der Wächter und Eichendorff-Kalender. Gesamt-Inhaltsverzeichnis, bearb. von Franz Heiduk und Wolfgang Kessler, Sigmaringen 1985 (= Aurora-Buchreihe 4); Nachrichten-Blatt der Eichendorff-Gesellschaft, Nr. 1 (1975); Franz Heiduk, Zur Geschichte der Eichendorff-Gesellschaft, in: Joseph Freiherr von Eichendorff 1788–1857. Leben, Werk, Wirkung. Eine Ausstellung der Stiftung Haus Oberschlesien und des Landschaftsverbandes Rheinland, Rheinisches Museumsamt, Abtei Brauweiler, in Zusammenarbeit mit der Eichendorff-Gesellschaft, Köln, Dülmen 1983, S. 207–218. – Für die Jahre 1913–1942: Hollender, Die politische und ideologische

1920 wird der Nachlass-Anteil Rudolf von Eichendorffs (preußischer Hauptmann) durch Anna Bönischs ›Sedlnitzer Fund‹ bekannt.[12]

1931 gründet der Lehrer und Redakteur Karl Sczodrok (wiederum unter Beteiligung Carl von Eichendorffs) in Oppeln die Deutsche Eichendorff-Stiftung, die das Eichendorff-Engagement zunehmend in der nationalsozialistischen Grenzland-Propaganda aufgehen lässt.[13] Carl setzt seine Frau Antonie von Eichendorff als Alleinerbin ein, verfügt aber, dass alle im Erbe befindlichen Eichendorffiana spätestens nach dem Tod seiner Frau in das geplante Deutsche Eichendorff-Museum in Neisse (Oberschlesien, heute Polen) überführt werden sollen.[14] Carl von Eichen-

Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), S. 108–223; Ralf Klausnitzer. Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich, Paderborn u.a. 1999, Kap. 4: Der »deutscheste der deutschen Dichter« im Dritten Reich. Eichendorff-Pflege zwischen »Grenzlandkampf« und »Reichsangelegenheit«, S. 585–614.

12 Rudolf von Eichendorff war 1890 kurz vor seinem Tod nach Fulnek gezogen und hatte die Truhe mit den Dokumenten vergessen. Nach ihrem Fund wurde der Inhalt zunächst von August Sauer sortiert und dann Hartwig von Eichendorff übergeben, der diesen wiederum Carl von Eichendorff vermachte (Bönisch, Joseph von Eichendorff. Das Kuhländchen im Leben des Dichters [Anm. 6]; dies., Die Auffindung der Handschriften des Dichters Joseph von Eichendorff im Sedlnitzer Schlosse, in: Nachrichten-Blatt der Eichendorff-Gesellschaft, Nr. 9, Dezember 1983, S. 1–7). – »Einen Teil des Sedlnitzer Fundes erhielt August Sauer zur Verwertung in der HKA.« (Hermann Kunisch, Das Wiedersehen. Ein Novellenfragment von Joseph von Eichendorff, in: ders., Kleine Schriften, Berlin 1968, S. 273–302, hier: S. 274, Anm. 3)

13 Die Deutsche Eichendorff-Stiftung, in: Aurora 2 (1932), o. S. vor dem Inhaltsverzeichnis. Karl Sczodroks zunächst nationalistische, dann nationalsozialistische Agitation erfassen: Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), S. 545–599; Klausnitzer, Blaue Blume unterm Hakenkreuz (Anm. 11), S. 588–590, 593, 598 f. – Ich betone an dieser Stelle meine entschiedene Distanz zu ideologischen Indienstnahmen Eichendorffs aller Art, insbesondere aber zur nachhaltig erfolgreichen Strategie, mit diesem Autor NS-Propaganda zu betreiben. Ich bedauere zutiefst, als Mitglied, Vorstandsmitglied und Präsidentin der Eichendorff-Gesellschaft nicht zur Aufarbeitung dieses furchtbaren Kapitels der Eichendorff-Philologie beigetragen zu haben.

14 Carl von Eichendorffs Testament vom 2. Dezember 1932 mit einer Liste von Einrichtungsgegenständen (Mobiliar, Bilder, Schmuck, Familienurkunden, Erst- und Prachtausgaben, Literatur zu Eichendorff) aus dem Erbe Joseph von Eichendorffs (Abschrift in den Akten Sibylle von Steinsdorffs, FDH). Handschriftlich ist vermerkt: »schon nach Neiße gesandt 1936«. Vgl. Neisser Zeitung, Nr. 335 vom 24. November 1935.

dorff hat seinen Hauptwohnsitz in Wiesbaden (daher die Bezeichnung ›Wiesbadener Nachlass‹), findet nach Kriegsende 1918 zunächst Wohnung im Kloster Frauenwörth (Chiemsee), wo seine Schwester Hedwig als Schwester M. Placida Äbtissin ist, und verbringt ab 1922 seinen Lebensabend in Altenbeuern.[15] Seine Frau zieht nach seinem Ableben 1934 wieder ins Kloster Frauenwörth und nimmt dort den Namen S.M. Hedwigis an.[16]

1935 veräußert und versendet sie die Einrichtung des Altenbeuerner Wohnhauses an die Eichendorff-Stiftung,[17] die am 29. November in Eichendorffs Sterbehaus in Neisse (Mittelstraße 15, später Eichendorffstraße 22) das Deutsche Eichendorff-Museum eröffnet, das zunächst unter die Leitung des Journalisten Bruno Tschierschke gestellt wird.[18]

Ab 1936 leitet der aus Oppeln nach Neisse versetzte Studienrat Willibald Köhler das Museum.[19]

Im Mai 1937 folgen die Manuskripte Eichendorffs,[20] die im Neisser Museum in einem Stahlschrank (ebenfalls aus dem Besitz Carl von Eichen-

15 Adolf Dyroff, Karl von Eichendorff letzte Fahrt, in: Aurora 5 (1935), S. 99–102, hier: S. 102.

16 Anna Bönisch, Die mährische Heimat Josephs von Eichendorff, Heidelberg 1961, S. 24 f.

17 Die Schuldurkunde Antonie von Eichendorffs vom 24. Mai 1940 vermerkt die Übergabe einer »Sammlung von Erinnerungsgegenständen« und der »Einrichtung zweier Zimmer« (Kopien in den Akten Sibylle von Steinsdorffs, FDH). Beigefügt ist eine Liste des Eichendorff-Archivs Altenbeuern, die Handschriften, Eichendorff-Literatur, Erstausgaben, Ahnenbilder und Porträts erfasst. Die Handschriften sind aber offensichtlich erst 1937 übergeben worden. Zum Umfang der Sammlung vgl. auch Karl Willi Moser, Bilderbogen aus dem Neisser Eichendorff-Museum. Erinnerungen, in: Aurora 13 (1953), S. 62–64; Bruno G. Tschierschke, Wie sieht das Deutsche Eichendorff-Museum aus?, in: Aurora 6 (1936), S. 139–144.

18 Das Neisser Eichendorffhaus. Erinnerungen an die friderizianische Zeit, in: Aurora 6 (1936), S. 137 f.

19 Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), S. 503–539; Klausnitzer, Blaue Blume unterm Hakenkreuz (Anm. 11), S. 597 f. Beide gehen nicht darauf ein, dass Köhler 1933 vom Vorsitz des Schutzverbands deutscher Schriftsteller Berlin, Gau Oberschlesien, zurückgetreten ist. Nach der Umwandlung in den Reichsverband übernahm Karl Sczodrok das Amt (Datenblatt Willibald Köhler, Eichendorff-Archiv, Wangen).

20 Ewald Reinhard listet 104 H-Signaturen. Vgl. ders., Verzeichnis des literarischen Nachlasses des Dichters Joseph Freiherr von Eichendorff. Von den Freifrauen Antonie von Eichendorff (Schwester Hedwigis, Kloster Fraueninsel), Hermine

dorffs) gelagert werden.[21] Am 1. Juli 1937 tritt Karl Willi Moser sein Amt als Kustos des Museums an.[22] Der neue nationalsozialistische Ratiborer Landrat Karl von Hütteroth wird Vorstandsmitglied der Stiftung.[23]

Ab 1938, dem Jahr des 150. Geburtstages Eichendorffs, leitet der oberschlesische Gauleiter und Landeshauptmann Josef Joachim Adamczyk den nun eingetragenen Verein Deutsche Eichendorff-Stiftung, dessen Satzung die Mitgliedschaft auf Arier beschränkt.[24]

1940 wird die Eichendorff-Stiftung der Stiftung Oberschlesien unter Landesrat Georg Kate eingegliedert.[25]

Am 28. November 1941 übernehmen der Reichsdramaturg Rainer Schlösser vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda den Vorsitz der Deutschen Eichendorff-Stiftung und der gleichzeitig für Auschwitz zuständige Gauleiter Fritz Bracht die Schirmherrschaft der Stiftung Oberschlesien.[26] Die zunehmende Heroisierung Eichen-

und Anna von Eichendorff, München, der Deutschen Eichendorff-Stiftung übereignet im Mai 1937 (Kopien der Typoskripte in der Sammlung Steinsdorff, FDH).

21 Moser, Bilderbogen aus dem Neisser Eichendorff-Museum (Anm. 17), S. 64.

22 Karl Willi Moser, Das »Deutsche Eichendorff-Museum« zur Reisezeit, in: Aurora 8 (1938), S. 157–159, hier: S. 157. Vgl. ders., 40 Jahre Eichendorff-Museum. Zur Geschichte des Deutschen Eichendorff-Museums Neisse O/S und Wangen im Allgäu, in: Neisser Heimatblatt, Nr. 135 (1975), S. 15–17.

23 Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), S. 207–211; Klausnitzer, Blaue Blume unterm Hakenkreuz (Anm. 11), S. 591.

24 Heiduk, Zur Geschichte der Eichendorff-Gesellschaft (Anm. 11), S. 212. Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), S. 195 und Klausnitzer, Blaue Blume unterm Hakenkreuz (Anm. 11), S. 596, beide mit Bezug auf eine Notiz Karl Sczodroks auf S. 632 des Beitrags von H. Rode, An der Geburtsstätte Josephs von Eichendorff, in: Der Oberschlesier 20 (1938), S. 632–635.

25 Klausnitzer, Blaue Blume unterm Hakenkreuz (Anm. 11), S. 600 f.

26 Wolfgang Förster, Oberschlesien ehrt Eichendorff. Das Bekenntnis des nationalsozialistischen Deutschland zu seinem großen Dichter anläßlich der Eichendorff-Tage des Gaues Oberschlesien, in: Aurora 11 (1942), S. 6–9, hier: S. 6. Vgl. Heiduk, Geschichte der Eichendorff-Gesellschaft (Anm. 11), S. 212; Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), Kap. »Eichendorff als geistige Waffe der deutschen Ostexpansion […]«, S. 199–205, »Die oberschlesischen Eichendorff-Wochen«, S. 206–223; Ralf Klausnitzer, »Wir rücken die Burgen unseres Glaubens auf die Höhen des Kaukasus«: »Reichsdramaturg« Rainer Schlösser zwischen Jena-Weimar und Führerbunker, in: Zeitschrift für Germanistik N. F. 9 (1999), S. 294–317, hier: S. 313–317.

dorffs gemäß der expansiven NS-Kulturdoktrin verbindet sich mit dem Anliegen der Stiftungsmitglieder und Museumsverantwortlichen, Oberschlesien national stärker zu integrieren.[27]

Am 4. September 1942 wird Hilda Schulhof, die Herausgeberin der Eichendorff-Jugendgedichte und Mitherausgeberin der HKA¹-Gedichtbände, als Jüdin von Prag nach Theresienstadt und von dort am 8. September 1942 in das Vernichtungslager Malý Trostinec deportiert, wo sie wahrscheinlich bald darauf ermordert wird.[28] Im Oktober 1942 (20.–23.) wird der Berliner Autographenbestand nach Schloss Gauernitz bei Dresden verlagert.[29] Die Stiftung Oberschlesien propagiert die

27 Karl Sczodrok, der sich ab 1939 eingedeutscht Schodrok schrieb, äußert nur in privaten Schreiben Kritik (Karl Sczodrok an Adolf Dyroff, Briefe vom 3. und 18. Dezember 1941, ULB Bonn, Sign. S 2834), begrüßte die Übernahme aber offiziell und gerierte sich als Erfinder der nationalsozialistischen Eichendorff-Verehrung (Karl Schodrok, Zur Geschichte der Deutschen Eichendorff-Stiftung, in: Aurora 11 [1942], S. 81). – Karl Willi Moser heißt die Vertreter der NS-Propaganda als Mitstreiter in der »Eichendorffsache« willkommen (Karl Willi Moser, Jahresbericht der Deutschen Eichendorff-Stiftung und des Deutschen Eichendorff-Museums für 1941, in: Aurora 11 [1942], S. 70–78, hier: S. 78). Vgl. die ideologiekritische Sicht auf Karl Sczodrok von Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), S. 545–599.

28 Die am 30. Januar 1889 geborene Hilda Schulhof, eine Schülerin von August Sauer, steht auf der Liste der Ermordeten. Vgl. Kurt Krolop, Zu den Erinnerungen Anna Lichtensterns an Franz Kafka, in: Germanistica Pragensia 5 (1968), S. 21–60, hier: S. 56 (wieder in: ders., Studien zur Prager deutschen Literatur. Eine Festschrift für Kurt Krolop zum 75. Geburtstag, hrsg. von Klaas-Hinrich Ehlers, Steffen Höhne, Marek Nekula, Wien 2005, S. 171–210, hier: S. 196); Terezínská pamětní kniha. Židovské oběti nacistických deportací z Čech a Moravy 1941–1945, vyd. Nadace Terezínská Iniciativa, ed. pod vedením Miroslava Kárného, Bd. 2, Praha 1995, S. 897 (unter dem Namen Hilda Schulhofová). – Hilda Schulhof, Eichendorffs Jugendgedichte. Aus seiner Schulzeit, Prag 1915 (= Prager Deutsche Studien 23), Nachdruck Hildesheim 1974; HKA¹ I/1: Gedichte, hrsg. von Hilda Schulhof und August Sauer. Mit einem Vorwort von Wilhelm Kosch, [1923]; HKA¹ I/2: Epische Gedichte und Kommentar zu Bd. I/1, hrsg. von Hilda Schulhof und August Sauer. Mit einem Vorwort von Wilhelm Kosch, [1923].

29 Werner Schochow, Bücherschicksale. Die Verlagerungsgeschichte der Preußischen Staatsbibliothek. Auslagerung, Zerstörung, Entfremdung, Rückführung, Berlin und New York 2003 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 102), S. 72, 87 f.; Martin Hollender, »Mich aber zog ein wunderbares Streben …«. Joseph Freiherr von Eichendorff zum 150. Todestag am 26. November 2007. Autographe und Erstausgaben aus dem Besitz der Staatsbibliothek zu Berlin, Berlin 2007 (= Beiträge der Staatsbibliothek zu Berlin 29), S. 8–11.

nationalsozialistische Bedeutung Eichendorffs im November 1942 mit einer Festwoche in Kattowitz (25.–30. November).[30]

1944 werden zwei oder drei Truhen mit Eichendorff-Autographen aus Neisse (Oberschlesien) über die Grenze in den Reichsgau Sudetenland (heute Tschechien) verbracht. Sie werden zunächst im Schloss Johannesberg (Schloss Jánský Vrch in Javorník) gelagert und vor Kriegsende in eine Gaststätte im 35 km südlich gelegene Thomasdorf (Domašov) im Altvatergebirge umgezogen.[31]

In der Nacht vom 14. auf den 15. März 1945 wird das Deutsche Eichendorff-Museum in Neisse bei einem Luftangriff zerstört.[32] Die von Karl Willi Moser angefertigten Bestandslisten kommen am 17. März 1945 ins Fluchtgepäck seiner Frau.[33]

30 Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), S. 214–219; Klausnitzer, Blaue Blume unterm Hakenkreuz (Anm. 11), S. 603–606.

31 Willibald Köhlers Angaben über die Umstände variieren. An den Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar, Helmut Holtzhauer, schreibt Köhler am 28. Juni 1957, dass sich in den Truhen nicht nur Autographen, sondern auch Bilder der Eltern, der Schwiegereltern, von Onkel und Tante, das Eichendorff-Bild Kuglers von 1932, die Sedlnitzer Ahnengalerie, ein Bild des Schlosses und des Wallefeldes, ein goldenes Armband der Schwiegertochter Clara, eine Gemmensammlung sowie das Tagebuch des Justitiars Hahmann befanden (Goethe- und Schiller-Archiv / Klassik Stiftung Weimar, GSA 150/2 Bl 172, Kopie in den Akten Sibylle von Steinsdorffs, FDH). Vgl. auch Willibald Köhler, Im Dienste Eichendorffs in Neisse, Augsburg 1966 (= 25. Veröffentlichung der Oberschlesischen Studienhilfe e. V.), S. 236. – Laut einem Brief-Bericht Willibald Köhlers an Alfons Perlick, 24. September 1963 (Eichendorff-Archiv, Wangen) erfolgte die »Bergung der Museumschätze und Bilder noch mit [Karl Willi Moser] und dem städt. Bauamt unter [Alfred] Jahn […]. Ein städt. Beamter bewachte sie, ergriff aber bei Annäherung der Russen die Flucht.« Sibylle von Steinsdorffs Informationen zufolge (sie beruft sich auf Karl Willi Moser) sind die Kisten auf »Anweisung des Gauleiters« (das wäre Fritz Bracht) nach Thomasdorf verbracht worden (Brief an Walter Klein, 2. August 1984, Kopien in den Akten von Steinsdorff, FDH). In Thomasdorf gab es während des 2. Weltkriegs Gefangenenlager, die ab 1945 als Internierungslager für die deutsche Bevölkerung, die aus dem nun tschechischen Gebiet vertrieben werden sollten, dienten; vgl. Růžena Bubeničková, Ludmíla Kubátova, Irena Malá, Tábory utrpeni a smrti, Praha 1969, S. 351 und S. 459.

32 Willibald Köhler, Unstern. Das Schicksal der oberschlesischen Eichendorffstätten Lubowitz und Neisse, in: Aurora 13 (1953), S. 57–61, hier: S. 60; ders., Brief an Helmut Holtzhauer, 28. Juni 1957 (wie Anm. 31).

33 Karl Willi Moser, Die Eichendorff-Handschriftensammlung, in: Neisser Heimatblatt, Nr. 152 (1980), S. 13–14.

Das Kriegsende überleben die politischen Funktionäre der Stiftung Oberschlesien nicht;[34] die ideologisch kollaborierenden Gründungsmitglieder der Eichendorff-Stiftung (Karl Sczodrok, Alfons Hayduk, Willibald Köhler, Karl Willi Moser) fliehen nach Bayern.[35]

Im August 1945 wird der Berliner Nachlass von Schloss Gauernitz in die Moskauer Lenin-Bibliothek abtransportiert.[36] Auf der Potsdamer Konferenz wird beschlossen, das östlich der Oder-Neiße-Linie gelegene Gebiet der Provinz Schlesien unter polnische Verwaltung zu stellen, womit die Stiftung erlischt. Die in Thomasdorf ungesichert lagernden Kisten mit Eichendorffiana werden »geplündert«.[37]

Im Februar 1948 ergreift die Kommunistische Partei (KSČ) die Macht in der Tschechoslowakischen Republik (ČSR).

Im Zuge der Etablierung des Schlesischen Kulturwerks konstituiert sich am 15. November 1952 unter Karl Sczodrok in Regensburg eine neue Eichendorff-Stiftung als e. V., die auch den Eichendorff-Bund mit-

34 Fritz Bracht begeht Selbstmord, Rainer Schlösser wird von sowjetischen Truppen zum Tode verurteilt und erschossen; vgl. Stefan Hüpping, Rainer Schlösser – der Dichter-Soldat, in: Dichter für das »Dritte Reich«. Biografische Studien zum Verhältnis von Literatur und Ideologie. 10 Autorenporträts, hrsg. von Rolf Düsterberg, Bielefeld 2009, S. 229–258.

35 Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), S. 222, 529, 575, 623. – Willibald Köhler lebt zunächst in Bad Wiessee, gehört ab 1946 zusammen mit dem Oppelner Buchhändler Carl Ritter und dem Ratiborer Schriftsteller Egon H. Rakette zu den Initiatoren des Wangener Kreises und der Schlesischen Künstlersiedlung auf dem Atzenberg und kann dort 1952 Haus Nr. 31 beziehen. Gefördert werden die Projekte vom Wangener Bürgermeister Wilhelm Uhl, dem Wangener Landrat Walter Münch, dem Kulturwerk Schlesien und dem Land Baden Württemberg (Brief-Bericht Willibald Köhlers an Alfons Perlick [Anm. 31]; Rainer Jensch, Stadtchronik Wangen im Allgäu, Lindenberg 2015, S. 606–608).

36 Schochow, Bücherschicksale (Anm. 29), S. 88; Hollender, »Mich aber zog ein wunderbares Streben …« (Anm. 29), S. 8–11.

37 Sibylle von Steinsdorff an Walter Klein, 2. August 1984 (FDH). – Laut Auskunft von Franz Heiduk gegenüber Konrad Heumann wurde der Bestand auf diese Weise über die Region verstreut; Heiduk nennt als Zeugen den Neisser Musiker Joseph Thamm (1900–1977), der Bücher und Dokumente aus dem Bestand auf der Straße gefunden haben soll. – Willibald Köhler hingegen berichtet an Alfons Perlick, 24. September 1963 (Eichendorff-Archiv, Wangen): »Die Schätze sollen nach Angabe des Th[omasdorfer] Pfarrers zu Herrn Museumsleiter Bomba von den Tschechen ordnungsmäßig verpackt und nach Prag transportiert worden sein.« – Entsprechend unterschiedlich sind in der Folge die Suchansätze.

einbezieht. Zu den Mitgliedern gehören die aus Neisse geflohenen Gesinnungsgenossen.[38]

1954 eröffnet Willibald Köhler das Eichendorff-Museum am Atzenberg (Wangen im Allgäu) als Ersatz für das zerstörte Neisser Eichendorff-Museum. Das Kloster Frauenwörth, der letzte Wohnort von Carl von Eichendorffs Witwe Antonie, übergibt einen Restbestand aus dessen Nachlass direkt an das neue Museum.[39] Karl Willi Moser übernimmt wieder das Amt des Kustos.[40]

1955 entdeckt der deutsch-tschechische Schriftsteller Louis Fürnberg (stellvertretender Leiter der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar) Eichendorffs Jugendtagebuch in einem Prager Antiquariat unweit des Altstädter Rings.[41]

Am 11. Februar 1956 wird das Tagebuch an die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten in Weimar übergeben.[42]

Am 30. September 1957 erfolgt die Rückgabe des Berliner Nachlasses durch die Regierung der UdSSR an die Deutsche Staatsbibliothek in Ost-Berlin.[43]

1960 haben Gebietsreformen in der neu gegründeten ČSSR Auswirkungen auf die Archivlandschaft: Šumperk (Mährisch Schönberg) statt Janowitz wird Bezirksarchiv.

38 Protokoll der Gründungsitzung (Akten der Eichendorff-Gesellschaft, FDH); Anonym, Neubegründung der Eichendorff-Stiftung als e.V., in: Schlesische Rundschau, Jg. 4 (1952), Nr. 35/36, S. 6. Vgl. Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), S. 585 f.

39 Zuwendungsbestätigung Willibald Köhlers vom 25. Februar 1954 (Kopie in den Akten Sibylle von Steinsdorffs, FDH). 170 Bücher aus der Bibliothek Carl von Eichendorffs verbleiben in Frauenwörth und werden dort inventarisiert. Somit wäre auch Fußnote 6 meines Beitrags von 2010/11 (wie Anm. 2) präzisiert.

40 1988 wird das Museum in die Wangener Altstadt verlegt.

41 Herbert Jacob an Konrad Heumann am 13. März 2014 (E-Mail). Siehe Anm. 63.

42 Aus dem Übergabeprotokoll von Helmut Holtzhauer geht hervor, dass das Tagebuch und ein Goethe-Autograph »am 2.11.1956 vom ersten Stellvertreter des Ministers für Kultur, Herrn [Karol] Bedrna, als Geschenk der Regierung der tschechoslowakischen Volksrepublik für die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar überreicht« wurden. Zum Tagebuch heißt es außerdem: »Die Tagebuchhandschrift wurde im Jahre 1955 in einem Prager Antiquariat entdeckt und vom Ministerium für Kultur der ČSR angekauft […].« (Goethe- und Schiller-Archiv, GSA 150/337 Bl 130) Siehe auch ›Die Tat‹ vom 24. Dezember 1956 und Steinsdorff, Zur Veröffentlichung nicht geeignet (Anm. 2), S. 43, Anm. 24.

43 Vgl. Hollender, »Mich aber zog ein wunderbares Streben …« (Anm. 29), S. 8–11.

1962 liefert eine Privatperson einen Karton mit Handschriften und Dokumenten aus dem Neisser Museum im Heimatmuseum von Jeseník (Freiwaldau) ein.[44] Das Museum gibt den Bestand an das zuständige historische Archiv in Javorník weiter. Der Leiter des Archivs ist Rudolph Zuber.[45]

1968 führen die Demokratisierungsbemühungen (Alexander Dubček) in der ČSSR zum Prager Frühling, der im August durch eine sowjetische militärische Intervention beendet wird.

1969 startet unter Hermann Kunisch das DFG-Projekt historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe mit der Einrichtung der Eichendorff-Arbeitsstelle in München. Bis 1974 ist Sibylle von Steinsdorff Redakteurin der Arbeitsstelle. Die neue Eichendorff-Stiftung wird – um ideologischen Ballast abzuwerfen – am 13. Dezember 1969 in Eichendorff-Gesellschaft umbenannt (Sitz zunächst Würzburg).[46]

Wolfgang Kron, designierter Herausgeber der Gedichte in der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe, bittet seinen Freund Herbert Jacob von der Ostberliner Akademie der Wissenschaften, Recherchen in der Tschechoslowakei nach den verlorenen Beständen anzustellen. Dieser wendet sich an Hugo Siebenschein von der Prager Universität, der wiederum seinen Assistenten Emil Skála damit beauftragte, Recherchen in böhmischen Bibliotheken und Archiven vorzunehmen, ferner in den Sammeldepots, die in vormals deutschen Schlössern und Gutshäusern eingerichtet worden waren. Skála stößt auf den Bestand im Archiv von Javorník und übermittelt Herbert Jacob von Rudolph Zuber erstellte Bestandslisten.[47]

44 Sibylle von Steinsdorff an Walter Klein, 2. August 1984 (FDH).

45 Zur Geschichte der Archive in der Tschechoslowakei: archives.cz und portafontium.eu.

46 Franz Heiduk, Zur Geschichte der Eichendorff-Gesellschaft, in: Joseph Freiherr von Eichendorff 1788–1857. Leben – Werk – Wirkung. Eine Ausstellung der Stiftung Haus Oberschlesien und des Landschaftsverbandes Rheinland in Zusammenarbeit mit der Eichendorff-Gesellschaft. Ausstellungskatalog, hrsg. von der Stiftung Haus Oberschlesien, Köln und Dülmen 1983 (= Schriften des Rheinischen Museumsamtes 21), S. 207–218, hier: S. 216; Alfred Riemen, Eichendorff-Gesellschaft e. V., in: Literarische Gesellschaften in Deutschland. Ein Handbuch, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften, bearb. von Christiane Kussin, Berlin 1995, S. 74–76. – Hollender, Die politische und ideologische Vereinnahmung Eichendorffs (Anm. 10), S. 286, moniert zu Recht, dass eine Umbenennung keine Aufarbeitung ist.

47 Herbert Jacob an Konrad Heumann, 13. und 23. März 2014 (E-Mail).

1971 beginnt Sibylle von Steinsdorff mit eigenen Recherchen.[48]

Im November 1972 reist Sibylle von Steinsdorff nach Berlin und besucht Herbert Jacob, mit dem sie sich über die Nachlasssituation austauscht und von dem sie erfährt, dass Zuber nur eine Schachtel mit Einzelblättern aufbewahre und dass Jacobs Bitte, die Nachlass-Recherchen auf die umliegenden Gebiete und Schlösser auszudehnen, ohne Antwort geblieben sei.[49]

1973 fährt Sibylle von Steinsdorff mit dem Auto nach Javorník zu Rudolph Zuber, sichtet den dortigen Bestand und bekommt für die Eichendorff-Arbeitsstelle Mikrofilmaufnahmen.[50].

1975 setzt Sibylle von Steinsdorff die Suche nach Autographen in Jeseník und Umgebung fort.

1976 unternimmt sie eine weitere Forschungsreise, diesmal in Begleitung ihrer Lebensgefährtin, der gebürtigen Troppauerin Ruth Kern.[51] Die Arbeitsstelle der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe wird von München nach Augsburg verlegt.

1977, im Jahr der Pensionierung Rudolph Zubers, wird das Javorníker Archiv geschlossen. Die Bestände gelangen in das Bezirksarchiv Šumperk.[52]

1980 veröffentlicht Karl Willi Moser seine Dokumentation des Neisser Handschriftenbestandes im ›Neisser Heimatblatt‹ (Hildesheim).[53]

48 Sibylle von Steinsdorff an Walter Klein, 2. August 1984 (FDH).

49 Sibylle von Steinsdorff, Aktennotiz vom 1. Dezember 1972 zum Aufenthalt in Berlin vom 4.–13. November 1972 (FDH).

50 Sibylle von Steinsdorff an Walter Klein, 2. August 1984 (FDH). – Offensichtlich ohne Kenntnisse über diesen Vorgang wiederholt der Wangener-Kreis, der die Einrichtung einer Bundesdeutschen Handelsmission in Prag 1968 zum Anlass eines Rechercheantrags an die Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes der Bundesregierung gestellt hatte, seine offiziellen Bemühungen um die Rückgewinnung des Neisser Museums-Inventars mit einem Zweitantrag (Meinrad Köhler, Eichendorff-Originale noch immer in Prag, Typoskript für: np-kultur Nr. 142, 3. August 1973, Eichendorff-Archiv, Wangen).

51 Ruth Kern, Angst hab ich im Leben nie gehabt, Martinsried 2012, S. 196.

52 Tschechisch-bayerischer Archivführer, portafontium.eu/cbguide; Sibylle von Steinsdorff an Walter Klein, 2. August 1984 (FDH).

53 Karl Willi Moser, Die Eichendorff-Handschriftensammlungen, in: Neisser Heimatblatt, Nr. 152 (1980), S. 13 f.; Nr. 153, S. 8; Nr. 154, S. 18.

Vom 30. September bis 17. Oktober 1984 begibt sich Sibylle von Steinsdorff erneut auf eine Archivreise nach Polen und die ČSSR.[54]

1987 eröffnet das neu gebaute Bezirksarchiv Šumperk.[55] Es kommt zur Unterzeichnung eines Vertrages zwischen der ČSSR und der Bundesrepublik, der den Tausch des in Šumperk archivierten Eichendorff-Nachlasses gegen Mikrofilme »bohemischen Charakters« regelt.[56]

1989/1990 führt die »Samtene Revolution« in der ČSSR dazu, dass die kommunistische Führung zurücktritt. Bei den Parlamentswahlen siegt das Bürgerforum von Václav Havel. Das Land wird zur Tschechischen und Slowakischen Föderativen Republik (ČSFR).

1990 erfolgt der Transfer des Eichendorff-Bestandes aus Šumperk nach Deutschland. Als Dauerleihgaben der Bunderepublik werden die Dokumente der Verantwortung der Eichendorff-Gesellschaft, Ratingen, übergeben.

1992 organisiert die Eichendorff-Gesellschaft auf Initiative Sibylle von Steinsdorffs weitere Handschriftenankäufe durch die Bundesrepublik.[57] Ende 1992 wird die Föderation der beiden Republiken Tschechien und Slowakei aufgehoben.

Im Dezember 2005 beschließt die Eichendorff-Gesellschaft im Einvernehmen mit dem Bund, ihre Autographensammlung inklusive der Dauerleihgaben dem Freien Deutschen Hochstift zu übertragen.

54 Sibylle von Steinsdorff an Walter Klein, 2. August 1984 (FDH). Aus ihren Vermerken in den Neisser Listen (FDH) geht hervor, dass Sibylle von Steinsdorff auf dieser Reise nicht nur den Šumperk-Transfer angebahnt haben muss, sondern darüber hinaus Handschriften aus Privatbesitz angeboten bekam und vorsorglich privat erworben hat.

55 Tschechisch-bayerischer Archivführer, portafontium.eu/cbguide.

56 Föderales Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten, AZ 96.442/87–OKS (Kopie FDH). Über den Archivalientausch mit der ČSSR kommen 23 H-Signaturen (sowie Briefe u.a.) sowie 9 S-Signaturen als Dauerleihgaben zur Eichendorff-Gesellschaft (H 1–20, H 85–88 und S 18, S 22–23).

57 Die ehemaligen Bestände der Eichendorff-Gesellschaft sind erfasst in: Joseph von Eichendorff. Handschriften und Dokumente im Besitz der Eichendorff-Gesellschaft, Ratingen-Hösel. Katalog bearb. von Detlef Haberland, Trier 1992 (= Ausstellungskataloge Trierer Bibliotheken 23); Ilse Unruh, Eichendorff-Gesellschaft. Bedeutende Dauerleihgabe ans Freie Deutsche Hochstift, in: Aus dem Antiquariat, Frankfurt am Main, Nr. 2, 8. April 2005, S. 133–134.

2009 kauft das Freie Deutsche Hochstift von Sibylle von Steinsdorff drei Folioblätter mit Gedichten.[58]

2014 erhält das Freie Deutsche Hochstift das Angebot, die gesamte Sammlung Steinsdorff zu erwerben. Nach Begutachtung und Abwicklung 2015 wird der durch die Kulturstiftung der Länder, die Hessische Kulturstiftung und die Fritz Thyssen Stiftung ermöglichte Ankauf in einem Festakt am 15. März 2016 gefeiert, den Sibylle von Steinsdorff nicht mehr erlebt. Sie stirbt am 18. Februar 2016 im Alter von fast 82 Jahren in Unterhaching.

Die ›Neisser Listen‹

Für die Identifikation der nicht direkt nach Berlin gelangten Eichendorff-Autographen sind Übergabe- und Inventarlisten der früheren Bestandhalter wichtige Anhaltspunkte. Der Öffentlichkeit bekannt waren bislang nur die von Karl Willi Moser 1980 im Neisser Heimatblatt publizierten Verzeichnisse der Nachlässe Hermann von Eichendorffs (H-Signaturen) und Rudolf von Eichendorffs (S-Signaturen), die in das Neisser Eichendorff-Museum gelangt waren.[59] In den Akten Sibylle von Steinsdorffs fanden sich drei weitere und vor allem frühere Verzeichnisse:[60]

– Carl von Eichendorffs Testament vom 2. Dezember 1932 mit einer in 34 Punkte gegliederten summarischen Liste seines nach seinem Hauptwohnsitz ›Wiesbadener Nachlass‹ genannten Erbes,[61]

58 Es handelt sich um S 17, 20 und 21 aus dem Sedlnitzer Fund (vgl. Renate Moering, »Es schläft ein Lied in allen Dingen«. Unbekannte Gedichthandschriften Joseph von Eichendorffs. Faksimile-Edition, Göttingen 2013).

59 Die Neisser Listen sind in handschriftlicher, typographierter und gedruckter Fassung überliefert, weichen aber inhaltlich nicht voneinander ab. Die handschriftliche Fassung dürfte diejenige sein, die im Fluchtgepäck nach Wangen im Allgäu kam. Die typographierte Fassung scheint der Druckvorbereitung gedient zu haben; sie enthält handschriftliche Vermerke zu einer strikteren Chronologisierung, die aber dann zugunsten der Durchnumerierung nicht umgesetzt wurde.

60 Eine Synopse der alten Verzeichnisse ist auf den Seiten des Eichendorff-Forums abrufbar (uni-regensburg.de/sprache-literatur-kultur/germanistik-ndl-1/regener/eichendorff-forum).

61 Siehe Anm. 14.

– eine wahrscheinlich ebenfalls auf Carl von Eichendorff zurückgehende Bestandsliste des Eichendorff-Archivs Altenbeuern, die den 1936 erfolgten Umzug von Erinnerungsgegenständen in das Eichendorff-Museum in Neisse annähernd dokumentiert und die bereits ein ungeordnetes und unsigniertes Handschriftenverzeichnis inklusive der Tagebücher (gebundenes Buch und Hefte) enthält,[62]
– die erste und sorgfältigste Handschriftenverzeichnung des Wiesbadener Nachlasses von Ewald Reinhard, die die 1937 von Altenbeuern nach Neisse überstellten Textzeugen in laufenden H-Signaturen (H 1 – H 104) nach Gattungen gruppiert und sich dabei am Plan der historisch-kritischen Ausgabe orientiert. Hier fehlen das Tagebuch und die Tagebuchhefte, obwohl sie der Erinnerung Willibald Köhlers zufolge zum Inhalt der 1945 nach Thomasdorf gebrachten Truhen gehören.[63]

Karl Willi Moser, der zwischen 1937 und 1945 die besagten Autographen-Inventarlisten des Neisser Eichendorff-Museums anfertigte, folgt, was die Signaturen des Wiesbadener Nachlasses betrifft, Ewald Reinhard, gruppiert aber nach einer anderen Systematik (thematisch-chronologisch) und verzichtet in der Regel auf Signaturen, die auf Dokumente von fremder Hand verweisen.[64] Moser erwähnt mit H 106 – H 114 neun Wiesbadener Textzeugen mehr als Reinhard.[65] Außerdem berücksichtigt er auch den Sedlnitzer Fund, den er mit 62 S-Signaturen versieht.

62 Siehe Anm. 19.
63 Willibald Köhler, Brief an Helmut Holtzhauer vom 28. Juni 1957 (Anm. 31). – Vielleicht bezieht sich Köhlers Erinnerung nur auf die Tagebuchhefte der Jahre 1809–1812. Das gebundene Tagebuch der Jahre 1797–1808 könnte nach der Bearbeitung durch Wilhelm Kosch in Prag geblieben sein, was seinen Fundort erklären würde (siehe Anm. 41).
64 Ausgenommen von dieser Regel sind die Gedichte, die Otto Heinrich Graf von Loeben an Eichendorff schickte.
65 Über Ewald Reinhard hinaus verzeichnet Moser weitere Briefe an Familienangehörige, das druckfertige Manuskript von ›Eine Meerfahrt‹, das Lustspiel ›Wider Willen‹, die Übersetzung von Calderóns ›Ehezwist‹, Märchen- und Märlein, fünf Zettel mit Gedichtentwürfen und Notizen, der Romanentwurf ›Mariensehnsucht‹, Manuskripte zur Literatur und Literaturgeschichte, ›Ordnung der sämtlichen Städte der preußischen Monarchie‹ und verschiedene Zettel. Diese Diskrepanz dürfte z. T. auf Rückgaben von Bandbearbeitern, z. T. auf Zusendungen von Briefzeugnissen zurückzuführen sein. – Von den heute bekannten 455 Briefen von und 142 Briefen an Eichendorff sind ohnehin nur wenige in den Neisser Listen mitverzeichnet.

Heutige Verteilung der Eichendorff-Autographen

Aktuell verteilen sich die Eichendorff-Autographen auf die großen Bestandhalter wie folgt: Die Staatsbibliothek zu Berlin hält 250 Einzelblätter (473 eigenhändig beschriebene Seiten plus zwei Briefe von und einen an Eichendorff sowie drei Autographen Wilhelm von Eichendorffs). Die Stiftung Weimarer Klassik verwahrt das Tagebuch Eichendorffs (273 Bl. gebunden, davon 242 jeweils recto/verso paginierte, also 484 eigenhändig beschriebene Seiten). Im Wangener Eichendorff-Archiv und -Museum finden sich 7 Werkmanuskripte und 21 Briefe von Eichendorff (76 eigenhändig beschriebene Seiten).[66]

Zum Bestand des Freien Deutschen Hochstifts zählten nach Übernahme der Autographen der Eichendorff-Gesellschaft und der Dauerleihgaben des Bundes 247 Signaturen (davon 76 H-Signaturen mit 3 Teilsignaturen,[67] 30 S-Signaturen, 46 Briefe von und 67 Briefe an Eichendorff), das sind 1863 Seiten von Eichendorffs und 77 Seiten von fremder Hand. Hinzugekommen sind mit der Sammlung Steinsdorff 21 H-Signaturen mit 3 Teilsignaturen sowie 20 Briefe von und 42 Briefe an Eichendorff (109 Seiten von eigener und 876 von fremder

66 Dieser bislang nicht inventarisierte Bestand enthält Manuskripte zu: ›Die Engel vom Kölner Dom‹ (HKA I/3, S. 226), »Für den Coelner Dombau«, »Was soll ich mich kümmern wie's noch mit mir wird« (HKA I/3, S. 197), »Wenn die Wipfel über mir schwanken« (HKA I/1, S. 249), ›Viele Boten gehn u. gingen‹ (HKA I/1, S. 7), ›An meine Freunde‹ (HKA I/3, S. 48), ›Der Adel und die Revolution‹ (HKA V/4, S. 110–138), die eigh. Abschrift einer Rezension »Ueber meinen Taugenichts«, Julius Eduard Hitzig (12.1.1827), Theodor Mundt (4.9.1840), N.N. (24.9.1840), Friedrich Wilhelm IV. (27.11.1840), August Heinrich Liebeskind (3.11.1855), Hermann von Eichendorff (11.1.1855, 15.3.1855, 3.12.1857), Nikolaus Joseph von Holly-Ponienczecz (2.11.1855), den Verlag Voigt & Günther (15.6.1857), Therese Besserer von Dahlfingen (17.8.1857) sowie einen Brief von Friedrich Wilhelm IV. an Eichendorff (9.9.1837). – Weitere Institutionen, die Eichendorff-Autographen verwahren und besitzen, sind: Bayerische Staatsbibliothek München; Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften (Biblioteka Gdanska PAN); Fondation Martin Bodmer, Bibliotheca Bodmeriana, Cologny-Genève; Germanisches Nationalmuseum Nürnberg; Historisches Museum Köthen (Anhalt); Milton S. Eisenhower Library, Johns Hopkins University, Baltimore, Maryland; Sächsische Landesbibliothek Dresden; Universitätsbibliothek Breslau (Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu).

67 H 74, 105 und 108.

Hand).[68] Somit archiviert das Hochstift nun 94 H-Signaturen, 30 S-Signaturen, 66 Briefe von und 109 Briefe an Eichendorff,[69] darüber hinaus weitere Eichendorffiana (Lebensdokumente sowie Briefe und Dokumente Dritter) in erheblicher Zahl.

Ausgehend von Mosers Neisser Listen (114 H-Signaturen und 62 S-Signaturen) werden somit noch 20 H-Signaturen, 32 S-Signaturen und weiterhin Textzeugen aus Privatbesitz sowie Briefe gesucht.[70] Mit anderen Worten: Bei ca. 30 % der Werkhandschriften Eichendorffs, die einmal im Neisser Museum waren, ist der Verbleib derzeit unbekannt.

Die Sammlung Steinsdorff im Überblick

Die folgende Auflistung verzeichnet die gesamte Sammlung detailliert nur dort, wo das literarische Werk betroffen ist. In allen anderen Fällen sollen summarische Angaben der Orientierung dienen.

A. Werkmanuskripte

(1) Balladenfragment, um 1804

Sign. Hs–31133,4 (= Teil von Neisse H 114), 1 Einzelblatt gr.-4°, 2 Seiten beschrieben.

Auf der Vorderseite Übersetzung des Beginns der ›Memorabilien‹ des Xenophon (Schulaufgabe?), ferner die ersten 3 Strophen einer Ballade um das Schicksal von Ritter Borst und seiner Braut Emma (Incipit: »Doch plötzlich tönt vom grausen Thurm«), auf der Rückseite weitere 6 Strophen der Ballade. Aus dem Kontext von ›Kuntz u. Gertrude‹ (HKA I/3, S. 109–113) und »Blaß flimmerte schon auf See und Forst« (ebd., S. 107–109). Ungedruckt.

68 94 Seiten Werkhandschriften, 17 Seiten Briefe.

69 In die Zahl der Briefe von Eichendorff sind die 16 Briefe, die Karl Willi Moser unter der Signatur H 105 zusammengefasst hat, enthalten.

70 H 41–43, H 60, H 77–79, H 81, H 90–96, H 98–99, H 110, H 111, S 1, S 2, S 3, S 4, S 19, S 37–58 (wobei H 92, H 103 und H 105 von fremder Hand sind und deshalb bei Moser nicht genannt werden, und dito S 8–11, S 16, S 26 in Mosers Listen nicht realisiert sind).

(2) ›Konradin‹, Entwurf, zwei Gedichtentwürfe, 1805

Sign. Hs–31154 (= Neisse H 21), 1 Einzelblatt 2°, zweifach gefaltet, so dass 8 Blattbereiche entstanden sind.

Auf der Vorderseite Bereich 1 (rechts unten): Briefentwurf an Johann Friedrich und Marie Anna von Eichendorff (Onkel und Tante), 31.12. 1804 (HKA XII, S. 5), Bereich 2 (links unten, pag. 1): Entwurf H³ zu ›Konradin‹ (»4ᵗ Scene«, HKA VI/1, S. 35 f.), Bereich 3 (pag. 2, links oben): Fortsetzung des Entwurfs H³ zu ›Konradin‹ (»Du hast das Haupt«, ebd., S. 35 f.), Bereich 4 (rechts oben): Entwurf H zu ›Erinnerung‹ (»O kehrt, o kehrt zurük, ihr seel'gen Stunden«, HKA I/3, S. 122 f.), darüber und daneben H zu ›Und wie in ird'scher Schwäche Nacht gehüllt‹ (ebd., S. 123 f.). Auf Rückseite Bereich 4 (rechts unten): Fortsetzung des Entwurfs H³ zu ›Konradin‹ (»Der alte Graf«, HKA VI/1, S. 37).

(3) ›Ahnung und Gegenwart‹, Entwürfe zum 12. und 13. Kapitel, wohl August 1811

Sign. Hs–31115 (= Neisse H 49), 1 Einzelblatt gr.-4°, 2 Seiten beschrieben.

Auf der Vorderseite Prosaentwurf zum 12. und 13. Kapitel von ›Ahnung und Gegenwart‹ (Erstdruck 1815), Incipit: »Abschied zu nehmen fort.« (auszugsweise in HKA III, S. 345–348). Auf der Rückseite ein (zuerst entstandener) Briefentwurf an Clemens Brentano (HKA XII, S. 20) mit Notiz zur Weiterführung (HKA III, S. 347 f., dort nicht auf den Brief bezogen), anschließend Vers- und Prosaentwürfe zur Romanze ›Die wunderliche Prinzessin‹ im 12. Kapitel von ›Ahnung und Gegenwart‹ (HKA I/1, S. 395–402 und HKA I/2, S. 677)

(4) ›Hermann und Thusnelda‹, Reinschrift, Ende 1811

Sign. Hs–31116 (= Teil von Neisse H 74), 2 Doppelblätter gr.-4°, 8 Seiten beschrieben, paginiert.

Reinschrift H² zu ›Hermann und Thusnelda‹, 1. Aufzug, 1. Szene bis Anfang 2. Szene, pag. 1–8, als verschollen erwähnt in HKA VI/2, S. 49). H¹ (Hs–19514) wurde bereits 1975 von Ruth Kern erworben (vgl. Aurora 70/71 [2010/2011], S. 148). Zur Datierung vgl. HKA VI/2, S. 41–47.

(5) ›Das Marmorbild‹, ›Der Jäger‹, Entwürfe, etwa 1816

Sign. Hs–31117 (= Neisse H 56), 1 Doppelblatt gr.-4°, 4 Seiten beschrieben, paginiert, ursprünglich Brief von Koelichen an Eichendorffs Mutter Karoline von Eichendorff, Ratibor, 6.1.1800.

Auf S. 1 (ohne Paginierung) Entwurf H^7 zur Novelle ›Das Marmorbild‹ (HKA V/2, 56), ferner unter dem Titel ›Frühlings=Trost der Liebe‹ der erste Entwurf zum Gedicht ›Der Jäger‹, Incipit: »Was Seegeln der Wünsche« (HKA I/1, S. 212 und HKA I/2, S. 377 f.), am linken Rand Notiz ›Zur Tragödie‹, Incipit: »Der alte Rächer ist im Gefängniß« (ungedruckt), am unteren Rand Tabelle für einen Verschlüsselungscode (monoalphabetische Substitution). S. 2–4 (pag. 9–11) H^{6b} zu ›Das Marmorbild‹, Incipit »der Diener die Todten-Gerippe« (HKA V/2, S. 50–55). Die fehlenden Seiten pag. 1–7 (= H^{6a}) befinden sich in der Universitätsbibliothek Breslau (ebd., S. 219).

(6) ›Das Marmorbild‹, Notiz, 1816

Sign. Hs–31153 (= Neisse H 40), 1 Einzelblatt quer-4°, 2 Seiten beschrieben.

Auf der Vorderseite Briefentwurf Eichendorffs an seinen Bruder Wilhelm, März 1816 (HKA XII, S. 66 mit Abb. nach S. 482), ferner H^4 zu ›Das Marmorbild‹ (HKA V/2, S. 42 und 215). Auf der Rückseite Notizen für ein »Lied im Versmaaß von langen u. gantz kurzen Versen« (HKA I/3, S. 198).

(7) ›Das Schloss Dürande‹ und ›Eine Meerfahrt‹, Entwürfe, 1835

Sign. Hs–31123 (= Neisse H 68), 1 Einzelblatt quer-4°, 2 Seiten beschrieben.

Auf der Vorderseite Entwurf zum Gedicht ›Es ist nun der Herbst gekommen‹ in der Novelle ›Das Schloss Dürande‹ (nach dem Erstdruck in HKA V/2, S. 453). Auf der Rückseite H^8 zur Novelle ›Eine Meerfahrt‹, Incipit: »Zu der Insel der Königin« samt Anmerkung: »diese Novelle noch einmal gantz umarbeiten« (ebd., S. 421 und 435 f.). Zur Datierung vgl. HKA V/2, S. 404.

(8) ›Eine Meerfahrt‹, Bemerkungen, Herbst 1836

Sign. Hs–31122 (= Neisse H 67), 1 Einzelblatt quer-8°, 2 Seiten beschrieben.

Auf der Vorderseite H^{10} zu ›Die Insel der Königin‹ (Vorstufe zur Novelle ›Eine Meerfahrt‹). Auf der Rückseite Fragen von fremder Hand (Hermann von Eichendorff?) zur Novelle samt Antworten Eichendorffs (HKA V/2, S. 424 und 438). Vgl. zu diesem Blatt Sibylle von Steinsdorff, »Das Gantze noch einmal umarbeiten!« Notizen Eichendorffs zur geplanten Überarbeitung seiner Novelle ›Eine Meerfahrt‹, in: Aurora 44 (1984), S. 71–78. Zur Datierung vgl. HKA V/2, S. 439.

(9) ›Die Mahnung. 1837‹, Entwurf, 1839

Sign. Hs-31120 (= Neisse H 44), 1 Einzelblatt quer-4°, die Vorderseite beschrieben.

Entwurf zu ›Die Mahnung. 1837‹ (nach dem Druck Leipzig 1864 in HKA I/3, S. 284), zum Überlieferungsträger vgl. HKA I/4, S. 495.

(10) Drei Gedichtentwürfe, 1839

Sign. Hs–31121 (= Neisse H 45), 1 Einzelblatt quer-schmal-8°, 2 Seiten beschrieben.

Auf der Vorderseite ›Im Alter. 1839‹ und ›Memento mori. 1839‹ (beide nach dem Druck Leipzig 1864 in HKA I/1, S. 338, vgl. HKA I/2, S. 594). Auf der Rückseite ›Die Sturmglocke. Oder: Wacht auf!‹ (nach H^1 [Berliner Nachlass] in HKA I/1, S. 337 f., vgl. HKA I/2, S. 590–593).

(11) ›Geistl. Lied‹, ›Idyll von Alt-Lubowitz‹, Entwürfe, nach Mitte Juli 1844

Sign. Hs–31129 (= Neisse H 46), 1 Einzelblatt quer-4°, 2 Seiten beschrieben, ursprünglich Schreiben der Regierungshauptkasse Danzig an Eichendorff, das auf dessen Zahlungsaufforderung vom 7. Juli 1844 Bezug nimmt.

Auf der Vorderseite Entwürfe zu ›Geistl. Lied‹ (HKA I/3, S. 307) und zu ›Idyll von Alt-Lubowitz u. meiner Kindheit in ungereimten Jamben‹ (HKA V/4, S. 61). Auf der Rückseite vier Verse mit Bleistift, Incipit »Jetzo sinkt die Abendröthe« (= 4. Strophe von ›Zu meinem Geburtstage. 1840‹) von der Hand von Therese Besserer von Dahlfingens (ebd., S. 532).

(12) ›Der Ehezwist‹, Reinschrift, 1840er Jahre

Sign. Hs–31131 (= Neisse H 108b), 12 Doppelblätter 4°, 46 Seiten beschrieben, paginiert.

Reinschrift der Übersetzung von Calderóns Schauspiel ›Der Ehezwist‹, pag. 9–52 und 57. Die fehlenden Seiten pag. 53–56 wurden 1990 getrennt erworben (Hs–28878, vgl. HKA XV/2, S. 519–523 und 547), die Seiten pag. 1–8 fehlen nach wie vor. Zur Datierung vgl. HKA XV/2, S. 547.

(13) ›Julian‹, Entwurf, ›Zur Geschichte des Dramas‹, Notizen, 1852

Sign. Hs–31130 (zugehörig zu Neisse H 112), 1 Einzelblatt 2°, 2 Seiten beschrieben, ursprünglich Quittung Eichendorffs über seine im Mai 1852 ausbezahlten Pensionsbezüge (83 Taler, 10 Silbergroschen).

Auf der Vorderseite Entwurf zum Epos ›Julian‹, Incipit: »Schluß = Wie die antik römische Welt mit Julians vereitelten Weltherrschaftsgedanken zusammenstürzt« (nicht erwähnt in HKA1 I/2, S. 825–829). Auf der Rückseite Notizen ›Zur Geschichte des Dramas‹, Incipit: »Die religiöse Bedeutung des Dramas = Nachgewiesen im griechischen Drama« (nicht in HKA VIII/2, S. 515).

(14) Zur Literaturgeschichte, Entwurf, zwischen 1853 und 1856

Sign. Hs–31118 (= Neisse H 80), 1 Doppelblatt 4°, 4 Seiten beschrieben, paginiert.

Pag. 1–4 Entwurf zu ›Zur Geschichte des Dramas‹ (Erstdruck 1854) oder zur ›Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands‹ (Erstdruck 1857 [1856]), Incipit: »Calderon ist stets als der Erz-Romantiker angesehen«, Schluss: »die jederzeit die Phasen der innren Geschichte der«.

(15) ›Lucius‹, Entwürfe zum 6.–8. und 10.–11. Gesang, 1856/57

Sign. Hs–31119 (= Neisse H 48), 1 Doppelblatt 2°, 4 Seiten beschrieben.

S. 1: »Noch ad. VI«, Strophen 6–14; »VII«, Strophen 1–9; S. 2: »Noch ad VII«, Strophen 10–20; »VIII«, Strophen 1–7; S. 3: »Noch ad VIII«, Strophen 8–15; »X«, Strophen 1–6; S. 4: »ad X.«, Strophen 7–19; »XI.«, Strophen 1–5. Vgl. die weiteren Entwürfe zum 5./6. Gesang (Hs–28902 = S 36) sowie zum 10./11. Gesang (Hs–28820 = S 37, s. Aurora 70/71 [2010/2011], S. 148). Nicht erwähnt in HKA[1] I/2, S. 857 f.

B. Gedichtabschriften

Konvolut aus 5 Doppelblättern und 4 Einzelblättern, verschiedene Formate, 28 Seiten, 26 Seiten paginiert (pag. 1–14, 17–22, 25–30) und beschrieben, am Ende zwei Seiten leer. 4 Gedichte mit Randbemerkungen und Korrekturen von der Hand Eichendorffs. Ehemals Neisse H 104.

35 Gedichtabschriften, die meisten von der Hand des Sohnes Hermann von Eichendorff, zwei von der Hand der Ehefrau Louise von Eichendorff (pag. 17, 18). Der Text von 8 Gedichten bisher unbekannt: S. 13 »Jubelnd sprühen blühende Funken« (HKA I/3, S. 307: verschollen); S. 14 ›Der Hochzeitssinger‹ (»Die Braut sah ich festlich«, ebd., S. 307: verschollen); S. 25 »›2.‹ Und wenn wir den sinnvollen Unsinn deuten«; »3. Wie über mir, nun mich in stiller Runde«; S. 26 »4. (Unbenutzter Part eines benutzten Gedichtes) Dort drüben hinter jenen wald'gen Höhen«; »5. u. 6. Sowie, wenn früh des Himmels schönes Auge«; S. 27 »(6.) O holder See, wohl lieblich zu befahren«; S. 30 ›Sprüche.‹ (»Laß schäumen den Lebenswein«, in HKA I/3, S. 307: verschollen).

C. Briefe von Joseph von Eichendorff

3 eigenhändige Briefe: an Carl Duncker, 2.9.1834 (HKA XII, S. 137); an Hermann von Eichendorff (Fragment), Ende Juli / Anfang August 1838 (ebd., S. 157 f.); an Nikolaus Heinrich Julius, 7.10.1856 (ebd., S. 417 f.). – *8 eigenhändige Briefentwürfe:* an Clemens Brentano, August 1811 (ebd., S. 20, vgl. oben A.3); an Johann Friedrich und Maria Anna von Eichendorff, 31.12.1804 (ebd., S. 5, vgl. oben A.2); an Wilhelm von Eichendorff (Fragment), März 1816 (ebd., S. 76); an den Gutsverwalter Joseph Frenzl in Sedlnitz, Berlin, nach dem 8.8.1836 (ungedruckte Notizen auf einem Briefumschlag der Schwester Louise von Eichendorff, 4.8.1836, zu HKA[1] XIII, S. 136–139); an den Verlag Voigt & Günther, 20.1.1856 (HKA[1] XIII, S. 323 f.); an Unbekannt, o. D. (vgl. HKA XII, S. 375); an Unbekannt, o. D. (Bitte um Reisegenehmigung für den Hauslehrer, ungedruckt); an Unbekannt, o. D. (mit der Bitte, alte Möbel zollfrei von Berlin nach Lehen-Sedlnitz transportieren zu dürfen, ungedruckt). – *3 eigenhändige Briefabschriften:* an August Heinrich Liebeskind, 17. Oktober 1855 (ebd., S. 368); an den Verlag Voigt & Günther (20.1.1856, ebd., S. 389; 23.1.1856, ebd., S. 390 f.). – *3 eigenhändige Briefumschläge*: an Therese von Besserer-Dahlfingen (11.8.; 18.8., zu

den Briefen vom 10.8. und 17.8.1857, ebd., S. 438–444); an »König. Regierungs-Rath a.D. Herrn List« in Berlin, o.D. – *6 Briefabschriften von fremder Hand:* 5 Briefe an Friedrich de la Motte Fouqué (1.10.1814, 25.12.1814, 29.1.1816, 15.3.1817., 2.12.1817, ebd., S. 43–45, 49–51, 62 f., 71 f., 76 f.); 1 Brief (Auszug) an Theodor von Schön, 17.11.1855 (vgl. ebd., S. 381–383).

D. Briefe an Joseph von Eichendorff

38 eigenhändige Briefe: von Karl von Altenstein, 10.11.1823 (HKA[1] XIII, S. 88), 16.4.1835 (ebd., S. 125 f.), 20.6.1835 (ebd., S. 126), 15.7.1835 (ebd., S. 127), 18.7.1837 (ebd., S. 145); von Leberecht Dreves, 15.2.1848 (ebd., S. 177–179); von Rudolf von Eichendorff (Eichendorffs Onkel), 8.9.1824 (ebd., S. 91 f.); von Wilhelm von Eichendorff, 8./9.4.1814 (ebd., S. 14–19), 8./9.7.1814 (ebd., S. 25–53), 15.10.1817 (ebd., S. 75–78), 2.9. 1831 (ebd., S. 96–98), 8.9.1831 (ebd., S. 98 f.), ferner 3 Briefe o.D.; von Johann Albrecht Friedrich Eichhorn, 8.2.1841 (ebd., S. 154), 7.7.1844 (ebd., S. 161 f.); von Joseph Frenzl, 4.12.1834 (ebd., S. 121–123, hier falsch datiert); von Paul Heyse, 8.4.1855 (ebd., S. 200 f.); von Joseph von Hohenzollern, 2.9.1824 (ebd., S. 89–91); vom kgl. Preußischen Pupillen Collegium, 26.3.1820 (ungedruckt); vom Präsidium der kgl. Regierung in Breslau, 3.1.1821 (ebd., S. 85); von G.J. Manz, 23.3.1853 (ebd., S. 192); von Aurel Meinhold, 18.11.1857 (ebd., S. 230 f.); von Joseph Nessel, 8.12.1835 (ebd., S. 133–135); von Georg Heinrich Nicolovius, 30.4.1821 (ebd., S. 86); vom Regierungspräsidium Marienwerder, 10.5.1821 (ebd., S. 86); von George Phillips, 11.3.1855 (ebd., S. 200); von der Regierungshauptkasse Danzig, Juli 1844 (ungedruckt); von Adolf Schöll, 1.6.1832 (ungedruckt), 21.10.1832 (ebd., S. 102), 21.10.1832 (ebd., S. 102–118); von Clara Schumann, 19.1.1847 (ebd., S. 165); von Leopold von Sedlnitzky, 20.10.1833 (ebd., S. 118–120); von Markus Simion, 28.10.1844 (ebd., S. 162); vom Verlag Voigt & Günther, 17.1.1856 (ebd., S. 211–213), 22.1.1856 (ebd., S. 213–215), 29.5.1856 (ebd., S. 216 f.), 26.2.1857 (ebd., S. 226), 12.6.1857 (ebd., S. 227–228); von Caroline Wolff, 19.2.1854 (ebd., S. 197). – *3 Umschläge:* von Louise von Eichendorff, 4.8.1836 (zu ebd., S. 136–139, siehe oben unter C.), 21.11.; von Unbekannt aus Cottbus (Loeben?), o.D. (1808?). – *3 Abschriften:* von Nikolaus Heinrich Julius, 16.9.1852; von Theodor von Schön (Auszüge), 30.11.1835 (ebd., S. 128–133), 25.9.1836 (ebd., S. 140–143).

E. Lebensdokumente zu Joseph von Eichendorff

Unter anderem Unterlagen zur Familiengeschichte, Nachweis über Eichendorffs Dienstzeit als Leutnant im 1. Bataillon des 2. Rheinischen Landwehr-Infanterie-Regiments im Jahr 1815, Dokumente der Eigentümerfamilie Weigelt zu Eichendorffs letztem Wohnhaus in Neisse (1839–1872), ein Verlagsvertrag mit Markus Simion (15. April 1840), ein Verlagsvertrag mit J.G. Cotta (8. Juli 1852), Dokumente zur Verleihung des Bayerischen Maximiliansordens an Eichendorff (1853), Eichendorffs steuerliche Veranlagung vom 7./8. Dezember 1855 sowie eine ausführliche Beschreibung des Gutes Sedlnitz (2. Januar 1856).

F. Korrespondenz Hermann von Eichendorff

Briefe seiner Tante Louise von Eichendorff (4 Briefe o.D.), seiner Schwester Therese und seines Schwagers Louis Besserer von Dahlfingen (zum Tod des Vaters, 27. November 1857, 6. Dezember 1857), ferner 15 Briefe von Freunden und Bekannten des Vaters nach dessen Tod (Philipp Veit etc.) sowie 20 Briefe von eigenen Bekannten. Darüber hinaus umfangreiche Korrespondenzen (Originale und Abschriften) mit den Verlagen Voigt & Günther (1858–1864), Ernst Julius Günther (1865–1878), C.F. Amelang (1878–1886) und Rudolf Barth (o.J.).

G. Weitere Briefe und Lebensdokumente der Familie

Briefe und Lebensdokumente u.a. zu Rudolf von Eichendorff (Eichendorffs Onkel), Vincenz von Eichendorff (Eichendorffs Onkel, Brief an die Mutter vom 8. Oktober 1790), Wilhelm von Eichendorff (Eichendorffs Bruder, Brief an die Eltern vom 6. März 1814, Hinterlassenschaftsakte vom 19. Jänner 1849), Louise von Eichendorff (Eichendorffs Gattin, Brief an Therese Burckhardt geb. Holly-Poniencziecz vom 12. September 1853), Carl von Eichendorff (Eichendorffs Enkel, 4 Briefe an den Berliner Autographenhändler David Salomon von 1931).

H. Gedichte von Otto Heinrich Graf von Loeben

28 Gedichte und Gedichtzyklen von Otto Heinrich Graf von Loeben, 4 Doppelblätter, 11 Einzelblätter, 36 beschriebene Seiten, 25 Gedichte

eigenhändig, 5 von fremder Hand. Ein Doppelblatt mit vier Gedichten wurde nachweislich aus dem Handel erworben, so dass nur 24 Gedichte aus Eichendorffs Nachlass (Neisse H 100) stammen (die meisten dürfte Loeben seinen Briefen an Eichendorff beigelegt haben, vgl. etwa HKA XI/1, S. 516 und passim). Die Herkunft wird durch den Vergleich mit einer Bestandsliste von Willi Moser (FDH) bestätigt. Das Konvolut enthält ein Gedicht von der Hand Loebens, das auch auf der Moser-Liste steht, allerdings von Karl Adolf Näke stammt.[71]

I. Weitere Manuskripte Dritter

Freiherr vom Stein: Rundschreiben an die Mitglieder des General-Departements, Steins sog. ›Politisches Testament‹, 24.11.1808. Wohl 1840 faksimiliertes Manuskript des Verfassers Theodor von Schön mit zahlreichen Korrekturen. Vgl. hierzu auch HKA XII, S. 250.[72]

*

Das Entwurfsblatt zu ›Ahnung und Gegenwart‹

Da eine Komplettedition nur der poetischen Texte und der Briefe jedes Aufsatzmaß sprengen würde, wird hier lediglich ein Höhepunkt präsentiert: das bislang nur in Auszügen bekannte Entwurfsblatt zum 12. und 13. Kapitel von ›Ahnung und Gegenwart‹, dem Roman, mit dem der zur Entstehungszeit 22–23-jährige Eichendorff seine literarische

71 Dass Eichendorff Loebens Gedichtsendungen verwahrt hat, obwohl er mit ›Ahnung und Gegenwart‹ (Erstdruck 1815) deutliche Zeichen der Distanzierung von seinem Heidelberger poetischen Mentor setzte, ist ein Glücksfall für die Forschung, denn damit können nun die im Freien Deutschen Hochstift bereits vorhandenen 62 Gedichte, die Eichendorff an Loeben adressiert hat (FDH Hs–20427), unter Beachtung der Briefkontexte auf gegenseitige Bezugnahmen hin untersucht werden. Bis auf gelegentliche Briefe nach Hause ist Loeben zwischen 1807 und 1810 der einzige Briefpartner Eichendorffs.

72 Zur Sammlung gehören auch 9 großformatige, gedruckte Proklamationen aus Österreich, die (wenn überhaupt) eher mit Wilhelm von Eichendorff in Verbindung stehen dürften. Sie stammen von Kaiser Ferdinand I. von Österreich (25.9.1848, 15.10.1848, 19.10.1848, 2.11.1848, 6.11.1848, 2.12.1848), Reichsverweser Erzherzog Johann von Österreich (19.10.1848) sowie Kaiser Franz Joseph I. von Österreich (2.12.1848, 4.12.1849).

Position gegenüber den erfahreneren Kollegen definiert.[73] Der Roman ist nicht nur »ein getreues Bild jener gewitterschwülen Zeit«[74] des gesellschaftlichen und politischen Umbruchs vor, während und nach den Befreiungskriegen, sondern auch (vor allem im 2. Buch, zu dem die Kapitel gehören) ein Akt der Abgrenzung vom pietistisch geprägten Ästhetizismus, der mit den Namen Otto Heinrich Graf von Loeben,[75] aber auch Novalis verbunden ist. In Eichendorffs Lyrik ist dieser Paradigmenwechsel ablesbar an der Adaption volksliedhafter Gedichte, wie sie Arnim und Brentano mit den ›Wunderhorn‹-Bänden herausgegeben hatten. Was sich bei Eichendorff stilistisch anbahnt, scheint – darauf deutet die bewundernde Erinnerung an Brentano und Arnim, die den Briefentwurf auf der Rückseite charakterisiert – durch die persönliche Begegnung und Auseinandersetzung mit Brentano in Berlin wichtige Impulse bekommen zu haben, die direkt (auf dem gleichen Blatt) in ein Szenario der ästhetischen Konfusion übersetzt werden. In den Schlagabtausch überlebter Positionen werden nicht nur Loeben (namentlich), sondern auch Tieck (in Form der Anspielung auf seine Romanze ›Die Phantasie‹) und sogar Brentano (in Form einer Bemerkung über sein Benehmen) einbezogen.

73 Vgl. HKA III, S. 345–348. Wilhelm Kosch hat das Blatt in seinem Vorwort zu seiner Briefedition beschrieben (HKA[1] XII, S. VII–XIV, hier: S. IX). – Die hier vorgelegte Edition folgt den Richtlinien der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe.
Von Eichendorff verwendete Zeichen und Abkürzungen:

/: :/	Die zu Eichendorffs Zeit üblichen Längsstrichklammern bezeichnen Alternativvarianten und erläuternde Zusätze
d:	durch
o	oder
u.	und

Von der Herausgeberin verwendete diakritische Zeichen und Abkürzungen:

[ ], ⌈ ⌉	Streichung und Hinzufügung durch Eichendorff
alR	am linken Rand
›…‹	Ergänzung durch die Herausgeberin
›xxx‹	unleserliches Wort

74 Aus Eichendorffs unterdrücktem Vorwort, das in einem Entwurf (Faksimile: Aurora 14 [1954], Titelabbildung) und in einer Reinschrift (GSA 96/623) erhalten ist (Text: HKA III, S. 351 f., Faksimile: Eichendorffs Vorwort zu ›Ahnung und Gegenwart‹ . Mit einer Nachbemerkung von Lothar Ehrlich, hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar 1988).

75 Siehe Anm. 71.

Diese Konfusion erschwert zwar die Lektüre des Blattes, dient aber offensichtlich dem Plan, Abwehrreaktionen gegenüber einer leerlaufenden Romantik zu provozieren. Im ausgeführten Roman wird Graf Friedrich das performative Gebaren in einem literarischen Salon mit Befremden verfolgen. Diese Leserführung leistet der Entwurf noch nicht. Ein genauer Vergleich der ausgeführten Passagen mit den fertigen Romankapiteln liefert eine weitere wichtige Verständnishilfe. Eichendorff hat die Passagen, die den Rahmen für die in den Erzählfluss eingefügte Romanze abgeben sollen, durch Unterstreichungen markiert; Ideen, die dann in die Versausführung der Romanze eingehen, sind nicht unterstrichen. Dass sich diese Passagen auf dem Entwurfsblatt anders als im publizierten Text noch abwechseln, deutet auf eine Darstellungsabsicht hin, die das Stimmengewirr der Lokalität erfasst.

Blattbeschreibung

Siehe A 3).

Datierung

Das Blatt enthält eine Reihe von Datierungsindizien:

Auf dem Blatt erwähnt werden Berlin, Heidelberg, Brentano (leicht negativ), Loeben (ebenso kritisch), Tiecks Romanze ›Die Phantasie‹ aus ›Franz Sternbalds Wanderungen‹ (1801, von Eichendorff gelesen 1805), Arnims Roman ›Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores‹ (1810), polnische Lieder und das Puppentheater im Wiener Prater (Casperl).[76]

76 Eichendorff bezieht sich wohl auf eine Aufführung der von Franz Kees' choreographierten Pantomime ›Andraßek und Jurassek‹, in 2 Akten (Erstaufführung auf dem Leopoldstädter Theater am 20. Februar 1807, Musik von Franz Teyber), bearbeitet nach einer von Karl Marinellis bekanntesten Bühnenarbeiten, ›Der bestrafte Räuber. Ein aus einer wahren Geschichte entlehntes Schauspiel in 3 Aufzügen, wobey Kasperle einen gekränkten Müller und verstellten türkischen Prinzen Huzibuzi vorstellet‹ aus dem Jahr 1781; vgl. Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2., ganz neu bearbeitete Auflage, Bd. 11/2, Düsseldorf, 1953, S. 215. Der Stoff stammt aus dem tschechisch-polnischen Übergangsgebiet (Günther Wytrzens, Slawische Literaturen – Österreichische Literatur(en), Bern u. a. 2009, S. 127).

Eichendorff hat Arnim laut Tagebuch am 2. Februar 1808 in Heidelberg gesehen.

Am 3. März 1808 singen er, Loeben und Budde Texte aus dem ›Wunderhorn‹ und polnische Lieder.

Am 2. März 1810 besucht Eichendorff Arnim und Brentano in Berlin, am 3. März trifft er Brentano zu einem ausgiebigen Gespräch alleine und wird beim herzlichen Abschied gebeten, »gewiß bald zu schreiben«.

Im Mai 1810 erscheint Arnims ›Dolores‹.

Im Sommer 1810 beginnt Eichendorff die Arbeit an ›Ahnung und Gegenwart‹ in Lubowitz.

Tagebucheintragungen vom 24. Juli 1810 bis zum Juni 1811 fehlen.

Im November 1810 reist Eichendorff von Lubowitz nach Wien.

Der in Wien notierte Tagebucheintrag vom 5. August 1811 lautet: »Erinnerungen an Berlin – Arnim hat Brentanos Schwester Gurli Bettina geheiratet«.

Damit wird August 1811 als Entstehungszeit wahrscheinlich. Am 20. Dezember 1811 vermerkt Eichendorff noch die Lektüre von Arnims ›Wintergarten‹.

Transkription der Vorderseite
Entwurf zum 12. und 13. Kapitel von ›Ahnung und Gegenwart‹[77]

Abschied zu nehmen fort. Herrlicher Morgen. Die Stadt mit ihren unzähligen Thürmen im Morgendampfe vor ihm. Seine Gedanken dabei. Dieß der Schluß des 13^{t} Kapitels (Ewig Morgenroth im Herzen, Voll so himmlischer Gedanken o [/:] liebeswarm etc: Sie liebte[, die Schöne G] sich mit vollen Kräntzen zu schmücken, liebte die schöne grüne Erde u. irrdische Lust mit ihren Bildern, die sie verführte. Verliebt schaut sie über die Gartenmauer, da[s] wars so hoch u. einsam zu sehen über das herrliche Land mit den Strömen etc: Wo ihr Blik berührte, Quellen sprangen etc: – ⌈Hier vor dem Monolog wird die Gräfin begeistert überwältigt etc:)⌉[78] Schlußmonolog: Ich sehe, es ist mein eigner Glantz, [d] mit dem ich die Welt überstrahle u. der zu mir blendend zurückstralt,

77 Bettina Zimmermann war ein wichtiges Korrektiv bei der Texterstellung. Ich danke ihr dafür sehr.

78 *Einfügung ursprünglich als Nachtrag im weiteren Textverlauf zwischen:* verliebt etc:) *und* (Nun kommen

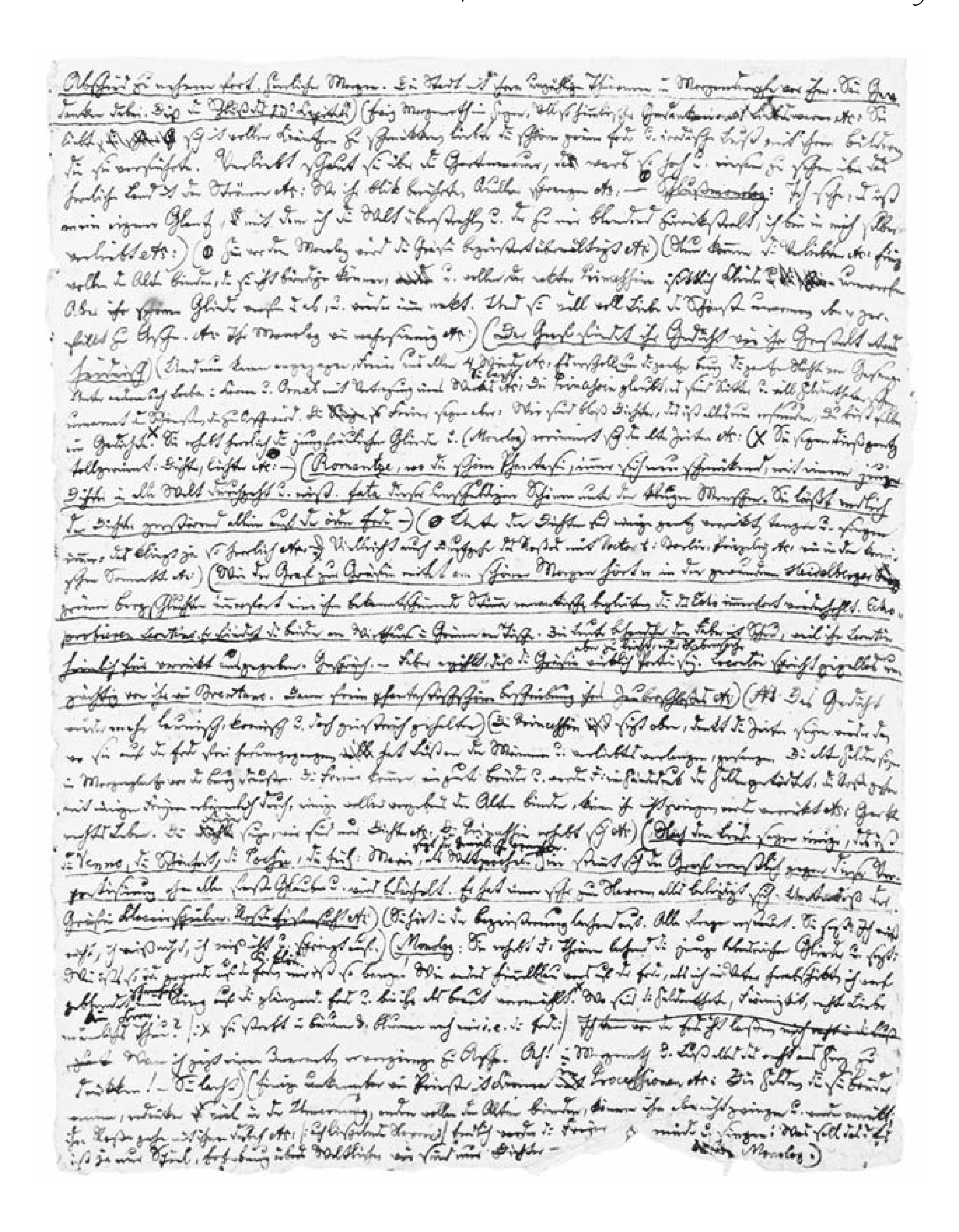
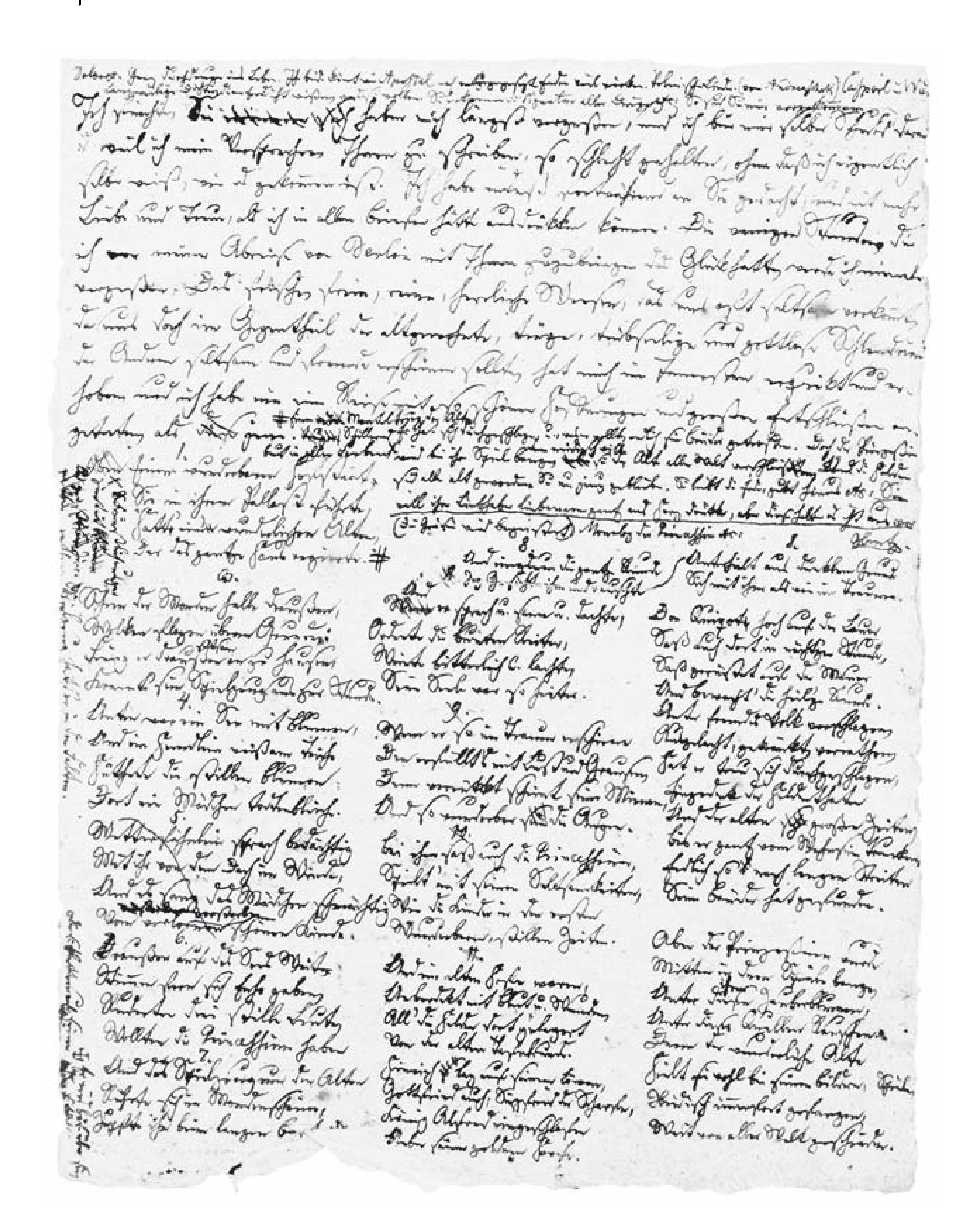


Abb. 1–2.
Entwurfsblatt zu ›Ahnung und Gegenwart‹, wohl August 1811, Vorder-und Rückseite.



ich bin in mich selber verliebt etc:) (Nun kommen die Verliebten etc: Einz‹elne› wollen den Alten binden, den sie nicht bändigen können, [werden] u. wollen der nakten Princessin sittlich Kleider [um die schönen] umwerfen. Aber ihre schönen Glieder werfen es ab u. wieder immer nakt. Und sie will voll Liebe den Schönsten umarmen, aber er zerfällt zu Asche. etc: Ihr Monolog wie wahnsinnig etc:) (Der Graf findet ihr Gedicht wie ihre Gestalt etwas heidnisch) (Und nun kamen angezogen Freier aus allen 4 Winden etc: Es erschollen um die gantze Burg die gantzen Nächte von Gesange Unter anderem auch Loeben in Krone u. Ornat mit Vortragung eines Werkes etc: ⌈Sie lacht⌉ Die Princessin glaubt, es sind Ritter u. will Heldenthaten sehen, umarmt den Schönsten, der zu Asche wird. Die [Sänger sa] Freier sagen aber: Wir sind bloß Dichter, das ist alles nur erfunden, du bist selber ein Gedichte. ⌈Sie sagen dieß gantz tollgereimt: Dichter, lichter etc:)⌉[79] ⌈(Unter den Dichtern sind einige gantz verrückt, tanzen u. singen immer: das klingt ja so herrlich etc: – [ )] Vielleicht auch Durchgehen des Roßes mit Doctor d: Berlin, Prügeley etc: wie in dem komischen Sonnett etc.)⌉[80] Sie erhebt herrlich die jungfräulichen Glieder u. (Monolog) erinnert sich der alten Zeiten etc: – (Romantze, wo die schöne Phantasie, immer sich neu schmükend, mit einem jungen Dichter in alle Welt durchgeht u. reist. fata dieser unschuldigen Schönen unter den klugen Menschen. Sie läßt endlich den Dichter zerstörend alleine auf der öden Erde –)[81] (Wie der Graf zur Gräfin reitet am schönen Morgen hört er in den gewundenen Heidelberger [Burg] grünen Bergschluchten immerfort eine ihm bekanntscheinende Stimme romantisch[e] begleiten, die das Echo immerfort wiederhohlt. Echoprobieren Leontins. Er findet die beiden am Wirthaus=Grünen am Tische. Die Leute behandeln den Faber mit Scheu, weil ihn Leontin förmlich für verrükt ausgegeben. Gespräch. – Faber erzählt, daß die Gräfin wirklich Poetin sey. [aber zu leicht, nur Nebensache] Leontin spricht zügellos unzüchtig von ihr wie Brentano. Dann freie phantastischschöne Beschreibung ihres Zauberschloßes etc:)

79 *Einfügung ursprünglich als Nachtrag im weiteren Textverlauf zwischen:* Zeiten etc:) *und* (Romantze

80 *Einfügung ursprünglich als Nachtrag im weiteren Textverlauf zwischen:* Erde –) *und* (Wie der Graf

81 *An dieser Stelle ist die Unterstreichung als Markierung einer Prosapassage nicht nachvollziehbar.*

(NB: Das Gedicht wieder mehr launisch, komisch u. doch geistreich gehalten) (Die Princessin [ist] sizt oben, denkt die Zeiten seyen wieder da, wo sie auf der Erde frey herumgegangen, [will] hat Lust an den Männern u. verliebtes verlangen, gefangen. Die alten Helden singen im Morgenglantz vor der Burg draußen. Die Freier kommen wie gute Brüder u. werden d: einen Händedruk der Helden getödtet, die Roße gehen mit einigen Freiern erbärmlich durch, einige wollen vergebens den Alten binden, können ihn nicht zwingen, werden verrükt etc: Gerechtes Leben. Die [Dichter] ⌈Freyer⌉ singen, wir sind nur Dichter etc. Die Princessin erhebt sich etc (Nach dem Liede sagen einige, das ist die Venus, die Schönheit, die Poesie, die heil: Maria, als Weltpoesie, ⌈sagt der Geniale sehr versunken.⌉ Hier[82] stemmt sich der Graf ernstlich gegen diese Verpoetisirung ohne allen festen Glauben u. wird belächelt. Er hat einen sehr zum Narren, alles beleidigt sich. Unterdeß der Gräfin Klavierspielen. Rosas Einsamsucht etc:) (Sie hört in der Begeisterung lachend auf. Alle fragen erstaunt. Sie sagt: Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ich weiß nicht u. springt auf.) (Monolog. Sie erhebt durch Thränen lachend die jungen lebensreichen Glieder u. sagt: Wie ists so öde geworden auf der Erde, ⌈u. blöde.⌈ mir ist so bange! Wie anders himmelblau war auf der Erde, als mich mein Vater herabschikte, ich warf geblendet ⌈schamhaft| meinen Ring auf die glänzende Erde u. bin ihr als Braut vermählt. ⌈/:⌉Sie streift in Bäumen u. Blumen noch immer i.e. die Erde :/ ⌈[83] Wo sind die Heldenthaten, Frömigkeit, rechte Liebe männliches Thun ⌈[k]im Herrn⌉[84]? [Ich kann von der Erde nicht laßen, mich recht in die Luft [zu t] Wenn ich jezt einen umarmte, er vergienge zu Asche. Ach! im Morgenroth u. Lust alles das recht ans Herz zu drükken! – Sie lacht.) (Einige unkennbar wie Priester mit Krone [mit] ⌈in⌉ Processionen etc: Die Helden, die seine Brüder waren, erdrüken [s] viele in der Umarmung, andere wollen den Alten binden, können ihn aber nicht zwingen u. werden verrükt, ihre Roße gehn mit ihnen durch etc: /:auflispelnde Narren:/ Endlich werden die Freyer müde u. singen: Was soll das? Es ist ja nur Spiel, Erhebung übers Weltliche, wir sind nur Dichter – ›xxx‹ Monolog.)

82 Hier] H *unsichere Lesung*

83 *Einfügung ursprünglich Nachtrag im weiteren Textverlauf zwischen:* im Herrn? *und* (Ich kann

84 *Bettina Zimmermann liest hier:* kein Kern

Transkription der Rückseite
Entwurf eines Briefes an Clemens Brentano

Ich fürchte, Sie [wären sich] haben mich längst vergeßen, und ich bin nur selber Schuld daran [d] weil ich mein Versprechen, Ihnen zu schreiben, so schlecht gehalten ohne daß ich eigentlich selber weiß, wie es gekommen ist. Ich habe indeß fortwährend an Sie gedacht, und mit mehr Liebe und Treue, als ich in allen Briefen hätte ausdrükken können. Die wenigen Stunden, die ich vor meiner Abreise von Berlin mit Ihnen zuzubringen das Glük hatte, werde ich niemals vergeßen. Das frische, freie, reine, herrliche Weesen, das uns oft seltsam vorkommt, da uns doch im Gegentheil der altgewohnte, träge, trübseelige und gottlose Schlendrian der Anderen seltsam und fremde erscheinen sollte, hat mich im Innersten erquikt und erhoben, und ich habe nie eine Reise mit so schönen Hoffnungen und großen Entschlüßen angetreten, als [diese] jene.

⌈Dolores. Ganz durchdrungen ins Leben. Ihr beide könnt wie Apostel nach entgegengesetzten Enden viel wirken. Polnische Lieder. (von Andraschek) Casperl in Wien Langweilige Dichter, die am Ende nicht wißen, was sie wollen. Sie erkennen die Signatur aller Dinge etc: So sind Sie mir vorgekommen. –⌉[85]

Versentwurf zur Romanze ›Die wunderliche Prinzessin‹[86]

1.

[Oben] Einen wunderbaren Hofstaat[,]
Sie in ihrem Pallast führte,
Hatt[e]' ein[en]' wunderlichen Alten,
Der das ganze Haus regierte.

⌈Einen [mit] Mantel [trug er] trug der Alte
Schillernd bunt in allen Farben.
[S] Künstlich ausgeziert mit [Blumen
Und gar seltsame] Zier[rathen] rathen.
Spielzeug hatt' er in den Falten.⌉[87]

85 *Einfügung nachträglich über den Briefentwurf geschrieben.*

86 *Auf dem Blatt sind die Strophen dreispaltig angeordnet. Die 2. Gedichtspalte beginnt mit Strophe 8, die 3. mit* Don Quijot[e]

87 Die *Einfügung der 2. Strophe beginnt links über der ersten Strophe und wird alR neben Strophe 1 quer zur Seite geschrieben fortgesetzt.*

⌈Er hat sich durchgeschlagen u., was er wollte, endlich seine Brüder getroffen. Doch der Prinzeßin wird bei Ihrem Spiel bange, ›xxx‹ ⌈denn neidisch will⌉ sie der Alte aller Welt verschließ[t]⌈en⌉. ›xxx‹ Und die Helden, sind alle alt geworden. Sie nur jung geblieben. Sie liebt die Erde, gukt hinaus etc: Sie will ihre Liebhaber liebewarm gantz ans Herz drükken, aber diese halten es nicht aus vor Glantz. (Die Gräfin wird begeistert). Monolog der Princessin etc⌉[88]

3.

Schien der Monden helle draußen,
Wolken flogen überm Grunde[,]:
Fieng er draußen ⌈seltsam⌉ an zu hausen,
Kramt' sein Spielzeug aus zur Stunde.

4.

Unten war ein See mit Blumen,
Und im Hemdlein weiß am Teiche
Hüthete die stillen Blumen
Dort ein Mädchen todtenbleiche.

5.

[Wetterfähnlein sprach bedächtig
Mit ihr von dem Dach im Winde
Und es sang das Mädchen schmächtig
Vom verlornen ⌈[verstorbenen] verstorbenen⌉ schönen Kinde.]

6.

Draußen auf des Sees Weite[,]
Stimmen fern sich Echo gaben,
Ruderten drei stille Leute,
Wollten die Princessinn haben
⌈oder Sie klettern auf seine ›xxx‹⌉[89]

88 *Einfügung im Zuge des Nachtrags der 2. Strophe, neben Strophe 1, so dass die Gedichtspalten 2 und 3 auf der Höhe von Strophe 3 beginnen.*

89 *Einfügung alR neben Strophe 6 quer zur Seite geschrieben.*

7.
Und das Spielzeug um den Alten
Rührte sich im Mondenscheine,
Zupfte ihn beim langen Barte,
⌈Er wird böse über sie, ›xxx‹‹xxx‹⌉[90]

⌈8.
Und ringsum die gantze Runde
Zog Gesichter ihm und rauschte,⌉
Unterhielt aus dunklem Grunde
Sich mit ihm als wie im Traume.⌉[91]

[8.]
[Wenn] ⌈Und⌉ er sprach u. sann u. dachte,
Ordnete die bunten Reiter,
Weinte bitterlich u. lachte,
Seine Seele war so heiter.

[9.]
Wem er so im Traum erschienen,
Den erfüllt's mit Lust und Grausen,
Denn verrükkt scheint seine Mienen,
Und so wunderbar [seine] die Augen.

[10.]
Bei ihm saß auch die Prinzessinn,
Spielt' mit seinen Seltsamkeiten,
Wie die Kinder in den ersten
Wunderbaren, stillen Zeiten.

[11.]
Und die alte Höfe waren
Ueberdekt mit Blut u. Wunden,
All' die Helden dort gelagert
Von der alten Tafelrunde.

90 *Einfügung alR neben Strophe 7 quer zur Seite geschrieben.*
91 *Strophe 8 neu über den Gedichtspalten 2 und 3 eingefügt.*

Heinrich [s] lag auf seinem Löwen,
Gottfried auch, Siegfried der Scharfe,
König Alfons eingeschlafen
Ueber seiner goldnen Harfe.

Don Quijot[e] hoch auf der Lauer
Saß auch dort in nächt'ger Stunde,
Saß gerüstet auf der Mauer
Und bewacht' die heil'ge Runde.
Unter fremdes Volk verschlagen,
Ausgelacht, gekränkt, verrathen,
Hat er treu sich durchgeschlagen,
Eingedenk der Heldenthaten
Und der alten [sch] großen Zeiten,
Bis er gantz von Wahnsinn trunken
Endlich so [l] nach langem Streiten
Seine Brüder hat gefunden.

Aber der Prinzessinn wurde
Mitten in dem Spiele bange,
Unter diesen [ihren] Zauberblumen,
Unter dieser Quellen Rauschen.
Denn der wunderliche Alte
Hielt sie wohl bey seinen Bildern, Spielen,
Neidisch immerfort gefangen,
Weit von aller Welt geschieden.

*

Die vorgelegte Transkription dieses einen Autographs markiert den Anfang umfangreicher Editionsaufgaben, die mit der Sammlung Steinsdorff verbunden sind. In Regensburg ist zurzeit der Abschluss der Briefedition in Arbeit sowie Online-Versionen der Chronik, der Tagebücher, des Briefwechsels und nach und nach auch der Werke Eichendorffs. Mit diesem Instrumentarium kann die Forschung in Zukunft gelassener auf Revisionsherausforderungen wie die Sammlung Steinsdorff reagieren.

Heinz Rölleke

»Wem zitterten nicht Herz und Nieren vor Lust und Angst zugleich?«

Eduard Mörikes ›Mozart‹-Novelle: Entstehung und Wirkung genialer Kunst

Eduard Mörike versucht in der ganz im Bann seiner biographischen und künstlerischen Begegnungen mit Mozarts Oper ›Don Giovanni‹[1] stehenden Künstlernovelle ›Mozart auf der Reise nach Prag‹ (erschienen zum einhundertsten Geburtstag des vom Dichter hochverehrten Komponisten im Jahr 1856) die schier inkommensurable Musik des Genies poetisch zu erfassen:[2] ein scheinbar aussichtsloses Unterfangen, das dem Versuch gleicht, auf diesem Feld doch noch die Quadratur des Kreises zu finden, denn die Erklärung oder Bewusstseinserhellung von Musik bleibt für den Dichter immer ein schwieriges Unterfangen – beinahe ein Rätselraten ohne festen Punkt.

1 Der Besuch des neunzehnjährigen Mörike einer Stuttgarter Aufführung der Oper am 15. August 1824 wirkte in ihm lebenslänglich ungewöhnlich stark nach; das Thema des Wesens und der Folgen erotischer Libertinage beschäftigte den Tübinger Stiftler seinerzeit existentiell, wie sein Zusammenbruch nach der Trennung von Maria Meyer erweist. Der (zuweilen als Selbstmord gedeutete) Tod seines jüngeren Bruders August am 19. August 1824, fast unmittelbar nach dem gemeinsamen ›Don Giovanni‹-Erlebnis, hinterließ ebenfalls tiefe und zeitlebens unauslöschliche Spuren.

2 Die Zuschrift eines zeitgenössischen Lesers an Mörike sieht den Versuch als gelungen an: »Eine solche Vereinigung der Musik und der Poesie wie in Ihrem Mozart traf ich noch nie, oder richtiger: traf mich noch nie. Noch weiß ich nicht, ob ich eine Dichtung im Worte gehört oder ob ich die Wellen der höchsten göttlichsten Musik im Geiste vernommen.« (Alexander von Wussow am 3. Februar 1859 an Mörike; Theodor Storm – Eduard Mörike – Margarethe Mörike, Briefwechsel. Kritische Ausgabe, hrsg. von Hildburg und Werner Kohlschmidt, Berlin 1978, S. 68) – Zu dieser Problematik allgemein vgl. Christoph Vratz, Die Partitur als Wortgefüge. Sprachliches Musizieren in literarischen Texten zwischen Romantik und Gegenwart, Würzburg 2002 (= Epistemata Literaturwissenschaft 371).

© 2016 Heinz Rölleke, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-010 | CC BY-NC-SA 4.0

Man kann wohl unschwer vier Szenen der Novelle für dieses Thema besonders in Anspruch nehmen, die, vereinfacht gesprochen, drei Epochen der Musikgeschichte andeuten und darüber hinaus eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit den Entstehungsbedingungen künstlerischen Komponierens bieten.

Die erste musikalische Darbietung in der Idylle des böhmischen Schlosses ist der Vortrag der berühmten Gartenarie Susannas aus dem vierten Akt (Szene 14) der erst jüngst uraufgeführten Mozart-Oper ›Figaros Hochzeit‹ durch Eugenie im Beisein des Komponisten mit dem sehnsuchtsvollen Schlussvers »Ti vo' la fronte incoronar di rose«:

> Eines hatte den Flügel geöffnet, Figaros Hochzeit lag aufgeschlagen, und das Fräulein schickte sich an, […] die Arie Susannes in jener Gartenscene zu singen, wo wir den Geist der süßen Leidenschaft stromweise, wie die gewürzte sommerliche Abendluft einathmen. […] Mozart war offenbar überrascht. Als sie geendigt hatte, trat er zu ihr und fing mit seinem ungezierten Herzensausdruck an: »Was soll man sagen, liebes Kind, hier wo es ist wie mit der lieben Sonne, die sich am besten selbst lobt,[3] indem es gleich jedermann wohl in ihr wird! […] unser einem in Wien begegnet es nicht jeden Tag, daß er so lauter, ungeschminkt und warm, ja so complet sich selber zu hören bekommt.«[4]

3 Anscheinend eine seit langem gebräuchliche Redensart; vgl. Albrecht von Eyb in seinem ›Ehebüchlein‹ von 1470: »wann die tugende vnd was gut ist, loben sich selbs« (Deutsche Schriften, hrsg. und eingeleitet von Max Herrmann, Bd. 1, Berlin 1890, S. 13). Mörike scheint auf eine Formulierung Wielands zurückzugreifen: »Die Schönheit lobt sich selbst, sie braucht sich nur zu zeigen« (Christoph Martin Wieland, Das Urtheil des Paris, in: ders., Werke, hrsg. von Fritz Martini und Hans Werner Seiffert, Bd. 4: Gedichte und Verserzählungen 1, München 1965, S. 95). Die Anregung durch die Wendung in Wielands kleiner ›Comischer Erzählung‹ gewinnt auch dadurch an Wahrscheinlichkeit, dass sich Mörikes Formulierung im Gedicht ›Auf eine Lampe‹ (»Wie reizend alles!«) dort ebenfalls vorformuliert findet: »Wie reizend alles ist!« (vgl. ebd., S. 88).

4 Eduard Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag, in: ders., Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 6. Erzählungen, 1. Teil: Text, hrsg. von Mathias Mayer, Stuttgart 2005, S. 221–285, hier: S. 245. Alle weiteren Zitate aus diesem Band im laufenden Text mit bloßer Angabe der Seitenzahl. – Der hilfreiche und unverzichtbare Sachkommentar zu diesem Band bietet alle Hintergrundinformationen in wünschenswerter Vollständigkeit (Mörike, Werke und Briefe, Bd. 6. Erzählungen, 2. Teil: Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Mathias Mayer, 2008).

Mörikes Mozart klassifiziert seine eigene Musik und deren Vortrag, vereinfacht gesagt, als ›gefällig‹: ein Signum der Kunst des Rokoko, das für Mozarts konventionelle musikalische Herkunft steht.

Bleibt diese erste Charakterisierung der Mozart'schen Musik noch ein wenig im Belanglosen, so gelingt der zweite Versuch poetischer Erfassung dieser Musik besser und angemessener. Hier geht Mörike vom Pianisten Mozart aus, um die von ihm selbst vorgetragene Klaviersonate ganz einmalig und durchaus stimmig zu charakterisieren:

> Mozart setzte sich an den Flügel. Er spielte einen Theil eines Concerts […].[5] Es war eines jener glänzenden Stücke, worin die reine Schönheit sich einmal, wie aus Laune, freiwillig in den Dienst der Eleganz begibt, so aber, daß sie gleichsam nur verhüllt in diese mehr willkürlich spielenden Formen […] versteckt, doch in jeder Bewegung ihren eigensten Adel verräth und ein herrliches Pathos verschwenderisch ausgießt. (S. 246)[6]

Die »reine Schönheit« – sie muss bei Mörike wie bei Mozart immer dem Elementarischen und Chaotischen abgewonnen werden: Hier ist einmal die freundliche Wendung dieses Elementarischen zum Menschlichen[7] gestaltet. Im Bereich des Humanum können Mörike wie Mozart alle Erfahrungen vom Leichtesten bis zum Schauervollsten mit verbindlicher Anmut vortragen. Die »Schönheit« kann ihren Adel und das ihr eigene Pathos nie ganz verleugnen, aber sie kann sich eben auch – scheinbar nur spielerisch – hinter makelloser »Eleganz« verbergen.

Hier ist also Mozarts Musik in ihrer klassischen Vollendung dargestellt.

5 Ob Mörike hier auf ein bestimmtes, und wenn ja, auf welches der an die dreißig Klavierkonzerte Mozarts anspielt, bleibt ungewiss.

6 Im Blick auf die klassische Komposition eines Baustils heißt es in Mörikes nachgelassener Erzählung ›Der Kupferschmied von Rotenburg. Geschichten von der silbernen Kugel‹ ganz ähnlich: »[…] eine Schöpfung […] derselben edlen Bauart […], die das Erhabene der großen Massen durch Zierlichkeit u. Mannigfaltigkeit der Theile zu mildern u. zu erheitern weiß« (Mörike, Werke und Briefe, Bd. 6,1, S. 339–361, hier: S. 346).

7 Im Gegensatz etwa zu den frühen Balladen ›Der Feuerreiter‹ oder ›Die schlimme Greth und der Königssohn‹, wo das Elementarische sich gegenüber dem Menschen als zerstörerisch und feindlich erweist.

Im Blick auf die Musikgeschichte wie auf Mozarts musikalischen Werdegang folgt darauf das Romantische in seinem dämonischen Charakter:[8] Dies behält Mörike dem Schluss der Novelle vor, wenn Mozart das Finale aus seiner noch unveröffentlichten ›Don Giovanni‹-Musik vorstellt.

Ehe dies hier thematisiert wird, soll erst – Mörikes Aufbau der Novelle folgend – der dichterische Versuch gedeutet werden, die Erfindung einer Melodie im besonderen und jedes Kunstwerks im allgemeinen nachvollziehbar zu machen.

Mozart hat seine Oper während der Anreise zur Uraufführung nach Prag nach damaligen Usancen noch nicht ganz vollendet; so hat sich zum Beispiel bisher noch keine Melodie zu dem Brautlied für Zerlina (»Giovinette, che fate all'amore«; 1. Akt, Szene 6) finden lassen. Ohne direkt darüber nachzudenken, hatte sich der Komponist gedankenverloren auf seinem ziellosen Nachmittagsspaziergang unversehens einem »offenen Gartenthor« genähert, das er ohne weiteres passierte, um dann zu einem »Schloß […] von italienischer Bauart« zu gelangen (S. 238). Er ging weiter »dem lebhaften Rauschen eines Springbrunnens nach« (S. 239). Als er das »ovale Bassin« erreicht hat, setzt er sich auf eine »Bank, ein kleiner Tisch« steht vor ihm:

> Das Ohr behaglich dem Geplätscher des Wassers hingegeben, das Aug auf einen Pomeranzenbaum von mittlerer Größe geheftet, der […] voll der schönsten Früchte hing, ward unser Freund durch diese Anschauung des Südens[9] alsbald auf eine liebliche Erinnerung aus seiner Knabenzeit geführt. Nachdenklich lächelnd reicht er hinüber nach der nächsten Frucht, als wie um ihre herrliche Ründe, ihre saftige Kühle in hohler Hand zu fühlen. Ganz im Zusammenhang mit jener Jugendscene aber, die wieder vor ihm aufgetaucht, stand eine längst verwischte musikalische Reminiscenz, auf deren unbestimmter Spur er sich ein Weilchen träumerisch erging. Jetzt glänzen seine Blicke, sie irren da und dort umher, er ist von einem Gedanken ergriffen, den er sogleich eifrig verfolgt. Zerstreut hat er zum zwei-

8 An dem dann auch die gewaltigsten zerstörerischen elementarischen Kräfte ungemildert ihren Anteil haben.

9 Bereits durch die beiläufige Erwähnung der italienischen Bauart des Schlosses vorbereitet.

> tenmal die Pomeranze angefaßt, sie geht vom Zweige los und bleibt ihm in der Hand. Er sieht und sieht es nicht, ja so weit geht die künstlerische Geistabwesenheit, daß er, die duftige Frucht beständig unter der Nase hin und her wirbelnd und bald den Anfang, bald die Mitte einer Weise unhörbar zwischen den Lippen bewegend, zuletzt instinktmäßig ein emaillirtes Etui aus der Seitentasche des Rocks hervorbringt, ein kleines Messer mit silbernem Heft daraus nimmt und die gelbe kugelige Masse von oben nach unten langsam durchschneidet. Es mochte ihn dabei entfernt ein dunkles Durstgefühl geleitet haben […]. Da hört er Tritte in der Nähe, er erschrickt, und das Bewußtseyn, wo er ist, was er gethan, stellt sich urplötzlich bei ihm ein. Schon im Begriff, die Pomeranze zu verbergen, hält er doch gleich damit inne […]. (S. 239 f.)

Ein ziellos und völlig unabgelenkter nachmittäglicher Bummel[10] führt in einen umgrenzten, geradezu paradiesischen Garten.[11] Die hier dem merkwürdigen Zustand des Komponisten zugeordneten Adverbien – alle über dem Grundton einer »musikalischen Reminiszenz« einer »lieblichen Erinnerung« an ein italienisches Kunsterlebnis aus seiner Knabenzeit – sprechen eine eindeutige Sprache: »behaglich […] hingegeben, nachdenklich lächelnd, träumerisch, zerstreut«; sie kulminieren in der Erkenntnis, dass hier »die künstlerische Geistabwesenheit« umschrieben ist.[12]

Diese Gestimmtheit eines unbewussten Zustandes ist sozusagen die Basis, auf der eine besondere Affizierung aller fünf Sinne statthaben kann. In der markant durch Ludwig Klages festgelegten Terminologie sind es zunächst die beiden ›Fernsinne‹, das Hören und das Sehen, die

10 Also in der Zeit der südländischen Siesta, zu der des Komponisten Erinnerungen ebenso stimmen wie der italienische Baustil des Schlosses oder die Südfrüchte des Pomeranzenbaums.

11 »Hier sitze ich Unseliger in Ihrem Paradiese, wie weiland Adam«, schreibt Mozart wenig später, nach seinem ›Sündenfall‹ in diesem Garten (siehe dazu weiter unten) an die Gräfin (S. 241).

12 Identisch, wenn auch allgemeiner und kürzer gefasst, war diese Umschreibung des gleichsam ›bewusstlosen‹ künstlerischen Verfahrens bereits in der die Novelle einleitenden auktorialen Skizzierung des genialischen Schaffens Mozarts angesprochen, wo von »den geheimnißvollen Wegen, auf welchen das Genie sein Spiel bewußtlos treibt«, die Rede ist (S. 230).

aktiv werden:[13] »Das Ohr dem Geplätscher des Wassers hingegeben, das Aug auf einen Pomeranzenbaum […] geheftet«. Sodann erwachen die ›Nahsinne‹, das Fühlen und das Schmecken, und der ›Halbsinn‹, das Riechen: Seine Hand wird geradezu »nach der nächsten Frucht« gezogen, »um ihre herrliche Ründe […] zu fühlen; die duftige Frucht beständig unter der Nase hin und her wirbelnd; es mochte ihn […] ein dunkles Durstgefühl geleitet haben«.[14] Damit sind die Voraussetzungen für die künstlerische Intuition erfüllt, denn in eins mit dieser Komplettierung der Sinneseindrücke drängt sich schon in der unbewusst auftauchenden Erinnerung an das siebzehn Jahre zurückliegende italienische Kunsterlebnis eine unhörbare musikalische »Weise« auf Mozarts Lippen, die sich alsbald zur Melodie des Brautliedes für Zerlina entfalten wird.

Die Lokalisierung dieser Szene in einem paradiesisch anmutenden Garten (siehe Anm. 11) hat Symbolcharakter. Mozart selbst bringt die biblische Szene des Sündenfalls im Paradiesgarten zur Sprache, wenn er in seinem Entschuldigungsschreiben an die Gräfin vom »Paradiese«, vom »Apfel«, den »Adam […] gekostet«, von seiner »Schuld« und seinem »Frevel« spricht und schließlich noch seine Frau als zweite »gute Eva« beruft (S. 249).

Die Spur zu einer zweiten Anspielungsebene ist mit dem Auftritt des gräflichen Gärtners gegeben, der den ›Gartenfrevel‹ entdeckt und geahndet sehen möchte. Wie der Gärtner Antonio in Mozarts Oper ›Figaros Hochzeit‹ meldet auch er die Freveltat im gräflichen Schloss (2. Akt, Szene 4). Beide Gärtner kennen die Täter entweder gar nicht (in der Oper) oder nicht ihrer Bedeutsamkeit nach (in der Novelle). Die Hörer und Leser wissen indes, dass es sich um den umtriebigen Cherubino respektive um den großen Mozart handelt. Damit rückt Mörike seinen Mozart in die Nähe des ›Frevlers‹ Cherubino, der sich seiner selbst nicht recht bewusst ist. Von hier aus gesehen, tun sich weitere Parallelen zwi-

13 Ludwig Klages, Der Geist als Widersacher der Seele, Bd. 3,1: Die Lehre von der Wirklichkeit der Bilder, Leipzig 1932, S. 937.

14 Die »Fernsinne« sind immer nur affiziert, sie müssen nicht aktiviert werden; dementsprechend beruft sie der Erzähler durch ›statische‹ Substantive (»Ohr«, »Aug«). Die ›Nah‹- und ›Halbsinne‹ sind bewusst (oder auch wie hier: unbewusst) steuerbar, sie sind daher durch die Verben ›fühlen‹, ›leiten‹ und ›wirbeln‹ evoziert (zu »fühlen«, »geleitet« und »wirbelnd«).

schen der ›Mozart‹-Novelle und der ›Figaro‹-Oper auf. So treten zum Beispiel in beiden Werken elf Figuren auf, je sechs männliche und fünf weibliche; Orte der Handlung sind in beiden Werken das Schloss und der Garten eines Grafen, und die Hochzeitsvorbereitungen (Eugenie – Max, Susanne – Figaro) bestimmen Teile der jeweiligen Handlungsgänge.[15]

Mörike kommt in der Novelle auf die Gartenszene, in der er seinen Versuch lokalisiert, die Entstehung und Entfaltung eines musikalischen Einfalls – man kann wohl verallgemeinernd sagen: einer künstlerischen Idee[16] – in Worte und Bilder zu fassen, noch zweimal zurück. Es ist unübersehbar, welch hohe Bedeutung er seinem Versuch zumaß. Beide Rekapitulationen bestreitet Mozart selbst. Zuerst fasst er in einer Art Auftakt die erst kurz zurück liegenden Geschehnisse wie in einem Sündenbekenntnis[17] zusammen:

> »Ich will in Gottes Namen beichten« […]. Ausführlich nun beschrieb er erst, […] was wir schon wissen, gab er alles mit größter Treuherzigkeit und zum höchsten Ergötzen der Zuhörer preis. (S. 248)

Unmittelbar anschließend folgt Mozarts Schilderung einer Kindheitserinnerung. Die detaillierte Wiedergabe einer neapolitanischen »Comödie« (S. 252) wirkt im Rahmen einer Novelle scheinbar unproportioniert breit[18] – letztlich jedenfalls auch ein Zeichen dafür, dass Mörike ihr große Bedeutung beimaß.

15 Man könnte ›Figaros Hochzeit‹ wohl unschwer noch weiter als Subtext zu Mörikes ›Mozart‹-Novelle interpretieren, müsste dann aber jedenfalls auch ›Don Giovanni‹ in Erwägung ziehen: Wie der amouröse Frevler Don Giovanni vorübergehend die frisch mit Masetto verlobte Zerlina in Versuchung und Verwirrung stürzt, so irritiert Mozart ungewollt und ihm selbst unvermerkt die mit Max verlobte Eugenie, was vor allem im Finale der Novelle unübersehbar ist; der Graf erinnert an Mozarts Komtur, seine Tochter Eugenie an Donna Anna, ihr etwas konturloser, aber liebenswürdiger Verlobter Max an den blässlichen, aber ehrenwerten Verlobten Don Ottavio.

16 Das dies intendiert ist, zeigen die Mozarts Erzählung resümierenden Worte Eugenies, in denen Dichtung, Malerei und Musik geradezu eine Einheit bilden: »wir haben hier eine gemalte Symphonie von Anfang bis zu Ende gehabt« (S. 252).

17 Auch am Beginn aller Beichtformulare wird stets ›Gottes Namen‹ berufen.

18 Die Szene hat Theodor Storm missfallen: Er nennt Mörikes ›Mozart‹ zwar eine »Meister-Dichtung«, schränkt aber ein, dass ihm die »Partie, die mit den Wasserspielen, weder damals noch später hat lebendig werden wollen« (Meine Erinnerungen an Eduard Mörike, in: Briefwechsel Storm – Mörike, S. 142–155, hier: S. 151 f.).

Die teilweise einigermaßen verfänglichen Szenen dieser Schilderung sind in der Novelle zwar nicht verharmlost, aber mehrfach verhüllt. Erstens: Mozart referiert vor dem gräflichen, gesellschaftlich und künstlerisch durchaus konservativen Publikum sein Erlebnis im Park, heißt es, also »ungefähr« das, was die Leser gemäß einer Bemerkung des auktorialen Erzählers »schon wissen« (S. 248). Dezent ist angedeutet, dass Mozart doch wohl einiges verschwiegen hat. Zweitens: Mozart berichtet von seiner Erinnerung an ein siebzehn Jahre zurückliegendes Kindheitserlebnis in Italien. Wie sehr es dem Erzähler darauf ankommt, das Erlebte aus einer kindlichen Perspektive mit einem gänzlich harmlosen Anstrich wiederzugeben, verrät sich unter anderem in der kleinen Korrektur der Mozart'schen Biographie: Der historische Mozart war auf der hier angesprochenen Italien-Reise, die ihn Mitte Mai 1770 nach Neapel führte, bereits vierzehn Jahre alt und kein »dreizehnjähriges Bürschchen« (S. 248): Nicht nur durch die betont unauffällig eingebrachte, nicht ganz korrekte Altersangabe, sondern auch durch die Diminutivform soll die Unbefangenheit des kindlichen Künstlers betont werden.[19]

In erster Linie dient die Erinnerung des Komponisten an die neapolitanische Szene zunächst der Ergänzung seiner noch nicht ganz vollendeten ›Don Giovanni‹-Partitur. Das Brautlied für Zerlina in der siebten Szene des ersten Aktes, dessen Melodie unmittelbar aus der neapolitanischen Erinnerung hervorgegangen war,[20] wird wegen seiner im Gegensatz zur herkömmlichen deutschen Übersetzung doch recht deutlichen erotischen Anspielungen von Mozart in aller Harmlosigkeit im italienischen Original der Schlossgesellschaft vorgetragen:

> Hier trällerte Mozart lustig den Anfang des Liedchens:
> *Giovinette che fate all'amore* […]. (S. 254)

Dass gerade diese Textpassage nicht wie sonst durchweg üblich in deutscher Sprache zitiert wird, dient zum einen der weiteren Verhüllung verfänglicher Anspielungen, ist zum andern aber auch der aktuellen

19 Es bleibt zu fragen, ob diese Tendenzen vom Erzähler der Novelle eingebracht sind, oder ob sie einer weiteren Charakterisierung Mozarts selbst dienen, der es ja immer wieder versteht, seine Hörer ein wenig hinters Licht zu führen.

20 In der Gartenszene zuvor hatte sich bei Mozart »eine längst verwischte musikalische Reminiscenz« eingestellt, so dass er unbewusst »bald den Anfang, bald die Mitte einer Weise unhörbar zwischen den Lippen« bewegte (S. 239).

Situation im Schloss geschuldet: Wie Zerlina in der Oper, so steht auch Eugenie vor ihrer Verlobung mit dem etwas farblosen Baron, und wie der Verführer Don Giovanni den tumben Verlobten Masetto alsbald überstrahlt,[21] so stiehlt sich auch Mozart in aller Unschuld und für alle Beteiligten fast gänzlich unbewusst ins Herz der gräflichen Braut.

Insgesamt dient die ganze Szene im abendlichen Schloss der Vorbereitung des Finales mit seinem alle mitreißenden Crescendo, in dem die musikalischen Darbietungen ihren einsamen Höhepunkt und zugleich ihr einigermaßen dramatisches Ende finden.

Mozarts Erzählung seines neapolitanischen Kindheitserlebnisses erscheint in der Novelle mehrfach gefiltert: Der Komponist erinnert sich an die kurz vorher geschilderte Gartenszene und dabei auch an die musikalische Reminiszenz, die direkt aus der Imagination seiner Kindheitseindrücke hervorging; ob er all diese Erlebnisse nun in Worte fassen kann oder will, steht dahin. Die künstlerischen Darbietungen im südlichen Italien könnte der erwachsene Mozart natürlich anders durchschauen und deuten als das 13- oder 14-jährige Kind – erzählt wird davon gar nichts. Die kindliche Perspektive, mittels derer der Knabe tatsächlich oder angeblich gar nichts Verfängliches in diesen lockeren Wasserspielszenen hat erkennen können oder wollen, bleibt uneingeschränkt beibehalten.

Diese mehrfache Verschachtelung des italienischen Abenteuers dient auch der Verschleierung der erotischen oder gar obszönen Anspielungen, die ja offenbar noch nach fast zwanzig Jahren nicht wenig zur endlichen Findung des leicht verfänglichen Brautlieds für Zerlina beigetragen haben. Die neapolitanischen Darbietungen waren ja bereits ihrerseits durch Lokalisierung im Mythos der Antike eindeutig verfänglich: Die Truppe nannte sich »*figlj di Nettuno*« (S. 249) und spielt auf die so zahlreich wie unkonventionell erzeugten Töchter und Söhne des Meergottes Neptun/Poseidon an, die sich ihrerseits in ›ihrem‹ Element, dem Wasser, traditionell recht freizügig gaben.

21 Dass es in der Oper bei der auf das Chorlied folgenden überrumpelnden Annäherung des adeligen Verführers Don Giovanni an die ihm nicht abgeneigte Braut des Bauern Masetto kommt, scheint eine Parallele in einem Detail des neapolitanischen Spiels zu haben: »Der nobelste der Burschen, wie ein Mercur gewachsen, flog mit freudestrahlendem Gesicht auf die schönste zu, umfaßte, küßte sie, die, weit entfernt in das Geschrei der andern einzustimmen, ihre Arme gleichfalls um den […] Jüngling schlang.« (S. 251)

Mozart versucht glauben zu machen, dass er als Kind die laszive Darstellung ebenso naiv und unnachdenklich wie die unbewusste Aufnahme einer dazu gehörten Melodie aufgenommen habe. So erzählt er von dem »zwischen den Beinen« der fast unbekleideten, um die handfeste Gunst der Schönen kämpfenden Jünglinge als eindeutiges Phallus-Symbol auftauchenden Fisch ebenso unbefangen wie von der die Geburt der Venus nachstellenden Szene, wie ihn etwa der – allerdings erst 1877 ausgegrabene[22] – römische Trono Ludovisi als heute berühmtester Vertreter dieses antiken Bildtypus darstellt:

> Eine darunter, welche mitten auf dem Verdecke saß […], zeichnete sich durch Wuchs und Schönheit, sowie durch ihren Putz vor allen übrigen aus. Diese dienten ihr willig, spannten gegen die Sonne ein Tuch […]. Eine Flötenspielerin saß zu ihren Füßen […]. (S. 249)

In Mozarts lebhafter, durch alle fünf Sinne affizierte Imagination des Südens, vielleicht schon in der damaligen Wahrnehmung des Knaben, jedenfalls aber in seinem klug disponierten Vortrag im Schloss sind eindeutig zu erkennende erotische und musikalische Doppelspiele wachgerufen: Das antik-sinnliche Fluidum im Neapel des Jahres 1770 erweckt musikalische Einfälle und vermischt sich ununterscheidbar mit ihnen. Dies sei nur an einem Detail aus Mozarts Erzählung (»stets mit allen Einzelheiten frisch im Gedächtniß eingeprägt«; S. 249) zu erläutern versucht:

Zwei zierliche Barken bewegten sich aufeinander zu; auf der einen sind »fünf Jünglinge […] dem Anschein nach nackt«; sie ergötzten sich »mit einer gleichen Anzahl artiger Mädchen, ihren Geliebten« (S. 249). Als sich die zweite Barke, besetzt mit »bloß männlicher Jugend«, nähert, winken diese den Mädchen zu, »worauf von drüben allerseits mit unzweideutigen Gebärden geantwortet wurde« (S. 250). Darauf reagieren die Mädchen ihrerseits gestisch, indem sie den armen verlangenden Jungen »etwas für den Hunger und Durst« zuwerfen.

> Es stand ein Korb voll Orangen am Boden, wahrscheinlich waren es nur gelbe Bälle […]. Und jetzt begann ein entzückendes Schauspiel unter Mitwirkung der Musik […]. Eine der Jungfrauen machte den

22 Dieser Hinweis ist Dietmar Pravida zu verdanken.

> Anfang und schickte für's erste ein paar Pomeranzen[23] aus leichter Hand hinüber, die dort mit gleicher Leichtigkeit aufgefangen, alsbald zurückkehrten; so ging es hin und her, und weil nach und nach immer mehr Mädchen zuhalfen, so flog's mit Pomeranzen bald dem Dutzend nach in immer schnellerem Tempo hin und wieder. […] es waren gegen vierundzwanzig Bälle unaufhörlich in der Luft […]. […] oft stiegen sie und fielen in einem hohen Bogen […]. So angenehm jedoch das Auge beschäftigt wurde, so lieblich gingen für's Gehör die Melodien nebenher […]. (S. 250)

Die nur wenig verhüllt ausgestellte Erotik der neapolitanischen Spielgruppe, die sich in den folgenden Szenen noch mannigfach steigert, blieb bezeichnenderweise nicht ohne Wirkung auf den damals angeblich dreizehnjährigen Mozart:

> Die jüngere Princeß, ein holdes unbefangenes[24] Geschöpf, etwa von meinem Alter, begleitete den Tact gar artig mit Kopfnicken; ihr Lächeln und die langen Wimpern ihrer Augen kann ich noch heute vor mir sehen. (S. 251)

Dass ein Thema der von Mozart so lebhaft erinnerten Wasserspiele Erotik im weitesten Sinn ist, die sich hier in Kostümen, Situationen, im Spiel von Werben, Versagen, Erobern, Hingeben zeigt, macht auch die verdeckte Zahlensymbolik deutlich. Mörike war mit der seit der Antike überlieferten Bedeutung der Zahl Fünf als Erotik- und Hochzeitszahl bestens vertraut[25] und spielt in seinem Werk immer wieder darauf an.[26]

23 Mozarts neapolitanische Erinnerungen im gräflichen Garten waren unter anderen durch einen »Pomeranzenbaum« angeregt worden; das Kind hatte seinerzeit auf den Barken »Orangen« zu sehen geglaubt; der Erzähler weiß inzwischen, dass es »nur gelbe Bälle« waren, und stellt das richtig; aber die Erinnerung vermischt sich doch wieder unkorrigiert mit der Gegenwart, wo nur noch von »Pomeranzen« die Rede ist (S. 239).

24 Die gleiche Unbefangenheit, die Mozart sich als Kind zuschreiben möchte, überträgt er so beiläufig wie selbstverständlich auch auf die vierzehnjährige neapolitanische Schönheit, die ihm immerhin zeitlebens so unvergesslich war wie die gesamte Szenerie, die ihm »stets […] im Gedächtniß« geblieben ist (S. 249).

25 Vgl. Heinz Rölleke, Figaros Brautbett, in: Mozart-Studien 8 (1998), S. 149–151.

26 Vgl. Hartmut Kaiser, Betrachtungen zu den neapolitanischen Wasserspielen in Mörikes Mozartnovelle, in: Jahrb. FDH 1977, S. 364–400, hier: S. 377; Heinz Rölleke, Fünf: »meine holde Zahl«. Zur Bedeutung einer Zahl und ihres Vielfachen in Mörikes ›Mozart‹-Novelle und anderwärts, in: Euphorion 99 (2005), S. 545–553.

Dieses Spiel mit der Zahl Fünf und ihren erotischen Konnotationen bildet unvermerkt eine zweite Anspielungsebene, geht sozusagen direkt in diese über, so dass beide im Rückblick identisch werden. Dabei geht es erwartungsgemäß um Musikalisches.

Mozarts Schilderung des Ballspiels auf den neapolitanischen Barken präsentiert unverkennbar ein Notenbild: Die orangenförmigen Bälle fliegen zwischen den jungen Damen und Herren auf fünf Wurfbahnlinien hin und her, zeichnen für den Musiker die fünf Notengrundlinien[27] an den Himmel. Auf und zwischen diesen Linien bewegen sich die notenförmigen Bälle:[28] »Manchmal entstand ein förmliches Kreuzfeuer, oft stiegen sie und fielen in einem hohen Bogen […].« Dass Mozart in diesem Bild wirklich die Wechselformen von Musiknoten erblickte,[29] erweist seine verblüffende Behauptung: »es waren gegen vierundzwanzig Bälle unaufhörlich in der Luft« (S. 250). Das ist realistisch unmöglich, und es ist noch weniger wahrscheinlich, dass Mozart als Kind wirklich die genaue Anzahl der fliegenden Bälle wahrgenommen haben könnte. Also handelt es sich in Mozarts Erzählung um ein musiktheoretisches Faktum, und dem Autor Mörike geht es bei der Berufung gerade dieser Zahl um die poetische Verdeutlichung des Kompositionsvorgangs, denn die Zahl Vierundzwanzig[30] verweist auf die vierundzwanzig Tonarten (je zwölf in Dur und je zwölf in Moll)[31], wie sie aus dem Quintenzirkel bekannt sind. Genau in dieser Vollständigkeit begegnet die Anzahl der Bälle vor Mozarts Augen (damals dem Kind sinnlich, jetzt nach siebzehn Jahren dem Komponisten angeblich genau erinnerlich).

27 In eins damit ist durch die Fünf eine Verbindung zu der für den Quintenzirkel konstitutiven Zahl gegeben.

28 Es ist vielleicht kein Zufall, dass Heinse ein musikalisches Duett in ein ähnliches Bild fasst: »[…] nachdem Lockmann einige Abende am Klavier ihn ergötzt, und ein leichtes rasches entzückendes Spiel wie mit Bällen zwischen der süßen fertigen Kehle seiner Tochter, und seiner rührenden Tenorstimme in himmlischen Melodien getrieben worden war.« (Wilhelm Heinse, Sämmtliche Werke, hrsg. von Carl Schüddekopf, 10 Bde., Leipzig 1903–1925, hier: Bd. 5: Hildegard von Hohenthal I–II, 1903, S. 19 f.)

29 Vgl. Kaiser, Betrachtungen zu den neapolitanischen Wasserspielen in Mörikes Mozartnovelle (Anm. 26), S. 369.

30 Dazu stimmt die Angabe, dass jeweils ein »Dutzend« Bälle hin- und herflogen.

31 Vgl. in Heinses Roman (Sämmtliche Werke, Bd. 5, S. 59) eine indirekte Berufung der Vierundzwanzig mit anderem Akzent: »die zwölf Dur und zwölf Moll-Töne«.

All das erweckt den Anschein, als brauche Mozart (nachdem all seine fünf Sinne affiziert waren) sich nur von der Erinnerung an das Kindheitserlebnis und dessen erotisches Fluidum[32] sowie an die neapolitanischen Melodien einnehmen zu lassen, sich gleichzeitig das Bild der vor dem italienischen Himmel schwebenden vierundzwanzig Bälle auf fünf Linien lebhaft zu imaginieren, um dann gleichsam in einer Abschrift seiner Vision das musikalische Ergebnis aufs Papier zu bringen.

Die ausgeführte Komposition dieses Chorliedes wie überhaupt der ganzen ›Don Giovanni‹-Oper forderte einen doppelten Preis, den Mozart gedankenlos, aber letztlich geradezu rücksichtslos einsetzt, zum einen die symbolische Zerstörung der überkommenen Rokokowelt sowie die tatsächliche Ablösung bisheriger Musiktradition, zum andern den letztlich selbstvernichtenden Akt[33] eines neuen, sozusagen radikalen Komponierens auf dem Hintergrund eines revolutionären existentiellen Musik- und Kunstverständnisses.

Mozarts modernes Künstlertum trifft im böhmischen Schloss auf eindeutig zurückgebliebene musische Vorlieben und eine noch ungebrochene, wenn auch spärliche Tradition anderwärts vergangener oder überwundener musikalischer und gesellschaftlicher Formen. Ein herausgehobenes – wenn auch nach der für Mörike typischen Darstellungsart relativ klein gehaltenes – Symbol dafür ist der »Pomeranzenbaum von mittlerer Größe« im gräflichen Park (S. 239). Man wird über dessen Herkunft nicht zufällig relativ ausführlich unterrichtet. Der Großvater des derzeitigen Schlossbesitzers war mit »Renate Leonore« vermählt (S. 256). Diese lebte zeitweilig am Hof Ludwigs XIV.[34] und verkehrte dort unter anderen mit der »Frau von Sévigné«, von der sie

32 Dies entwickelt sich bezeichnenderweise zuletzt ganz unter dem Banner (im Bann!) des antiken Liebesgottes, der die Schlussszene der »Comödie« eindrucksvoll, zunächst spielerisch, dann machtvoll beherrscht: »nun entwickelte sich das […] Segel: daraus ging ein rosiger Knabe hervor mit silbernen Schwingen, mit Bogen, Pfeil und Köcher […]. […] gewaltiger […] schien die Gegenwart des Gottes« (S. 252).

33 Mozarts Schilderung seiner nächtlichen Komposition des ›Don Giovanni‹-Finales zeigt Parallelen zur »Selbstvernichtung« des Titelhelden seiner Oper (S. 280).

34 Die Charakterisierung ihres Lebens und Verhaltens in der Nähe des französischen Hofs (S. 256) ist eindeutig durch den gerade zu Mörikes Zeit berühmt gewordenen Briefwechsel der Elisabeth Charlotte von Orléans (genannt Liselotte von der Pfalz) angeregt. Der kurze Zeit vor Abfassung von Mörikes Novelle ge-

> bei einem Feste zu Trianon, auf der Terrasse des Gartens den blühenden Orangenzweig empfing, den sie sofort auf das Gerathewohl in einen Topf setzte und glücklich angewurzelt mit nach Deutschland nahm. (S. 257)

Die Marquise de Sévigné war und blieb (unbeschadet durch die Sottisen Liselottes) die Repräsentantin derjenigen »Richtung der franz. Literatur vor 1789, wodurch diese selbst sich von allen andern Literaturen unterscheidet, nämlich den Geist der Conversation und Gesellschaftlichkeit«.[35]

All diese Charakteristika der vorrevolutionären französischen Gesellschaft, feiner »Geist«, gepflegte »Konversation« und selbstverständlich alle Formen der seinerzeit königlich geförderten Rokokokunstausübungen, repräsentiert dieses im stilvollem Rahmen von Trianon vor mindestens einhundert Jahren – Madame de Sévigné starb 1696 – gemachte Geschenk[36] einer schöngeistigen französischen hochadeligen Dame, das deren deutsche Freundin nun in ihre Heimat exportierte.

> Wohl fünfundzwanzig Jahre wuchs das Bäumchen unter ihren Augen allmählich heran und wurde später von Kindern und Enkeln mit äußerster Sorgfalt gepflegt. (S. 257)

Trotzdem hatte das Bäumchen »im Frühling des vorigen Jahres« (S. 257)[37] begonnen, in einer geradezu menschlichen Regung »zu trauern«, so dass es »der Gärtner bald verloren« gab (S. 257).[38] Aber dem Grafen

gründete Litterarische Verein Stuttgart hatte 1843 (durch Wolfgang Menzel) als eine seiner ersten Editionen diesen Briefwechsel herausgebracht, in dem übrigens die Frau von Sévigné durch die Schreiberin stark verunglimpft wird. Dass Mörike auf die Hofdame durch die Lektüre dieser Briefe aufmerksam wurde, ist nicht auszuschließen.

35 Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexikon). Achte Originalauflage, 12 Bde., Leipzig 1833–1839, hier: Bd. 10, 1836, S. 180, zit. nach Mörike, Werke und Briefe, Bd. 6,2, S. 263.

36 »Es konnte nächst seinem persönlichen Werthe zugleich als lebendes Symbol der feingeistigen Reize eines beinahe vergötterten Zeitalters gelten […].« (S. 257)

37 Das war also im Jahr 1786.

38 »obwohl er seiner natürlichen Ordnung nach leicht zwei und dreimal älter werden konnte«. Aus der Symbolsprache übersetzt, soll dieser Hinweis andeuten, dass das französisch geprägte Rokokozeitalter ohne die Umstürze der Revolution im Jahr 1789 wohl hätte noch weiter existieren können, denn genau in diesem

gelang es wider alles Erwarten, das Bäumchen »in einem abgesonderten Raume« gesund zu pflegen, so dass es zum Verlobungstag der Tochter Eugenie sogar neun prächtige Früchte trug.

Damit scheint die von Trianon ausgehende Tradition im abgelegenen Schloss tief in den Böhmischen Wäldern (schlechthin ›abgesondert‹) noch eine allerletzte Pflegestätte gefunden zu haben, aber anscheinend schon schwächlich und letztlich todgeweiht.

Das Bäumchen ist Symbol für eine ganze Epoche der Kulturgeschichte, die allenthalben schon länger ihrem Ende entgegen siecht, nun aber, unmittelbar vor Ausbruch der Französischen Revolution, auch in ihren letzten Rückzugswinkeln (wie hier im Böhmerland) nicht mehr überleben kann. Stil und Geschmack der gräflichen Familie zeigen bei aller Liebenswürdigkeit unübersehbar stark anachronistische Züge, und die musische Anlehnung des jungen Schwiegersohns an die inzwischen seit über zwei Jahrzehnten durch Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller auch im deutschsprachigen Raum gründlich überwundenen entsprechenden dichterischen Gepflogenheiten[39] wirkt gänzlich unmodern.[40]

An all dem ›vergreift‹ sich Mozart unbewusst und ohne es eigentlich zu wollen. Dafür zeugt der Verlauf der hochsymbolischen Gartenszene.

Zunächst hatte Mozart eine der neun Pomeranzen umfasst und ihre »herrliche Ründe«, ihre »saftige Kühle« begeistert gefühlt (S. 239). Die Vokabeln bezeichnen die modernere Einschätzung der Charakteristika

Zusammenhang ist in der Novelle vorausschauend davon die Rede, dass dieses abgelebte Zeitalter »schon eine unheilvolle Zukunft in sich trug, deren welterschütternder Eintritt dem Zeitpunkt unserer harmlosen Erzählung bereits nicht ferne mehr lag« (S. 257).

39 »Er kannte die französische Literatur, und erwarb sich […] eine nicht gemeine Leichtigkeit der persönlichen Form in der Muttersprache nach guten Mustern, wie er sie in Hagedorn, in Götz und andern fand« (S. 244). Friedrich von Hagedorns (1708–1754) Werke waren 1756 erschienen, die wichtigste Gedichtsammlung von Johann Nikolaus Götz (1731–1781) im Jahr 1745; später zeigt sich der junge Mann auch noch mit Ramlers ›unübertrefflichen‹ Horaz-Bearbeitungen von 1769 vertraut (S. 260). – Ein für Mörike typischer Scherz ist die Einfügung seiner eigenen, viel später entstandenen großartigen Horaz-Übersetzung an dieser Stelle, die in der Novelle Ramler zugeschrieben ist (vgl. die Erläuterung in: Mörike, Werke und Briefe, Bd. 6,2, S. 265).

40 Beredtes Zeugnis dafür ist die rührende Unbeholfenheit seiner Verse, die den »Nachkömmling des vielgepriesenen Baums der Hesperiden«, gleichgesetzt mit Art und Schicksal des Pomeranzenbäumchens, preisen (S. 258 f.).

einer zu Ende gehenden Kulturepoche. Die glatte Makellosigkeit ihrer Kunstwerke wirkt ›herrlich‹, lässt aber ›kühl‹: Sie vermögen zu erfreuen, sparen aber eigenwillige Genialität und eine gewisse Tiefe aus. So geht denn folgerichtig diese Frucht beim zweiten Zugriff des Komponisten einer ganz neuen Musik »vom Zweige los«: Er wollte einen tieferen Duft und Saft genießen und erleben, indem er sie sich ganz zu eigen machte, um zuletzt noch ihr Inneres, ihr tiefstes Wesen sozusagen, zu erkunden. Zu diesem Zweck zieht Mozart ein Etui aus einer Rocktasche hervor, und nachdem er so zerstreut wie bedachtsam ein kleines Messerchen mit silbernem Heft[41] daraus entnommen hat, »durchschneidet« er »langsam […] die gelbe kugelige Masse von oben nach unten«, das heißt er zerstört unbewusst und ohne jegliches Aufheben symbolisch eine ganze Epoche der Kultur im allgemeinen und der Musikgeschichte im besonderen. Er spielt mit den zerstörten Details, wenn er die von ihm mit sanfter Gewalt getrennten Hälften wechselnd wieder vereint, auseinander nimmt und zuletzt scheinbar wieder vereinigt. Schließlich seine unbewusste Schuld dieses ›Baumfrevels‹ einsehend, versucht er zunächst die Tat und seine Rolle dabei wie Adam im Paradies zu verbergen, doch dann setzt er »die scheinbar unverletzte Pomeranze mit einer Art von trotzig couragirtem Nachdruck in die Mitte des Tisches« (S. 240). Die in der Pomeranze symbolisierte Kunstepoche ist nur scheinbar unbeschädigt; tatsächlich hat ihr Mozarts Auftreten unwiderruflich den Garaus gemacht.

Dass dieser Um- oder Einbruch zugleich auch die gesellschaftlichen Konventionen betrifft, wird zunächst durch das rokokohaft-poetische Spiel um den verletzten Musenbaum überdeckt, bricht aber am Ende unter dem Eindruck des von Mozart vorgestellten ›Don Giovanni‹-Finales um so krasser zu Tage:

> Er löschte ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm stehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral: »Dein Lachen endet vor der Morgenröthe!« erklang durch die Todtenstille des Zimmers. (S. 279)

Verdunkelung des Raumes, ohne die gräflichen Gastgeber zu fragen, geschweige denn nur um Erlaubnis zu bitten, Erzeugen einer »Todten-

41 Wie fast immer in seinem Werk deutet Mörike auch hier Großes und Gewaltiges in kleinsten Zeichen und Requisiten an.

stille« inmitten einer heiter geselligen Runde, eine Kunst, die allen den Atem benimmt,[42] so dass sich das »allgemeine Schweigen« am Ende kaum überwinden lässt: Das alles sind natürlich geradewegs zerstörende Angriffe auf die alten Formen gepflegter Rokoko-Kultur.

Der Pomeranzenbaum avanciert über seine Symbolik für gesellschaftliche und kulturelle Befindlichkeiten hinaus von dem Moment an, in dem Mozart als zweiter Adam (wie er sich selbst nennt; S. 241) den Schlosspark betreten hat, zu einem Abbild eines wichtigen Requisits der frühen Menschheitsgeschichte. Er gleicht dem Baum des Paradieses, über den Gott zu Adam, dem ersten Menschen, sagte: »vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen! Denn sobald du davon isst, bist du dem Tode verfallen« (Genesis 2,17). Dafür steht das Geständnis des Komponisten nach seinem ›Baumfrevel‹[43] im Brief an die Schlossherrin:

> Hier sitze ich Unseliger in Ihrem Paradiese, wie weiland Adam, nachdem er den Apfel gekostet. Das Unglück ist geschehen, und ich kann nicht einmal die Schuld auf eine gute Eva schieben […]. (S. 241)[44]

Damit sind die Vorgänge um den Pomeranzenbaum auf eine höhere und allgemeinere Symbolebene gehoben: Der Bruch mit dem Altüberkommenen und bislang Tradierten ist – wenn auch auf seine Weise so folgerichtig wie Adams Streben nach Neuem, Höherem, nämlich einem gottgleichen Dasein – eine sich von selbst verstehende Notwendigkeit und ein gewaltsamer Frevel zugleich. Das eine lässt sich ohne das andere weder denken noch gar verwirklichen.

Diese ›schuldlose Schuld‹ des genialen Künstlers fordert auf die Dauer dessen Selbstopfer, und sie hebt vor allem die bisher geltenden

42 Selbst die wohl am wenigsten von dieser gewaltigen, verstörenden und letztlich eben auch zerstörerischen Kunst erschütterte Gräfin gerät ins Stottern, als sie »mit noch beklemmtem Athem« den so gründlich unterbrochenen Gesprächsfaden wieder aufzunehmen will: »›Geben Sie uns, geben Sie uns, ich bitte Sie‹ […].« (S. 280)

43 Nach Mozarts ›Attentat‹ wird der Baum tatsächlich wie ein Lebewesen »auf einer Bahre« hinweg transportiert (S. 241).

44 Gleichsam in Fortführung dieses Bildes nennt der erzürnte Graf das Abbrechen der Frucht vom ›Paradiesbaum‹ »höllenmäßig« (S. 242), als ob auch hier ein verführender Teufel (siehe Genesis 3,4–6) seine Hand im Spiel gehabt hätte.

moralischen Schranken und ästhetischen Gesetze auf, um für ganz neue künstlerische und existentielle Erfahrungen Gelegenheit zu bieten und Raum zu schaffen. Das ist in Mörikes Novelle Thema der beiden abschließenden Erzählstränge von Mozarts Schöpfertum und Ende sowie von der alles erschütternden Vorstellung seiner Komposition des ›Don Giovanni‹-Finales.

Mozart antwortet auf die etwas hilflose Frage der Gräfin nach seinen Gefühlen, als er nächtens die Komposition des Finales beendet hatte:

> »Nun ja, mir schwankte wohl zuletzt der Kopf. Ich hatte dieß verzweifelte Dibattimento, bis zum Chor der Geister, in Einer Hitze fort, beim offenen Fenster, zu Ende geschrieben […]. Da machte ein überquerer Gedanke mich mitten im Zimmer still stehen.« (Hier sah er zwei Sekunden lang zu Boden, und sein Ton verrieth beim Folgenden eine kaum merkbare Bewegung.) »Ich sagte zu mir selbst: wenn du noch diese Nacht wegstürbest, und müßtest deine Partitur an diesem Punkt verlassen: ob dir's auch Ruh im Grabe[45] ließ'? – Mein Auge hing am Docht des Lichts in meiner Hand und auf den Bergen von abgetropftem Wachs. Ein Schmerz bei dieser Vorstellung durchzückte mich einen Moment […].« (S. 280)

Wenn kurz zuvor von Don Giovannis »Selbstvernichtung« die Rede war, so klingt dieses Motiv auch bei Mozarts Komponieren an: Wie in der Oper die ungebändigten Naturelemente Feuer und Wasser zur Verbildlichung des grandiosen Untergangs berufen waren, so hier die ›Hitze‹ des künstlerischen Schaffens und die dabei durchs ›offene Fenster‹ einströmende nächtliche Kühle; die in ungewöhnlichen Dimensionen (»Berge von abgetropftem Wachs«) herab gebrannten Kerzen sind traditionell ein Bild für sich verzehrendes Leben und das Lebensende.[46]

45 Die Formulierung scheint an die berühmte Schlusszeile von Paminas verzweifelter Arie aus Mozarts ›Zauberflöte‹ (2. Aufzug, 18. Auftritt) angelehnt: »So wird Ruh im Tode sein«.

46 Man denke nur an das bekannte Schlussbild von den Lebenskerzen im Grimmschen Märchens ›Der Gevatter Tod‹.– Im Blick auf Mozart ist am Ende der Novelle davon die Rede, dass er »sich schnell und unaufhaltsam in seiner eigenen Gluth verzehre« (S. 283 f.).

Mozart lässt sich in diesen Szenen vom Gedanken an Sterben, Tod und Nachleben, die sonst einen Grundakkord in seinem noch jungen Leben bilden,[47] nur für »einen Moment« oder »zwei Sekunden lang« (nach Abschluss seiner Komposition und bei der Erinnerung an diesen Moment) ›durchzucken‹ – dann kehrt er jeweils übergangslos ins ›hell-äugige Leben‹[48] zurück, indem er über die zeitgenössischen welschen Komponisten lästert oder mit Madame Mozart schäkert.

Indes ist nun das Motiv eines frühen Todes nach einigen Präliminarien unüberhörbar angeschlagen und grundiert fortan das Finale der Novelle von der Vorstellung des unerwarteten Sterbens Don Giovannis über die doppelsinnigen Worte und Symbole beim morgendlichen Abschied aus dem Schloss bis hin zur Elegie Eugenies mit dem ersten Tränenopfer für das frühvollendete Genie.

Die Verse am Ende der Dichtung hatte Mörike zunächst ohne Bezug auf seine Novelle verfasst,[49] hat dann aber die einzelnen Stationen im Gang der Handlung, die man nun auch als Symbol der Lebensreise Mozarts sehen kann, mehr oder weniger an die drei Zentralmotive dieses Liedes angelehnt: »Ein Tännlein […] im Walde« (»Sie stiegen […] in das Tannendunkel hinein […]: jetzt steht von ungefähr der Gimpel in einem ordinären Tannenwald an der böhmischen Grenze«; S. 227); »Ein Rosenstrauch, wer sagt, in welchem Garten« (Ausgangspunkt des Waldspaziergangs war die Verschüttung des Parfüms mit dem Namen »Rosée d'Aurore«,[50] wenig später schenkt Mozart im Schlossgarten der Mitte des »noch reichlich blühenden Blumenparterre« – im Sep-

47 »Seine Gesundheit wurde heimlich angegriffen, ein je und je wiederkehrender Zustand von Schwermuth wurde, wo nicht erzeugt, doch sicherlich genährt an eben diesem Punkt, und so die Ahnung eines frühzeitigen Todes, die ihn zuletzt auf Schritt und Tritt begleitete, unvermeidlich erfüllt.« (S. 231)

48 Siehe seine erste Reaktion nach dem ›Don Giovanni‹-Vortrag der Gräfin gegenüber: »Er blickte, wie aus einer stillen Träumerei ermuntert, helle zu ihr auf […].« (S. 280)

49 »Entstanden spätestens 1852. Später an den Schluß des ›Mozart‹ gestellt und hier als ›böhmisches Liedchen‹ bezeichnet« (Mörikes Werke, hrsg. von Harry Maync, Bd. 1, Leipzig und Wien 1914, S. 427).

50 Der Markenname spielt zugleich auf die Worte des Komturs in der Oper ›Don Giovanni‹ (2. Akt, 15. Szene) an, mit denen er dem Protagonisten (und damit auch in einer Art Doppelgriff dem Komponisten) den baldigen Tod ankündigt: »Di rider finirai pria dell'aurora«.

tember doch zweifellos Rosen[51] – seine Aufmerksamkeit; S. 239); »Zwei schwarze Rößlein […] werden schrittweis gehn mit deiner Leiche« (in der Schlussszene werden ausdrücklich »die Pferde« und ihr für Mozart bestimmtes »Fuhrwerk« genannt; S. 282). Mit diesem am deutlichsten auf den Tod anspielenden Motiv korrespondieren zuletzt gehäuft und prononciert die Hinweise auf das bevorstehende Ende der Lebensreise. Klang schon zu Beginn der Novelle mit der Bezeichnung »Schwager« für den Führer der Reisekutsche (S. 226) Goethes frühe Hymne ›An Schwager Chronos‹ mit ihrem Untertitel (»In der Postchaise«!) und ihrer Schlussstrophe (»Töne, Schwager, dein Horn, raßle den schallenden Trab«), die im Totenreich, im »Orkus«, ihr Ziel hat, deutlich an, so werden diese Andeutungen (auch mit dem Zitat des Begriffs »Trab«) ganz am Ende der Novelle schließlich eingeholt, denn Mozarts Reisewagen »fuhr im raschen Trab« davon (S. 283).[52] Die Antiklimax der den Zentralmotiven herkömmlich zugemessenen Lebensdauer, von den Jahrzehnten der »Tanne« über die Jahre der »Rose« hin zu den wenigen Monaten bis zum Hufeisenwechsels der Pferde, steht auch für Stationen auf Mozarts kurzer Lebensreise. Wenn die Gräfin ihrer Hoffnung Ausdruck gibt, Mozart nach seinem erwarteten Triumph in Prag ›bekränzt‹ auf der Rückreise von dort in ihrem Schloss noch einmal zu begegnen, so spricht sie unbewusst doppelsinnig auch von einem bevorstehenden Leichenzug,[53] nämlich Mozarts von Pferden gezogenen Wagen »wieder zu sehen […] mit Kränzen um und um behangen« (S. 282).

Verdeckter, aber im Endeffekt noch deutlicher ist die tragische Ironie in Mozarts letztem Wort vor seiner Abreise nach Empfang des gräflichen Geschenks einer eigenen Kutsche: »›Ich dünke mich so vornehm und so reich wie Ritter Gluck!‹« Dieser Vergleich mit dem berühmten Komponisten, am 15. September 1787 ausgesprochen, ist die ahnungs-

51 Vielleicht durch diesen Anblick angeregt, erinnert er sich wenig später so lebhaft einer bedeutsamen Szene unter den schönen Mädchen des neapolitanischen Schauspiels: »Die munterste hierauf nahm eine Rose vom Busen und hielt sie schelmisch in die Höhe […].« (S. 250)

52 Der rasche Trab dieser Lebensreise hinab in den Orkus findet sein Pendant in Mozarts Seufzer: »›Allmittelst geht und rennt und saust das Leben hin – Herr Gott! bedenkt man's recht, es möcht' einem der Angstschweiß ausbrechen!‹«

53 Oder wie es das Gedicht unverschleiert ausspricht: Die »Rößlein«, die Mozart jetzt noch »in muntern Sprüngen« nach Prag und später »heim zur Stadt« bringen, werden demnächst in seinem Leichenkondukt »schrittweis gehn«.

lose Vorahnung, dass Ritter Glucks Lebensreise in genau zwei Monaten am 15. November 1787 enden sollte.[54]

All diese Anspielungen und Anzeichen verdichten sich in der Schlussbemerkung, dass es sich hier um einen »letzten fröhlichen Auftritt« (S. 283) des jungen Komponisten gehandelt hat, den man niemals mehr wiedersehen sollte.

Entfaltet werden entsprechende Gedanken und Gefühle in der stummen Schluss-Coda der Novelle, die eigens durch einen Querstrich vom Vorhergehenden abgetrennt und ausschließlich der jungen Braut Eugenie vorbehalten ist, im Personenensemble der Novelle die wirkliche Kennerin der Mozart'schen Musik, deren schicksalhafte Begegnung mit dem Komponisten[55] ihr eine Ahnung von seinem Wesen und vor allem von der Bestimmung des Frühvollendeten zu einem unabwendbaren baldigen Tod zur Gewissheit werden lässt. Zu all dem war sie als einzige durch eine unverkennbare Neigung zu Mozart prädestiniert:

> Allein am Abend schon […] war sie von leiser Furcht für ihn, an dessen liebenswerthem Bild sie sich ergötzte, geheim beschlichen worden; diese Ahnung wirkte nachher, die ganze Zeit als Mozart spielte, hinter allem unsäglichen Reiz, durch alle das geheimnißvolle Grauen der Musik hindurch, im Grund ihres Bewußtseyns fort, und endlich überraschte, erschütterte sie das was er selbst in der nämlichen Richtung gelegenheitlich von sich erzählte. Es ward ihr so gewiß, so ganz gewiß, daß dieser Mann sich schnell und unaufhaltsam in seiner eigenen Gluth verzehre, daß er nur eine flüchtige Erscheinung auf der

54 Ob in Mozarts Jubelruf »Heiliger Sixtus und Calixtus« (S. 282) die Namen nur »humoristisch wegen ihres Gleichklangs gewählt sind« (so die Erläuterung in: Mörike, Werke und Briefe, Bd. 6,2, S. 276), steht dahin. Immerhin bietet Arnim in seinem Roman ›Die Kronenwächter‹ bereits die ›halbe‹ Anrufung: ›Beim heiligen Sixtus‹ (Sämtliche Romane und Erzählungen, hrsg. von Walther Migge, Bd. 1, München 1962, S. 883), und vor allem werden die beiden frühchristlichen Päpste Calixtus I. († 222) und Sixtus II. († 258) stets im engsten Zusammenhang mit der bedeutendsten christlichen Grablege im antiken Rom, den Calixtus-Katakomben, die Calixtus als Diakon betreut hatte und in der Sixtus enthauptet worden war, genannt (Sixtus II. war überdies einer der am meisten verehrten römischen Märtyrer und blieb auch wegen seiner Abbildung auf Raffaels Gemälde der Sixtinischen Madonna bis heute bekannt).

55 »[…] weil sie das unschätzbare Erlebniß tiefer als alle ergriff« (S. 283).

> Erde seyn könne, weil sie den Überfluß, den er verströmen würde, in Wahrheit nicht ertrüge. (S. 283 f.)

Ganz zuletzt häufen sich die auf Mozarts frühes Ende deutenden Symbole: Eugenie schaute »wehmüthig« auf das von Mozart für immer verlassene Klavier, dann »drückte sie leise den Deckel zu und zog den Schlüssel ab«, weil er nie mehr darauf spielen wird; ein Notenblatt »fiel« wie zufällig auf den Boden, Eugenies »Stimmung« machte ihr die Worte »zum Orakel«, so dass sie dem früh Vollendeten ein erstes Totenopfer bringen musste, wie es die allerletzten Worte der Novelle andeuten: »heiße Thränen entfielen« ihr (S. 284).

Die sich zuletzt häufenden Todessymbole und die zuvor in scheinbarer Harmlosigkeit erzählten erotisch gefärbten Erinnerungen rahmen den dritten Musikvortrag im Schloss,[56] der ganz auf das plötzliche Ende des Erotomanen Don Giovanni konzentriert ist. Eros und Thanatos sind zuletzt die beherrschenden Kräfte, was die Opernfigur wie was deren Komponisten betrifft.[57] Beide Urkräfte bilden die Folie für die künstlerische Auseinandersetzung mit den seinerzeit neuen Formen wie vor allem mit dem Phänomen des ästhetischen Immoralimus, wie es Don Giovanni bewusst und Mozart unbewusst vertritt: beide jedenfalls alte Grenzen der Moral und der Kunst aufbrechend und damit ihr jeweiliges Publikum aufs Höchste verstörend.

Mörike spricht in dieser Passage, die den Untergang Don Giovannis vorstellt, mit einer Exaltation, Mitgerissenheit, die man in seinem sonstigen Œuvre kaum einmal antrifft.[58] Er war gewillt, in dieser Szene wirklich das Äußerste zu geben, und dabei griff er zu einem Bild, dessen radikaler Immoralismus überwältigend, aber auch ganz erstaunlich wirkt:[59]

56 Siehe Anm. 8.

57 Zu den künstlerischen und biographischen Gegebenheiten siehe Anm. 1.

58 Auf einer halben Textseite begegnen nicht weniger als drei Superlativformen, denen Mörike in der Regel abhold war; zugleich häufen sich hier verstörende, sonst von Mörike weitgehende gemiedene Begriffe wie »furchtbar«, »Todtenstille«, »eiskalt«, »durchschneidend«, »ruchlos«, »dröhnend«, »kracht«, »entsetzenvoll«, »gerissen«, »hin und her geschleudert«.

59 Vorüberlegungen bei Heinz Rölleke, Mörikes Novelle ›Mozart auf der Reise nach Prag‹. Ein Vorklang des ›ästhetischen Immoralismus‹ und dessen mutmaßliche Quelle, in: Wirkendes Wort 36 (1986), S. 333–334.

> Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht. […] Nachdem diese dröhnenden Klänge bis auf die letzte Schwingung in der Luft verhallt waren, fuhr Mozart fort: »Jetzt gab es für mich begreiflicherweise kein Aufhören mehr. Wenn erst das Eis einmal an Einer Uferstelle bricht, gleich kracht der ganze See und klingt bis an den entferntesten Winkel hinunter. […] Hören Sie an.« Es folgte nun der ganze lange, entsetzenvolle Dialog, durch welchen auch der Nüchternste bis an die Grenze menschlichen Vorstellens, ja über sie hinaus gerissen wird, wo wir das Übersinnliche schauen und hören, und innerhalb der eigenen Brust von einem Äußersten zum andern willenlos uns hin und her geschleudert fühlen. […] Und wenn nun Don Juan, im ungeheuren Eigenwillen den ewigen Ordnungen trotzend, unter dem wachsenden Andrang der höllischen Mächte, rathlos ringt, sich sträubt und windet, und endlich untergeht, noch mit dem vollen Ausdruck der Erhabenheit in jeder Geberde – wem zitterten nicht Herz und Nieren vor Lust und Angst zugleich? Es ist ein Gefühl, ähnlich dem, womit man das prächtige Schauspiel einer unbändigen Naturkraft, den Brand eines herrlichen Schiffes anstaunt. Wir nehmen wider Willen gleichsam Partei für diese blinde Größe und theilen knirschend ihren Schmerz im reißenden Verlauf ihrer Selbstvernichtung. (S. 279 f.)

Mit Mozart stellt Mörike den aufwühlenden Dialog zwischen dem Steinernen Gast und Don Giovanni in höchste Zusammenhänge, unter das Gesetz der »ewigen Ordnungen«. Der Frevler geht unter, aber seine »blinde Größe« ruft die zwiespältigsten Gefühle hervor. Die »Selbstvernichtung« erfüllt mit Schrecken, die »Erhabenheit in jeder Geberde« mit Bewunderung. Die Spannung wird im neutralen Begriff der »unbändigen Naturkraft« aufgehoben, für die keine moralischen Kategorien gelten. Aber die unversöhnlichsten Gegensätze bleiben in der bildhaften Ebene bestehen: Feuer und Wasser sind die im Vergleich mit dem »Brand eines herrlichen Schiffes« angesprochenen Elemente (damit die anlässlich des Kompositionsvorgangs berufenen Motive[60] weiterfüh-

60 Dazu stimmen das Bild von der berstenden »Eisdecke« und die Wahrnehmung der niedergebrannten Kerzen. – Mörikes Wendung fasst das untrennbare Ineinander der Gefühlslagen in einem Chiasmus, denn es korrespondieren »Herz« mit »Angst« und »Nieren« mit »Lust«.

rend und steigernd: Mozart hatte »in Einer Hitze […], beim offenen Fenster« fort gearbeitet). Das sprichwörtliche Gegeneinander von Feuer und Wasser steht wohl zugleich für die erbarmungswürdige Vereinzelung der Opernfiguren im Finale wie für die diese unübersehbar spiegelnde Situation im gräflichen Schloss nach dem alle Konventionen sprengenden musikalischen Vortrag: Don Giovanni und seine Kontrahenten stehen einander so fern wie der Künstler zuletzt der Rokokogesellschaft der gräflichen Familie.

Das stärkste und geradezu provozierende Bild findet Mörike in der Imagination der Empfindungen, denen man beim Erlebnis eines Unglücks mit grandiose Zügen halb widerwillig ausgeliefert ist. Dieses Bild nimmt eindeutig Tendenzen des ästhetischen Immoralismus, wie ihn besonders ausgeprägt die Dichter um Oscar Wilde vertreten sollten sowie der sogenannten Décadence-Literatur aus der Zeit der vorletzten Jahrhundertwende vorweg, und es erweist, dass die altüberkommene Vorstellung vom harmlosen Biedermeierpoeten Mörike unhaltbar ist. In der bildlich vorgestellten Gefühlsmischung aus der Nähe künftiger ästhetischer Libertinage und herkömmlicher ethischer Moralitätsvorstellungen sind weit vorgreifend psychoanalytische Erkenntnisse von bestürzender Modernität eingegangen.

Die Berufung von »Herz und Nieren« geht letztlich auf einen Psalmvers des Alten Testaments zurück: »scrutans corda et renes, Deus« (›Gott, du prüfst Herzen und Nieren‹; Psalm 7,10). Dabei repräsentieren die Nieren die triebhaften Affekte, das Herz die kontrollierten Gemütsbewegungen. So sieht auch das Sprichwort die inneren Kräfte des Menschen verteilt und differenziert, wenn die Nieren mehr oder weniger deutlich als Sitz des menschlichen Sexualgefühls und -verlangens, das Herz für die sublimierteren Gefühle der Liebe gesehen werden: »Kommt die Liebe erst bis ans Herz, dann will sie auch bis in die Nieren«.[61]

Wenn Mozarts ›Don Giovanni‹-Musik beim Hörer ein gleichzeitiges Zittern von »Herz und Nieren« auslöst, so gelten die bewundernden und mitleidenden Affekte des Herzens (fast *wider* Willen) dem »ungeheuren Eigenwillen« des Protagonisten, dessen freie Entscheidung für die unbedingte ›Liberté‹ selbst angesichts von Tod und Hölle seine

61 Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk, hrsg. von Karl Friedrich Wilhelm Wander, Bd. 3, Leipzig 1867, Sp. 141.

»Erhabenheit« so unwiderstehlich wie grenzenlos sympathisch macht, während der in den Nieren lokalisierte, durch Vernunft ungezügelte Trieb sich einer rätselhaften, letztlich unmoralischen Lust an erhabenem Untergang und grandioser »Selbstvernichtung« unwiderstehlich hingeben muss. All das wird im Bild einer grauenhaften Tragödie verdichtet: Der Tod und Untergang vieler Menschen in Feuer und Wasser wird als schrecklich und faszinierend zugleich empfunden.

In früheren Kommentaren zu Mörikes Novelle hat man dieser Vorstellung vom »Brand eines herrlichen Schiffes« und den dadurch ausgelösten Affekten kaum Beachtung geschenkt.[62] In dem fundierten Kommentar der großen Mörike-Gesamtausgabe ist gerade dieses Bild ausgespart, wenn aus der Hauptquelle zur Novelle zitiert wird:

> Dieses Gefühl tragischer Teilnahme am Verbrecher[63] ist bei Oulibicheff vorbereitet: »[…] Nie ist etwas Größeres auf der Bühne ausgesprochen worden. Und […] so erreichen Mitleiden und Bewunderung den Gipfel, und es ist nicht einer unter den Zuhörern, der sich nicht versucht fühlte, zu rufen: Gnade! Gnade dem großartigen Verbrecher«.[64]

Es wurde bereits 1986 auf die wahrscheinliche Quelle für Mörikes Vorstellung eines brennenden Schiffs hingewiesen, die indirekt auf ein Wort Nikolaus Lenaus zurückgeht.[65]

62 Als Beispiel seien nur Helga Unger (Mörike-Kommentar zu sämtlichen Werken, München 1970, S. 14) oder Karl Pörnbacher (Eduard Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag. Erläuterungen und Dokumente, Stuttgart 1976 [= Universal-Bibliothek 8135], S. 34) genannt, wo lediglich die Redensart »Herz und Nieren« nachgewiesen ist.

63 Die Dichothymie angesichts eines ›großartigen Verbrechers‹ schildert schon Heinse in einem Aphorismus über die Laokoon-Figur: »Es leidet ein mächtiger Feind und Rebell der Gesellschaft und der Götter und man schaudert mit einem frohen Weh bey dem fürchterlichen Untergang des herrlichen Verbrechers« (Sämmtliche Werke, Bd. 8,1: Aphorismen. Aus Düsseldorf, von der italienischen Reise, S. 283).

64 Mörike, Werke und Briefe, Bd. 6,2, S. 275, nach Alexander Oulibicheff, Mozart's Leben, nebst einer Übersicht der allgemeinen Geschichte der Musik und einer Analyse der Hauptwerke Mozart's. Für deutsche Leser bearbeitet von A[lbert] Schraishuon, Bd. 3, Stuttgart 1847, S. 238.

65 Siehe Anm. 59.

Die Schriftstellerin Emma von Suckow (1807–1876) hatte 1853 unter dem Pseudonym Emma Niendorf ihr Lenau-Buch veröffentlicht. Die Autorin war nicht nur mit Lenau, Uhland und Kerner (bestens), sondern auch mit Mörike gut bekannt. Da diesen die in dem Lenau-Erinnerungsbuch vorgestellten Personen und Örtlichkeiten stark interessieren mussten, ist es so gut wie sicher, dass er das Buch gründlich studiert hat.

Unter dem Datum »Weinsberg, 5. August 1842« überliefert die Schriftstellerin folgende Reflexion Lenaus:

> »In dem Menschen«, äußerte Lenau, »streiten sich zwei Gefühle: das moralische; und die Freude an Abenteuern, das poetische Interesse. So empfinde ich unwillkürlich immer nebenbei eine Regung von Bedauern, wenn ich höre, daß eine große Feuersbrunst gelöscht ist.« »Es freut mich, daß Sie das aussprechen«, entgegnete ich; »ich habe nie den Muth dazu gehabt. Bei Wassernoth u. d. m. geht mir's leider auch so, daß ich Parthie für die Wogen ergreife, wie dort für die Flamme, trotz allem innerlichen Schämen«.[66]

»Lust und Angst zugleich«,[67] wie es in der Novelle heißt, das Gefühl »wider Willen«, die Feuer- und Wassermotivik, ja selbst das »Partei«-Nehmen (in der Quelle: »Parthie«-Ergreifen) sind hier so deutlich vorgebildet, in einen ganz ähnlichen Reflexionszusammenhang gebracht (»das poetische Interesse«!), dass die Übereinstimmungen keinesfalls zufällig sein dürften. Lenaus Worte und die bezeichnende Reaktion seiner Hörerin erhellen aber auf ihre Weise nochmals, wie schonungslos mutig der alsbald vom Wahnsinn überschattete Lyriker Lenau und der sich sonst vor solch exaltierten Erschütterungen ängstlich hütende Dichter Mörike in demselben Bild menschliche Rätsel und Grundbefindlichkeiten aufgezeigt haben – alle biedermeierlichen Idyllenselig-

66 Emma Niendorf, Lenau in Schwaben, Leipzig 1853, S. 138.

67 Die identische Wendung gebraucht Wieland bereits 1765; sie könnte die Formulierung Mörikes angeregt haben (siehe auch Anm. 3): »Ihm klopft sein Herz zugleich vor Angst und Lust« (Aurora und Cephalus, in: Werke, Bd. 4, S. 166). – Auch Gotthelf bietet eine mit Mörike vergleichbare Wendung; er spricht vom »Menschen, der eine wunderbare Lust empfindet an der Angst und dem Zittern« (Kurt von Koppingen, in: Jeremias Gotthelf, Kleinere Erzählungen, Bd. 1, hrsg. von Rudolf Hunziker, Erlenbach-Zürich u. a. [1925], S. 377).

keiten oder Harmonisierungsbestrebungen, die man ihnen zuweilen immer noch fälschlich zuschreibt, meilenweit hinter sich lassend.

Ob Mörike über die Lenau/Niendorf-Worte hinaus noch andere ähnliche Bilder und Reflexionen zur Kenntnis genommen hat, steht dahin; die Traditionen zeigen jedenfalls, dass hier ein belangvolles Thema angesprochen ist, das schon manchen beschäftigt hat.

Aus der Fülle der Belege sei nur ein frühes Bild angeführt, das der seinerzeit so viel gelesene Fouqué in seinem Roman ›Der Zauberring‹ (1812) bietet, wobei er allerdings nur auf die Schönheit, nicht aber auf den tragischen Untergang eines brennenden Schiffes rekurriert: »Leuchtete denn das Schifflein nicht am schönsten, ebenda es am Verbrennen war?«[68]

Hellsichtig hat Theodor Fontane Mörikes überraschende Modernität bei seinem Umgang mit dem Elementarischen erkannt und in einem Dialog seines Novellenentwurfs ›Oceane von Parceval‹ (um 1880) in die geistesgeschichtliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts eingeordnet:

> »Eine entzückende Seite in unserer modernen Kunst ist das Hervortreten des Elementaren. Das Geltendmachen seiner ewig sieggewissen Macht über das Individuelle, das Menschliche, das Christliche […]. In Wagner (den ich aus mehr als einen Grunde perhorresziere) haben wir's überall. Aber wir haben einen Vorläufer.« »Und der wäre?« »Mörike. Die Schwaben haben also auch das.« »Ja, man muß es ihnen lassen und dem Mörike. Es zieht sich durch seine ganze Dichtung.«[69]

68 Fouqués Werke, hrsg. von Walther Ziesemer, Teil 3, Berlin u. a. o. J., S. 335.

69 Theodor Fontane, Tuch und Locke. Erzählungen aus dem Nachlaß, hrsg. von Walter Keitel, Stuttgart 1960 (= Universal-Bibliothek 8435), S. 80 f.

Norman Ächtler

Schulprogramme Höherer Lehranstalten

Ein bislang unbeachtetes Quellenkorpus zur Schiller-Rezeption im 19. Jahrhundert

I. Schiller als Nationaldichter – Deutungstrends zur Wirkungsgeschichte im 19. Jahrhundert

Das Gedenkjahr 2005 war Anlass für eine ganze Reihe von Autorinnen und Autoren, das Nachleben Friedrich Schillers in der Rezeption des 19. und 20. Jahrhunderts zu resümieren. Den Tenor ihrer Publikationen fasste der deutsch-schwedische Germanist Gernot Müller in einer Sammelbesprechung zusammen. Demnach bestehe ein Konsens in der Annahme, dass die Wirkungsgeschichte Schillers »über lange Strecken ein Ärgernis, eine Kette von Missverständnissen« sei, die sich dadurch auszeichne, dass Schiller in ihr »immer wieder als vereinnahmtes Opfer der unterschiedlichsten Ideologien […] figuriert«.[1]

Es zeigt sich an diesem Befund die anhaltende Aktualität einer literaturgeschichtlichen Deutungstradition, die für das ›lange‹ 19. Jahrhundert von einer Abfolge verschiedener durch eine jeweils dominant werdende Form der gesellschaftlich-politischen Vereinnahmung Schillers gekennzeichneter Rezeptionsphasen ausgeht. Diese Vereinnahmung vollzog sich in der Weise einer diskursprägenden ›pragmatischen Applikation‹ von Teilen des Werks auf außerliterarische Gegebenheiten: »Einzelne Strukturelemente, und zwar prägnante Formulierungen, wie Sentenzen, Deskriptionen, Figuren und Situationen, werden aus dem Gesamttext isoliert und in neue Zusammenhänge integriert.«[2] Durch dieses Verfahren konnte Schiller als »Anwalt vieler Strömungen und

1 Gernot Müller, Elend und Glanz der Wirkungsgeschichte: Schiller im Gedenkjahr 2005, in: Studia Neophilologica 78 (2006), S. 88–102, hier: S. 89.

2 Ute Gerhard, Schiller als »Religion«. Literarische Signaturen des XIX. Jahrhunderts, München 1994, S. 256.

© 2016 Norman Ächtler, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-011 | CC BY-NC-SA 4.0

Parteien« und als »stets verfügbare[r] Kommentator vieler Gesinnungen und Ereignisse« in Anspruch genommen werden.[3]

Aus einer ersten »hochselektiven«[4] patriotischen Schiller-Begeisterung während der Befreiungskriege bildeten sich zwei Haupttendenzen aus, die für die weitere öffentliche Wahrnehmung Schillers bestimmend gewesen seien: Zunächst ist eine *freiheitlich-liberale Strömung* gemeint; diese wurde hinsichtlich ihrer politischen Bedeutung an den Schiller-Reminiszenzen der bürgerlichen Revolutionsbewegung von 1848, in ihrer gesellschaftlichen Breitenwirkung jedoch an den Zentenar-Feiern von 1859 erkennbar. Das Schiller-Jubiläum wird im allgemeinen zugleich als »entscheidender Paradigmenwechsel« der Wirkungsgeschichte begriffen, insofern es »weniger demokratischer Epilog als nationalistisch-konservativer Prolog« gewesen sei.[5] Demnach handelte es sich bei den deutschlandweiten und durchweg »eminent politischen Veranstaltungen«[6] zusammengenommen nicht nur um ein erstes deutschlandweites Großspektakel, sondern darüber hinaus um ein kollektives Schlüsselereignis, das entscheidend zu einer »Nationalisierung der Massen« in Hinsicht auf die Bildung einer deutschen Staatsnation beitrug.[7]

3 Norbert Oellers, Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland, Teil 1: 1782–1859, Frankfurt am Main 1970, S. 14.

4 Peter J. Brenner, Schillers politischer Nachruhm, in: Zum Schillerjahr 2009 – Schillers politische Dimension, hrsg. von Bernd Rill, München 2009 (= Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen 67), S. 145–159, hier: S. 147.

5 Christian Grawe, Das Beispiel Schiller. Zur Konstituierung eines Klassikers in der Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts, in: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, hrsg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp, Stuttgart und Weimar 1994. S. 638–668, hier: S. 643 f.

6 Ute Gerhard, Schiller im 19. Jahrhundert, in: Schiller-Handbuch, hrsg. von Helmut Koopmann, 2., durchgesehene und aktualisierte Auflage, Stuttgart 2011. S. 809–824, hier: S. 822. Vgl. ähnlich noch dies., Politische Dimensionen der Schiller-Rezeption in Deutschland im 19. Jahrhundert, in: Friedrich Schiller in Europa. Konstellationen und Erscheinungsformen einer politischen und ideologischen Rezeption im europäischen Raum vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. von Anne Feler, Raymond Heitz, Gilles Darras, Heidelberg 2013 (= Beihefte zum Euphorion 76), S. 19–33.

7 Thorsten Logge, Zur medialen Konstruktion des Nationalen. Die Schillerfeiern 1859 in Europa und Nordamerika, Göttingen 2014 (= Formen der Erinnerung 57), S. 406.

Die Schiller-Feiern von 1905 und 1909 stehen dann repräsentativ für die Wirkmächtigkeit der nachfolgend dominant gewordenen *national-konservativen Strömung*. Unter Abdrängung der freiheitlich-demokratischen Rezeptionstradition bei verstärkter Betonung seines angeblichen ›Idealismus‹ als Kern deutschen ›Wesens‹[8] avancierte der ›nationale‹ Schiller zu einem ideellen Vorläufer Bismarcks und »der nun staatgewordenen Reichsidee«.[9] Aus einer solchen Perspektive betrachtet, erweist sich die Hypertrophierung einer genuin ›deutschen Klassik‹ als Kennzeichen eines »Prestige- und Geltungsdiskurses« unter den Eliten einer »Kulturmacht ohne Kompass«, aber mit dem klar gesteckten Ziel, dem Streben nach globalem politischen Einfluss auch auf kulturellem Gebiet Ausdruck zu verleihen.[10] Diese Funktionalisierung hatte zur Folge, dass Schillers Werk wie schon im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 so auch im Ersten Weltkrieg erneut im Dienste einer geistigen Mobilisierung der Gesellschaft missbraucht werden konnte.[11] Eine so argumentierende Rezeptionsforschung legt dann den Schluss nahe, dass der Schiller-Rezeption im frühen 20. Jahrhundert bereits im Kaiserreich eine Hypothek erwachsen sei, »die ihren Tiefpunkt in der Instrumentalisierung des Dichters durch die Nationalsozialisten findet«.[12] In seiner Jubiläumsbiographie fasst Norbert Oellers zusammen:

> […] geistesgeschichtlich wurde er [sc. Schiller] als Repräsentant einer Epoche gedeutet, deren wesentliche Kennzeichen (Stichwort: Idealis-

8 Vgl. Norbert Oellers: Schiller – Zeitgenosse aller Epochen. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Schillers in Deutschland, Teil 2: 1860–1966, München 1976, S. XXXIV.

9 Günter Schmidt und Volker Wahl, Der Jenaer Schiller. Lebenswelt und Wirkungsgeschichte 1789–1959, Bucha bei Jena 2005, S. 157. Vgl. Claudia Albert, Schiller im 20. Jahrhundert, in: Schiller-Handbuch (Anm. 6), S. 825–848, hier: S. 825.

10 Frank Trommler, Kulturmacht ohne Kompass. Deutsche auswärtige Kulturbeziehungen im 20. Jahrhundert, Köln 2013, S. 47 f. Vgl. Rolf Selbmann, Deutsche Klassik – eine Rekonstruktion, in: Deutsche Klassik. Epoche – Autoren – Werke, hrsg. von R. S., Darmstadt 2005, S. 7–34, hier: S. 20 f.

11 Vgl. Monika Carbe, Schiller. Vom Wandel eines Dichterbildes, Darmstadt 2005, S. 83–85.

12 Michael Hofmann, Wirkungsgeschichte, in: Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hrsg. von Matthias Luserke-Jaqui, Stuttgart und Weimar 2011. S. 561–581, hier: S. 573; vgl. bereits ders., Schiller. Epoche – Werke – Wirkung, München 2003, S. 189.

mus) auf ihn übertragen werden konnten, wobei in der Praxis das deduktive Verfahren, die Ableitung des Besonderen (der Individualität) aus dem Allgemeinen (dem ›Geist der Zeit‹), Vorrang hatte vor der genauen Untersuchung des historisch Einmaligen; damit wurde, wie die Schiller-Rezeption zur Zeit des Nationalsozialismus belegt, die Tür geöffnet für die Vereinnahmung des Dichters durch eine politisch motivierte Ideologie: *Schiller als Kampfgenosse Hitlers*.[13]

II. Schiller-Rezeption an den Höheren Lehranstalten des 19. Jahrhunderts – Ein Desiderat der Wirkungsgeschichte

Obwohl empirische Kanonforschung und kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorie die »zentrale Bedeutung« des höheren Schulwesens »für die Ausbildung eines kulturellen Gedächtnisses wie die Konstituierung des Kanons ab 1800« inzwischen breit diskutiert haben[14] und von einem hohen Sozialprestige und weitreichender kultureller Prägekraft der Gymnasiallehrer innerhalb des wilhelminischen Bildungsbürgertums auszugehen ist,[15] hat die Wirkungsforschung die Rezeption

13 Norbert Oellers, Schiller. Elend der Geschichte, Glanz der Kunst, Stuttgart 2005, S. 17 f. Oellers nimmt dabei Bezug auf die Schrift des NS-Juristen Hans Fabricius, ›Schiller als Kampfgenosse Hitlers. Nationalsozialismus in Schillers Dramen‹ (1932).

14 Carsten Gansel, »Lebensideal der tätigen Energie«. Gotthold Ephraim Lessing als Kanonautor im ›Kulturraum Schule‹ zwischen 1800 und 1900, in: Literaturvermittlung im 19. und 20. Jahrhundert. Vorträge des 1. Siegener Symposions zur literaturdidaktischen Forschung, hrsg. von Hermann Korte und Marja Rauch, Frankfurt am Main 2005, S. 81–95, hier: S. 85. Vgl. Hermann Korte, Innenansichten der Kanoninstanz Schule. Die Konstruktion des deutschen Lektürekanons in Programmschriften des 19. Jahrhunderts, in: »Die Wahl der Schriftsteller ist richtig zu leiten«. Kanoninstanz Schule. Eine Quellenauswahl zum deutschen Lektürekanon in Schulprogrammen des 19. Jahrhunderts, hrsg. von H. K., Ilonka Zimmer, Hans-Joachim Jakob, Frankfurt am Main 2005 (= Siegener Schriften zur Kanonforschung 1), S. 19–111, hier: S. 41.

15 Vgl. Christoph Führ, Gelehrter Schulmann – Oberlehrer – Studienrat. Zum sozialen Aufstieg der Philologen, in: ders., Bildungsgeschichte und Bildungspolitik. Aufsätze und Vorträge, Köln u. a. 1997 (= Studien und Dokumentationen zur deutschen Bildungsgeschichte 65), S. 7–55; Sabina Enzelberger, Sozialgeschichte

Schillers im ›Kommunikations- und Handlungssystem höheres Schulwesen‹ nahezu völlig ignoriert. Die einschlägigen aktuellen Handbücher von Koopmann, Hofmann und Luserke-Jaqui[16] sparen die schulische Rezeption ebenso aus wie allgemeinere Überblicksdarstellungen jüngeren Datums.[17] In der grundlegenden Quellensammlung von Oellers zur Wirkungsgeschichte Schillers finden sich allein die Stimmen dreier Zeitgenossen aus dem 18. Jahrhundert, die auch an Gymnasien unterrichteten, darunter der Schulreformer Wilhelm Süvern. Aus dem 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg wurde einzig der Wiener Pädagoge Karl Tomaschek aufgenommen. Für die auch bei der »Mehrheit der Gebildeten« nach 1900 merkliche »Entfremdung« von Schiller wird gleichwohl der Deutschunterricht in die Verantwortung gezogen: »Die Schule hatte die Kenntnis der Texte, der Dramen und Balladen hauptsächlich, vermittelt; sie waren aufgenommen worden wie die lateinische Grammatik und wurden in Zukunft gehandhabt wie diese: als Bildungsschatz, von Zeit zu Zeit ausgestellt.«[18] Ähnlich pauschal heißt es bei Carbe:

> In den Schulen fühlte sich eine Schülergeneration nach der anderen durch das Zwangsmemorieren Schillerscher Balladen geknebelt […] Schillers Balladen wurden genutzt, wenn nicht missbraucht, um den Gymnasiasten Deutsch zu lehren. Das ›Lied von der Glocke‹ galt als Schülerschreck und wurde so manchem Professor Unrat zum Folterwerkzeug.[19]

Das mag aus der Memoirenliteratur prominenter Zeitgenossen herauslesbar sein; historiographisch belegt werden solche Behauptungen über die Unterrichtspraxis der Zeit allerdings nicht weiter.

des Lehrerberufs. Gesellschaftliche Stellung und Professionalisierung von Lehrerinnen und Lehrern von den Anfängen bis zur Gegenwart, Weinheim und München 2001, S. 71 f.; Hans-Christof Kraus, Kultur, Bildung und Wissenschaft im 19. Jahrhundert, München 2008 (= Enzyklopädie deutscher Geschichte 82), S. 55.

16 Vgl. Anm. 6 und 12.

17 Vgl. neben Brenner (Anm. 4) und Carbe (Anm. 11) auch Ute Frevert, Ein Dichter für viele deutsche Nationen, in: Friedrich Schiller. Dichter, Denker, Vor- und Gegenbild, hrsg. von Jan Bürger, Göttingen 2007 (= Marbacher Schriften N. F. 2), S. 57–75.

18 Oellers, Schiller – Zeitgenosse aller Epochen, Teil 2 (Anm. 8), S. XXVIII.

19 Carbe, Schiller. Vom Wandel eines Dichterbildes (Anm. 11), S. 62.

Inzwischen hat Christine Sperlich eine Untersuchung zur Rezeptionsgeschichte Schillers im Deutschunterricht vorgelegt. Allerdings liegt hier das Augenmerk schwerpunktmäßig auf der Bundesrepublik und dies aus einer an aktuellen Fragen der Dramendidaktik orientierten Perspektive. Sperlich geht davon aus, dass die Schiller-Vermittlung an der Schule »von Beginn an hinreichend viele Ähnlichkeiten mit [ihrer] öffentlichen, Theater und Wissenschaft einschließenden Rezeptionsgeschichte« habe, sprich, dass im Kaiserreich die »literaturgeschichtliche Instrumentalisierung [*sc.* der Klassiker] durch eine nationale ersetzt worden« sei.[20] Damit fügt sich die Studie zunächst ein in den skizzierten Trend der wirkungsgeschichtlichen Forschung. Außerdem partizipiert sie an einer Deutungstradition, die im Gefolge der nach wie vor einzigen umfassenden Darstellung der Geschichte des Unterrichtfachs Deutsch von Horst J. Frank zu einem fachgeschichtlichen *master narrative* avancierte. Frank geht explizit von einem Ansatz aus, der es sich zur Aufgabe macht, die »verhängnisvolle Rolle« des Deutschunterrichts *ideengeschichtlich* zu kontextualisieren, »die vom *Kaiserreich* durch die *Weimarer Republik* zur Katastrophe des *Nationalsozialismus* führte«.[21]

Die mangelnde *sozialgeschichtliche* Verankerung dieses Ansatzes, die Christian Grawe für die Forschung zur Schiller-Rezeption insgesamt monierte,[22] begründet Frank selbst mit der schlechten Quellenlage, ohne seine Thesen dadurch in Frage gestellt gesehen zu haben.[23] Tatsächlich geht er von einem Quellenkorpus aus – und das gilt auch für Sperlich wie für die Mehrzahl der vorliegenden Arbeiten zur Geschichte des Deutschunterrichts –, das nur wenig aussagekräftig ist, wo es um die Frage geht, in welcher Form Autoren wie Schiller ›tatsächlich‹

20 Vgl. Christine Sperlich, »Bewundert viel und viel gescholten«. Schiller im Deutschunterricht – Rezeptionsgeschichte eines Klassikers, Baltmannsweiler 2013, S. 4, 52. Eine analog aufgebaute Studie zur Goethe-Vermittlung im Deutschunterricht hat zuvor Kristine Popp vorgelegt (Goethe: Vorbild oder Denkbild. Goetherezeption im Deutschunterricht des späten 19. Jahrhunderts und im aktuellen Literaturunterricht, Frankfurt am Main 2005). Im Gegensatz zu Sperlich bezieht Popp einige Exemplare der hier in Rede stehenden Textsorte Schulprogramm in ihre Untersuchung mit ein.

21 Horst Joachim Frank, Dichtung, Sprache, Menschenbildung. Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945, 2 Bde., München 1976, Bd. 1, S. 14.

22 Vgl. Grawe, Das Beispiel Schiller (Anm. 5), S. 638–640.

23 Frank, a. a. O., Bd. 1, S. 14.

im Unterricht gelehrt, welche werkbiographischen Komplexe und Texte auf welche Weise ›durchgenommen‹ wurden. Im wesentlichen sind dies Gesetzestexte, ministerielle Direktiven, Lehrpläne, allgemeine Unterrichts- und Prüfungsordnungen einerseits, Programmatiken, Handreichungen und Empfehlungen der wenigen namhaften Literaturpädagogen des 19. Jahrhunderts andererseits. Beide Bestände spiegeln allerdings eher die allgemeine politische Rahmensetzung der Schulwirklichkeit wieder, als dass sie Auskunft darüber geben, wie dieser Rahmen an den höheren Lehranstalten tatsächlich ausgefüllt wurde. Der »operativen Ebene des Unterrichts«[24] und dem gelehrten Diskurs der Lehrerschaft selbst ist damit nicht wesentlich näher zu kommen. Angesichts dieser Problematik einer Argumentationsweise, die »Lehrpläne mit Schulwirklichkeit« gleichsetzt,[25] hat Georg Jäger schon früh zutreffend darauf hingewiesen, dass die »Umwertung geistesgeschichtlicher Zusammenhänge« durch ideologiekritisch orientierte Pädagogen und Germanisten in ihrer »Fundierung in realgeschichtlichen Prozessen nicht empirisch kontrollierbar aufgewiesen wurde«.[26] Insofern hat Hermann Kortes Postulat, dass »die Geschichte des Schulfachs Deutsch sowie die Geschichte der Literatur- und Gymnasialpädagogik des 19. Jahrhunderts bis heute weithin eine *terra incognita*« darstelle, kaum etwas an seiner Gültigkeit verloren.[27] Dementsprechend betrifft dies auch den fachdidaktischen Umgang mit Friedrich Schiller: »The use of Schiller texts in German schools merits much more research«, fordert Wulf Koepke zu recht.[28]

24 Niklas Luhmann, Das Erziehungssystem der Gesellschaft, Frankfurt am Main 2002, S. 131.

25 Gansel, »Lebensideal der tätigen Energie« (Anm. 14), S. 85.

26 Georg Jäger, Schule und literarische Kultur. Sozialgeschichte des deutschen Unterrichts an höheren Schulen von der Spätaufklärung bis zum Vormärz, Bd. 1: Darstellung, Stuttgart 1981, S. 146.

27 Korte, Innenansichten der Kanoninstanz Schule (Anm. 14), S. 11. Selbst aus der in verschiedener Hinsicht verdienstvollen Reihe ›Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts‹ liegen erst seit jüngster Zeit einige wenige empirisch fundierte Arbeiten vor; vgl. z. B. Popp, Goethe: Vorbild oder Denkbild (Anm. 20); Martina G. Lüke, Zwischen Tradition und Aufbruch. Deutschunterricht und Lesebuch im Deutschen Kaiserreich, Frankfurt am Main 2007.

28 Wulf Koepke, The Reception of Schiller in the Twentieth Century, in: A Companion to the Works of Friedrich Schiller, ed. by Steven D. Martinson, Rochester/NY 2005, S. 271–295, hier: S. 280.

Letztlich muss die Gesamtdarstellung des Berliner Gymnasialdirektors Albert Ludwig, ›Schiller und die deutsche Nachwelt‹ von 1909,[29] als bislang einzige Monographie zur Wirkungsgeschichte Schillers gelten, die, flankiert von einigen weiteren Abhandlungen Ludwigs,[30] dem ›Kommunikations- und Handlungssystem Schule‹ nicht nur in angemessenem Umfang Beachtung schenkt, sondern dies auch auf Basis der Auswertung einer Quellensorte erbringt, die »weitaus authentischer Auskunft [gibt] über den Schulalltag an Gymnasien und über das, was ›wirklich‹ im Unterricht behandelt wurde, als dies Lehrpläne und ministerielle Verfügungen tun«:[31] die Jahresberichte bzw. Schulprogramme Höherer Lehranstalten des 19. Jahrhunderts.

III. Das Schulprogramm – Eine schulspezifische Textsorte des 19. Jahrhunderts

»Es gibt nur wenige ältere Publikationsformen, die so unbekannt geworden sind wie die Schulprogramme«, konstatierte Hans-Joachim Koppitz 1988 in einem Grundsatzreferat zum Thema.[32] »Spezifikum

29 Berlin 1909.

30 Vgl. ders., Das Urteil über Schiller im neunzehnten Jahrhundert. Eine Revision seines Prozesses, Bonn 1905; ders., Schiller und das erste Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts, Berlin 1908 (= Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Lichtenberg 1908); ders., Aus der Vergangenheit des deutschen Unterrichts, in: Monatsschrift für höhere Schulen 7 (1908), S. 303–313; ders., Schiller und die Schule, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 20 (1910), S. 55–95. So ergiebig sich Ludwigs Studien als Quellenreservoir erweisen, sind sie in ihrer methodischen und weltanschaulichen Fundierung inzwischen freilich selbst als historische Rezeptionszeugnisse zu Schiller aus dem Kulturraum Schule zu werten; vgl. Jörn Stückrath, Historische Rezeptionsforschung. Ein kritischer Versuch zu ihrer Geschichte und Theorie, Stuttgart 1979, Kap. 4.

31 Carsten Gansel, Gotthold Ephraim Lessing und das kulturelle Gedächtnis zwischen 1800 und 1914 – Plädoyer für eine Neusichtung der Quellen, in: Gotthold Ephraim Lessings ›Nathan der Weise‹ im Kulturraum Schule (1830–1914), hrsg. von C. G. und Birka Siwczyk, Göttingen 2009 (= Gotthold Ephraim Lessing im kulturellen Gedächtnis – Materialien zur Rezeptionsgeschichte 1), S. 11–34, hier: S. 20.

32 Hans-Joachim Koppitz, Zur Bedeutung der Schulprogramme heute, in: Gutenberg-Jahrbuch 63 (1988), S. 340–358, hier: S. 340.

einer ganzen Epoche«,[33] werden Schulprogramme inzwischen zwar als eine »einzigartige historische Quelle für die Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte in Deutschland, darunter in ganz besonderer Weise für die Geschichte der Philologie und ihrer dezidiert öffentlichkeitsbezogenen Praktiken« wiederentdeckt.[34] Neben bibliothekswissenschaftlichen Darstellungen[35] und linguistischen Untersuchungen zur Textsorte selbst[36] wurden Schulprogramme in jüngerer Zeit Auswertungsobjekt einzelner Studien aus allgemeiner Bildungs- und Sozialgeschichte[37] sowie diverser Fachgeschichten.[38] Der dort zum Ausdruck

33 Manfred Fuhrmann, Latein und Europa. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland von Karl dem Großen bis Wilhelm II., Köln 2001, S. 201.

34 Stefan Kipf, Der Schulmann als vir doctissimus. Preußische Schulprogramme im Spannungsfeld von Wissenschaft und Öffentlichkeit, in: Zeitschrift für Germanistik 23 (2013), S. 259–275, hier: S. 259.

35 Lothar Kalok, Schulprogramme. Eine fast vergessene Literaturgattung, in: Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen 58 (2007), S. 174–199; Markus Kirschbaum, Litteratura Gymnasii – Schulprogramme deutscher höherer Lehranstalten des 19. Jahrhunderts als Ausweis von Wissenschaftsstandort, Berufsstatus und gesellschaftspolitischer Prävention, Koblenz 2007; Dietmar Haubfleisch und Christian Ritzi, Schulprogramme – zu ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung für die Historiographie des Erziehungs- und Bildungswesens, in: Bibliothek und Forschung – Die Bedeutung von Sammlungen für die Wissenschaft, hrsg. von Irmgard Siebert, Frankfurt am Main 2011, S. 165–205; Katrin Wieckhorst, Schulschriften und ihre Erschließung in Bibliotheken, Halle (Saale) 2013.

36 Fritz Markewitz, Ein Beitrag zur textsortenlinguistischen Erschließung von Schulprogrammen, in: Gotthold Ephraim Lessing im Kulturraum Schule – Aspekte der Wirkungsgeschichte im 19. Jahrhundert, hrsg. von Carsten Gansel, Norman Ächtler, Birka Siwczyk, Göttingen 2017 (im Erscheinen).

37 Vgl. zum einen Frank Tosch, Gymnasium und Systemdynamik. Regionaler Strukturwandel im höheren Schulwesen der preußischen Provinz Brandenburg 1890–1938, Bad Heilbrunn 2006; zum anderen Svjatoslav Pacholkiv, Emanzipation durch Bildung. Entwicklung und gesellschaftliche Rolle der ukrainischen Intelligenz im habsburgischen Galizien (1890–1914), Wien und München 2002 (= Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts 27).

38 Vgl. neben Fuhrmann (Anm. 33) bereits Anne Margret Halasik, Der Chemieunterricht während des 19. Jahrhunderts im Rheinland. Beitrag zur Geschichte des Chemieunterrichts im 19. Jahrhundert, dargestellt an ausgewählten Beispielen aus dem Rheinland, Witterschlick/Bonn 1987 (= Beiträge zu Erziehungswissenschaften 2); Stefan Kipf, Herodot als Schulautor. Ein Beitrag zur Geschichte des Griechischunterrichts in Deutschland vom 15. bis zum 20. Jahrhundert, Köln u. a. 1999 (= Studien und Dokumentationen zur deutschen Bildungsgeschichte 73); Manuel Baumbach, Lukian in Deutschland. Eine forschungs- und rezeptions-

kommende fachübergreifende Konsens von dem immensen wissenschaftsgeschichtlichen Informationswert der Schulprogramme hat sich in Hinsicht auf den Deutschunterricht bislang jedoch nur in zwei Forschungsinitiativen niedergeschlagen, die Schulprogramme in größerem Umfang auswerten: Ein inzwischen abgeschlossenes, eher quantitativ ausgerichtetes DFG-Projekt zur empirischen Kanonforschung an der Universität Siegen nutzte die Textsorte, um auf breiter Datenbasis die Etablierung des Gymnasiums als ›Kanoninstanz‹ aus der philologisch-pädagogischen Praxeologie heraus nachzuzeichnen und dabei das systemspezifische ›Kanonhandeln‹ selbst genauer zu beschreiben.[39] Ein stärker qualitativ ausgerichtetes laufendes Editionsprojekt an der Justus-Liebig-Universität Gießen arbeitet Gotthold Ephraim Lessings Wirkungsgeschichte im »Kulturraum Schule« unter Prämissen und Fragestellungen der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung auf.[40]

geschichtliche Analyse vom Humanismus bis zur Gegenwart, München 2002 (= Beihefte zu Poetica 25); Sabine Doff, Englischlernen zwischen Tradition und Innovation. Fremdsprachenunterricht für Mädchen im 19. Jahrhundert, München 2002 (= Münchener Arbeiten zur Fremdsprachen-Forschung 5); Heike Renate Biermann, Praxis des Mathematikunterrichts 1750–1930. Längsschnittstudie zur Implementation und geschichtlichen Entwicklung des Mathematikunterrichts am Ratsgymnasium Bielefeld, Berlin 2010; Barbara Hanke, Geschichtskultur an höheren Schulen von der Wilhelminischen Ära bis zum Zweiten Weltkrieg. Das Beispiel Westphalen, Berlin und Münster 2011 (= Geschichtskultur und historisches Lernen 6).

39 Vgl. die in Anm. 14 genannten Sammelbände. Aus diesem Projekt, das teilweise an Ergebnisse eines früheren sprachwissenschaftlichen Pilotprojekts in Siegen (vgl. dazu: Muttersprachlicher Unterricht im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zu seiner Genese und Institutionalisierung, hrsg. von Hans Dieter Erlinger und Clemens Knobloch, Tübingen 1991 [= Reihe Germanistische Linguistik 117]) anknüpfte, ist auch eine der wenigen Untersuchungen zur schulischen Rezeption eines Autors hervorgegangen, die sich wesentlich auf Schulprogrammschriften stützt: Ilonka Zimmer, Uhland im Kanon. Studien zur Praxis literarischer Kanonisierung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2009 (= Siegener Schriften zur Kanonforschung 8).

40 Inzwischen liegen drei Bände der von Carsten Gansel (JLU Gießen) und Birka Siwczyk (Arbeitsstelle für Lessing-Rezeption Kamenz) herausgegebenen Reihe ›Gotthold Ephraim Lessing im kulturellen Gedächtnis – Materialien zur Rezeptionsgeschichte‹ vor. Es handelt sich um ausführlich kommentierte Editionen von Programmabhandlungen zu ›Nathan der Weise‹ (2009; vgl. Anm. 31), ›Minna von Barnhelm‹ (2011) und ›Emilia Galotti‹ (2015). Vgl. auch Gansel, »Lebensideal der tätigen Energie« (Anm. 14) und ders., Gotthold Ephraim Lessing und das kulturelle Gedächtnis zwischen 1800 und 1914 (Anm. 31) sowie ders., »Unsere Dichter

In diesem Zusammenhang gerieten auch fachgeschichtliche Apriori ideologiekritischer Provenienz auf den Prüfstand. So konnten etwa am Beispiel von Lessings ›Nathan der Weise‹ eingeschliffene Vorurteile der Forschung, wonach es an den höheren Lehranstalten des Kaiserreichs zu einer nationalistischen Vereinnahmung und Zensierung Lessings gekommen sei, materialgesättigt wiederlegt werden.[41]

Es lohnt sich also, die Textsorte Schulprogramm auch im Zusammenhang mit der postumen Wirkungsgeschichte Friedrich Schillers genauer in den Blick zu nehmen. Hierzu sei zunächst die Textsorte selbst genauer beschrieben, um zu verdeutlichen, worin ihr außerordentlicher Informationsgehalt besteht, bevor anschließend die Ergebnisse erster empirischer Annäherungen an die Schiller-Rezeption im ›Kommunikations- und Handlungssystem höheres Schulwesen‹ vorgestellt werden:

»Programm (griech. prŏgrámmă, ›Ausschreiben‹): öffentliche Ankündigung eines Unternehmens; an Universitäten und höheren Schulen: feierliche Einladung zur Jahresfeier […], mit welcher nach altem Brauche eine wissenschaftliche Abhandlung und Nachrichten über die Anstalt verbunden werden.«[42] Die Begriffsbestimmung aus Sanders ›Lexikon der Pädagogik‹ (1889) verweist auf Vorläufer der Schulpro-

sind die Dolmetscher der Volksseele.« – G.E. Lessing im Lesebuch der höheren Schulen zwischen 1800 und 1914, in: Das Lesebuch 1800–1945. Ein Medium zwischen literarischer Kultur und pädagogischem Diskurs, hrsg. von Hermann Korte und Ilonka Zimmer, Frankfurt am Main 2006 (= Siegener Schriften zur Kanonforschung 3), S. 89–102; Gotthold Ephraim Lessing im Kulturraum Schule (Anm. 36).

41 Vgl. Norman Ächtler, Zwischen Ressentiment und Toleranz – Zur Rezeption von Lessings Nathan der Weise im pädagogischen Diskurs um 1900, in: Bildung durch Dichtung – Literarische Bildung: Bildungsdiskurse literaturvermittelnder Institutionen um 1900 und um 2000, hrsg. von Christian Dawidowski, Frankfurt am Main 2013 (= Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts 69), S. 143–165.

42 Ferdinand Sander, Lexikon der Pädagogik. Handbuch für Lehrer und Erzieher, enthaltend das Ganze des Unterrichts- und Erziehungswesens in kurzer, alphabetisch geordneter Übersicht, 2., durchgesehene und vermehrte Auflage, Breslau 1889, S. 491. Vgl. auch Maximilian Killmann, [Art.:] Schulprogramme, in: Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik, hrsg. von Wilhelm Rein, Bd. 8, Langensalza [2]1908, S. 250–262, hier: S. 250: »Programm (griech. πϱόγϱαμμα) bedeutet eine öffentlich und schriftlich bekannt gemachte Nachricht, insbesondere die Ankündigung einer Reihenfolge, in welcher gewisse Veranstaltungen erledigt werden sollen, zu denen eingeladen wird.«

Paedagog. zu Giessen
1752.
VIII S 394 ag

ORATIO
QVAM
DE
MISERIA EORVM
QVIBVS
PVDOR PERIIT
DIE XII. CAL. FEBR.
IN ILLVSTRI PAEDAGOGIO GISSENO
HABVIT
GVILIELMVS PETRVS MVLLER
GISSENSIS.



GISSAE ANNO cIↄ Iↄ CC LII.

Abb. 1. Gulielmus Petrus Mu[e]ller,
Oratio quam de miseria eorum quibus pudor periit,
Beilage zum Programm des Gießener Pädagogiums von 1752.

gramme, die als Bekanntmachungen zu »Redeübungen und theatralischen Veranstaltungen« vereinzelt bereits seit dem Ende des 16., breiter dann ab dem 17. Jahrhundert nachgewiesen sind.[43] Zu einem bemerkenswerten Trend wuchs sich das Programmwesen allerdings erst im Laufe des 18. Jahrhunderts aus.[44]

Es gehörte in wachsendem Maß zur guten Praxis Höherer Lehranstalten, vermittels gedruckter, um aktuelle Informationen rund um die betreffende Schule ergänzter *programmata* zu den jährlich um Ostern oder Michaelis im Rahmen eines öffentlichen Festakts exerzierten Prüfungen der Klassenverbände einzuladen. Einladungsheft und Examensfeier fungierten als Formen der »Öffentlichkeitsarbeit«.[45] Medium und Forum sollten im Sinne von Qualitätsausweisen die Bindung der Eltern und Träger zur Lehranstalt dauerhaft stärken. Im Zeichen der Aufklärung setzte sich zudem die Erweiterung der Schulprogramme um einen gelehrten Aufsatz aus der Feder des Direktors oder eines fachlich ausgewiesenen Oberlehrers in lateinischer oder deutscher Sprache durch. Diese Erweiterung bedeutet einen qualitativen Sprung in der Entwicklung des Formats, das dadurch als »frühe Vorstufe« den Beginn der ab Mitte des Jahrhunderts einsetzenden pädagogischen Fachpublizistik markiert.[46] Sie zeugt außerdem von dem Charakter als Gelehrtenschule, der dem Humanistischen Gymnasium eignete. Der Bromberger Direktor Johann H. Deinhardt hat dies 1866 in treffende Worte gefasst:

> Die Gymnasien […] haben den Zweck: in der Jugend wissenschaftliche Bildung hervorzubringen, und haben demnach zwei Factoren in sich, nämlich den Geist der Wissenschaft und die practische Methode. […] Die Programme nun sollen von den beiden Factoren der

43 Vgl. Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, hrsg. von Karl Adolf Schmidt, 2. verbesserte Auflage, Bd. 6, 2., verbesserte Auflage, Leipzig 1885, S. 448; Das Breslauer Schultheater im 17. und 18. Jahrhundert. Einladungsschriften zu den Schulactus und Szenare zu den Aufführungen förmlicher Comödien an den protestantischen Gymnasien, hrsg. von Konrad Gajek, Tübingen 1994 (= Rara ex bibliothecis Silesiis 3), Zitat: S. 3.

44 Vgl. zum folgenden Koppitz (Anm. 32), Kalok (Anm. 35), Kirschbaum (Anm. 35), Gansel (Anm. 31), Haubfleisch und Ritzi (Anm. 35).

45 Haubfleisch und Ritzi, Schulprogramme – zu ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung (Anm. 35), S. 172.

46 Ebd., S. 171.


Univ.-Bibl. Giessen

Jahresbericht

des

Königlichen Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums

zu

Frankfurt a. M.

Ostern 1905.

Inhalt:

Schulnachrichten. Von dem Direktor Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Th. Hartwig.

Anbei als wissenschaftliche Beilage:
Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum von Prof. Dr. Paul Primer.

Frankfurt a. M.
Druck von Rupert Baumbach.
1905.

Ungültig

1905. Progr. No. 463.

Abb. 2. Titelblatt Jahresbericht des Königlichen Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. M., Ostern 1905.

> Wirksamkeit der Schulen […] Zeugnis ablegen; das Erstere geschieht in den wissenschaftlichen Abhandlungen der Programme, das Letztere in den sogenannten Schulnachrichten.[47]

Zur Textsorte im engeren Sinn, die neben ihrem spezifischen kommunikativen Kontext auch einen formalisierten strukturellen Aufbau aufweist,[48] wurde das Schulprogramm erst im Zuge der preußischen Bildungsreformen und der strafferen Organisation staatlicher Schulaufsicht im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ausgestaltet. Das preußische ›Circular-Rescript, die Gymnasial-Prüfungs-Programme betreffend‹ vom 23. August 1824[49] hob die Schulprogramme in den Status von ›Amtsdruckschriften‹[50] unter der Verantwortung der Direktoren als Herausgeber, baute sie um zu Instrumenten der »ministeriellen Fachaufsicht«[51] und gab ihnen die bis zur faktischen Einstellung des Programmwesens 1915 verbindliche Grundstruktur vor.[52] Demnach hatte sich ein Schulprogramm zusammenzusetzen aus zwei Teilen: Einer wissenschaftlichen Abhandlung und den Schulnachrichten. Die Schulnachrichten waren vom Direktor abzufassen und hatten in standardisierter Form zunächst über die personelle Zusammensetzung des Lehrkörpers wie der Klassenverbände und Abiturienten bis hin zur Sozialstruktur der Schülerschaft (regionale, soziale, religiöse Herkunft) Mitteilung zu geben.

47 Johann H. Deinhardt, Über die zweckmäßige Einrichtung der Schulprogramme, in: Zeitschrift für das Gymnasialwesen 20 (1866), S. 641–652, hier: S. 642 f.

48 Vgl. dazu Markewitz, Ein Beitrag zur textsortenlinguistischen Erschließung von Schulprogrammen (Anm. 36).

49 Vgl. Circular-Rescript des Königl. Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten an sämmtliche Königl. Consistorien, die Gymnasial-Prüfungs-Programme betreffend, abgedruckt in: Johann Ferdinand Neigebaur, Die preußischen Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Eine Zusammenstellung der Verordnungen, welche den höheren Unterricht in diesen Anstalten umfassen, Berlin, Posen und Bromberg 1835, S. 314–316.

50 Kirschbaum, Litteratura Gymnasii (Anm. 35), S. 13.

51 Haubfleisch und Ritzi, Schulprogramme – zu ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung (Anm. 35), S. 172.

52 Später kamen noch Regelungen zur Vereinheitlichung der Titelblätter (1841) und des Heftformats (1876) sowie zur Papierqualität (1888) zwecks optimierter Zirkulation, Katalogisierung und Archivierung hinzu; vgl. Kirschbaum, Litteratura Gymnasii (Anm. 35), S. 43; Haubfleisch und Ritzi, Schulprogramme – zu ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung (Anm. 35), S. 173 f.

7

Geschichte und Erdkunde. 3 St. w. Geschichte der Neuzeit von 1618—1888. Repetition der griechischen, römischen und der deutschen Geschichte. Geographische Repetitionen. (Wolff).

Mathematik. 4 St. w. Arithmetik: Kombinationslehre und ihre Anwendung auf die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Binom. Lehrsatz für ganze positive Exponenten; Übungen und Wiederholungen aus dem Gebiete der Elementar-Arithmetik. — Geometrie: Stereometrie, II. Teil. Der Koordinatenbegriff und einige Grundlehren von den Kegelschnitten. Projektionslehre, II. Teil. Übungen und Wiederholungen aus dem Gebiete der Elementar-Geometrie. (Werner).

Aufgaben für die Reifeprüfung zu Ostern 1905: 1. Ein Dreieck zu konstruieren aus $(\rho_1 + \rho_2) : a = m : n$; $p - q = d$; $\beta - \gamma = \delta$. 2. Aus den Stücken von Nr. 1 ein Dreieck zu berechnen für die Werte $(\rho_1 + \rho_2) : a = 77 : 51$; $p - q = 80$; $\beta - \gamma = 16^\circ 12' 15''$. 3. Wie viele Jahre muß jemand zu Anfang jedes Jahres 400 Mk. auf Zinsen legen, damit er ein Kapital hat, von dem er 16 Jahre hindurch halbjährlich eine Rente von 1200 Mk. beziehen kann, die Zinsen zu 5% gerechnet. 4. Ein kegelförmiger Eisberg, dessen Winkel an der Spitze $\alpha = 35^\circ$ ist und dessen spezifisches Gewicht $s = 0{,}9$ beträgt, ragt in einer Höhe $h = 30$ m aus dem Wasser hervor. In welcher Tiefe befindet sich die Grundfläche unter dem Wasser?

Physik. 2 St. w. Optik. Mathematische Erdkunde. (Werner).

Unter-Prima.

Ordinarius: **Der Direktor.**

Religionslehre. 2 St. w. a) evangelische (mit I, kombiniert). (Krebs). b) katholische. Apologetik. Die Sittenlehre wurde wiederholt. Eine Anzahl Hymnen wurden erklärt und gelernt. (Quirmbach).

Deutsch. 3 St. w. Lebensbilder aus der deutschen Literaturgeschichte von Beginn des 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts mit Proben. Lessings Laokoon und Nathan der Weise. Schillers Braut von Messina und Demetrius, Goethes Gedankenlyrik, Iphigenie auf Tauris und Torquato Tasso. Vorträge der Schüler nach eigenen Ausarbeitungen. Aufsatzlehre. Aufsätze. (Primer).

Themata zu den deutschen Aufsätzen: 1. Wozu mahnt uns der Spruch: Gutta cavat lapidem, non vi, sed saepe cadendo? 2. Mit welchem Recht hat die Geschichte dem König Friedrich II. von Preußen den Beinamen „der Große" gegeben? 3. Was hat nach Lessings Laokoon die Poesie vor der Malerei voraus? 4. Inwiefern sind die Worte Iphigeniens berechtigt: Ein unnütz Leben ist ein früher Tod? 5. Was hat den Sturz Napoleons des Ersten herbeigeführt? 6. Gottentfremdung und Gottesglaube in Goethes Hymnen: Prometheus, Ganymed, Grenzen der Menschheit, das Göttliche. 7. Wie urteilt Schiller in seiner Braut von Messina über Frieden und Krieg? 8. Welche dramatischen Schönheiten finden sich in Schillers Fragment Demetrius? (Klassenaufsatz).

Lateinisch. 7 St. w. Horaz' Oden I u. II. Horazianische Metrik. Memorieren ausgewählter Oden. Satiren I mit Auswahl. 2 St. w. (Wolff). Ciceros Tuscutanen I Tacitus' Germania und Historien mit Auswahl. Privatim: Sallust bell. Jug. cp. 1—50. Übungen im Extemporieren. Extemporalien nach Diktaten, Exercitien und mündliche Übungen nach Ostermann-Müllers Übungsbuch V. Grammatische Wiederholungen und synonymische Unterscheidungen. 5 Std. (Hartwig).

Griechisch. 6 St. w. Thukydides Buch I. Homers Ilias Buch I—XII mit Auswahl. Einige Stellen wurden memoriert. Übungen im Extemporieren aus Homer. Schriftliche Übersetzungen aus dem Griechischen und ins Griechische; grammatische Repetitionen. 4 St. w. (Wolff). Plato, Apologie. Sophokles, Philoctet. 2 St. w. (Primer).

Französisch. 3 St. w. Racine, Phèdre; Molière, Femmes savantes; Staël, De l'Allemagne; Hugo, Hernani. Sprechübungen. Grammatische Wiederholungen. Alle zwei Wochen eine Klassenarbeit. (Bieber).

Abb. 3. Jahresbericht des Königlichen Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. M., Ostern 1905: Unterrichtspensen/Lehraufgaben in Unterprima mit Angaben zu Lehr-/Lerninhalten sowie Aufsatzthemen im Fach Deutsch.

Über solche statistischen Angaben hinaus war in Auseinandersetzung mit aktuellen – und ebenfalls abzudruckenden – behördlichen Anordnungen Rechenschaft zu geben über die ›allgemeine Lehrverfassung‹ für jede Klassenstufe des abgeschlossenen Schuljahrs. Aufzuführen waren u.a.:

1. die Stundenverteilung auf das Fächerspektrum und die jeweils verantwortlichen Fachlehrer;
2. Lehrinhalte der Jahrgangsstufen und absolvierte Unterrichts- und Lektürepensen in den einzelnen Fächern;
3. verwendete Lehrbücher sowie Erweiterungen der Bibliotheksbestände und Lehrmittel;
4. die jährlichen Aufsatz- und Prüfungsthemen.

Eine detaillierte Jahreschronik mit weiteren Angaben zu Stiftungen, Schenkungen, Festakten usw. beschloss die Schulnachrichten.

Ein weiteres entscheidendes Merkmal des Programmwesens, das seine Bedeutung als multifunktionales Kommunikationsmedium zwischen *Public Relations*, staatlicher Kontrolle und akademisch-pädagogischem Fachdiskurs unterstreicht, war die Zirkulationspraxis. Seit 1822 auf regionaler Ebene unter der Aufsicht der Provinzialschulkollegien eingerichtet, wurde der Programmaustausch per Verfügung vom 19. Februar 1925 auf ganz Preußen ausgeweitet – ein für Behörden wie Lehranstalten ungeheurer organisatorischer Kraftakt. Dass sich das System dennoch auch über die preußischen Landesgrenzen hinweg zu einem Erfolgsmodell entwickelte, spricht abermals für den Wert, den man der Textsorte Schulprogramm im deutschsprachigen Raum – und nicht nur dort – beimaß.[53] Ab 1836 traten die meisten Mitglieder des Deutschen

53 So zählte Richard Ullrich, Verfasser der nach wie vor umfassendsten Studie zum Thema, das Programmwesen neben der Einrichtung von regelmäßigen Direktorenkonferenzen und der Ausstattung der Schulen mit Lehrerbibliotheken zu den drei wichtigsten Säulen der »Entwicklung der Ausbildung des höheren Lehrerstandes und damit für das Gedeihen der höheren Schulen« mit Vorbildfunktion für andere Staaten; Richard Ullrich, Programmwesen und Programmbibliothek der Höheren Schulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Übersicht der Entwicklung im 19. Jahrhundert und Versuch einer Darstellung der Aufgaben für die Zukunft, Berlin 1908, S. 131.

17

Verzeichnis der eingeführten Lehrbücher.
(Von Ostern 1905 an.)

	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.
Religion a) evang.	Holzweissig, Repetitionsbuch 2,10 M.		Schaefer, Lehrbuch für den evang. Religionsunterricht II. 1,70 M. Frankfurter Gesangbuch 1,30 M.			
	Völker-Strack, Biblisches Lesebuch 1,80 M. II[2] bis IV.					
Religion b) kath.	Wedewer, Lehrbuch f. d. kath. Religionsunterr. in 3 Teil., Zus. 5,65 M. — König, Sittenlehre 1,40 M.			Diöcesankatechismus 0,60 M. Schuster-May, Biblische Geschichte 0,60 M.		
Deutsch	Hopf und Paulsieks Lesebuch, die der Klasse entsprechende Abteilung zus. 14,35 M. Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung 0,15 M.					
Lateinisch	Harre, Lat. Grammatik, 2. Teil 2,40 M. H. J. Müller, lat. Übungsb. V. 3 M. Cicero Briefe, Auswahl von Lange, 1,40 M.	H. J. Müller Übungsb. V. (II[1]) 3 M. H. J. Müller, Übungsb. IV. 2. (II[2]) 2 M. Virgil, Auswahl v. Lange 1,80 M.	Caesar de bello Gallico, Textausgabe 1,10 M. Ostermann f. III 2,50 M. Ovids Metamorphosen ed. Siebelis-Polle f. III[1] 2,00 M.	Perthes Latein Formenlehre 0,80 M. Ostermann Übungsbuch f. IV, Ausg. A. 2,40 M.	Ostermann Übungsbuch f. V, Ausg. A. 2,20 M.	Ostermann Übungsbuch f. VI, Ausg. A. 1,60 M.
	Empfohlen werden die lateinischen Wörterbücher von Stowasser und von Heinichen 7,50 M.					
Griechisch	Koch, Schulgrammatik 3 M. Seyffert, Übungsbuch 2,40 M.		Römer, Formenlehre 1,20 M. Wetzel, Übungsb. 2,60 M.			
Französisch	Plötz-Kares, „Sprachlehre“ 1,60 M. und „Übungsbuch B“ 2,75 M.			Plötz-Kares Kurzer Lehrgang der franz. Sprache, Elementarbuch v. G. Plötz, Ausg. B, 2,20 M.		
Englisch	Deutschbein, Grammatik 2,40 M. Irving, Macaulay Lesebuch 2,90 M.					
Hebräisch	Seifer, Grammatik 5 M. Hebräische Bibel 4 M.					
Geschichte	Neubauer, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen I–III, 6,40 M.	Neubauer, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen I. Teil 2 M.	Neubauer, Lehrbuch der deutschen Geschichte für die mittleren Klassen 3 M.	Neubauer, Lehrbuch der Geschichte des Altertums für Quarta 1,60 M.		
Erdkunde	Seydlitz, Lehrbuch der Geographie, Ausgabe B 3 M. Schulatlas (empfohlen wird der von Debes mit 37 Karten) 1,90 M.					
Mathematik	Reidt, Aufgab.-Sammlung d. Arithmetik 3,25 M. Schülke, vierstellige Log. Tafel (I–II) 0,60 M. Reidt, Stereom. 1,60 M. Müller-Presler, Proj.Lehre, B, 2M.	Reidt, ebene Geometrie 2,25 M. Trigonometrie (II) 1,40 M.		Harms-Kallius, Rechenbuch 2,85 M.		
Naturkunde	Sumpf, Grundriss der Physik 3,70 M. Ausg. A nebst Anhängen für Chemie 1,50 M. u. math. Erdkunde 0,40 M. Schilling, Grundriss der Mineralogie Ausg. A (II) 3 M.		Stelz-Grede, Leitfaden der Pflanzenkunde 4,60 M. und Schilling, Zoologie 4 M. nebst Anhang von Noll 1,50 M.			
			Gies, Schulflora 1,25 M.			

Vorschule 1–3. Deutsch; Bangert, Fibel (0,90 M.) Bangert, Lesebuch für VII. 1,70 M. u. VIII. 1,50 M. Harms, Rechenbuch für VII. 0,80 M.

Abb. 4. Jahresbericht des Königlichen Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. M., Ostern 1905: Verzeichnis der eingeführten Lehrbücher.

Bunds sukzessive dem Verteilungsgebiet bei, Österreich verspätet 1851; auch die Schweiz und zeitweise Dänemark beteiligten sich. Darüber hinaus übernahmen die Länder der ungarischen Krone und Schweden das Programmsystem preußischen Typs; Schulprogramme finden sich schließlich auch von deutschen Schulen aus den baltischen Provinzen des Zarenreichs.[54] Mit der Aufwertung der Realschulen zu Realgymnasien durch die im Oktober 1859 erlassene ›Unterrichts- und Prüfungsordnung für die Real- und höheren Bürgerschulen‹ wurden auch diese Höheren Lehranstalten in das Programmsystem integriert.[55]

Die Dresdner Schulkonferenz vom 15. bis 20. Oktober 1872 bereitete den Boden für letzte entscheidende Neuerungen im Programmsystem des inzwischen konstituierten Deutschen Reichs, die per Erlass vom 26. April 1875 in allen Mitgliedsländern außer Bayern – auch im Kaiserreich bestand Kulturföderalismus – gesetzlich verankert wurden:

Zum einen entfiel die Verpflichtung auf eine wissenschaftliche Beilage. Damit reagierte die Schulkonferenz auf wachsende Kritik an dem Konzept, die u.a. mit der steigenden Lehrbelastung und einem damit zusammenhängenden Niveauverlust vieler Texte sowie dem behördlicherseits zunehmend pädagogisch definierten Berufsbild des Schulmanns argumentierte. Dem stand freilich das Ethos der Lehrer als *viri doctissimi* gegenüber,[56] so dass die Zahl der Programmabhandlungen trotz dieser Lockerung weiterhin kontinuierlich anstieg, um erst nach der Jahrhundertwende allmählich abzufallen.[57]

Eine bürokratische Innovation stellte sodann die Zentralisierung und ›Verschlankung‹ des Tauschverkehrs dar. Die Verlagsbuchhandlung Teubner in Leipzig wurde als »buchhändlerische Centralstelle« mit der

54 Ebd., S. V; vgl. Kalok, Schulprogramme. Eine fast vergessene Literaturgattung (Anm. 35), S. 184; Ludwig A. Wiese, Das Höhere Schulwesen in Preußen. Historisch-Statistische Darstellung, II: 1864–1868, Berlin 1869, S. 704. Einen Hinweis auf Bibliographien schwedischer Programmabhandlungen gibt eine Rezension in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 27 (1910), S. 171 f.

55 Vgl. dazu Hans-Georg Herrlitz, Wulf Hopf, Hartmut Titze, Ernst Cloer, Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart. Eine Einführung, 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage, Weinheim und München 2005, S. 64.

56 Kipf, Der Schulmann als vir doctissimus (Anm. 34), S. 273.

57 Vgl. Haubfleisch und Ritzi, Schulprogramme – zu ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung (Anm. 35), S. 183.

Koordination des überregionalen Umlaufsystems betraut.[58] Dieses beschränkte sich künftig auf die Abhandlungen; ausgeschlossen wurden Programme, die tatsächlich nur noch die weiterhin verpflichtenden Schulnachrichten brachten.[59] Mit dieser Praxis setzte sich die Publikation der Abhandlungen als Separatdruck durch. An die Stelle der finanziell und logistisch aufwendigen massenhaften Verbreitung der wissenschaftlichen Beilagen trat ein von Teubner angelegtes Jahresregister, das die von den Höheren Lehranstalten eingereichten Titel der geplanten Abhandlungen in einer *Numerus-currens*-Systematik (»Teubner-Nummer«) erfasste. Schul- und Universitätsbibliotheken konnten diese nun gezielt bestellen. Das ermöglichte den beteiligten Schulen, die Auflagenhöhe besser zu kalkulieren. Die Distribution dieser frühen Form von *Print on Demand*-Texten oblag wiederum der Teubnerschen Verlagsbuchhandlung.[60]

Die 1875 derart institutionalisierte Hochphase des Programmwesens der Höheren Lehranstalten fand mit dem Ersten Weltkrieg ihr jähes Ende. Es war der kriegsbedingte Papiermangel, der die Kultusministerien dazu veranlasste, die Herausgabe von Jahresberichten auszusetzen: »1915 erschienen in Preußen letztmals ministeriell angeordnete gedruckte Programme.«[61] Initiativen zur Wiederbelebung des Systems in der Weimarer Republik verliefen trotz ernsthafter Bemühungen von Seiten des preußischen Kultusministeriums letztlich im Sand.[62] Am längsten hat sich das Programmwesen in Österreich gehalten. Dort war die Textsorte Schulprogramm nach 1945 bis in die 1960er Jahre erneut als Kommunikationsmedium, wenn auch in reduzierter Form, in Gebrauch.[63]

58 Vgl. Programmenwesen der höheren Unterrichtsanstalten (Erlass vom 26. April 1875), in: Centralblatt für die gesammte Unterrichts-Verwaltung in Preußen 17 (1875), S. 635–638, hier: S. 636.

59 Auch Lyzeen und Höhere Töchterschulen nahmen nicht am Austausch teil; vgl. Kalok, Schulprogramme. Eine fast vergessene Literaturgattung (Anm. 35), S. 182.

60 Vgl. ebd., S. 180–182; Kirschbaum, Litteratura Gymnasii (Anm. 35), S. 47 f.

61 Haubfleisch und Ritzi, Schulprogramme – zu ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung (Anm. 35), S. 186.

62 Vgl. ebd., S. 186–192.

63 Vgl. Koppitz, Zur Bedeutung der Schulprogramme heute (Anm. 32), S. 347.

IV. Die Programmabhandlungen – Kommunikationsmedium der »kleinen Akademien«

Der ›akademische Teil‹ der Jahresberichte, die Programmabhandlung, sollte laut Verfügung »einen wissenschaftlichen, dem Berufe des Schulmannes nicht fremden, ein allgemeines Interesse, mindestens der gebildeten Stände am öffentlichen Unterricht im Allgemeinen oder an dem Gymnasium insonderheit erweckenden Gegenstand« diskutieren. Alternativ konnte eine im Kontext einer Schulveranstaltung gehaltene Rede abgedruckt werden, sofern diese die genannten inhaltlichen Bedingungen erfüllte.[64] Waren den Lehrern am Humanistischen Gymnasium damit thematisch so gut wie keine Grenzen gesetzt, galt für die Kollegen an den Realanstalten eingeschränkte Forschungsfreiheit. Philologische Studien zu den antiken Sprachen waren unerwünscht, Latein als Fachsprache untersagt. Hier hatte man sich an Stoffe zu halten, die »vorzugsweise aus den der Realschule eigentümlichen Unterrichtsgebieten zu entnehmen« seien.[65] Dass das preußische Kultusministerium in den 1830/40er Jahren eine Vorzensur aller Abhandlungen verordnet hatte, die später in eine beobachtende Haltung der Schulbehörden abgemildert wurde, weist daraufhin, dass die Freiheit der Wissenschaft mit der beschnittenen Meinungsfreiheit (nicht nur) der Beamten kollidierte, zeigt aber auch, welche Bedeutung von staatlicher Seite dem Kommunikationsmedium beigemessen wurde.[66]

Die Programmabhandlungen erfüllten drei Funktionen:

1) Aufklärerisch-allgemeinbildende Funktion: In bezug auf den größeren Adressatenkreis der Schulprogramme dienten diese Aufsätze der »Popularisierung von Wissenschaft«.[67] Damit wurden zwei Ziele

64 Circular-Rescript […] die Gymnasial-Prüfungs-Programme betreffend (Anm. 49), S. 314.

65 Vgl. eine auf entsprechende Bestimmungen in der Prüfungsordnung von 1859 verweisende Verfügung vom 17. Januar 1866; zitiert nach Adolf Beier, Die höheren Schulen in Preußen und ihre Lehrer. Sammlung der wichtigsten, hierauf bezüglichen Gesetze, Verordnungen, Verfügungen und Erlasse nach amtlichen Quellen herausgegeben, 2., gänzlich durchgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage, Halle 1902, S. 266. Zum Kontext vgl. genauer Kirschbaum, Litteratura Gymnasii (Anm. 35), S. 28–32

66 Vgl. Wiese, Das Höhere Schulwesen in Preußen II (Anm. 54), S. 706.

67 Korte, Innenansichten der Kanoninstanz Schule (Anm. 14), S. 31.


14033
Univ.-Bibl. Giessen

Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum.

Ein Gedenkblatt zu Schillers hundertstem Todestage.

Von Professor Dr. Paul Primer.

Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. M.

Ostern 1905.

Frankfurt a. M.
Druck von Rupert Baumbach.
1905.

1905. Progr. No. 463.

Abb. 5. Prof. Dr. Paul Primer, Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum. Ein Gedenkblatt zu Schillers hundertstem Todestage, Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Kaiser-Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt am Main, Ostern 1905.

verfolgt: Es ging in aufklärerischer Motivation um Vermittlung von Allgemeinbildung, insbesondere der von den preußischen Reformern forcierten neuhumanistischen Bildungsideale.[68] Dass damit auch eine engere Bindung von Eltern, Stiftern und weiteren regionalen Interessengruppen an die Lehranstalt erreicht werden sollte, verdeutlicht die Begründung für die thematische Einschränkung der Beilagen zu Realschulprogrammen: Diese sollten »auf den Charakter der Schule und auf das Publikum, für welches diese in die Öffentlichkeit ausgehenden Zeugnisse vom inneren Leben der Schule vorzugsweise bestimmt sind«,[69] Rücksicht nehmen. Das hieß, der ›realistischen‹ Bildung – also naturwissenschaftlich-technischen Gegenständen, Geographie, modernen Fremdsprachen, Deutsch und Geschichte (›Realien‹) – stärkeres Gewicht zu geben, war die Einrichtung des Realgymnasiums doch eine von einer breiten Front aus Politik, Mittelstand und Großindustrie getragene Reaktion gewesen auf den »Modernisierungszwang« durch die beschleunigte Industrialisierung und eine zunehmend global vernetzte Wirtschaft mit ihrem wachsenden Bedarf an gut ausgebildeten Fachkräften.[70]

2) Sozialisierende Funktion: Schülern wurden Abhandlungen an die Hand gegeben, um Unterrichtsstoff zu vertiefen und zu ergänzen – und dies, um aus populärwissenschaftlichen Werken aufgenommenem Halbwissen ebenso entgegenzuwirken wie der Überforderung durch schwerverständliche Fachliteratur. Ferner sollten sie zur selbständigen Weiterbildung anregen.[71] Darüber hinaus wurde den Schülern ein schichtspezifisches Identifikationsangebot unterbreitet.[72] Mit der Lektüre partizipierten sie am wissenschaftlichen Diskurs,

68 Vgl. Manuel Baumbach, Über die Scarabäen-Gemmen, einige isochrone Schwingungen elastischer Federn und De Sophoclei ingenii principio: (Altertums-)Wissenschaft im preußischen Schulprogramm (1820–1830), in: Altertumswissenschaften in Berlin um 1800 an Akademie, Schule und Universität, hrsg. von Bernd Seidensticker und Felix Mundt, Hannover 2006 (= Berliner Klassik 8), S. 107–130.

69 Beier, Die höheren Schulen in Preußen und ihre Lehrer (Anm. 65), S. 266.

70 Vgl. Herrlitz u.a., Deutsche Schulgeschichte von 1800 bis zur Gegenwart (Anm. 55), Kap. 4.

71 Vgl. Ullrich, Programmwesen und Programmbibliothek der Höheren Schulen (Anm. 53), S. 280 f.

72 Vgl. Kipf, Der Schulmann als vir doctissimus (Anm. 34), S. 263.

was einen unerlässlichen Schritt im Sozialisationsprozess des Bildungsbürgertums darstellte, das sich im Sinne einer »kulturellen Schichtung«[73] über exklusive Wissensbestände als geschlossene Gemeinschaft definierte: »Das Gymnasium war ja geradezu der Exponent der Tatsache, dass die Hauptbruchlinie im Sozialgefüge nicht mehr zwischen ›adlig‹ und ›bürgerlich‹, sondern zwischen ›gebildet‹ und ›ungebildet‹ verlief.«[74]

3) Fachwissenschaftliche Funktion: Neben der an Schüler und Außenwelt adressierten Motivationen ging es bei den Abhandlungen außerdem um »öffentlich sichtbare Qualitätssicherung« durch die »fachliche Kommunikation und Fortbildung unter den Lehrkräften«.[75] Intendiert war ferner der wissenschaftliche Austausch zwischen den Gymnasialkollegien und nicht zuletzt mit den Universitäten. In diesem Zusammenhang ging es nicht allein darum, dass der einzelne Gymnasiallehrer hier »die Wissenschaft benutzte, sich vor der gebildeten Öffentlichkeit auszuweisen.«[76] Vielmehr gaben die Abhandlungen »Auskunft über den wissenschaftlichen Standard eines Gymnasiums« im Ganzen.[77] Auch wenn die Themengebiete frei wählbar waren und alle Oberlehrer dazu befugt, im Schulprogramm zu publizieren, lag ein zahlenmäßig deutliches Übergewicht bei Pädagogik, Geschichte und Schulgeschichte sowie den klassischen Philologien; erst mit großem Abstand folgten die weiteren beliebten Themen Mathematik, Germanistik und Theologie.[78]

73 Bernhard Giesen, Die Intellektuellen und die Nation. Eine deutsche Achsenzeit, Frankfurt am Main 1993 (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1070), S. 64.

74 Fuhrmann, Latein und Europa (Anm. 33), S. 204.

75 Kipf, Der Schulmann als vir doctissimus (Anm. 34), S. 263.

76 Fuhrmann, Latein und Europa (Anm. 33), S. 201. Wiese fasst diesen Aspekt aus Beschlüssen verschiedener Direktorenkonferenzen wie folgt zusammen: »Hinsichtlich der wissenschaftl. Abhandlung wird am meisten der Nutzen hervorgehoben, welchen der Autor selbst von einer Beschäftigung hat, die ihn mit den Fortschritten der Wissenschaft in Zusammenhang erhält und davor bewahrt, sein Tagewerk banausisch und gewohnheitsmäßig abzuthun« (Wiese, Das Höhere Schulwesen in Preußen II [Anm. 54], S. 708).

77 Gansel, Gotthold Ephraim Lessing und das kulturelle Gedächtnis zwischen 1800 und 1914 (Anm. 31), S. 22.

78 Vgl. Kalok, Schulprogramme. Eine fast vergessene Literaturgattung (Anm. 35), S. 193.

Man muss nun nicht so weit gehen und die Programmabhandlungen als »Produkt eines wissenschaftlichen Hochleistungsorganismus« überhöhen.[79] Fest steht allerdings, dass sie im 19. Jahrhundert ein integraler Bestandteil der fachwissenschaftlichen Diskurse waren und in den Philologien als selbstverständliches sekundärliterarisches Textkorpus gehandelt wurden, das sich zu großen Teilen von herausragender, universitären Publikationen nicht nachstehender Qualität erwies.[80] Dies hängt mit der – gemessen an den heutigen Anforderungen an Gymnasiallehrer – außerordentlich hohen wissenschaftlichen Qualifikation ihrer Verfasser zusammen. Wer etwa bei den Deutschlehrern an rührige Bildungsphilister wie Wilhelm Raabes Rektor Fischarth oder an misanthropische Kleinstadttyrannen vom Schlag eines Professor Unrat denkt, der sitzt Stereotypen Schiller-affiner Schulmeister auf, die ganz wesentlich von den Schulromanen reformorientierter Autoren um 1900 geprägt worden sind,[81] den Gelehrtenstand am Gymnasium jener Zeit allerdings nur stark verzerrt widerspiegeln.

Bei den Deutschlehrern handelte es sich zumeist um gut ausgebildete klassische Philologen, die sich eher als Wissenschaftler verstanden denn als Pädagogen;[82] beides belegen ihre Aufsätze eindeutig. Allein die Titel vieler Abhandlungen zu Schiller geben einen Hinweis auf die enge Verzahnung der germanistischen Fachdiskurse von Schule und Hochschule zwischen Positivismus, Hermeneutik und Geistesgeschichte, so z. B. in den Bereichen (in der Folge des Erscheinens):

- Geschichte (z. B. ›Über die heiligen Kampfspiele der Griechen, mit Bezug auf Schillers Ballade: »Die Kraniche des Ibykus«‹ von Joseph Muth, 1833)[83];

79 Vgl. Kirschbaum, Litteratura Gymnasii (Anm. 35), S. 76.

80 Vgl. Gansel, Gotthold Ephraim Lessing und das kulturelle Gedächtnis zwischen 1800 und 1914 (Anm. 31), S. 23.

81 Vgl. dazu allgemein York-Gothart Mix, Die Schulen der Nation. Bildungskritik in der Literatur der Moderne, Stuttgart und Weimar 1995.

82 Vgl. dazu allgemein Manuel Baumbach: Lehrer oder Gelehrte? Der Schulmann in der deutschen Altertumswissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in: Disciplining Classics – Altertumswissenschaft als Beruf, hrsg. von Glenn W. Most, Göttingen 2002 (= Aporemata 6), S. 115–141.

83 Jahres-Bericht der Pädagogien zu Wiesbaden, Hadamar, Dillenburg, Wiesbaden 1833.

- Theologie (z.B. ›Vergleichung der Religionslehren der Bibel mit Schiller's Gedichten: Resignation, und: Die Götter Griechenlands‹ von Karl Gottlieb Anton, 1849)[84];
- Literaturgeschichte (z.B. ›Die Hauptepochen des deutschen Dramas [bis Schiller incl.]‹ von Johann Baptist Reger, 1850)[85];
- Biographik (z.B. ›Der Entwicklungsgang Schillers in den Jahren 1785–1795‹ von Theodor W.H. Perschmann, 1859)[86];
- Hermeneutik (z.B. ›Ideenentwickelung des Spazierganges von Schiller‹ von Patriz Anzoletti,1865)[87];
- Ästhetik (z.B. ›Über die Beziehungen der Ansicht Schillers vom Wesen und der geistigen Bedeutung der Kunst zur Kantischen Philosophie‹ von Albin R. Sommer, 1869)[88];
- Poetologie (z.B. ›Schillers »Maria Stuart« und die Aristotelische Lehre über die Tragödie‹ von Leopold Hirsch, 1879)[89];
- Motivgeschichte (z.B. ›Die Fabel von Schiller's Ballade »Die Bürgschaft« in dem Schachbuche des Jacobus de Cessolis‹ von Raimund Dürnwirth, 1884)[90];
- Pädagogik (z.B. ›Die ästhetische Erziehung. Ein Beitrag zur Lehre Kants, Schillers und Herbarts‹ von Robert Philippson, 1890)[91];
- Wirkungsgeschichte (z.B. ›Schillersche Einflüsse bei Heinrich von Kleist‹ von Wilhelm Holzgraefe, 1902)[92];
- Schreibprozessforschung (z.B. ›Die Entstehung von Schillers »Don Carlos« und die Stufen der Entwicklung des Dramas‹ von Friedrich Schwerdtfeger, 1911)[93];
- Fachdidaktik (z.B. ›Normen für die Lektüre der Schillerschen Dramen‹ von Emil Heusermann, 1912)[94].

84 Jahres-Bericht des Gymnasiums zu Görlitz, Görlitz 1849.
85 Jahres-Bericht des Gymnasiums zu Regensburg, Regensburg 1850.
86 Jahres-Bericht des Gymnasiums zu Nordhausen, Nordhausen 1859.
87 Jahres-Bericht des Gymnasiums zu Bozen, Bozen 1865.
88 Jahres-Bericht der Realschule zu Halle, Halle 1869.
89 Jahres-Bericht der Ober-Realschule zu Leitmeritz, Leitmeritz 1879.
90 Jahres-Bericht der Oberrealschule zu Klagenfurt, Klagenfurt 1884.
91 Jahres-Bericht des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Magdeburg, Magdeburg 1890.
92 Jahres-Bericht der [Höheren] Staatsschule zu Cuxhaven, Cuxhaven 1902.
93 Jahresbericht über die städt. ev. höhere Mädchenschule zu Rastenburg, Rastenburg 1911.
94 Jahresbericht des Progymnasiums zu Goldberg i. Schl., Goldberg 1912.

Das Leitbild des Gelehrten und die daraus resultierende berufliche Praxis erstreckten sich auch über die anderen Fächer. Entsprechend gewichtet hat der Pädagoge Friedrich Paulsen das Berufsprofil: »[D]er deutsche Gymnasiallehrer ist einerseits Staatsbeamter; er steht im […] Dienst des Staates. Andererseits ist er Gelehrter; er steht als ihr Träger und Verbreiter im Dienst der wissenschaftlichen Kultur. Dazu kommt noch ein Drittes, nicht das Geringste: er ist auch Erzieher.«[95]

Die Schulmänner trugen nicht nur akademische Titel, die beruflichen Karrieren zwischen Höheren und Hochschulen verliefen bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts fließend. Viele Gymnasiallehrer waren als außerplanmäßige Professoren auch an Universitäten tätig oder wurden irgendwann auf das Ordinariat berufen. Umgekehrt war es noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht ungewöhnlich, dass Universitätsdozenten auf Direktorate renommierter Gymnasien wechselten, da dort mitunter bessere Arbeitsbedingungen gegeben waren als an Hochschulen.[96] Die Forschungsfreiheit, auf die Friedrich Paulsen noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Grundvoraussetzung adäquater Amtsausübung insistierte,[97] förderte den Pioniergeist der Schulgelehrten, so dass viele »sich in neue, noch kaum erforschte Gebiete vorwagten«.[98] In seiner ›Geschichte des gelehrten Unterrichts‹ (1885/1921) betont Paulsen entsprechend:

> […] das Lehrerkollegium eines heutigen großen Gymnasiums stellt eine kleine Akademie dar […] Man wird sagen dürfen: das Lehrerkollegium eines größeren Gymnasiums könnte jeden Augenblick die Arbeit einer philosophischen Fakultät in einigem Umfang über-

95 Friedrich Paulsen, Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur (1904), in: ders., Gesammelte pädagogische Abhandlungen, Stuttgart und Berlin 1912, S. 373–405, hier: S. 390.

96 Das zeichnet Hans-Joachim Koppitz an prominenten Geistesgrößen von Hegel und Görres bis zu Koberstein und Bonitz nach; vgl. Koppitz, Zur Bedeutung der Schulprogramme heute (Anm. 32), S. 343, 352 f. Nietzsche war in Basel zugleich a. o. Professor an der Universität und Lehrer am dortigen Pädagogium.

97 Vgl. Paulsen, Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand (Anm. 95).

98 Korte, Innenansichten der Kanoninstanz Schule (Anm. 14), S. 25. So handelte es sich etwa bei den ersten aufsehenerregenden Aufsätzen des berühmten Mathematikers Karl Weierstraß um Programmabhandlungen; vgl. Koppitz, Zur Bedeutung der Schulprogramme heute (Anm. 32), S. 346 f.

> nehmen. […] Hierauf vor allem beruht das Ansehen des deutschen Lehrerstandes; die Schätzung gilt mehr dem Gelehrten als dem Lehrer.[99]

Erst die zunehmende Ausdifferenzierung der Bildungslandschaft im Kaiserreich führte zu einer immer schwerer zu überbrückenden Kluft zwischen positivistischer Spezialisierung innerhalb der Fachwissenschaft und dem pädagogischem Auftrag der Lehrerschaft.[100] Dem damit einhergehenden Verlust an »wissenschaftlicher Innovationskraft« der Programmabhandlungen »stand in den 1880er Jahren eine Zunahme didaktischer und unterrichtsmethodischer Abhandlungen entgegen«.[101] Zumindest für das Fach Deutsch lässt sich klar sagen, dass die konzeptionellen Wurzeln der Literaturdidaktik im Rahmen des Programmaustauschs an der Schwelle zum 20. Jahrhundert entwickelt wurden.[102] Hier unterbreiteten die Autoren Vorschläge zur pragmatisch-didaktischen Umsetzung philologischer Trends und Standards – und dies aus der gepflegten Praxis als Philologen *und* Pädagogen heraus. Genau das macht die wissenschaftlichen Beilagen in Verbindung mit den Schulnachrichten zu einer zentralen bildungs- und fachgeschichtlichen Quelle, die auch bislang nicht gekannte Tiefenbohrungen in die Geschichte der Rezeption und Vermittlung der Werkbiographie von Friedrich Schiller im schulischen Kontext erlaubt.

99 Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht, Bd. 2, 3., erweiterte Auflage, Berlin und Leipzig 1921, S. 392.

100 Wie Manuel Baumbach nachweist, bedeutete dies aber nicht die einseitige Abdrängung der Lehrer aus der Forschung. Vielmehr ist von einem beidseitigen »Interessenkonflikt« auszugehen, weil sich große Teile der Lehrerschaft gegen eine zunehmend spezialistische akademische Philologie richteten, die die Belange des Schulbetriebs aus den Augen zu verlieren drohte; vgl. Baumbach: Lehrer oder Gelehrte? (Anm. 82), S. 125–132.

101 Korte, Innenansichten der Kanoninstanz Schule (Anm. 14), S. 26.

102 Entsprechend etablierten sich in großen deutschen und österreichischen philologisch-pädagogischen Fachzeitschriften schon früh eigenständige Rubriken mit Besprechungen von Programmabhandlungen; vgl. Kirschbaum, Litteratura Gymnasii (Anm. 35), S. 80.

V. Programmabhandlungen zu Schiller – Problematische Bestandserschließung

Dass Programmabhandlungen weder in der Quellenedition von Oellers noch in Franks Monographie zur Geschichte des Deutschunterrichts, der seine Argumentationsführung u.a. mit zahlreichen Hinweisen auf die Schiller-Rezeption abstützt, Berücksichtigung gefunden haben und noch in Gert Geißlers umfangreicher Darstellung der deutschen Schulgeschichte nur am Rand Erwähnung finden,[103] hängt mit dem nach wie vor zu beklagenden Umstand zusammen, dass »Forschungsarbeiten […] die augenblickliche Lage der Erschließung hemmend im Weg« steht.[104] Aus einer von Hans-Joachim Jakob erarbeiteten Aufstellung ermittelbarer Bibliotheksbestände ergibt sich ein Korpus von mehreren Hunderttausend erhaltenen Schriften.[105] Auch fehlt es nicht an bibliographischen Hilfsmitteln. Sowohl der Goedeke wie die Schiller-Bibliographie von Vulpius verzeichnen Programmabhandlungen zu Schiller.[106] Und es wurden bereits im 19. Jahrhundert spezielle Programmbibliographien angelegt. Die Wichtigste, Rudolf Klußmanns auf Teubners Zentralverzeichnis basierende Zusammenstellung (1889–1916),[107] ist inzwischen von der Universitätsbibliothek Gießen ebenso online zugänglich gemacht wie die Bibliographie von Franz Kössler aus den 1980er Jahren,[108] die die Grundlage der umfassenden Datenbank der

103 Vgl. Gert Geißler, Schulgeschichte in Deutschland. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 2., aktualisierte und erweiterte Auflage, Frankfurt am Main 2013.

104 Haubfleisch und Ritzi, Schulprogramme – zu ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung (Anm. 35), S. 205.

105 Vgl. Hans-Joachim Jakob, Schulprogramme im 19. Jahrhundert. Anatomie einer Publikationsform, in: »Die Wahl der Schriftsteller ist richtig zu leiten« (Anm. 14), S. 135–154.

106 Vgl. Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen, 2., ganz neu bearbeitet Auflage. Nach dem Tode des Verf. hrsg. von Edmund Goetze, Bd. 5: Vom siebenjährigen bis zum Weltkriege, Abt. 2, Dresden 1893, S. 97–237; Wolfgang Vulpius, Schiller Bibliographie 1893– 1958, Weimar 1959.

107 Vgl. Rudolf Klußmann, Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmtausche teilnehmenden Lehranstalten erschienen sind, 5 Bde., Leipzig 1889–1916.

108 Vgl. Franz Kössler, Verzeichnis von Programm-Abhandlungen deutscher, österreichischer und schweizerischer Schulen der Jahre 1825–1918, 5 Bde., München 1987–1991.

Schulprogramme des Hessischen Bibliotheks-Informationssystems darstellt.[109] Das Problem ist nur, dass die wenigsten Bestände hinreichend systematisch archiviert und katalogisiert sind, was u. a. mit der schieren Masse an Material und mit Problemen bei der Etablierung einer einheitlichen Erfassungssystematik zusammenhängt.[110] Erst allmählich holen Bibliotheken die Versäumnisse der vergangenen Jahrzehnte nach. Eine systematisch aufgebaute, vollständig erschlossene und im Prozess der Digitalisierung befindliche Sammlung wie die der Universitätsbibliothek Gießen aus derzeit ca. 48 000 Schulprogrammen mit wissenschaftlichen Beilagen ist nach wie vor die Ausnahme.[111] Die Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf hat ihren Bestand von ca. 40 000 Schulprogrammen inzwischen bereits vollständig digitalisiert und online zugänglich gemacht; weitere Bibliotheken haben solche Projekte ebenfalls begonnen.

VI. Schiller als Gegenstand von Programmabhandlungen – Erste empirische Befunde[112]

Unabhängig von der »Logistik der Quellenbeschaffung«[113] lässt sich dem Korpus an Programmabhandlungen zu Schiller in einem ersten Schritt zunächst einmal bibliographisch auf die Spur kommen. Hierzu wurde am Institut für Germanistik der Justus Liebig-Universität Gießen in Zusammenarbeit mit der Universitätsbibliothek Gießen und dem Deutschen Literaturarchiv Marbach ein empirisches Projekt zur Erhebung und bibliographischen Erfassung aller nachweisbaren Programmabhandlungen zum Autor initiiert. Die statistische Erstauswertung der genannten Verzeichnisse und Datenbanken nach Schlagworten kam zu folgenden Ergebnissen:

109 Online abrufbar unter: cbsopac.rz.uni-frankfurt.de/LNG=DU&CHARSET=UTF-8/DB=3.9/ (10.01.2016).

110 Zu den bibliothekarischen Problemen mit Programmbeständen vgl. Katrin Wieckhorst, Schulschriften und ihre Erschließung in Bibliotheken (Anm. 35), S. 13–16.

111 Vgl. zur Gießener Sammlung ausführlich Kalok, Schulprogramme. Eine fast vergessene Literaturgattung (Anm. 35).

112 Ich danke meinem Projektmitarbeiter Mike Porath für die Erhebung der bibliographischen Rohdaten.

113 Jakob, Schulprogramme im 19. Jahrhundert (Anm. 105), S. 141.

1. Zeitlich-räumliche Verbreitung der Programmabhandlungen zu Friedrich Schiller

Es finden sich zu Schiller und seinen Werken insgesamt 460 wissenschaftliche Beilagen aus einem Zeitraum zwischen 1821 und 1915. Damit führt Schiller das Klassiker-Triumvirat deutlich vor Goethe (ca. 338 Treffer) und Lessing (ca. 133 Treffer) an[114] – ein Hinweis darauf, dass er im 19. Jahrhundert auch im schulischen Kontext beliebter war als Goethe. Auf die Zeit vor 1871 entfallen 118 Beilagen, zwei Drittel der verzeichneten Texte erschienen also nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs. Zwischen 1821 und 1848 findet sich Schiller noch nicht durchgehend als Gegenstand aufgegriffen; es lassen sich nur 13 Abhandlungen nachweisen, was freilich an der Überlieferungssituation liegen kann.[115] Jedenfalls reißt die Publikationstätigkeit zu Schiller ab dem Jahr 1849 nicht mehr ab und pendelt sich bis 1870 allmählich auf einem Level von durchschnittlich fünf, ab 1871 von durchschnittlich acht Abhandlungen pro Jahr ein. Beide Zeiträume weisen zwei signifikante Spitzenwerte auf: Die Schiller-Jubiläen von 1859 und 1905 schlugen sich in zahlreichen Schulreden und Würdigungen nieder, die noch im selben (1859: 22; 1905: 52) oder dem darauffolgenden (1860: 19; 1906: 50) Jahr abgedruckt wurden. Nach einem kleineren Höhepunkt 1909 lässt die Publikationstätigkeit zu Schiller dann bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs rapide nach.[116]

114 Zu Lessing und Goethe als Gegenstand von Abhandlungen vgl. Carsten Gansel und Michaela Leon, Zur Kanonisierung von G.E. Lessing, J.W. v. Goethe und F. Schiller im gymnasialen Deutschunterricht – untersucht an Schulprogrammen von hessischen Gymnasien im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Gotthold Ephraim Lessing im Kulturraum Schule (Anm. 36). Der Aufsatz wertet allerdings nur die Treffer der Hessischen Programmbibliographie aus.

115 So ergaben sich etwa für das Kaisertum Österreich vor der Konstituierung der Doppelmonarchie 1868, also aus 47 Jahren, nur sechs Treffer, diese Zahl steht in eklatantem Gegensatz zu den 107 Abhandlungen aus den 46 Jahren bis zum Ersten Weltkrieg. Hier gibt es also noch weiteren Recherchebedarf. Zu berücksichtigen ist, dass sich die verhältnismäßig niedrigen Zahlen auch für die deutschen Mittelstaaten mit der verspäteten Institutionalisierung des Programmwesens erklären lassen.

116 Anzumerken ist an dieser Stelle, dass die Anzahl der Beilagen nicht ganz kongruent ist mit der tatsächlichen Anzahl von Abhandlungen. Für den Zeitraum vor 1871 sind zwei, nach 1890 dann elf Fälle umfangreicher Studien zu zählen, die sich über zwei oder sogar drei Jahrgänge verteilen. Zu spezifizieren ist

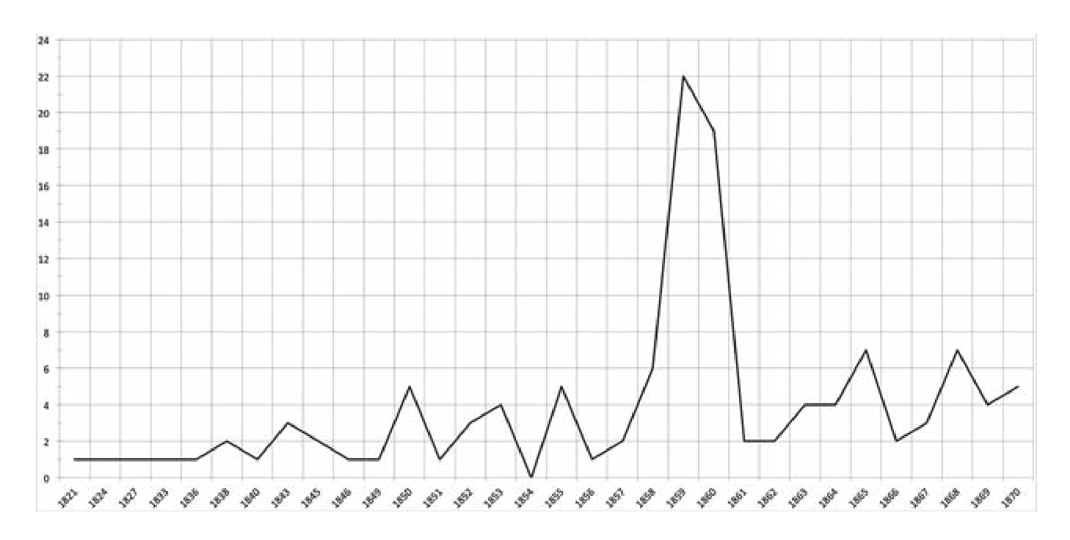


Abb. 6. Liniendiagramm:
Ermittelte Programmabhandlungen zu Schiller pro Jahr (1821–1870).

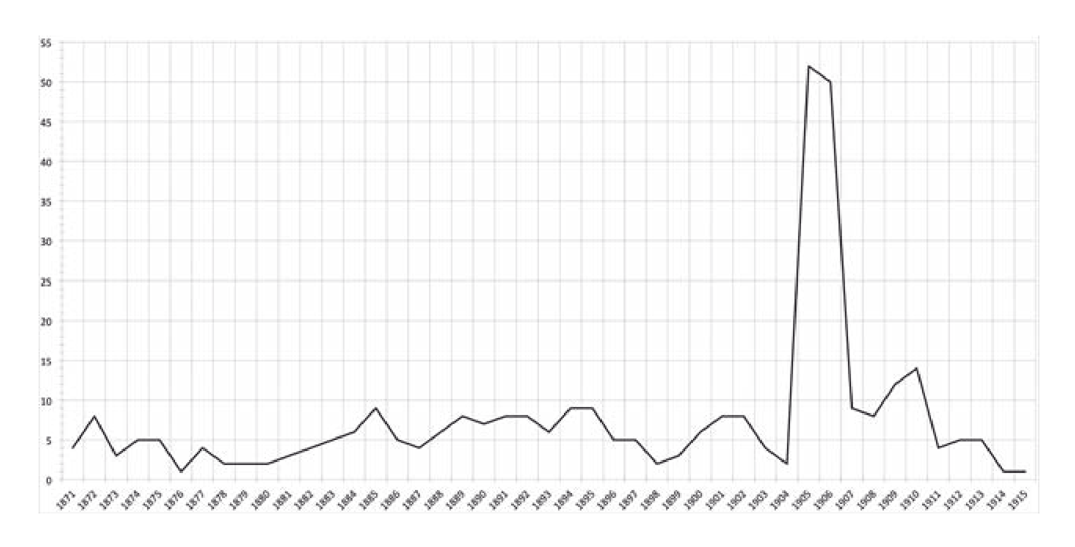


Abb. 7. Liniendiagramm:
Ermittelte Programmabhandlungen zu Schiller pro Jahr (1871–1915).

Hervorgebracht wurden die Programmabhandlungen und Reden an insgesamt 259 Schulstandorten von Luxemburg bis zum damals russischen Libau, von Flensburg bis zum heute kroatischen Split, verteilt über sämtliche Mitgliedstaaten des Deutschen Bunds, später über alle Länder Österreich-Ungarns und die Bundesstaaten des Deutschen Reichs, dazu die Schweiz.[117] Sowohl im Deutschen Kaiserreich wie in der Donaumonarchie sind es mit deutlichem Abstand die Humanistischen Gymnasien, die für die Schiller-Philologie verantwortlich zeichnen. In Deutschland entstehen dort im Zeitraum 1871–1915 doppelt so viele Abhandlungen wie an den Realanstalten und Progymnasien (146 : 74);[118] in Österreich ist das Verhältnis sogar noch deutlicher (74 : 28).

Dass die Streuung der Texte naturgemäß mit der Größe eines Landes zusammenhängt, liegt auf der Hand. 52 % aller verzeichneten Programmbeilagen zu Schiller bis 1870 (62) stammen aus den preußischen Provinzen, nach der Reichsgründung sind es immer noch 48 % (163) bei 31 % (107) aus Österreich-Ungarn.

deshalb wie folgt: Auf 460 Beilagen verteilen sich 430 Einzelabhandlungen. Aus verschiedenen Gründen geht die weitere quantitative Auswertung jedoch von der Anzahl der Beilagen aus: 1) Die Programmabhandlungen sollten dazu dienen, die Qualität des gesamten Fächerspektrums eines Gymnasiums über die Jahre zu präsentieren. Insofern ist der Raum, der Abhandlungen zur Schiller-Philologie zu Lasten anderer Disziplinen und Themen geboten wurde, ein Indiz für den Stellenwert, den Fach und Autor an der jeweiligen Lehranstalt einnahmen. 2) Mit proportionellen Rücksichtnahmen hat es demgegenüber wohl zu tun, dass Fortsetzung(en) mitunter erst mehrere Jahre nach Erscheinen des Einstiegskapitels publiziert wurden. Aus 1) und 2) sowie aus dem Umstand, dass den betroffenen Abhandlungen meist laufende umfangreichere Forschungsprojekte zugrunde liegen, ergibt sich 3), dass die Autoren ihr Sujet mehrheitlich als in sich geschlossene Teiluntersuchungen oder Präsentationen von ›Zwischenergebnissen‹ ausbreiten (vgl. z.B. Adalbert Jungbauer, Schiller und Herder. 1: Persönliche Beziehungen zwischen Schiller und Herder, nach den Briefen zusammengestellt; 2: Beitrag zur Erforschung des Herderschen Einflusses auf Schillers Lyrik, in: Jahres-Berichte des k.k. Staats-Gymnasiums in Prachatitz, Prachatitz 1905/1906).

117 Sprachen sind neben Deutsch die alten Sprachen Griechisch und Latein, außerdem Französisch, Italienisch, Kroatisch, Polnisch, Tschechisch.

118 Aus Programmen Höherer Töchterschulen sind nur fünf Abhandlungen überliefert.

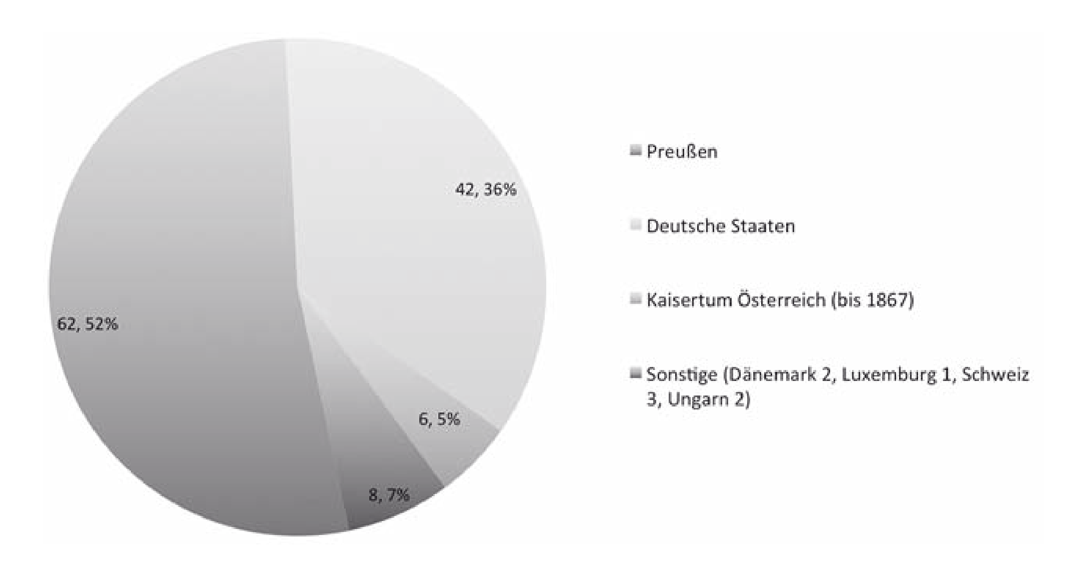


Abb. 8. Kreisdiagramm:
Ermittelte Programmabhandlungen zu Schiller pro Land (1821–1870).

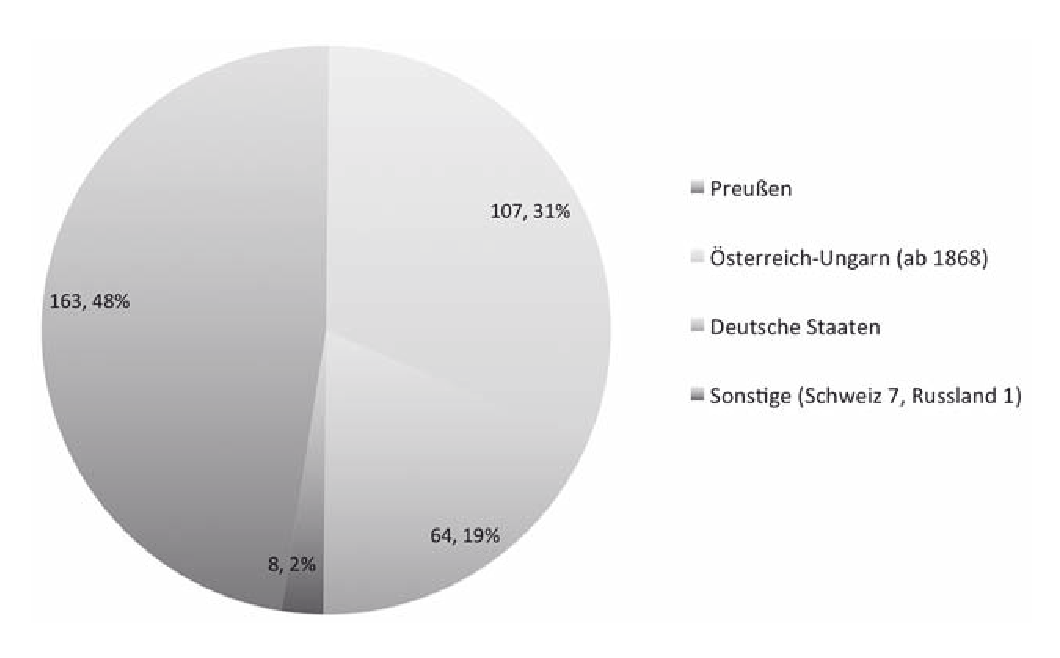


Abb. 9. Kreisdiagramm:
Ermittelte Programmabhandlungen zu Schiller pro Land (1871–1915).

Eine genauere Auswertung zeigt allerdings einige interessante regionale Verdichtungen, man kann mithin von mehreren »Zentren« der schulischen Schiller-Philologie sprechen. Allen voran stehen Wien und Berlin. Als zwei Großstädte mit mehreren Gymnasien und Realanstalten und als Universitätsstandorte boten sie für gelehrte Schulmänner ohne Zweifel eine besonders anregende wissenschaftliche Diskurskultur und Infrastruktur. In bezug auf Schiller schlug sich dies in insgesamt 24 (Wien) bzw. 18 (Berlin) Programmbeilagen (bei 23 bzw. 17 Einzelabhandlungen) nieder, Schulen aus inzwischen eingemeindeten Vororten und dem näheren niederösterreichischen bzw. brandenburgischen Umland nicht mitgezählt. Neben diesen beiden exzeptionellen städtischen Zentren lassen sich Gebiete einkreisen, in denen Schulen das Thema Schiller besonders häufig in einer wissenschaftliche Beilage angeboten haben. Mit fünf Universitätsstädten und renommierten Höheren Lehranstalten wie den drei sächsischen Fürsten- bzw. Landesschulen in Pforta, Naumburg und Meißen lassen sich die seit jeher durch die »Weimarer Kultur« eng miteinander verbundenen mitteldeutschen Länder, also die Thüringischen Kleinstaaten und das Königreich Sachsen sowie die gleichnamige preußische Provinz (heute Sachsen-Anhalt) als eine Art regionaler Forschungsverbund beschreiben. 20 % (46 von 227) der wissenschaftlichen Beilagen aus dem Deutschen Reich wurden in den drei Gebieten verfasst. Erfurt (6), Nordhausen (5), Dresden (4), Magdeburg (4) u.a. zählen unter die Schulstandorte mit den meisten Veröffentlichungen zu Schiller. Dabei wurden allein vier Einzelabhandlungen aus Erfurt von dem am dortigen Realgymnasium unterrichtenden Schulmann Robert Boxberger verfasst.[119] Dieser war an mehreren Klassiker-Editionen beteiligt und verantwortete eine Schiller-Werkausgabe.[120] Drei Beiträge des Gymnasiums Zittau stam-

119 Vgl. Robert Boxberger, Über die Sprache der Bibel in Schillers »Räubern«, in: Jahres-Bericht der Realschule I.O. zu Erfurt, Erfurt 1867; ders., Schiller und Haller, in: Jahres-Bericht des Realgymnasiums zu Erfurt, Erfurt 1869; ders., Prolegomena zu Schillers Dramen, ebd., 1874.

120 Vgl. Schiller's Werke. Mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen, hrsg. von Robert Boxberger, 6 Bde., Berlin 1877. Des weiteren betreute Boxberger innerhalb der von Joseph Kürschner herausgegebenen Reihe Deutsche National-Litteratur. Historisch kritische Ausgabe (Berlin und Stuttgart 1882–1899) zahlreiche Bände zu Lessing und Schiller.

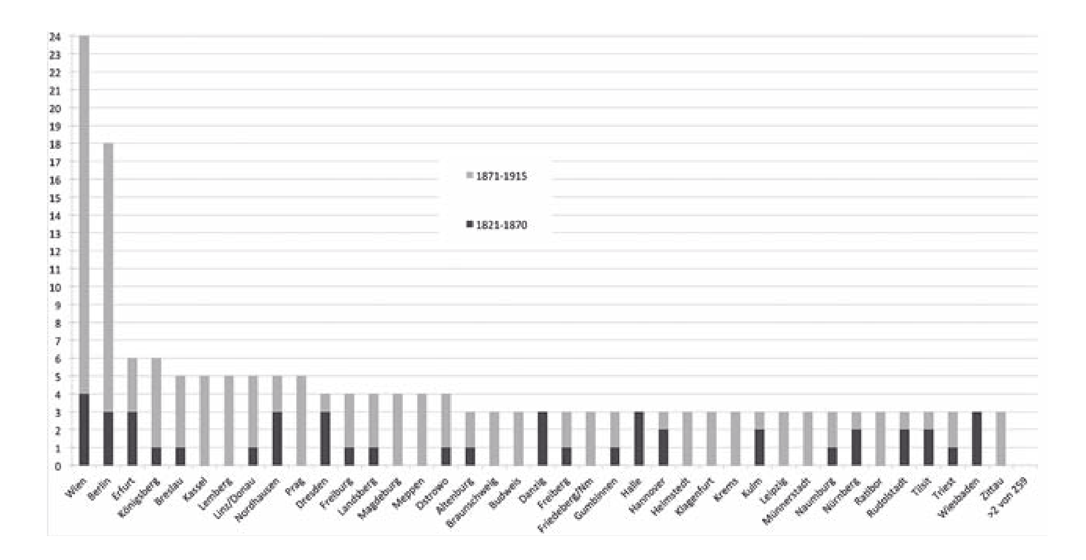


Abb. 10. Säulendiagramm: Ermittelte Programmabhandlungen zu Schiller pro Schulstandort (1821–1915) [> 2 Treffer/Standort von 255 Standorten].

men aus der Feder des Oberlehrers Franz Louis Klötzer,[121] zwei Beilagen aus Nordhausen verfasste der Realschullehrer Ludwig K.A. Brandt.[122]

Schlesien, die Rheinprovinz und Ostpreußen folgen mit 22 bzw. 21 und 12 Treffern, Schlesien und Ostpreußen noch dazu mit weiteren Spitzenreitern unter den Kommunen: die Universitätsstädte Breslau (5) und Königsberg (6), dazu Ratibor (3) bzw. Gumbinnen (3) und Tilsit (3).

121 Vgl. Franz Louis Klötzer, Schiller in seinen Beziehungen zur Musik, in: Jahres-Bericht des Gymnasiums zu Zittau, Zittau 1885; ders., Zu Schillers »Lied an die Freude«, ebd., 1894; ders., Die Musik in Schillers Musenalmanach, ebd., 1904. Klötzers Affinität zur Musik schlägt sich noch in einer weiteren, in der Datenbank der Schulprogramme nachgewiesenen Abhandlung über den Komponisten Heinrich Marschner (1906) nieder.

122 Vgl. Ludwig Karl August Brandt, Ein kritischer Beitrag zur Schiller'schen Tragödie »Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder«, in: Jahres-Bericht der Realschule zu Nordhausen, Nordhausen 1843; ders.: Maria Stuart, von v. Schiller. Ein Beitrag zur Behandlung eines dramatischen Stückes in der ersten Klasse einer höheren Lehranstalt, ebd., 1850. In der Datenbank ist ein weiterer Beitrag Brandts verzeichnet: ders., Über die Bedeutung unserer klassischen Nationalliteratur für die Realschulen, in: Jahres-Bericht des Realgymnasiums zu Erfurt, Erfurt 1865.

Auch in Königsberg und Ratibor beschäftigten sich Schulmänner in mehreren Abhandlungen mit Schiller. Der Rektor des Königlichen Wilhelms-Gymnasiums in Königsberg und Geheime Regierungsrat Emil Grosse gehört zu den produktivsten Programm-Autoren. Er untersuchte die Antike wie die Weimarer Klassik;[123] zu Schiller hat Grosse mehrere Lektürehilfen verfasst.[124] Der Gymnasialprofessor Maximilian Mühlenbach schrieb für zwei Jahresberichte des Gymnasiums in Ratibor wissenschaftliche Abhandlungen zum Autor.[125]

In Österreich-Ungarn ist Wien als regionalem Zentrum mit mehr als 20 Schiller-Abhandlungen nur das Kronland Böhmen nebengeordnet, dessen Höhere Lehranstalten 22 % der wissenschaftlichen Beilagen zu Schiller beisteuerten. Außer der intellektuellen Mitte des Landesteils Prag (5) akkumulieren sich hier aber die Einzelbeiträge zahlreicher Schulen. Mit elf Treffern folgt in größerem Abstand Galizien; die multiethnische Provinz sei deshalb angeführt, weil Lemberg mit ebenfalls fünf Abhandlungen zu den produktivsten Schulstandorten zum Thema Schiller gehört. Auch in Österreich-Ungarn treten einzelne Lehrer mit mehreren Aufsätzen auf.[126] Dies zeigt einmal mehr, dass sich so man-

123 Zu Schiller erschienen: Emil Friedrich Heinrich Grosse, Zur Erklärung von Schillers Gedichten »Das Ideal und das Leben« und »Würde der Frauen«, in: Jahres-Bericht über das Königliche Wilhelms-Gymnasium zu Königsberg/Pr, Königsberg 1889; ders., Übersicht über Lessings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene, ebd., 1895. Für Angaben zu den Verfassern von Programmabhandlungen vgl. das von Franz Kössler angelegte Personenlexikon von Lehrern des 19. Jahrhunderts, ebenfalls von der UB Gießen digital zugänglich gemacht unter: geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2008/6106/.

124 Vgl. Emil Grosse, Die Künstler von Schiller 1789. Erklärt von Emil Grosse, Berlin 1890; ders., Das Ideal und das Leben von Schiller. Zum Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. Emil Grosse, Berlin ²1908.

125 Vgl. Maximilian Mühlenbach, Über die dramatische Idee in Schillers Wilhelm Tell, in: Jahres-Bericht des Königlichen Evangelischen Gymnasiums zu Ratibor, Ratibor 1883; ders., Der Begriff des Glückes in Schillers Braut von Messina. Ein Beitrag zum deutschen Unterrichte im Obergymnasium, ebd., 1896.

126 Vgl. Anton Frank, Über Schillers Begriff des Sittlich-Schönen. Ein Beitrag zur Förderung der Lektüre des Dichters an unseren Gymnasien, in: Jahres-Bericht des Gymnasiums zu Reichenberg, Reichenberg (Böhmen) 1885; ders., Das Ideal und das Leben von Schiller. Versuch einer Erklärung des Gedichtes, ebd., 1890; Karl Furtmüller, Die Theorie des Epos bei den Brüdern Schlegel, den Klassikern und Wilhelm von Humboldt, in: Jahres-Bericht des k.k. Sophien-Gymnasiums zu Wien, Wien 1903; ders., Die Philosophie Schillers und der Deutschunterricht

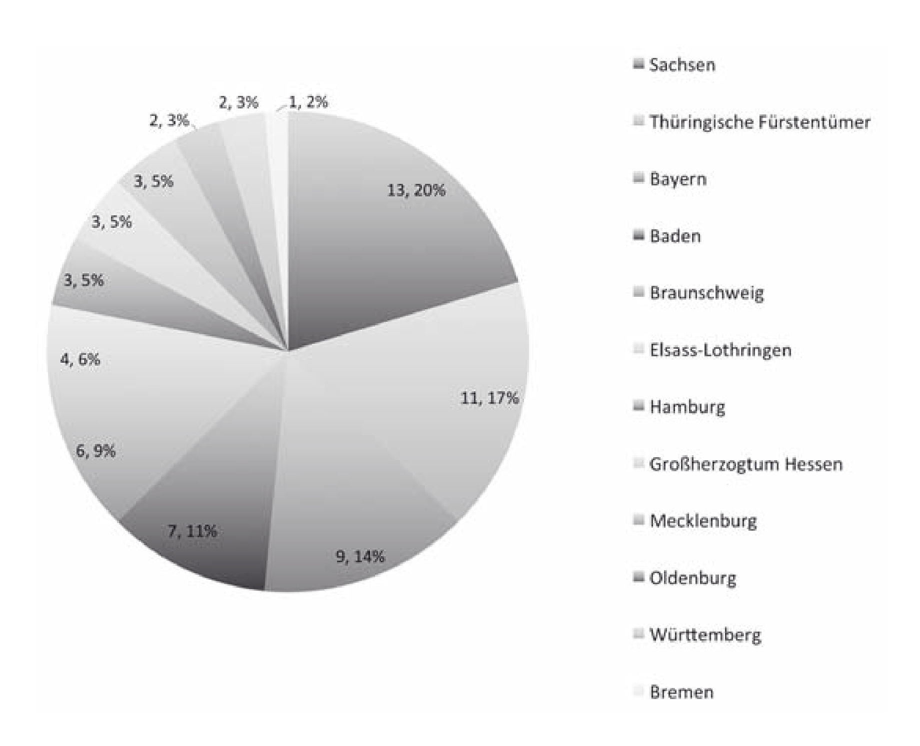


Abb. 11. Kreisdiagramm: Ermittelte Programmabhandlungen zu Schiller nach deutschem Bundesstaat (1871–1915).

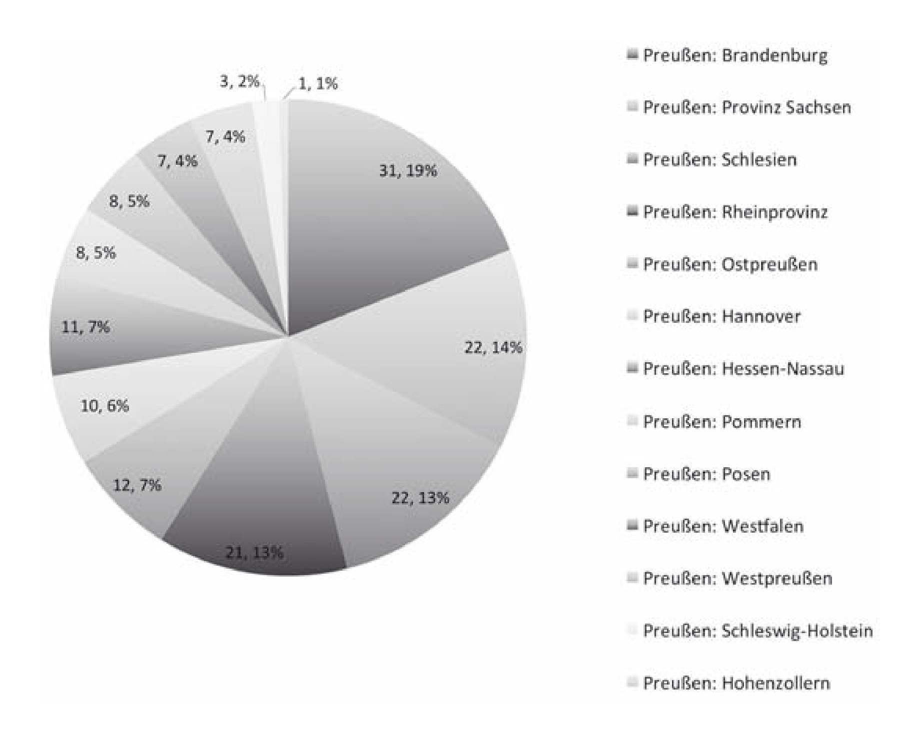


Abb. 12. Kreisdiagramm: Ermittelte Programmabhandlungen zu Schiller nach preußischer Provinz (1871–1915).

cher Schulmann dezidiert als Schiller-Philologe verstand und entsprechend betätigte.[127]

2. Inhaltlich-thematische Schwerpunkte der Programmabhandlungen zu Friedrich Schiller:

Eine bibliographische Erhebung ist nur der erste Schritt für tieferschürfende Forschungen zur Schiller-Rezeption im ›Kommunikations- und Handlungssystem Höhere Lehranstalten‹. Immerhin ist im Anschluss an Franco Moretti davon auszugehen, dass es sich bei den Titeln der Programmbeilagen um »codierte Mitteilungen« in der Konkurrenz um fachliches Prestige und öffentliche Aufmerksamkeit handelt, die den wissenschaftlichen Gehalt der Abhandlungen in Hinblick auf deren ›Warencharakter‹ pointieren.[128] Deshalb vermag die Auswertung der Beilagentitel durchaus erste Hinweise auf inhaltlich-thematische Schwerpunkte wie zum Beispiel das behandelte Werk oder das allgemeine Erkenntnisinteresse zu geben. So kann bereits einem kursorischen Überblick nicht entgehen: Von den Dramen, der Lyrik sowie den theoretischen und historischen Schriften über die Bearbeitungen und Übersetzungen bis hin zum Herausgeber und Briefeschreiber, schließlich Biographie und Wirkungsgeschichte – der ›gesamte Schiller‹ wurde von den Schulphilologen zum Thema gemacht.

Vergleicht man die Anzahl der erfassten Programmabhandlungen, zeigt sich allerdings, dass Schiller vor allem als Dramatiker wahrgenommen wurde. Von insgesamt 324 einem oder mehreren Werk-

in den Oberklassen des Gymnasiums, in: Jahres-Bericht des deutschen Staats-Obergymnasiums zu Kaaden a.d. Eger, Kaaden 1905; Hans Hörtnagl, Die Figur des Oktavio Piccolomini in Schillers Wallenstein, in: Jahres-Bericht des Gymnasiums zu Feldkirch, Feldkirch 1903; ders., Der Dichter im Ringen mit dem Stoffe. Dargestellt an Schillers Gedicht »Die Kraniche des Ibykus«, 2 Teile, in: Jahresbericht des k.k. Staats-Gymnasiums in Villach, Villach 1907/1910.

127 Die Spitze mit drei nachweisbaren Programmabhandlungen zu Schiller führt neben Boxberger der Gymnasialdirektor Hubert Beckhaus in Ostrowo/preußische Provinz Posen an: Shakespeares Macbeth und die Schillersche Bearbeitung, in: Schulnachrichten des Königlichen Gymnasiums zu Ostrowo, Ostrowo 1889; ders., Zu Schillers Jungfrau von Orleans, ebd., 1890; ders., Zu Schillers Wallenstein, ebd., 1892.

128 Vgl. Franco Moretti, Style Inc.: Überlegungen zu 7.000 Titeln (Britische Romane, 1740–1850), in: ders., Distant Reading, Paderborn 2016, S. 163–190, hier: S. 164 f.

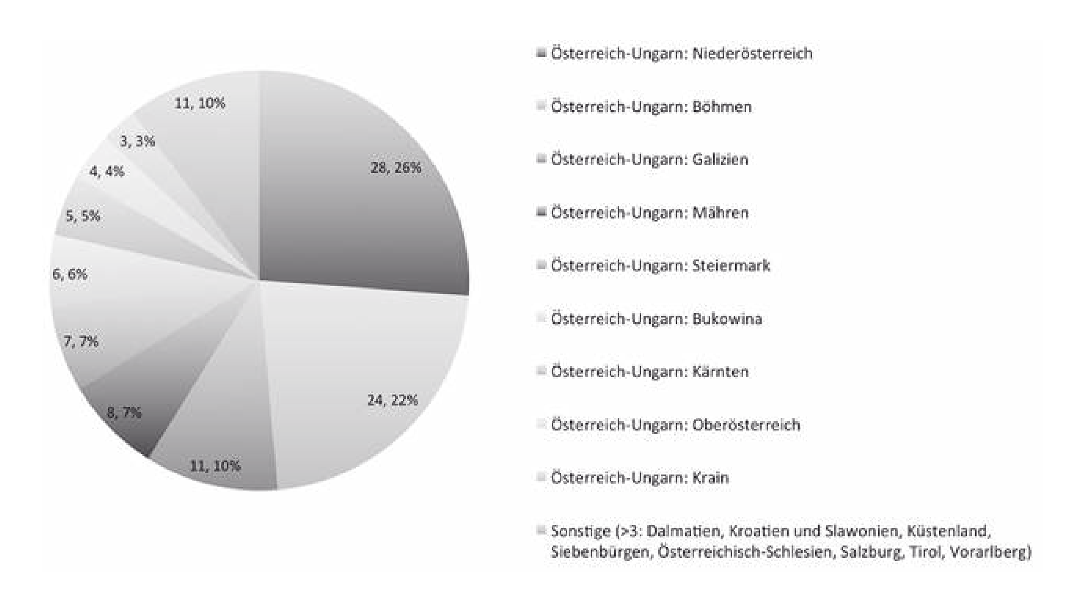


Abb. 13. Kreisdiagramm:
Ermittelte Programmabhandlungen zu Schiller
aus Kronländern Österreich-Ungarns (1868–1915).

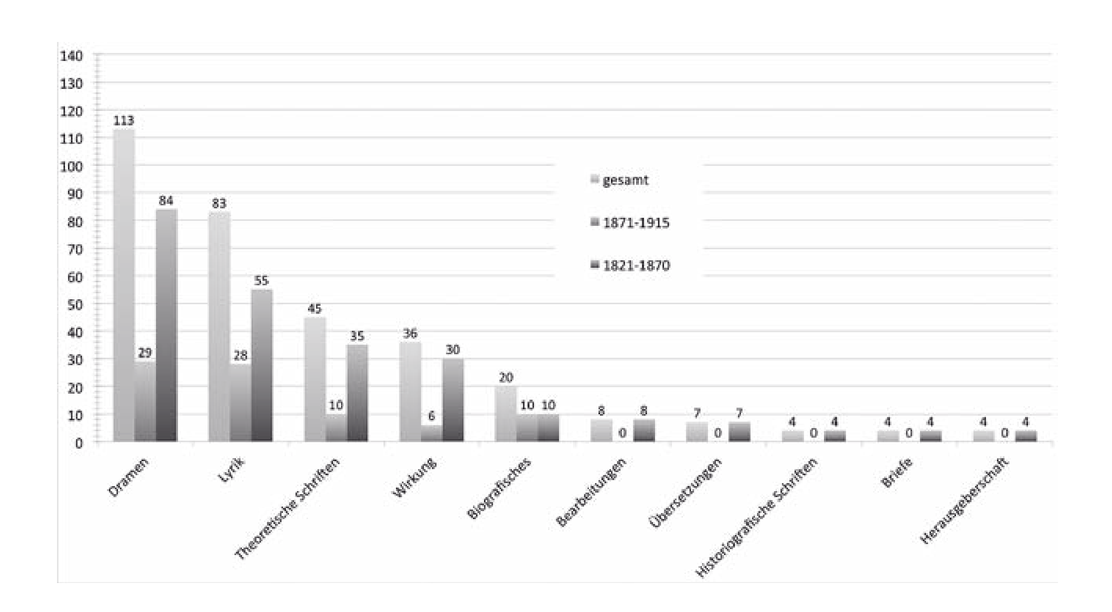


Abb. 14. Säulendiagramm:
Ermittelte Programmabhandlungen zu Schiller
nach behandeltem Werkkomplex.

komplexen zuweisbaren Beiträgen aus dem Gesamtzeitraum stehen 113 wissenschaftliche Beilagen mit mindestens teilweise dramenbezogenem Inhalt 83 Texten zu (Teil-)Themen aus der Lyrik gegenüber. Hatten sich bis 1870 beide Gattungen noch die Waage gehalten (29 : 28), öffnet sich nach der Reichsgründung eine deutliche Schere mit 35 % Abhandlungen zu den Dramen gegenüber 23 % zur Lyrik (84 : 55). An dritter Stelle der Themenverteilung folgen Schillers theoretische Schriften zu Ästhetik und Philosophie mit insgesamt 45 Aufsätzen, gefolgt von Beiträgen zur Wirkungsgeschichte und zur Biographie des Autors (36 : 20). Die weiteren Arbeiten Schillers werden erst nach 1871 zum Gegenstand: 8 Beilagen widmen sich Schillers Bearbeitungen von Shakespeares ›Macbeth‹, Goethes ›Egmont‹ und Gozzis ›Turandot‹; 7 Beilagen seinen Euripides- und Vergil-Übersetzungen; auf die historischen Schriften, Briefe und Herausgeberschaften (Musenalmanach, Memoirensammlung) entfallen je 4 Abhandlungen.

Betrachtet man das Textkorpus zu den Dramen genauer, so spiegelt es einen grundsätzlichen Trend zur fortschreitenden Spezialisierung der Schiller-Philologie wider, auf den bereits Oellers aufmerksam gemacht hat.[129] Während sich die Abhandlungen zur Lyrik größtenteils mit den bekanntesten Lesebuch-Gedichten Schillers beschäftigen, zeigt sich dieser Trend in bezug auf die Dramen darin, dass nach 1871 nicht nur Schillers Bearbeitungen anderer Autoren in den Fokus des wissenschaftlichen Interesses rücken, sondern auch die eher nebengeordneten kleineren Bühnenschriften (z. B. ›Die Huldigung der Künste‹) sowie die dramatischen Fragmente wie ›Die Malteser‹ oder der ›Demetrius‹, dem sich immerhin acht auf zwölf Beilagen verteilte Programmabhandlungen widmen.

Deutlicher Spitzenreiter unter den Dramen ist die ›Wallenstein‹-Trilogie mit 28 Treffern (6:22). Ob sich dies mit angeblichen nationalistischen Vereinnahmungsmöglichkeiten des Dramas erklären lässt, muss einer genaueren Quellenanalyse vorbehalten bleiben. Es findet sich jedenfalls kein Titel, der etwa auf das vielbemühte ›Reiterlied‹ aus ›Wallensteins Lager‹ hinweist, dessen enorme Popularität seit den Befreiungskriegen in nationalpatriotischen Anthologien nachgewiesen ist,[130]

129 Vgl. Oellers, Schiller – Zeitgenosse aller Epochen, Teil 2 (Anm. 8), S. XXIX–XXXII.

130 Vgl. Frevert, Ein Dichter für viele deutsche Nationen (Anm. 17), S. 59; bereits dies., Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001, S. 24; Brenner, Schillers politischer Nachruhm (Anm. 4), S. 146.

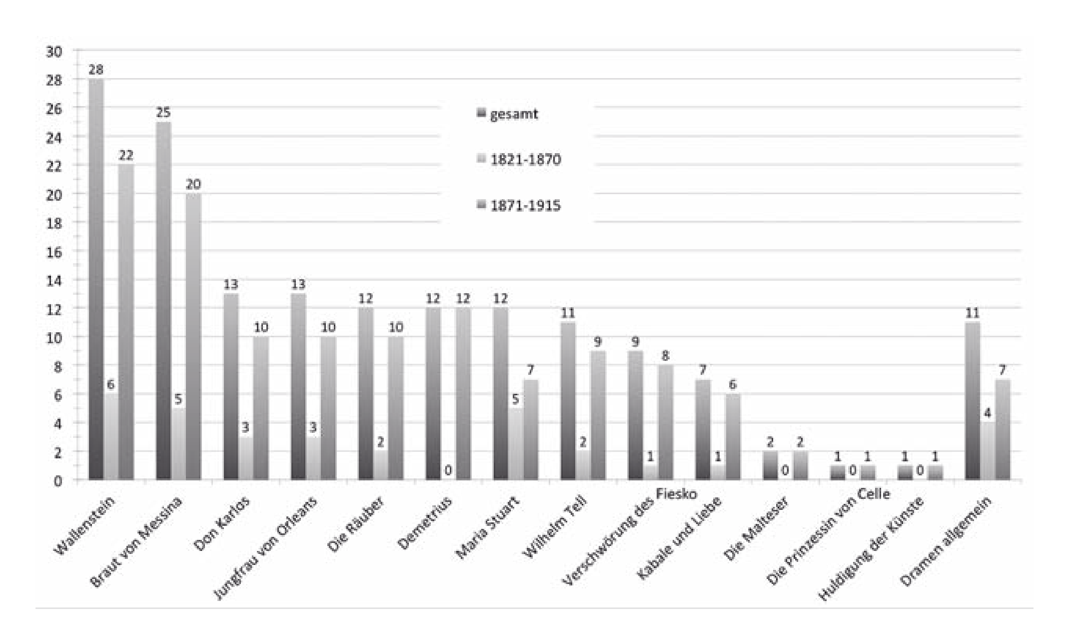


Abb. 15. Säulendiagramm: Behandelte Dramen Schillers.

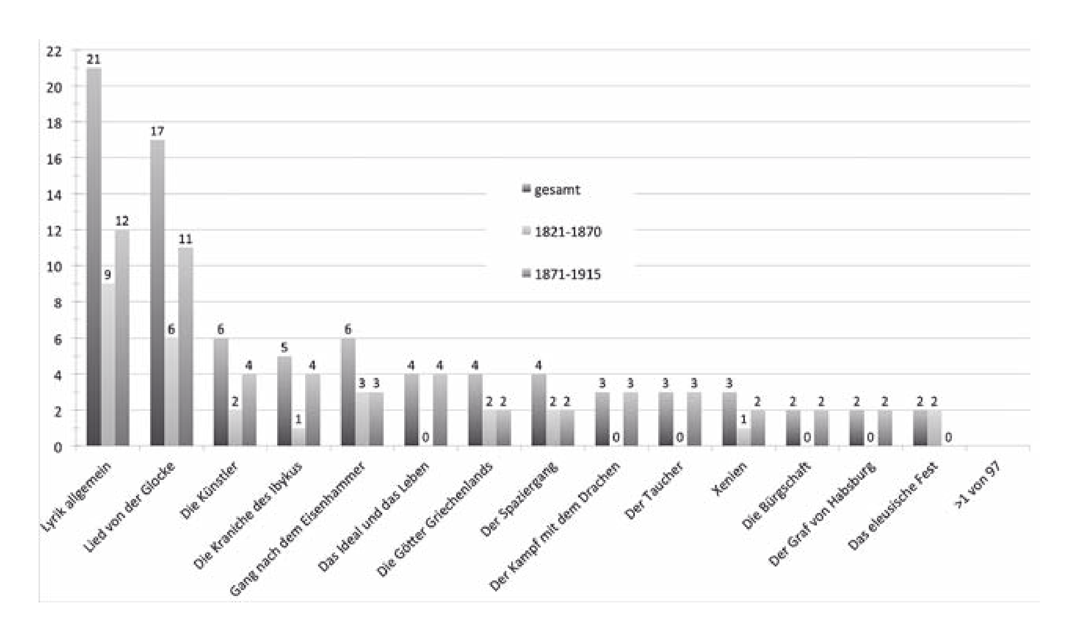


Abb. 16. Säulendiagramm: Behandelte Gedichte Schillers.

oder auf die Hauptfigur Wallenstein im Sinne eines »Subjektivitätsschemas« des erfolgreichen deutschen »militärischen und politischen Führers«.[131] Auch die zeitliche Verteilung lässt auf keine signifikanten Schwerpunktbildungen – etwa anlässlich des deutsch-französischen Kriegs – schließen. Stattdessen pflegen die Schulmänner offenbar im wesentlichen dramendidaktische und -theoretische Ansätze. Neben Überlegungen zur Behandlung des ›Wallenstein‹, der zum verpflichtenden Lektürekanon der Oberstufe gehörte, im Unterricht stehen Abhandlungen zu einer ganze Reihe von philologischen Problemkreisen: Im Fokus dreier Aufsätze steht die Position des Max Piccolomini innerhalb der Figurenkonstellation.[132] U.a. wird das Drama außerdem anhand von gattungsgeschichtlichen Merkmalen erläutert;[133] sowie auf geistesgeschichtliche Filiationen,[134] komparatistische Bezüge[135] und rezeptionsgeschichtliche Aspekte[136] untersucht. Die beiden anderen Dramen, die in der Forschungsliteratur als Beispiele für die politische Utilisierung Schillers angeführt werden, ›Die Jungfrau von Orleans‹ und ›Wilhelm Tell‹,[137] belegen den dritten (13 Titel) bzw. den fünften (11 Titel) Platz

131 Gerhard, Schiller als »Religion« (Anm. 2), S. 142.

132 Vgl. z.B. Hermann Friedrich Müller, Studien zu Schillers Wallenstein, I: Die Bedeutung des Gesprächs zwischen Wallenstein und Max. Wallensteins Tod II, 2, in: Jahres-Bericht des herzoglichen Gymnasiums zu Blankenburg, Blankenburg am Harz 1853.

133 Vgl. z.B. Franz Gustav Hann, Die Schicksalsidee in Schillers Wallenstein, in: Programm des Staats-Obergymnasiums zu Klagenfurt, Klagenfurt 1884; Franz Riedl, Schillers Wallenstein als tragischer Charakter, in: Jahres-Bericht der Oberrealschule zu Laibach, Laibach 1894.

134 Vgl. Stefan von Repta, Zu Schillers Wallenstein. Abrahams a S. Clara Antheil an der Kapuzinerpredigt in »Wallensteins Lager«, in: Programm des griechisch-orientalischen Ober-Gymnasiums in Suczawa, Czernowitz 1877.

135 Vgl. Eugen Feldtmeyer, Schillers Wallenstein und Shakespeare's Macbeth, in: Jahres-Bericht des Gymnasiums zu Krotoschin, Krotoschin 1865; Erich Meyer, Benjamin Constant's Wallstein. Ein Beitrag zur Geschichte der Wechselbeziehungen der deutschen und französischen Litteratur, in: Jahres-Bericht des Wilhelm-Ernst-Gymnasium zu Weimar, Weimar 1898.

136 Vgl. Johannes Imelmann, Herder und Schillers Wallenstein, in: Jahres-Bericht des Königlichen Joachimsthal-Gymnasiums zu Berlin, Berlin 1893.

137 Vgl. für die Zeit der Befreiungskriege Norbert Oellers, Schiller – Geschichte seiner Wirkung bis zu Goethes Tod 1805–1932, Bonn 1967 (= Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur 15), S. 298 f.; Gerhard, Schiller als »Religion« (Anm. 2), Kap. 5.

in der Rangfolge der Themen. Weder im einen wie im anderen Fall lassen die Beilagentitel auf nationale Deutungsmuster schließen. Am ›Tell‹ etwa werden – neben den genannten Ansätzen – u.a. Schillers historiographische Quellen erläutert und seine Sprachverwendung linguistisch untersucht; ganz auf der Höhe geistesgeschichtlicher Theoriebildung versucht man außerdem, die »Grundidee« des Dramas zu ermitteln; und natürlich werden auch didaktische Modelle diskutiert.[138]

Behauptungen der Forschung, Schillers dramatisches Frühwerk sei aufgrund von Qualitätsverdikten einiger bekannter zeitgenössischer Literaturhistoriker und -pädagogen von den Schulen ferngehalten worden,[139] lassen sich zumindest nicht für die Praxis der Programmabhandlungen bestätigen. Im Gegenteil: Themen zu ›Don Karlos‹ mit insgesamt dreizehn (Platz 3) und ›Die Räuber‹ mit zwölf (Platz 4) ermittelten Titeln wurden häufig als wissenschaftliche Lektüre geboten. Offenbleiben muss an dieser Stelle freilich, zu welcher Einschätzung der Dramen die Autoren kommen. Die Titel verweisen allerdings einmal mehr auf einen tendenziell philologischen Charakter der Ausführungen.

Aus heutiger Perspektive interessant mag schließlich erscheinen, dass ein Werk neben dem ›Wallenstein‹ mit 25 Abhandlungen (Platz 2) zahlenmäßig aus dem Textkorpus heraussticht, das als Bühnendrama bereits im 19. Jahrhundert kaum zur Geltung gekommen war und auch als Gegenstand der jüngeren Schiller-Forschung eine eher untergeordnete Rolle spielt:[140] ›Die Braut von Messina‹. Dies könnte vor allem damit zusammenhängen, dass sich die altsprachlich ausgebildeten Leh-

138 Vgl. z.B. Joachim Meyer, Schillers Wilhelm Tell auf seine Quellen zurückgeführt und sprachlich erläutert, in: Jahres-Bericht des Gymnasiums zu Nürnberg, Nürnberg 1840; Johannes J.T. Becker, Schillers Wilhelm Tell. Versuch einer methodischen Erklärung dieses Dramas in der Secunda des Gymnasiums, in: Jahres-Bericht des Pädagogiums zu Züllichau, Züllichau 1868; Tomasz Gawenda, Die Idee des Schiller'schen Dramas »Wilhelm Tell«, in: Programm des k.k. Franz-Joseph-Gymnasiums zu Drohobycz, Drohobycz 1880; Stephan Strigl, Wie weit weicht die Sprache Schillers »Wilhelm Tell« von der gegenwärtigen Schriftsprache ab?, in: Jahres-Bericht der Deutschen Landes-Oberrealschule in Brünn, Brünn 1906.

139 Vgl. Sperlich, »Bewundert viel und viel gescholten« (Anm. 20), S. 53.

140 Vgl. Schiller-Handbuch (Anm. 12), S. 201.

rer hier auf ihrem ureigenen Terrain sahen, hatte Schiller die Tragödie doch bekanntlich »nach der strengsten griechischen Form« konzipiert und sich dabei ausdrücklich auf Aischylos und Sophokles berufen,[141] wobei letzterer sich nach 1800 als wichtigster Schulautor durchzusetzen begann.[142] Dementsprechend drehen sich die ermittelten Programmabhandlungen in komparatistischer Perspektive hauptsächlich um Schillers Referenzautoren;[143] die antikisierende Bauform des Dramas, insbesondere Chor und Einheitenlehre;[144] sowie um die Deutung zentraler tragischer Kategorien wie Schicksal und Schuld.[145] Zu bedenken ist außerdem, dass deutschsprachige Literatur im unterrichtlichen Kontext häufig auch dazu verwendet wurde, die klassischen wie die modernen europäischen Sprachen und Literaturen zu lehren.[146] Bezeichnenderweise handelt es sich bei der ersten nachgewiesenen Programmabhandlung von 1821 um eine erläuterte Übersetzung des an römische Klagegesänge angelehnten und Bilder der griechischen Mythologie aufrufenden Schiller-Gedichts ›Nänie‹ ins Lateinische.[147]

141 Friedrich Schiller, Brief an Gottfried Körner vom 13. März 1801, in: Friedrich Schiller, Werke und Briefe in zwölf Bänden, Bd. 12: Briefe 2. 1795–1805, hrsg. von Norbert Oellers, Frankfurt am Main 2002, S. 570; vgl. Schiller-Handbuch (Anm. 12), S. 195.

142 Vgl. Stefan Kipf, Von Arrian bis Xenophon. Der griechische Lektüreplan der Berliner Gymnasien unter dem Einfluss des Neuhumanismus, in: Altertumswissenschaften in Berlin um 1800 (Anm. 68), S. 167–187, hier: S. 179.

143 Vgl. z. B. Gustav Kuhlmann, Zur Behandlung von Sophokles' König Oedipus, Shakespeares König Lear und Schillers Braut von Messina im Deutschunterricht, in: Jahresbericht über das Königliche Joachimsthalsche Gymnasium in Templin, Templin 1915.

144 Vgl. z. B. Ernst Bergmann, Die Verknüpfung der Handlung in Schillers Braut von Messina, in: Jahres-Bericht des Herzoglichen Neuen Gymnasiums zu Braunschweig, Braunschweig 1903.

145 Vgl. z. B. Julius Drenckmann, Schicksal und Schuld in Schillers »Braut von Messina«, in: Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Königsberg in der Neumark, Königsberg in der Neumark 1868.

146 Vgl. Oskar Nietzsche, Inwieweit läßt sich Schillers »Braut von Messina« für das Verständnis der antiken Tragödie nutzbar machen?, in: Programm des städtischen Gymnasiums zu Görlitz, Görlitz 1897.

147 Vgl. Wilhelm Zeiss, Schilleri carminis Naeniae versionem et explicationem, in: Jahresbericht über das Königliche Gymnasium zu Rinteln, Rinteln 1821.

VII. Ausblick: Friedrich Schiller im Deutschunterricht

Um zum Abschluss noch ein konkretes Beispiel für eine Programmabhandlung genauer vorzustellen, sei das wissenschaftliche »Gedenkblatt« des Kaiser Friedrich-Gymnasiums in Frankfurt a.M. zum Schiller-Jubiläum 1905 herangezogen. Der Text gibt ein gutes Beispiel für einen stark altphilologisch geprägten Zugang zu Schillers Werk. In der mehr als fünfzigseitigen Beilage unternimmt der Gymnasialprofessor Paul Primer nicht weniger als ›Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum‹ am Gesamtwerk aufzuweisen (vgl. Abb. 5). Primer, nach dem Studium der klassischen Philologie und Archäologie 1874 in Breslau mit einer Arbeit über den ›Amor und Psyche‹-Stoff nach Apuleius promoviert[148] und seit 1891 als Oberlehrer am Frankfurter Gymnasium tätig, hat sich als Autor von Programmabhandlungen vor allem zu Goethe hervorgetan.[149] Den Schulnachrichten (vgl. Abb. 3 und 4) lässt sich entnehmen, dass Primer im Schuljahr 1904/05 als Ordinarius (Klassenlehrer) in der Obersekunda (11. Klasse) Griechisch und Latein unterrichtete. Für Deutsch war er – neben Griechisch – in der Unterprima (12. Klasse) zuständig. Man muss sich vergegenwärtigen, dass am Humanistischen Gymnasium Deutsch mit 3 Wochenstunden gegenüber Latein (7 WS) und Griechisch (6 WS) nur ein Nebenfach darstellte. Andererseits stand die Aufsatzlehre fächerübergreifend im Zentrum neuhumanistisch fundierter Didaktik, was insgesamt eine quantitative Aufwertung von Themenstellungen aus der deutschen Literatur begünstigte. Primer behandelte ›Die Braut von Messina‹ und den ›Demetrius‹; entsprechend findet sich unter den Themen für die in Unterprima zu verfassenden deutschen Aufsätze die Fragestellung: »Wie urteilt Schiller in seiner Braut von Messina über Frieden und Krieg?« Den die Jahrgangsstufe abschließenden Klassenaufsatz ließ Primer zum Thema: »Welche dramatischen Schönheiten finden sich in Schillers Fragment Demetrius?« schreiben.

148 Vgl. Paul Primer, De Cupidine et Psyche, Diss. Breslau 1875.

149 Auch über Goethes Verhältnis zum klassischen Altertum liegt eine Programmabhandlung Primers vor (Jahresbericht für 1911). Weitere Angaben zur Person in Kösslers Personenverzeichnis unter: geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2008/6121/pdf/Koessler-Paalhorn-Pyrkosch.pdf (30.04.2016).

Das Thema seines Jubiläumsaufsatzes hängt also eng mit dem Unterrichtsstoff des zu Ende gegangenen Schuljahres zusammen. Primers Ausführungen geben eine Vorstellung davon, was unter »dramatischen Schönheiten« zu verstehen war, nämlich Schillers vermeintliche oder tatsächliche Anlehnungen an das griechische Drama.

Primer bietet das einschlägige Methodenarsenal der deutschen Philologie auf, um den wegweisenden Stellenwert der Rezeption der klassischen Stoffe und Poetiken für Schillers Werkbiographie zu belegen, den Autor als »das unzerreißbare Band, das Deutschland mit dem Altertum verknüpft«, herauszustellen und damit nicht zuletzt ein Plädoyer für die Relevanz der humanistischen Kernfächer zu lancieren:[150] Im Geiste der biographisch-positivistischen Methode der Scherer-Schule werden aus Quellen zum Dichterleben und zeitgenössischem Lehrmaterial Schillers Fremdsprachenerwerb und Klassikerlektüre in Schule und Selbststudium rekonstruiert. Insbesondere die Plutarch-Lektüre findet sich als literarisches Schlüsselerlebnis des jungen Schiller hervorgehoben. Dann belegt Primer anhand der Briefe und theoretischen Schriften, wie sich Schiller als Leser, Übersetzer und Autor konstant an der klassischen Literatur und Poetik abgearbeitet hat. Damit ist im Schererschen Dreischritt[151] die biographische Argumentationsgrundlage geschaffen, um wesentliche poetologische ›Grundideen‹ der Dramen aus Schillers Klassikerlektüre heraus erklären zu können. Hinzu kommt die akribische, die enorme Belesenheit des Verfassers bezeugende Durchforstung von Schillers Dramen, auch der Lyrik, nach Parallelstellen und intertextuellen Verweisen, offenen und verdeckten Zitaten, szenischen, motivischen, mithin stilistischen Adaptionen. Dies in differenzierter Auseinandersetzung u.a. mit den oben genannten

150 Paul Primer, Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum. Ein Gedenkblatt zu Schillers hundertstem Todestage, in: Jahresbericht des Königlichen Kaiser-Friedrich-Gymnasiums zu Frankfurt a.M., Frankfurt am Main 1905, S. 53; dort weiter: »Wir können Schiller, den Liebling des Volkes, nicht schöner ehren, und den Dank, den wir ihm schulden, nicht schöner betätigen, als wenn wir an dem klassischen Altertum festhalten, als dem erquickenden Quell, aus dem Schiller zu schöpfen nicht müde wurde.«

151 Zu Wilhelm Scherers Formel der positivistischen Biographik ›Ererbtes – Erlerntes – Erlebtes‹ vgl. nach wie vor lesenswert Werner Marholz, Literargeschichte und Literarwissenschaft, 2., erweiterte Auflage, Leipzig 1932, Kap. 2.

kritischen Schiller-Editionen Boxbergers. Auf diese Weise bietet die Abhandlung ein Lehrstück aus dem Spezialdiskurs positivistischer Literaturwissenschaft, das Primer als Philologen auf der Höhe zeitgenössischer Methodologie ausweist. In Hinsicht auf Schillers ›Demetrius‹ kommt Primer zum Ergebnis:

> In Schillers letztem Drama, dem Demetrius (1805), der, trotzdem er unvollendet ist, doch an dramatischer Kraft die anderen Dramen überragt und nach Form und Inhalt von Vielen für das beste gehalten wird, was Schiller geschaffen hat, erkennen wir deutlich das Festhalten an der den griechischen Tragikern abgelauschten Art, den Stoff aufzubauen, die Handlung aus den Charakteren zu entwickeln und das Schicksal eingreifen zu lassen. Aber auch hier steht Schiller auf eigenen Füßen. Denn […] der Held […] gerät […] durch eigene Schuld in die Lage, die seinen Tod herbeiführt.[152]

Es ist klar, dass mit der bibliographischen Erfassung und statistischen Erstauswertung der Programmabhandlungen zu Friedrich Schiller nur ein initialer Schritt hin zu einer vertieften Auseinandersetzung mit seiner Rezeption an den Höheren Lehranstalten des 19. Jahrhunderts gegangen ist. Gleichwohl sollte deutlich geworden sein, dass diesem Schritt eine entscheidende Geltung zukommt, wenn man sich mit dem für Fragen nach der Stiftung eines nationalen ›Klassikerkanons‹ und weiteren wissensbasierten Anstrengungen zu kollektiver Identitätsbildung immens wichtigen Bereich von Schillers Wirkungsgeschichte beschäftigen möchte. Er ist Voraussetzung für die Kenntnisnahme einer schulspezifischen Textsorte, die wie keine andere Einblick in das ›Kommunikations- und Handlungssystem Schule‹ sowie in Trends und Praktiken der schulischen Tradierung von kulturellem Wissen im 19. Jahrhundert gewährt. Wie gezeigt, bringt bereits die Erhebung der bibliographischen Rohdaten eine ganze Reihe von Einsichten und begründbaren Vermutungen mit sich. Evidenz und weiterführende Erkenntnisse kann selbstverständlich nur die genaue Sichtung des Textkorpus bringen.

Die Programmabhandlungen sind innerhalb eines Komplexes aus verschieden gearteten kommunikativen Handlungen zu verstehen, die

152 Primer, Schillers Verhältnis zum klassischen Altertum (Anm. 150), S. 13.

ein Dispositiv der Wissensvermittlung formieren. Die Schulprogramme ermöglichen die genaue Beschreibung dieses Dispositivs, in dem sie anhand der Beilagen eine Rekonstruktion der zu kommunizierenden wissenschaftlichen Spezialdiskurse erlauben, durch die ›allgemeine Lehrverfassung‹ die diskursiven Praktiken zur Weitergabe von Wissen aufzeigen und in den Prüfungsthemen die Zielvorstellungen der Verständnissicherung anlegen. Folglich versprechen diese Informationen ein recht genaues Bild von philologisch-didaktischer Art und wissenschaftlich-weltanschaulicher Ausrichtung der Schiller-Rezeption an den Höheren Lehranstalten des Kaiserreichs zu geben. In diese Richtung läuft das Gießener Projekt weiter.[153]

153 Für eine erste Probebohrung zu den Methoden der Literaturvermittlung im Zusammenhang mit Schiller vgl. Norman Ächtler, Ästhetische Prämissen, methodische Ansätze und weltanschauliche Rahmungen der Dramendidaktik im Kaiserreich am Beispiel Friedrich Schiller, in: Das Potenzial der Fachgeschichte, hrsg. von Christian Dawidowski und Nadine J. Schmidt, Frankfurt am Main (erscheint Anfang 2017).

Freies Deutsches Hochstift

Aus den Sammlungen
Jahresbericht 2015

Inhalt

Aus den Sammlungen

Sulamith und Maria – Italia und Germania – Die Freundschaft.
Ein Stich von Nikolaus Hoff nach Johann Friedrich Overbeck 349

Jahresbericht 2015

Bildung und Vermittlung 357
Ausstellungen 357
Veranstaltungen 370
Museumspädagogik 376

Deutsches Romantik-Museum 379
Brentano-Haus Oestrich-Winkel 381

Forschung und Erschließung 383
Editionen und Forschungsprojekte 383
Frankfurter Brentano-Ausgabe. 383
Kritische Hofmannsthal-Ausgabe 387
›Faust‹-Edition 390
Diachronic Markup-Projekt 391
Propyläen. Forschungsplattform zu Goethes Biographica 392
Lehre und Vorträge 393
Publikationen 395

Erwerbungen 399
Kunstsammlungen 399
Handschriften 403
Bibliothek 412

Verwaltungsbericht 438
Mitgliederversammlung 438
Verwaltungsausschuss 438
Wissenschaftlicher Beirat 440
Mitarbeiter 440

Dank 444

Adressen der Verfasser 445

Aus den Sammlungen

Sulamith und Maria – Italia und Germania – Die Freundschaft

Ein Stich von Nikolaus Hoff nach Johann Friedrich Overbeck

Friedrich Overbecks ›Italia und Germania‹ birgt in sich die Frühgeschichte der Nazarener, erzählt von der Freundschaft zweier junger Männer und dem Versuch, Kunst und Leben untrennbar miteinander zu verbinden. Es versammelt einen Katalog von Künstleridealen des frühen 19. Jahrhunderts, ist Bestandteil eines künstlerischen Dialoges auf verschiedenen medialen Ebenen, Inbegriff des romantischen Freundschaftsbildes und ein Nachruf.

Als Ölgemälde führte Overbeck seine Bildidee erst 1828 aus (Abb. 1), eine große, detaillierte Graphitzeichnung entstand jedoch bereits 1811 und auch zu dieser gibt es zahlreiche Vor- und Detailstudien.[1] Eine zeitgenössische Kopie des Gemäldes, die lange als eigenhändig galt, befindet sich heute in Dresden,[2] die druckgraphischen Reproduktionen sind zahllos. 1830 schuf Nikolaus Hoff (1798–1873) die erste Lithographie nach Overbecks Freundschaftsbild. Sie sollte der Ausgangspunkt einer weiten Verbreitung und einer großen Bekanntheit des Bildes werden. Eine dieser Arbeiten hat das Freie Deutsche Hochstift im Dezember 2015 erworben (Abb. 2).[3]

Das Blatt zeigt zwei junge Frauen, die, einander zugewandt, in der vordersten Bildebene auf einem Mäuerchen sitzen. Ihr gemeinsamer Umriss füllt als pyramidale Form den Großteil der Bildfläche. Doch trotz ihrer Position direkt am Bildrand bleiben sie dem Betrachter fern. Ihre innige Verbundenheit absorbiert sie von der Umgebung und trennt sie von jedem Dritten. Die Mädchen

1 Einen Überblick über die einzelnen Entwürfe, Detailstudien, über Werkgenese und -prozess gibt: Johann Friedrich Overbeck. Italia und Germania. Ausstellungskatalog Staatliche Graphische Sammlung München, hrsg. von der Kulturstiftung der Länder, Berlin 2002 (= Patrimonia, 224), bes. S. 58 f. Im folgenden abgekürzt als *Kat. München 2002*.

2 Sie wird heute Theodor Rehbenitz zugeschrieben, datiert von 1835 und hängt in der Gemäldegalerie der Staatlichen Kunstsammlungen in Dresden.

3 Nikolaus Hoff (1798–1873), nach Johann Friedrich Overbeck, Italia und Germania, 1830, Lithographie, 438 × 480 mm; Inv.-Nr. III–15874.

© 2016 Mareike Hennig, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-012 | CC BY-NC-SA 4.0



Abb. 1. Johann Friedrich Overbeck, Italia und Germania (Gemälde, Neue Pinakothek München; Foto: © Blauel Gnamm – Artothek).

haben die Gesichter aneinander gelehnt, die Hände verschlungen und berühren sich über die ganze Fläche der einander zugewandten Seiten. Der Stoff ihrer Röcke und Tücher umhüllt sie als Gesamtform, und die einzige Stelle, die einen Durchblick zwischen den Köpfen gewährt, lässt nur Raum für die Worte, die aus dem zum Sprechen geöffneten Mund des rechten Mädchens zu ihrer lauschenden Freundin gehen und so die Verbindung über das Taktile hinaus auch mittels der Sprache festigen.

Beide Frauen tragen Renaissancegewänder und sind mit Kränzen geschmückt. Die Darstellung betont die Nähe der Mädchen zueinander, doch stehen die beiden zugleich in einem gegensätzlichen Verhältnis: Der Dunkelhaarigen sitzt die Blonde zur Seite, dem Lorbeerkranz entspricht der Myrtenkranz, dem Schweigen das Sprechen, das einfachere Gewand dem kostbarer gearbeiteten.



Abb. 2. Johann Friedrich Overbeck, Italia und Germania, Lithographie von Nicolaus Hoff (Foto: David Hall).

Diese Polarität reicht bis in die Landschaft hinein, die die Mädchen hinterfängt: Links liegt ein einfacher, kubisch gebauter Hof vor Wäldern, Bergen und einem Kastell an einer Küste, rechts umschließt eine Mauer ein Städtchen mit gotischem Dom. Overbeck führte Sehnsüchte zusammen: Italien und Deutschland, Landschaft und Stadt, zwei Frauentypen und – so wird die Geschichte des Bildes zeigen – über das unmittelbar Sichtbare hinaus, auch Dürer und Raffael, das Alte und das Neue Testament, Gotik und Renaissance. Das Eigene an Overbecks Komposition ist, dass diese Ideale einander nicht ausschließen: Sie schließen sich vielmehr durch Freundschaft zusammen.

Die lange Zeitspanne zwischen den ersten Gedanken zum Bildthema, die bis ins Jahr 1808 zurückgehen, und der Ausführung in Öl, zwanzig Jahre später, ist zugleich die Spanne zwischen Aufbruch und Etablierung der Nazarener.

Johann Friedrich Overbeck (1789–1869), Sohn eines Lübecker Pastors, lernte 1806 an der Wiener Kunstakademie den verwaisten Frankfurter Malersohn Franz Pforr (1789–1812) kennen. Bald schon verband beide sowohl eine tiefe Freundschaft, als auch eine tiefe Abneigung gegen die Methoden, Ideale und das Künstlerbild, wie sie an der Akademie vorherrschten. Die angestrebte technische Virtuosität schien ihnen frivol, die Inhalte banal, der Geist verdorben. 1808 gründeten Overbeck und Pforr gemeinsam mit vier Kommilitonen den »Lukasbund«, eine Vereinigung, deren künstlerisches Ideal bei Dürer und Raffael angesiedelt, und dessen Haltung von christlich-moralischen Prinzipien bestimmt war. Die Leitfiguren Dürer und Raffael und das Ideal einer innigen Freundschaft zwischen den Künstlern hatten ihr Vorbild in Ludwig Tiecks Roman ›Franz Sternbalds Wanderungen‹, der die Lebenswege zahlreicher Künstler um 1800 tief beeinflusste.[4] Eine so ernst gemeinte Abkehr von der herrschenden Kunstauffassung konnte konsequenterweise nur mit einer radikalen Änderung des Lebens einhergehen. 1810 verließen die Lukasbrüder Wien und zogen nach Rom, wo sie sich in dem aufgelassenen Kloster San Isidoro niederließen. Stille, Versenkung, Konzentration und gemeinsames Arbeiten – Zeichnen ebenso wie Lesen – waren hier möglich. Die »Nazarener«, wie sie von anderen Künstlern in Rom bald spöttisch genannt wurden, zogen sich aus dem lebendigen Treiben der Deutschen Künstlerkolonie in Rom jedoch keinesfalls zurück. Es gab vielfältige enge und lose Beziehungen, und die Aktzeichenkurse etwa, die die Gruppe veranstaltete, wurden auch von anderen Künstlern gern besucht. Die Nazarener waren ein fester Bestandteil der römischen Künstlergesellschaft, erhielten große Aufträge und gelten heute als eine der wichtigsten Bewegungen der Kunst des frühen 19. Jahrhunderts.

Overbeck und Pforr waren die bestimmenden Persönlichkeiten der Anfangsjahre. In Briefen und Tagebuchaufzeichnungen ist viel von den intensiven Gesprächen die Rede, die sie über ihre Idealvorstellungen von Kunst und Leben führten. Die Freundschaft als Basis für beides taucht bei Pforr bereits 1808 in einer Bleistiftzeichnung und dann als Radierung auf. Auch hier stellen bereits zwei bekränzte, eng beinander sitzende Frauengestalten, den innigen Bund vor. Umgeben sind diese aber noch von zahlreichen emblematischen Verweisen auf die neugegründete Bruderschaft der Lukasbrüder.[5] Dieses Blatt ist der Ausgangspunkt einer jahrelangen Beschäftigung mit dem Motiv. Hinzu

4 Das Buch erschien 1798 und über besonders auf die deutschen Künstler in Italien jahrzehntelang großen Reiz und enormen Einfluss aus.

5 In den nahezu abstrakten Raum brachte Pforr Verweise auf Dürers ›Melancholia I‹ und christliche Bruderschaften ein, Symbole für Treue und Offenheit, aber auch den Hinweis auf einen dritten Freund im Bund, den Frankfurter Johann David Passavant.

kommt der Rekurs auf die beiden Frauengestalten Sulamith und Maria, die Overbeck in die 1809 entstandene große Vorzeichnung zum ›Einzug Christi in Jerusalem‹ einfügte. Bei der gemeinsamen Betrachtung jener Zeichnung wählten sich Pforr und Overbeck je eins der Mädchen als »ideale Bräute« und statteten sie – im Gespräch und später in Gedichten und Erzählungen – mit bestimmten Persönlichkeiten und Hintergründen aus. Overbecks Sulamith verweist auf das Hohelied Salomons im Alten Testament, in dem die Schönheit der Welt, die Liebe und die Geselligkeit gefeiert werden. Pforrs Maria verweist auf die Gottesmutter des Neuen Testaments, auf Bescheidenheit, stille Einkehr und Zurückgezogenheit. Der Bezug auf die christliche Religion ließ also Spielraum für individuelle Weltbilder.

Die Beschäftigung mit den beiden Mädchengestalten wurde zu einem kontinuierlichen Thema zwischen Pforr und Overbeck. Schon 1810 beschlossen sie, dass jeder dem anderen ein Bild malen sollte, in dem die beiden Mädchen den Charakter der jedem eigentümlichen Kunstweise zur Erscheinung bringen solle. Pforr konzipierte sein Gemälde wie ein Altärchen. In einer Rahmenkonstruktion sitzt links Sulamith als junge Mutter auf einer Rasenbank. Hinter ihr betritt ein junger Mann den umschlossenen Garten, über dessen Mauer der Blick in eine südliche Küstenlandschaft geht. Rechts liest Maria in einer altdeutschen Stube mit Alkoven, Butzenscheiben und Kätzchen. Bekrönt und zusammengeführt werden die beiden Szenarien durch Zwickel mit Blumenkränzen, Vögeln und der Figur des Hl. Lukas als Patron der Künstlergruppe. Das Bildprogramm ist komplex und detailliert ausgeführt. Pforr verband christliche Ikonographie mit Landschafts- und Interieurmalerei, zitierte Raffael und Dürer und damit Italien und Deutschland und legte mit der Form des kleinen Diptychons die Heiligung des gewöhnlichen Lebens nahe.

Zugleich verfasste Pforr einen legendenartigen Text, ›Das Buch Sulamith und Maria‹, den er seinem Freund 1811 zum Geschenk machte. In zehn Kapiteln erzählt er die Geschichte zweier Schwestern, die in ihrer Kindheit getrennt werden und sich unterschiedlich entwickeln, dabei einander jedoch liebevoll zugetan bleiben. Sie treffen im Vaterhaus auf zwei junge wandernde Malergesellen mit Namen Albrecht (Pforr nannte sich nach seinem Vorbild und seiner Heimatstadt Albrecht Mainstädter) und Johannes (Overbecks zweiter Vorname) mit denen sie sich vermählen. Pforr begleitet die Figuren eine Weile auf ihrem Lebensweg, nutzt dabei eine altdeutsch gefärbte Sprache und Anleihen an die biblische Geschichte. Wie in dem kleinteilig ausgeführten Bild entwirft Pforr auch in seinem Text eine mit Liebe zum Detail ausgeführte Welt, eine ideale Welt für sich und seinen Freund Overbeck. Dass Pforr den fließenden Übergang zwischen den Künsten ebenso ernst nahm wie den zwischen Kunst und Leben, zeigt sich auch darin, dass im folgenden weitere Zeichnungen zu der Legende entstanden und sich die Freunde immer wieder intensiv mit der Erzählung auseinandersetzten.

Overbeck antwortete mit einem Karton. Großformatig, nahsichtig, konzentriert auf zwei Figuren, verlegte er das erzählerische Element nicht in die Ausgestaltung des Raumes, sondern in die Beziehung der Figuren zueinander. Über mehrere Detailstudien entstand 1812 ein großer Gesamtentwurf für ›Sulamith und Maria‹, gefertigt mit Kohle und Kreide auf sechs zusammengefügten Blättern in der beachtlichen Größe von 917×1022 mm (Abb. 3).[6] Mit den innig, eng beieinander sitzenden Mädchen, bekränzt und einander die Hände haltend, griff er auf Pforrs ›Allegorie der Freundschaft‹ von 1808 zurück, setzte diese aber in einen völlig anderen Raum und änderte auch die Dynamik der Gruppe: Bei ihm ist es die blonde Maria, die der dunklen Sulamith Trost zuspricht. Auch am Werkprozess waren die Freunde gemeinsam beteiligt. So notierte Overbeck am 19. September 1811 in seinem Tagebuch: »Schöne Stunde mit Pforr – in meiner Celle – vor dem Carton von Maria und Sulamith.«[7] Den großen Entwurf begann Overbeck früh im Jahr 1812 und sicher hatte er vor, diesem eine ausgeführte, ebenso große Zeichnung, vielleicht auch ein Gemälde folgen zu lassen.

Am 26. Juni 1812 starb Franz Pforr mit gerade einmal 23 Jahren an Tuberkulose. Sein Tod beendete die erste Phase der Bewegung der Nazarener. Overbeck stellte die Arbeit am Karton ein. Mit Blick auf Pforrs Tod und seine Krankheit wird verständlich, warum Overbecks Sulamith Trost von Pforrs Maria benötigte. Und mit Blick auf die dichte Verwobenheit von Leben und Kunst, auf das Malen als gemeinschaftlichen Akt, der im Sinne romantischer Sympoesie nicht allein das Verfertigen des Bildes, sondern ebenso sehr das Gespräch darüber brauchte, wird verständlich, warum Overbeck den großen Karton beiseite legte.

Zwei Jahre später, 1815, erhielt Overbeck einen Auftrag des Frankfurter Verlegers und Kunsthändlers Friedrich Wenner (1772–1835). Dieser wünschte sich eine Ausführung der großen Zeichnung in Öl. Overbeck griff die Arbeit wieder auf, verändert aber die Darstellung. Ein ähnlich großer, doch deutlich bildhafter ausgeführter Karton, ganz als autonome Zeichnung zu verstehen, entstand.[8] Erst hier formulierte Overbeck den Hintergrund genauer aus und setzte – wie Pforr im Altärchen – eine italienische gegen eine mittelalterlich-deutsche Landschaft. Aus den Bräuten wurden so die Personifikationen von Italia und Germania. Die Ausführung in Öl, die Wenner bei Overbeck in Bestellung gegeben hatte, wurde erst 1828 fertiggestellt. In der Zwischenzeit war Overbeck an großen Freskenprojekten beteiligt, die die Nazarener in der Casa

6 Der Karton befindet sich heute in den Lübecker Museen – Museum Behnhaus Drägerhaus.

7 Zitiert nach Kat. München 2002, S. 59.

8 Heute Staatliche Graphische Sammlung München.



Abb. 3. Johann Friedrich Overbeck, Gesamtentwurf für ›Sulamith und Maria‹, Kohle und Kreide auf sechs zusammengefügten Blättern, 1812 (Lübecker Museen – Museum Behnhaus Drägerhaus).

Bartholdy (1816–1817) und im Casino Massimo (1817–1827) ausführten. Aus der belächelten Gruppe radikaler junger Männer war eine der erfolgreichsten Künstlergruppen Roms geworden. Das Ölbild, das 1828 aus Rom kam, hatte sich noch einmal verändert. Es verzichtete auf die enge Rahmung der Mädchen durch den Torbogen und ließ damit die Landschaft zu einem deutlich dominanteren Element werden. Overbeck selbst schlug vor, das Gemälde nicht mehr »Italia und Germania« sondern »schlichtweg die Freundschaft« zu nennen.[9]

9 Friedrich Overbeck, Brief an Friedrich Wenner vom 31. Januar 1829, zitiert nach Friedrich Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1862, S. 20.

In Pforrs Geburtsstadt hatte das Gemälde großen Erfolg. 1830 entstand hier in Frankfurt die erste druckgraphische Reproduktion von ›Italia und Germania‹. Sie war vom Frankfurter Kunstverein als Gabe für die Mitglieder in Auftrag gegeben und verteilt worden. Mit dieser Lithographie, angefertigt von Nicolaus Hoff etwa in halber Größe des Originals, erlangte das Freundschaftsbild weit über die Stadt hinaus große Verbreitung und wurde deutschlandweit bekannt.[10]

Wenner verkaufte das Bild 1833 an Ludwig I. von Bayern, heute hängt es in der Neuen Pinakothek in München. Frankfurt versuchte vergeblich, Friedrich Overbeck als Direktor des Städelschen Kunstinstitut nach Deutschland zurückzuholen. Er blieb bis zum Ende seines Lebens 1869 in Rom.

Mareike Hennig

10 Vgl. Michael Thimann, Frankfurt am Main, die »heimliche Hauptstadt« der Nazarener, in: Ausst. Kat. Romantik im Rhein-Main-Gebiet. Museum Giersch Frankfurt, Petersberg 2015, S. 217–223, hier: S. 218.

Jahresbericht 2015

Bildung und Vermittlung

Ausstellungen

Goethe und Rembrandt der Denker
Radierungen Rembrandts aus Goethes Sammlung

Die Ausstellung »Goethe und Rembrandt der Denker. Radierungen Rembrandts aus Goethes Sammlung«, war noch bis zum 8. März 2015 im Arkadensaal zu sehen. Kuratiert von Petra Maisak und Nina Sonntag, widmete sich die Ausstellung speziell dem Blick Goethes auf Rembrandt. Sie dokumentiert die lebenslange Auseinandersetzung des Dichters mit dem bildenden Künstler in 90 Originalgraphiken Rembrandts und in weiteren Zeugnissen. Zu der Ausstellung fanden insgesamt 40 Führungen mit 488 Teilnehmern statt. Zur Finissage am 8. März 2015 führte Katharina Schaaf im Kostüm als junger Goethe ein letztes Mal durch die Ausstellung.

Mareike Hennig

Paradiesgarten der Fantasie – Skulpturen von Liesel Metten

In der Zeit vom 26. April bis zum 30. August 2015 zeigte das Freie Deutsche Hochstift im Seekatz-Saal und seinen beiden Gärtchen insgesamt dreizehn Skulpturen der Bildhauerin Liesel Metten (Jg. 1938). Darunter waren elf Tierfiguren und zwei Plastiken, die mit Dichtung zu tun haben: Die eine stellt die von Clemens Brentano erfundene und von Heinrich Heine berühmt gemachte Figur der Loreley dar, die andere ist ein Denkmal für die beiden eng mit der Entfaltung der Rheinromantik verbundenen Autoren, die mit ihrem französischen Kollegen Victor Hugo zu einer anspielungsreichen Trias verbunden sind (Abb. 1). Das Material, aus dem die Skulpturen bestehen, ist einerseits Bronze, das klassische Material für künstlerische Plastiken, andererseits Gips, ein billiger Werkstoff, der gewöhnlich nur für Entwürfe verwendet wird.

Liesel Metten ist mittlerweile seit mehr als einem halben Jahrhundert als Bildhauerin tätig. Tierfiguren spielen in ihrem Werk eine zentrale Rolle. Anfangs waren es vor allem Schmetterlinge, die sie in besonderem Maß faszinierten, im Lauf der Zeit sind dann Wirbeltiere, Vögel und verschiedene Insektenarten hinzugekommen. Zusammen bilden sie ein künstlerisches Bestiarium, dessen Besonderheit darin besteht, dass alle diese Wesen reine Produkte der

© 2016 Freies Deutsches Hochstift, Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531934-013 | CC BY-NC-SA 4.0

Diese Abbildung ist nicht Teil der Open-Access-Veröffentlichung.

Abb. 1. Liesel Metten, Dichter-Denkmal für Victor Hugo, Clemens Brentano und Heinrich Heine (Foto: Cristina Szilly).

Phantasie sind. Auch wenn einzelne an bekannte Tierarten erinnern und auf den ersten Blick aussehen wie ein Vogel, eine Schnecke oder ein Kamel, strebt Liesel Metten doch nie eine ›realistische‹ Nachbildung an. Vielmehr reduziert sie die animalische Gestalt auf das Wesentliche und ergänzt die bestehende Fauna zugleich um bislang nicht gesehene Kreationen. Einige Tiere werden surrealistisch verfremdet, andere auf der Basis bestehender Arten gänzlich neu geschaffen. Auf diese Weise ist ein eigener Kosmos an Tierplastiken entstanden, die eine konsequente Rückführung auf vereinfachte Grundformen mit der surrealistischen Lust an der phantasievollen Transzendierung der Welt verbinden.

Ihre Aufstellung in den beiden von Gebäuden und Mauern umgrenzten Goethe-Gärtchen (Abb. 2) vermittelte Betrachtern den Eindruck, es handle sich bei diesem Wesen um seltene Exemplare einer zwar so nie gesehenen, aber doch irgendwie vertrauten exotischen Spezies. Die Enge des zur Verfügung stehenden Naturraums weckte die Assoziation eines *hortus conclusus*, ein beliebtes Bildmotiv der christlichen Kunst, das wiederum die Erinnerung

Diese Abbildung ist nicht Teil der Open-Access-Veröffentlichung.

Abb. 2. Liesel Metten, Schwanzroller (vorne Mitte), Einhorn (rechts) und Loreley-Plastik (hinten Mitte) (Foto: Cristina Szilly).

an das – verlorene – Paradies aufruft. Deshalb stand die von Prof. Dr. Wolfgang Bunzel kuratierte Ausstellung unter dem Titel »Paradiesgarten der Fantasie«. Wie im biblischen Garten Eden existierten hinter dem Goethe-Haus für eine Weile die unterschiedlichsten Tierarten friedlich nebeneinander, manche stolz, andere eher scheu wirkend, immer aber erlöst vom realen biologischen Kampf ums Dasein. Da fast alle von Liesel Metten geschaffenen Tiergestalten in sich selbst ruhen, war es in diesem Kontext leicht sich vorzustellen, dass es paradiesische Wesen sein könnten, gleichsam Überbleibsel der Überfülle des göttlichen Schöpfungsaktes – nur dass im vorliegenden Fall ein menschlicher *alter deus* sie hervorgebracht hat.

Wolfgang Bunzel

Ausschluss eines Schwulen. Karl Heinrich Ulrichs und das Freie Deutsche Hochstift

Vom 8. bis 25. Mai 2015 befasste sich eine Ausstellung im Arkadensaal mit einem besonderen Kapitel in der Geschichte des Freien Deutschen Hochstifts. Es handelt von dem Juristen und Gelehrten Karl Heinrich Ulrichs (1825–1895), der vor 150 Jahren wegen seiner offensiv vertretenen Homosexualität aus den Reihen des Hochstifts ausgeschlossen wurde. Dieser für beide Seiten unerhörte Vorgang trug dazu bei, dass sich Ulrichs in der Folgezeit zum weltweit ersten Schwulenaktivisten entwickelte.[1]

Karl Heinrich Ulrichs kam am 20. Oktober 1859 in die freie Stadt Frankfurt am Main. Zuvor hatte er in Göttingen und Berlin Jura studiert, wobei er in Göttingen Mitte der 40er Jahre nur wenige Meter von Otto Volger entfernt wohnte, dem späteren Gründungsdirektor des Hochstifts, den er damals zumindest flüchtig kennengelernt haben dürfte. Sein anschließender Dienst an verschiedenen Stellen in der Verwaltung und bei Gericht im Königreich Hannover fand ein jähes Ende, als er 1854 beschuldigt wurde, »mit anderen Männern widernatürlich Wollust« betrieben zu haben.[2] Er kam einem angedrohten Disziplinarverfahren zuvor, indem er von sich aus den Staatsdienst quittierte. Fortan lebte er als freier Publizist und Privatgelehrter.

Am 10. November 1859, wenige Tage nach Ulrichs' Ankunft in Frankfurt, wurde das Freie Deutsche Hochstift gegründet, Ulrichs trat noch im selben Jahr bei. Hier setzte die Ausstellung ein. Die erste Abteilung (›Der Hochstifter‹) zeigte frühe Dokumente des Vereins, der sich damals als Sammelbecken für die vielfältigen Interessen selbstbewusster, liberal gesinnter Bürger verstand. Zu sehen war auch Ulrichs' ausführliche Selbstauskunft vom Februar 1861, in der er dem Hochstift nicht nur seinen Lebensweg erläuterte, sondern auch auf eine »körperlich-geistige Eigenthümlichkeit« einging, die er im Zuge der Pubertät erstmals an sich bemerkt habe. In Anknüpfung an die Fluidumslehre von Franz Anton Mesmer bezeichnete er sie vorläufig als »passiven animalischen Magnetismus«. Was er mit dem Begriff genau meinte, führte er nicht aus. Deutlich wurde jedoch, dass hier ein Verfemter sprach: »Bis heute hat die Wissenschaft diesen passiven animalischen Magnetismus (eine keineswegs vereinzelt vorkommende Erscheinung) nicht zu erforschen gesucht.

1 Volkmar Sigusch, Karl Heinrich Ulrichs. Der erste Schwule der Weltgeschichte, Berlin 2000. Ulrichs Akte im Freien Deutschen Hochstift wird ausführlich dokumentiert in ders., Ein urnisches Sexualsubjekt. Teil II: Unbekanntes aus dem Nachlaß von Karl Heinrich Ulrichs, in: Zeitschrift für Sexualforschung 12 (1999), H. 3, S. 237–276, hier: S. 238–247.

2 Zitiert nach Hubert Kennedy, Karl Heinrich Ulrichs. Leben und Werk, Berlin [2]2001, S. 43.





Abb. 3 und 4. Einblicke in die Ausstellung ›Ausschluss eines Schwulen. Karl Heinrich Ulrichs und das Freie Deutsche Hochstift‹. Zwischen den Vitrinen der zerknüllte § 175 des Reichsstrafgesetzbuchs von 1871.

[…] Selbst über das Thatsächliche schwebt sie im vollen Irrthum. Solche Behandlungsweise von Seiten des rohen Haufens ist verzeihlich, die von Seiten der Wissenschaft nicht. Der daraus hervorgegangene Druck ist so arg und so ungerecht, daß für einen betheiligten eine ganz besondre Kühnheit dazu gehören würde, seinerseits auch nur ein offnes: audiatur et altera pars! zu wagen.« Am Ende seines Schreibens bat Ulrichs, dem Hochstift eine solche Rechtfertigungsschrift übergeben zu dürfen.

Die zweite Abteilung (›Der Gedankenstifter‹) zeigte Ulrichs als reges Hochstiftsmitglied, das zwischen 1860 und 1863 insgesamt 26 zuweilen sehr umfangreiche Schreiben an den Verein richtete. Seine Eingaben und Vorträge beschäftigten sich mit den unterschiedlichsten Themen. So räsonierte er über das »Aufsteigen des Wassers in nicht geschlossenem Raume«, über die Nutzung von tierischem Blut für die Nahrungsmittelerzeugung, über die innere Verwandtschaft der Deutschen mit den Böhmen, über die Rechtswidrigkeit der Todesstrafe und immer wieder über die Vision eines großdeutschen Reichs, in dem auch Minderheiten ihren Ort finden sollten.

Ende 1863 wurde Ulrichs ein weiteres Mal denunziert. Das Frankfurter Untersuchungsgericht veröffentlichte am 19. und 21. November 1863 einen Steckbrief, in dem es ihn des »Versuchs der widernatürlichen Unzucht« bezichtigte. Grundlage der Fahndung war der § 338 des Frankfurter Strafgesetzbuchs, das man erst 1857 vom Großherzogtum Hessen übernommen hatte. Dort hieß es: »Wer sich widernatürlicher Unzucht schuldig macht, soll […] mit Correctionshaus bis zu drei oder Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft werden.«[3] Mit diesem (erst kürzlich aufgefundenen) Steckbrief im ›Amts-

3 Gesetz- und Statuten-Sammlung der Freien Stadt Frankfurt. Dreizehnter Band: 28. October 1856, Frankfurt am Main 1856, S. 136.

Blatt der freien Stadt Frankfurt‹ setzte die dritte Abteilung der Ausstellung (›Der Unruhestifter‹) ein.[4] Ulrichs lebte zu dieser Zeit bereits in Achim bei Bremen und damit jenseits der Zugriffsmöglichkeiten der Frankfurter Justizbehörden. Als er dem Hochstift allerdings im März 1864 ein Gedicht mit dem vielsagenden Titel ›Antinous‹ einsandte, nahm man dies zum Anlass, ihn »wegen der gegen ihn obschwebenden criminellen Verfolgung« kurzerhand von der Mitgliedschaft auszuschließen.

Ulrichs ließ sich mit seiner Antwort ein volles Jahr Zeit. »Ich wollte mich eben ganz, nicht halb, rechtfertigen«, schrieb er dazu am 28. März 1865 an das Hochstift. In seinem »Motivirten Protest«, wie er seine Replik nannte, machte er zunächst deutlich, dass der Ausschluss in mehreren Punkten mit den Satzungen des Hochstifts nicht vereinbar sei, um dann auf die beiliegenden ersten fünf Bände seiner ›Forschungen über das Räthsel der mannmännlichen Liebe‹ hinzuweisen, die er gerade publiziert hatte. Im Zentrum der Sexualtheorie, die Ulrichs darin entwickelte, stand der ›Urning‹, der männerliebende Mann. Den Begriff hatte er anhand von Platons ›Symposion‹ entwickelt. Dort gibt es zwei Formen des Eros, so wie es auch zwei Aphroditen gibt: Die eine entstand aus dem Geschlechtsteil des Uranos und hatte keine Mutter, so dass die Liebe, die sie stiftet, ganz ohne Frauen auskommt. Die andere war die Tochter von Zeus und Dione, die entsprechend die Liebe zum anderen Geschlecht erzeugt. Nach Ulrichs begehrt der Urning deshalb Männer, weil er zwar einen männlichen Körper, jedoch eine weibliche Seele hat (»anima muliebris virili corpore inclusa«). Er deutete Homosexualität also als ein seelisch-körperliches Zwittertum, das angeboren sei, insofern also durchaus natürlich. Mithin könnten sexuelle Handlungen zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern nicht als »widernatürliche Unzucht« gelten und seien auch von den bestehenden Rechtsordnungen nicht zu bestrafen.

In seiner Antwort vom 28. April 1865 erklärte das Freie Deutsche Hochstift allen Ernstes, die Satzungen sähen eine Mitgliedschaft von Urningen nicht explizit vor. Deshalb sei »über den Protest des Herrn Ulrich zur Tagesordnung überzugehen und wolle sich die Verwaltung überhaupt […] mit diesem, das Gefühl verletzenden Gegenstande nicht weiter behelligt sehen«. Ulrichs reagierte am 3. Mai 1865 mit einer ›Gegenvorstellung‹, in der er seine sexuelle Typologie samt ihren »geschlechtliche[n] Varietäten« nochmals entfaltete und deren wissenschaftliche Prüfung forderte. Würde das Hochstift über seine wohlbegründete Theorie allerdings weiterhin »mit dem Ausdruck der Verach-

4 Vgl. neuerdings (mit Bezugnahme auf die Ausstellung) Volkmar Sigusch, »Das Eis ist gebrochen«. Karl Heinrich Ulrichs als Vorkämpfer der Homosexuellen, in: Die andere Fakultät. Theorie, Geschichte, Gesellschaft, hrsg. von Florian Mildenberger, Hamburg 2015, S. 99–121, hier: S. 99 und 101.

tung zur Tagesordnung übergehen, weil er ›das Gefühl verletze«, so scheine ihm »das Hochstift hinfort zwar eine anerkennenswerthe Anstalt für Gefühl u. dgl. zu sein. Fraglich indeß dürfte es dann doch sein, ob es noch verdiene, den hohen Namen ›Hochstift für Wissenschaften‹ zu führen«. Er resümierte: »Einen Urning Ausschließen von einer wissensch[aftlichen] Gesellschaft, weil er weder völlig Mann noch völlig Weib ist! Ist das des freien Deutschen Hochstifts würdig?« Auf diese »Gegenvorstellung« reagierte das Hochstift nicht mehr.

Die Ausstellung wurde von der Handschriftenabteilung kuratiert und von Michael Weber (Theater Willy Praml) gestaltet. Neben den besagten Dokumenten wurde auch ein Filmausschnitt von Rosa von Praunheim gezeigt (›Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt‹, 1971), ferner Videoinstallationen von Seweryn Zelazny, in denen es um Ulrichs Hochstiftsakte sowie eine Kampfschrift ging, die Alois Geigel, Ordinarius für Poliklinik und Hygiene in Würzburg, 1859 gegen Ulrichs verfasste. Sie endete mit den Worten: »Verschwinden Sie! Kaufen Sie sich gefälligst mit Ihren 25 000 Urningen am Nordpol an, aber verschonen Sie gütigst unsere deutsche Erde mit Ihrer Gegenwart!«[5]

Zur Eröffnung am 7. Mai sprachen Stadtrat Christian Setzepfandt, der Publizist Wolfram Setz und Konrad Heumann. Am 17. Mai wurde auf Antrag des Ortsbeirats 1 der neben dem Hochstift gelegene Platz an der Weißadlergasse in ›Karl-Heinrich-Ulrichs-Platz‹ umbenannt. Begleitet wurde all dies von einem lebhaften Pressecho.

Konrad Heumann

Lieblingsorte im Literaturland Hessen

Hessen ist ein Literaturland. Mit Goethe, den Brüdern Grimm und Grimmelshausen stammen große Autoren der deutschen Klassik, der Romantik und des Barock aus Hessen. Andere haben als Besucher die Literaturgeschichte des Landes geprägt und prägen sie bis heute. Um die Literaturtradition des Landes stärker ins Bewusstsein zu holen und die vielen Orte erlebbar zu machen, an denen das literarische Erbe Hessens gepflegt und lebendig gehalten wird, hat hr2-kultur gemeinsam mit dem Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst und dem Hessischen Literaturrat e.V. das Projekt »Literaturland Hessen« ins Leben gerufen. Bereits zum vierten Mal suchte hr2-kultur nun

5 Anonym [Alois Geigel], Das Paradoxon der Venus Urania. Geschrieben für Ärzte, Juristen, Geistliche und Erzieher, dann für Freunde der Anthropologie und Psychologie, Würzburg 1869, S. 34.

gemeinsam mit hr-online.de, der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹ und dem Photokontor Kittel im Rahmen eines Fotowettbewerbs die besten Bilder aus dem Literaturland Hessen. Vom 30. Mai bis 12. Juli wurde eine Auswahl der eingesandten Bilder im Arkadensaal gezeigt. Zu den »Lieblingsorten«, die gezeigt wurden, gehörten Schauplätze, die Andreas Maier, Jan Seghers, Gudrun Pausewang, Jamal Tuschik, Anne Chaplet, Martin Mosebach, Eva Demski, Stephan Thome oder eine andere hessische Autorin oder ein hessischer Autor beschrieben haben. »Lieblingsorte« waren aber auch Orte, an denen geschrieben und gelesen wird. Zur feierlichen Preisverleihung lasen Katharina Bach und Torben Kessler im Arkadensaal Texte von Marie Luise Kaschnitz, Peter Kurzeck, Wilhelm Genazino und anderen.

Beatrix Humpert

Unboxing Goethe
Schätze aus dem Archiv ans Licht gebracht

Am Anfang des Ausstellungsprojekts stand der Wunsch, Dank abzustatten. Seit 2006 ermöglicht die ›Erich und Amanda Kress-Stiftung‹ dem Freien Deutschen Hochstift, originale Schriftstücke, Kunstgegenstände und Bücher zu erwerben, die mit Goethe in Verbindung stehen. Auf diese Weise ist das Hochstift seit nunmehr zehn Jahren im Auktions- und Antiquariatshandel wie auch bei Privatverkäufen in der Lage, schnell zu handeln und wichtige Stücke für die Sammlungen des Hauses zu sichern. Besonders im Bereich der Handschriften führte dies in den letzten Jahren zu einer erheblichen Vermehrung des Bestandes. Über 80 Briefe und Dokumente von Goethe und über 30 aus seinem direkten Umfeld wurden inzwischen mit Mitteln der Stiftung angekauft.

Die Idee lag nahe, eine Auswahl aus diesen Erwerbungen im Rahmen einer Ausstellung zu zeigen und in einem Katalog zu dokumentieren. Eine wissenschaftlich-nüchterne Bestandsschau allein für Goethe-Spezialisten sollte es jedoch nicht werden. Reizvoller erschien es, externe Kuratoren zu gewinnen, die aus ihrer je eigenen Perspektive Fragen an einzelne Stücke stellen und sie auf diese Weise entdecken sollten. Mit diesem Ziel veranstalteten Anne Bohnenkamp und Konrad Heumann ab Oktober 2014 an der Goethe-Universität Frankfurt ein auf zwei Semester angelegtes Seminar, das der Vorbereitung der geplanten Schau diente und gleichzeitig die Studierenden der Goethe-Universität sowohl in die Arbeit mit literarischen Handschriften als auch in Goethes Leben und Werk einführte. Zunächst ging es um die Grundlagen der Goethe-Philologie und der Materialkunde, wobei von Anfang an von den konkreten Stücken der Sammlung ausgegangen wurde. Jede(r) Studierende nahm sich einer bestimmten Gruppe thematisch zusammengehöriger Handschriften an, die er in enger Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern der Handschriftenabtei-



Abb. 5. Valerie Pfitzner,
studentische Kuratorin, bei einer Führung.

lung (Bettina Zimmermann, Marie Vorländer) erforschte und im Seminar vorstellte. Schließlich wurde entschieden, dass alle nur ein Stück präsentieren würden, um sich diesem möglichst intensiv widmen zu können.

So hatte die Ausstellung 13 Stationen, die von zwölf Kuratorinnen und einem Kurator betreut wurden. Fast alle Stücke waren erstmals öffentlich zu sehen. Sie beleuchteten die unterschiedlichsten Facetten Goethes. So ging es um seinen Stil als Vorsitzender der Kriegskommission 1780 (Camilla Stöppler), um die Arbeit an seiner zweiten Werkausgabe 1799 (Yannick Hohmann-Huet, mit einer Recherche zur Provenienz des Blattes), um sein Engagement als Theaterpädagoge 1803 (Naima Gofran), um die Gründung der ›Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung‹ 1804 (Linda Baumgartner), um eine unbekannte Notiz zum Promemoria ›Russische Heiligenbilder‹ 1814 (Lena Lange), um Goethes Sammlungen und sein Interesse an orientalischen Handschriften 1814 (Julia Schneider), um die Handschrift eines zu Lebzeiten ungedruckten Gedichts aus dem ›Divan‹-Kontext 1816 (Jeong-Min Yun), um seine komplexe Beziehung zu Fouqués Erzählung ›Undine‹ 1818 (Claudia Spezzano), um seine redaktionelle Arbeit an der Abteilung ›Inschriften-, Denk- und Sendeblätter‹ in der ›Ausgabe letzter Hand‹ 1824 (Valerie Pfitzner), um sein Interesse an Kartenspielen 1824 (Nikoleta Skrapara), um die Entstehung eines illustrierten Schmuckblatts 1827 (Lina Louisa Krämer), um einen Schnipsel zu ›Faust II‹



Abb. 6. Schüler der Altkönigsschule Kronberg beim ›Unboxing‹: Um die Exponate betrachten zu können, müssen die schwarzen Deckel der Vitrinen gelüftet werden. Neben den Vitrinen sind die Silhouetten der 13 studentischen KuratorInnen zu sehen.

1830 (Marie Vorländer) und schließlich um sein Verhältnis zu einer engen Freundin seiner Frau 1830 (Isabel Spigarelli).

Zu sehen war die Ausstellung vom 29. August bis 18. Oktober 2015 im Arkadensaal. Auch hinsichtlich der Gestaltung ging sie neue Wege. Wie bereits der Titel anzeigte, verbanden die Studierenden ihre Erfahrungen beim Entdecken verborgener Archivbestände mit dem Genre der ›Unboxing‹-Videos, bei dem Käufer von Konsumartikeln ihre Erwerbungen vor laufender Kamera auspacken und kommentieren. Die Engführung von klassischer Hochkultur und der inszenierten Freude an standardisierten Industrieprodukten verfehlte nicht ihre provokative Intention, wie die Diskussionen in der Ausstellung über frühere und heutige Formen des Sammelns zeigten. Um den ›Unboxing‹-Charakter auch für die Besucher der Ausstellung erfahrbar zu machen, waren die einzelnen Exponate in zu großformatigen Schachteln umgebauten Vitrinen verpackt, deren Deckel erst vorsichtig geöffnet werden mussten, ehe sie ihren Inhalt preisgaben. (Die Einrichtung dieser komplizierten Technik lag in den bewährten Händen von Petra Eichler und Susanne Kessler, Büro ›Sounds of Silence‹.)

Alle Schritte in der Entstehung der Ausstellung wurden mit den Studierenden intensiv abgestimmt und vieles lag weitgehend in deren Verantwortung: die Pressekonferenz, die Preview am Abend vor der Eröffnung (samt DJ), die Reden der Studierenden zur Eröffnung selbst, die Webseite www.unboxing-goethe.de (Programmierung: Eric Alexander Holst), der Facebook-Auftritt (mit Video-Sequenzen von Joachim Elsler) und nicht zuletzt die 55 Ausstellungsführungen mit annähernd 1000 Teilnehmern, darunter sehr viele Schulklassen. Neben 14 öffentlichen Führungen fanden 36 Rundgänge für Klassen statt, bei denen 750 Schülerinnen und Schüler die Ausstellung kennenlernten. Dies ist eine ungewöhnlich hohe Buchungszahl, die neben dem attraktiven Format auch der verbesserten Beratung (durch Kristin Wöckel) bei der Anmeldung zu museumspädagogischen Angeboten zu verdanken ist.

Die breiten Reaktionen in Presse und Rundfunk waren durchwegs sehr positiv. Ermöglicht wurde die Schau durch Mittel der Goethe-Universität aus dem ›Förderfonds Lehre‹. Zusätzliche Hilfe leisteten die Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität, die Cronstett- und Hynspergische evangelische Stiftung und die Dr. Josef und Magda Stahlhofen-Stiftung, beide Frankfurt am Main. Der reich illustrierte Katalog (126 Seiten) ist noch erhältlich.

Konrad Heumann

Wisława Szymborska – Collagen

Im Zentrum der Ausstellung, die vom 5. Dezember 2015 bis zum 6. Januar 2016 gezeigt wurde, standen die handgefertigten Collagen der polnischen Literaturnobelpreisträgerin Wisława Szymborska (1923–2012). Zuvor waren sie anlässlich des ersten Todestages der Lyrikerin im Februar 2013 im Krakauer Palais zu den Widdern (Pałac pod Baranami) gezeigt worden. Dank der positiven Resonanz wanderte die Ausstellung dann u.a. nach Rom, Madrid, Nürnberg, Sofia, Budapest, Danzig und Gavoi (Sardinien). Die Frankfurter Schau – kuratiert von Michael Grus und Nina Sonntag – wurde ermöglicht durch die Kooperation mit der Wisława Szymborska-Stiftung in Krakau, dem Polnischen Institut Düsseldorf und dem Deutschen Polen-Institut in Darmstadt.

Geboren 1923 in Bnin in der Nähe von Posen, lebte Wisława Szymborska seit ihrem achten Lebensjahr in Krakau. Nach einem Studium der Polonistik und Soziologie an der Jagiellonen-Universität arbeitete sie ab 1953 regelmäßig für die literarische Wochenschrift ›Życie Literackie‹. Den literarischen Durchbruch erzielte sie mit ihrem 1957 erschienenen Gedichtband ›Rufe an Yeti‹ (Wołanie do Yeti). Zwei Jahre später, 1959, wurde sie von Karl Dedecius in seiner Anthologie neuer polnischer Lyrik ›Lektion der Stille‹ mit einigen Gedichten erstmals auch einem deutschen Lesepublikum vorgestellt.

Die Dichterin wurde mit zahlreichen nationalen und internationalen Preisen ausgezeichnet, 1991 erhielt sie den Goethepreis der Stadt Frankfurt, 1996 wurde ihr der Nobelpreis für Literatur verliehen. Ihr international verbreitetes und in mehr als 40 Sprachen übersetztes Werk zeichnet sich durch die Verwendung einer allgemeinverständlichen Alltagssprache aus, eine »Umgangssprache gebildeter Menschen« (Dörte Lütvogt), deren Gebrauch es der Künstlerin erlaubt, das scheinbar Alltägliche mit souveräner Leichtigkeit philosophisch zu durchdringen.

Neben der Poesie betätigte sich Wisława Szymborska aber auch als Künstlerin und produzierte über Jahrzehnte hinweg ihre eigenartigen und witzigen Collagen in Postkartenform, die vornehmlich als Grüße an enge Freunde dienten. Begonnen hat sie damit um 1970, ursprünglich, weil sie schlicht keine Postkarten finden konnte, die ihr zusagten. Aus dieser Verlegenheitslösung wurde ein fester Bestandteil ihres Lebens, dem sie sich bis an ihr Lebensende ebenso leidenschaftlich wie der Poesie widmete. Die aus heterogenem Material montierten Postkarten entstanden bei ihr zu Hause, überwiegend gegen Ende jedes Jahres, also in zeitlicher Nähe zu Weihnachten oder Neujahr. Freunde berichten, dass stets Ausschnitte aus Magazinen und Zeitungen auf dem Boden in ihrer kleinen Wohnung ausgebreitet lagen.

Szymborska nannte die kleinen collagierten Unikate »wyklejanki«, zu deutsch »Reißbilder«, obwohl sie nicht gerissen wurden, sondern mit der Schere entstanden. Beinahe alle Klebebilder waren zum Versand an Freunde und Bekannte bestimmt, allerdings nur an solche – wie sie erwähnte – die dazu in der Lage seien, ihre visuelle Botschaft zu verstehen und sich auf deren Ironie einzulassen; andere bekämen gewöhnliche Postkarten. Es handelt sich um dieselbe Ironie, die auch der Schlüssel zum Verständnis ihrer Gedichte ist. So erscheinen die Postkarten, wie ihre Gedichte, dem Betrachter irreal, absurd, bizarr, amüsant, sentimental, aber auch bohrend und nachfragend.

Sie provozieren einen anderen, distanzierten oder polemischen Blick auf die Welt, ermöglichen aber ebenso eine persönliche Wertung von Text und Bild. Der Humor, der in Szymborskas Collagen zum Ausdruck kommt, berührt auch ernsthafte Bereiche wie Weltanschauung und Philosophie und kann die Sprache, ein literarisches Konzept, ein Paradoxon oder eine Aporie, eine surrealistische Kollision oder unvereinbare Elemente zum Inhalt haben. Die Postkarten dienten ihr als ernstzunehmendes Spiel mit diesen Inhalten. Sorgfältig ausgewählt, zeugen die handgemachten Karten von ihrer Fähigkeit, auch die alltäglich erscheinenden Fragmente zu würdigen und neu zu kontextualisieren. Lässt sich der Betrachter darauf ein, kann er durch diese unkommerzielle Kunst die Persönlichkeit der Dichterin kennenlernen, ihre brillante und überraschende Symbolsprache nachvollziehen und sich wie der Adressat als Freund, Bekannter und Eingeweihter ihrer Welt fühlen.

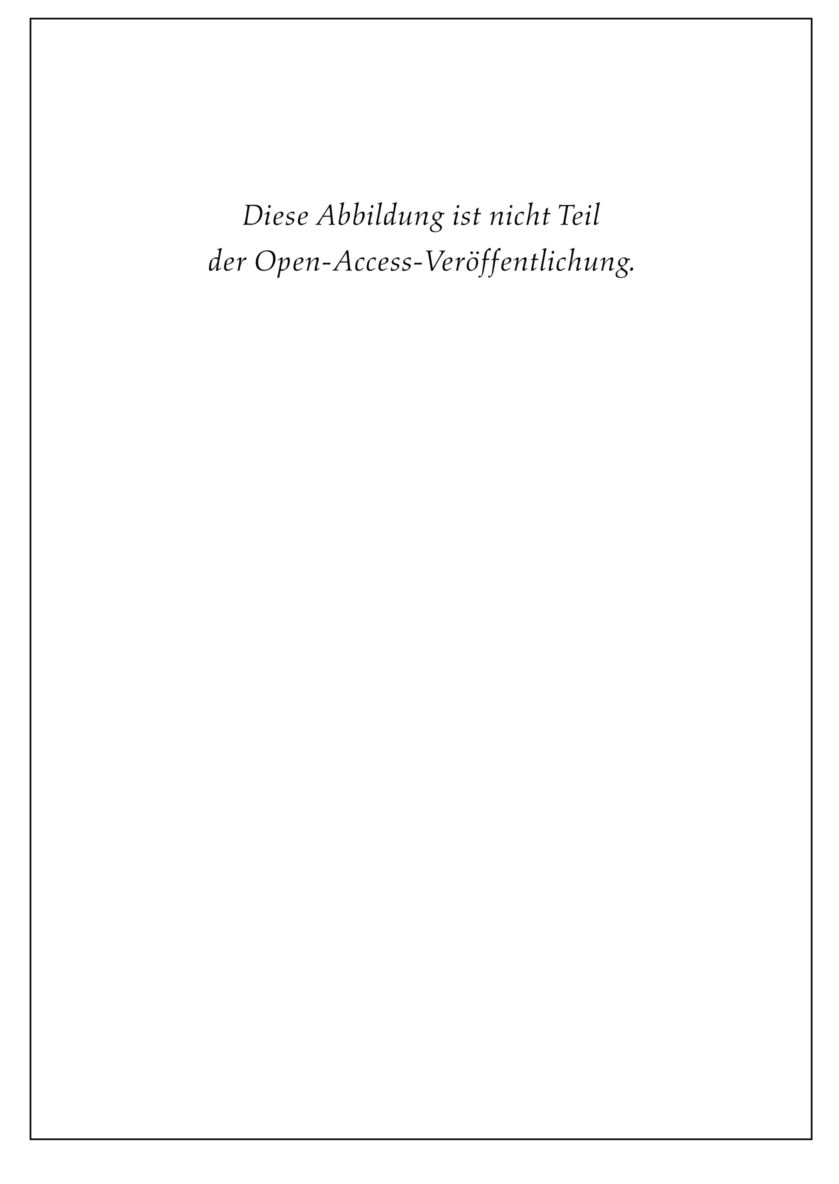


Abb. 7. Wisława Szymborska,
Goethe am Fenster seiner römischen Wohnung (ohne Titel)
(© Museum of Contemporary Art in Kraków MOCAK).

In der Ausstellung waren 25 originale Collagen in Vitrinen zu sehen. Zusätzlich wurden die Collagen vergrößert und gerahmt an der Wand präsentiert. Exklusiv für die Frankfurter Station konnte zudem eine Collage aus dem Museum of Contemporary Art in Kraków (MOCAK) gezeigt werden, die Szymborska nach dem bei uns im Original befindlichen Aquarell »Goethe am Fenster seiner römischen Wohnung« gearbeitet hat (Abb. 7).

Die gutbesuchte Ausstellung wurde von der Presse positiv aufgenommen. Das bei der Eröffnung am 4. Dezember von Christina Marie Hauptmeier zwischen Michał Rusinek (Wisława Szymborska-Stiftung, Krakau) und Ryszard Krynicki (Verleger, Lyriker, Übersetzer, Krakau) moderierte Gespräch fand erfreulich positiven Anklang.

Zum Rahmenprogramm gehörte neben öffentlichen Führungen eine Filmvorführung am 15. Dezember, die das filmische Porträt Wisława Szymborskas unter dem Titel ›Manchmal ist das Leben erträglich‹ (Regie: Katarzyna Kolenda-Zaleska) zeigte. Eingeführt wurde der Film von Dr. Manfred Mack vom Deutschen Polen-Institut in Darmstadt. Schließlich konnten unter dem Motto »Offene Werkstatt. Postkarten mal anders« am 5. Dezember in direkter Nähe zu den Kunstwerken Collagen selbst gefertigt werden. Die Ergebnisse der von Nina Sonntag und Cristina Szilly gestalteten Werkstatt wurden während der Laufzeit der Ausstellung in einer Vitrine ausgestellt.

Michael Grus, Nina Sonntag

Veranstaltungen

Feiern zu Goethes Geburtstag

Der Goethe-Geburtstag wurde am 28. und 29. August 2015 wie gewohnt im Kreise der Mitglieder gefeiert. Im Zentrum der Feierlichkeiten lag die Eröffnung der Ausstellung »Unboxing Goethe«. Das musikalische Programm des Abends erinnerte an Goethes Begegnung mit Marianne von Willemer in Frankfurt im Sommer 1815. Vorgetragen wurden bekannte und weniger bekannte Vertonungen von Liedern aus dem ›West-östlichen Divan‹. Die Interpreten waren Sandrine Droin (Sopran) und Dirk Schneider (Bariton), am Klavier begleitet von Hedayet Djeddikar.

Gespräche im Goethe-Haus

In der dritten Folge der Reihe ›Goethe-Annalen‹ sprachen Prof. Dr. Ernst Osterkamp und Dr. Gustav Seibt mit der Direktorin Anne Bohnenkamp am 3. Februar über Goethes Jahr 1815. Ein großes Stück Weltgeschichte wurde aufgerollt: von Napoleons Entweichen aus Elba über Waterloo bis hin zu Goethes Ernennung zum Staatsminister. Das Besondere des Jahres 1815 aber liegt in der Nähe zu Marianne von Willemer, Quelle schönster Gedichte beider Liebenden für den ›West-östlichen Divan‹.

Die »Frankfurter Hausgespräche« fanden 2015 zum sechsten Mal statt, wie in den Vorjahren in Kooperation mit der Frankfurter Bürgerstiftung im Holz-

hausenschlösschen, der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, dem Haus am Dom und dem Literaturhaus Frankfurt. Thema der Reihe war diesmal »Europas Werte – Europas Wert«. Über die EU als Wertegemeinschaft und über deren historische und systematische Grundlagen diskutierten in der Auftaktveranstaltung im Goethe-Haus die Ethnologin Susanne Schröter, der Philosoph Marcus Willaschek (beide Mitglieder des Exzellenz-Clusters ›Normative Ordnungen‹ der Goethe-Universität Frankfurt) und der Literatur- und Kulturwissenschaftler Daniel Weidner (stellvertretender Direktor des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung, Berlin).

Aus Anlass der Premiere von Claus Guths Neuinszenierung von Hugo von Hofmannsthals und Richard Strauss' ›Rosenkavalier‹ an der Oper Frankfurt am 23. Mai diskutierte der Regisseur mit der Germanistin Prof. Dr. Juliane Vogel (Universität Konstanz) über Hofmannsthals Figuren, ihre künstliche Sprache und ihre Choreographien sowie das Regiekonzept der Erstaufführung 1911, auf das Autor und Komponist die Nachwelt verpflichten wollten, über unser heutiges Interesse an Hofmannsthals Text und über die Übersetzung seiner Elemente in eine zeitgemäße Bildsprache. Die Schauspielerin Sandra Bayrhammer las Szenen aus dem Libretto.

Unter dem Titel »Romantische Ironie zwischen Ideal und Wirklichkeit« sprachen am 23. Juni Dr. Burkhard Spinnen, ein literaturgeschichtlich versierter Schriftsteller, und Prof. Dr. Dirk von Petersdorff (Jena), ein selbst seit langem auch literarisch tätiger Literaturwissenschaftler, über das Phänomen der romantischen Ironie und ihre Umsetzung in der literarischen Praxis und fragten nach ihren Besonderheiten und ihrem Potential. Moderiert wurde das Gespräch von Wolfgang Bunzel.

Der »Literatur im digitalen Zeitalter« war am 3. November ein vom Hessischen Rundfunk aufgezeichnetes Gespräch gewidmet. Ausgehend von Walter Benjamins theoretischen Schriften zur Literatur diskutierten Prof. Dr. Heike Gfrereis (Leiterin der Museen des Deutschen Literaturarchivs Marbach), Prof. Dr. Christian Benne (Kopenhagen) und Prof. Dr. Gottfried Boehm (Basel) über das Verhältnis von unikalen Aspekten von Kunstwerken zu ihren reproduzierbaren Aspekten. Eine Leitfrage war dabei, ob die massive digitale Aufbereitung und Verbreitung von Literatur mit einem allgemeinen Auraverlust einhergehe.

Weltliteratur in Übersetzungen

Aus Anlass der 400. Wiederkehr des Erscheinens von Miguel de Cervantes' ›Don Quijote‹ las Susanne Lange am 13. Oktober aus ihrer Neuübersetzung, und zwar aus dem weniger bekannten zweiten Band, und erläuterte die Bedeutung des Gesamtwerks für die Weltliteratur.

Vorträge

27. Januar »Kritische Gefolgschaft. Michael Ende und die Romantik«

Prof. Dr. Hans-Heino Ewers (Frankfurt) erinnerte in seinem Vortrag an einen Autor, dessen populäres Werk nicht selten trivialisiert wurde, und legte im Gegensatz dazu offen, wie hintergründig das von ihm geschaffene Werk tatsächlich ist.

24. Februar »Goethe, beim Briefschreiben beobachtet«

Mit Goethes Briefen beschäftigt sich Albrecht Schöne seit vielen Jahren. Kurz vor Erscheinen seines neuen Buchs zum Thema stellte Schöne anhand ausgewählter Fallstudien zum Briefschreiber Goethe eine Schreibkultur des 18. und 19. Jahrhunderts vor, in der nicht einfach Mitteilungen auf den Weg geschickt wurden, sondern für jeden einzelnen Anlass und jeden Adressaten eine jeweils angemessene Form zu finden war.

3. März »Rembrandt as an Experimental and Innovative Printmaker«

Dr. Erik Hinterding, Curator of Prints im Rijksmuseum Amsterdam und einer der führenden Kenner von Rembrandts Druckgraphik, erläuterte, wie experimentierfreudig und innovativ Rembrandt als Druckgraphiker war. Dr. Laurette Artois (Universität Frankfurt) moderierte die anschließende Diskussion in niederländischer und deutscher Sprache. Kooperationspartner der Veranstaltung waren das Kunstgeschichtliche Institut und das Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik, Lektorat Niederländisch, der Goethe-Universität Frankfurt.

14. April »Hat Schopenhauer Goethes Farbenlehre verstanden?«

Prof. Dr. Theda Rehbock (Dresden) rekonstruierte Goethes Farbenlehre als eine philosophisch fundierte Kritik der Subjektivierung der Farben in Kunsttheorie, Physik und Philosophie und zeigte, wie Schopenhauers (Miss-)Verständnis Goethes in seiner philosophischen Auffassung der »Welt als Gehirnphänomen« begründet liegt. Kooperationspartner der Veranstaltung war die Schopenhauer-Gesellschaft.

28. April »Wie kann ich seyn ohne ihnen zu schreiben. Goethes Briefe an Charlotte von Stein«

Dr. Elke Richter (Goethe und Schiller-Archiv Weimar) widmete sich den Besonderheiten dieses einzigartigen Briefcorpus sowie der Bedeutung Charlotte von Steins in Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt.

2. Juni »Goethe und Amerika«

Prof. Dr. Walter Hinderer (Princeton) stellte den vielseitigen naturgeschichtlichen und geologischen Hintergrund von Goethes Beschäftigung mit der Neuen Welt dar.

14. Juli »Goethes Ehe«

Prof. Dr. Wolfgang Frühwald (Augsburg) beleuchtete die von Legenden, Klatsch und Hochmut verschleierte Geschichte von Goethes Lebensgemeinschaft mit Christiane.

15. September »Die romantische Revolution des Geistes«

Prof. Dr. Gerhard Kurz (Gießen) stellte in seinem Vortrag – in ausdrücklichem Gegensatz zu den vertrauten Märchenwelten und Nachtseiten der Romantik – die helle Romantik heraus, ihren Anspruch, auf der Höhe ihrer revolutionären Zeit zu denken und zu dichten und ihre bis in die Gegenwart wirkenden literarischen und wissenschaftlichen Konzepte.

24. November »Das Brentano-Haus in Oestrich-Winkel«

Prof. Dr. Wolfgang Bunzel beleuchtete in seinem Vortrag die Geschichte des Hauses, seine Funktion für die Familie Brentano und seine Bedeutung als identitätsbildender Ort der Romantik in den Rheingebieten.

1. Dezember »Das Außerordentliche im Blick. Goethe zwischen Raffael und Rembrandt«

Dr. Petra Maisak, Leiterin der Kunstsammlungen des Freien Deutschen Hochstifts, sprach über Goethes lebenslange Bewunderung für die beiden paradigmatischen Vertreter der Kunst des Südens und der Kunst des Nordens sowie über das antagonistische Modell beider Richtungen, wie es in Goethes Beiträgen zu Lavaters ›Physiognomischen Fragmenten‹ fassbar wird.

Lesungen

10. März Sigrid Damm, Goethes Freunde in Gotha und Weimar

24. März Claudia Ott, Hundertundeine Nacht

5. Mai Christian Nickel: Goethe ›Römische Elegien‹

9. Juni »Herz und Pulsschlag dieses Lebens. Rudolf Borchardts Briefe an seine Frau«

Prof. Dr. Gerhard Schuster (München), der die Briefe 2014 herausgegeben hat, führte in den Abend ein. Die von den Schauspielern Hanns Zischler und Friederike Bellstedt gelesene Textcollage ließ das Leben der Briefpartner lebendig werden.

30. Juni »Johann Friedrich Cotta. Verleger, Entrepreneur, Politiker«

Der Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar, Dr. Bernhard Fischer, las aus seiner jüngst erschienenen Biographie des Verlegers der Weimarer Klassik.

10. Dezember »Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig. Die italienischen Reisen«

Dominic Betz, Michael Quast und Matthias Scheuring von der ›Fliegenden Volksbühne‹ lasen aus den Reisetagebüchern Johann Caspar, Johann Wolfgang und August von Goethes. Die Veranstaltung fand in Kooperation mit der deutsch-italienischen Vereinigung statt.

Liederabende und Konzerte

17. Februar »Matthias Claudius. Gedichte und Lieder«

Zum 200. Todestag von Matthias Claudius trugen die Mezzosopranistinnen Sofia Pavone und Martha Jordan, am Klavier begleitet von Katsuhisa Mori, Vertonungen seiner Gedichte und Lieder in Kompositionen von Reichardt, Zelter, Schubert u.a. vor.

21. April »Kein Saitentrübsal. Goethe und die Gitarre«

Katharina Magiera (Alt) und Christopher Brandt (Gitarre) präsentierten Lieder von Robert Schumann, Felix Mendelssohn, Hugo Wolf u.a.

12. Mai »Traumgekrönt«

Jana Baumeister (Sopran), Christos Pelekanos (Bariton) und Paul Leonhard Schäffer (Klavier) interpretierten Gedichte von Goethe, Trakl, Lenau, Storm, Rilke u.a. in Vertonungen von Theodor W. Adorno, Alban Berg, Ernst Krenek und Paul Leonard Schäffer.

6. Oktober »Es sehnt sich ewig dieser Geist ins Weite

Ulrike Malotta (Mezzosopran) und Georg Poplutz (Tenor) sangen Gedichte von August Graf von Platen und Hans Christian Andersen in Vertonungen von Schubert, Schumann, Brahms, Bruckner, Peter Cornelius und Robert Franz, am Klavier begleitet von Hilko Dumno.

17. November Lieder aus ›Des Knaben Wunderhorn‹

Auf dem Programm des Liederabends standen einige von Mahlers ›Wunderhornliedern‹ sowie Vertonungen von Robert Schumann, Kurt Hessenberg u. a. Es sang die Sopranistin Gabriele Hierdeis. Sie wurde am Klavier von Thorsten Larbig begleitet.

Seminare und Tagungen

Fortgesetztes Studium Rembrandtischer Blätter. Begleitend zur Ausstellung »Goethe und Rembrandt der Denker« widmeten sich Petra Maisak und Nina Sonntag und 20 Seminarteilnehmer im Januar und Februar der Rembrandt-Rezeption Goethes und seiner Zeit. Die beiden Kuratorinnen stellten zunächst eine Auswahl von Radierungen aus dem Besitz der Klassik Stiftung Weimar vor. Es folgte die Lektüre von Goethes Texten über den Maler; den Abschluss bildete ein Blick auf die künstlerische Rembrandt-Rezeption des Goethe-Kreises.

Goethes ›West-östlicher Divan‹. In dem zweiten ausstellungsbegleitenden Seminar des Jahres führte Anne Bohnenkamp im November in die vielfältigen Bezüge der Welt des ›West-östlichen Divan‹ ein. Im Mittelpunkt standen Gedichte aus dem ›Buch Suleika‹, der Brief- und »Chiffren«-Wechsel zwischen Goethe und Marianne sowie zentrale Passagen der ›Noten und Abhandlungen‹.

Die Brentanos. Eine europäische Familie? Im Mittelpunkt der dritten Folge einer vom Hochstift in Kooperation mit dem Institut für Stadtgeschichte und der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung veranstalteten Tagungsreihe »Romantik in Hessen und Frankfurt« stand die weitverzweigte Familie Brentano. Die bedeutenden Mitglieder der Familie wurden jeweils in eigenen Vorträgen vorgestellt, die mittlerweile in einem Sammelband vorliegen.

Weitere Veranstaltungen

Jahresexkursion. Die alljährliche, diesmal von Wolfgang Bausch konzipierte und von Heike Fritsch organisierte Exkursion mit den Mitgliedern des Hochstifts führte am 18. September nach Kassel. Besucht wurde die neue Grimmwelt, die kurz zuvor in einem eigens errichteten neuen Museumsgebäude auf dem Weinberg eröffnet worden war. Wahlweise wurde außerdem ein Besuch des benachbarten Museums für Sepulkralkultur oder ein Spaziergang durch die Stadt auf den Spuren der Romantiker angeboten.

Zwei Frankfurter: Schopenhauer trifft Goethe. Die »gemeinsamen« Weimarer Jahre 1807–1819 der beiden Frankfurter sind im Goethe-Museum sehr präsent, auch in der Stadt selbst gibt es nicht wenige Spuren. An fünf Sonntagen führte Dr. Thomas Regehly (Schopenhauer-Gesellschaft) zu diesen Frankfurter Stätten.

Kooperationspartner

Arbeitsgemeinschaft literarischer Gesellschaften (ALG), Berlin
Arbeitskreis selbständiger Kulturinstitute (AsKI), Bonn
Deutsch-italienische Vereinigung, Frankfurt am Main
Frankfurter Bürgerstiftung im Holzhausenschlösschen
Haus am Dom, Frankfurt am Main
Hessische Landeszentrale für politische Bildung
Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt am Main
hr2 Kultur
Institut für deutsche Sprache und Literatur der Goethe-Universität Frankfurt
Institut für Stadtgeschichte, Frankfurt am Main
Klassik Stiftung Weimar
Kulturamt der Stadt Frankfurt am Main
Literaturhaus Frankfurt
Literaturland Hessen
Deutsches Polen-Institut Darmstadt
Schopenhauer-Gesellschaft
Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main

Beatrix Humpert

Museumspädagogik

Die lange schon gewünschte personelle Unterstützung für den Bereich Bildung und Vermittlung konnte im Februar 2015 eingerichtet werden: Cristina Szilly nahm die Arbeit in der Kulturvermittlung auf. Neben der sukzessiven Übernahme der etablierten Museumsschwerpunkte erweitert Frau Szilly das Programm im Hinblick auf die Bildende Kunst und das kommende Romantik-Museum, z.B. zum Thema »Goethe und die Farben«. Umgesetzt werden konnte neben der Wiedereinrichtung eines Angebotes »Geburtstag im Museum« auch die Erarbeitung eines speziellen »Rundgangs für Blinde und Sehbehinderte«. Für das sich in den letzten Monaten schnell ausweitende Thema der kulturellen Bildung für Migranten und Flüchtlinge ist sie die Ansprechpartnerin im Goethe-Haus. Dabei zählt auch die Entwicklung von Angeboten in leichter Sprache zu ihrem Tätigkeitsfeld.

Gemeinsam haben Doris Schumacher und Cristina Szilly am 30. Oktober eine Weiterbildung zur Übernahme von Familien-Führungen für drei Goethe-Haus-Mitarbeiter durchgeführt (Christian Körner, Petra Mayer-Früauff, Radojka Savic). An die erfolgreiche Betreuung zweier Exkursionstage des Seminars »West-östliche Autorenbegegnung: Johann Wolfgang Goethe und Navid Kermani« unter der Leitung von Dr. Kirsten Prinz (Universität Gießen) schlossen sich je zwei weitere Exkursionstage im Sommersemester 2015 sowie im Wintersemester 2015/16 an. Die Themen lauteten »Weltliteratur – Goethes Konzept und aktuelle Beispiele« und »Weltliteratur aktuell«. Die Betreuung lag bei Doris Schumacher und Emek Sarigül.

In Serie ging auch die Kooperation mit dem Hessischen Rundfunk beim Projekt »Junges Literaturland Hessen«. Die Schülerinnen und Schüler lernen eine Ausstellungsstätte besonders gut kennen und setzen sich in kreativen Schreibprozessen mit dem Erfahrenen auseinander. Die verschiedenen literarischen Herangehensweisen (Ding-Gedichte, Nachts im Museum, Lieblingsplätze daheim und bei Goethe) ließen die Schülerinnen und Schüler literarische Werke erschaffen, die der hr im Internet präsentiert. Zwei zum Projekt gehörende akkreditierte Weiterbildungen für Lehrkräfte, die der Hessische Rundfunk im März und im September durchführte, wurden von Doris Schumacher mit einem Beitrag zum Projekt aus der Perspektive eines teilnehmenden Museums unterstützt. Fortgesetzt wurde die Unterstützung des Deutschen Filminstitutes bei den Schulkinotagen, wo der Film ›Goethe!‹ (2010) erneut sein Schulpublikum fand.

Als Gastspiel der Fliegenden Volksbühne fand am 11. Oktober die Premiere des ›Zauberlehrling‹ im Arkadensaal statt. Die Schauspielerinnen Pirkko Cremer und Ulrike Kinbach hatten Goethes Gedicht in ein Theaterstück mit Musik, Zauberei und Clownerie für Grundschüler verwandelt. Der gut besuchten Premiere folgten vier Aufführungen für Grundschulen (12.–15. Oktober), die sehr schnell ausverkauft waren. Auf Wunsch zahlreicher Lehrkräfte wurden fünf weitere Aufführungen in der zweiten Dezemberwoche eingerichtet, die ebenfalls vollständig ausverkauft waren.

Das Angebot »Goethe gratis« kann weiter fortgesetzt werden, da die ING DiBa im April erneut € 1000 aus ihrem »We care-Programm« zur Verfügung gestellt hat. In diesem Jahr konnte das Programm auch sechsmal für die Anfragen von Gruppen mit Flüchtlingen (Kinder und Jugendliche) genutzt werden. Da hier ein größerer Bedarf abzusehen ist, der im Rahmen von »Goethe gratis« nicht zu bewerkstelligen ist, wurde das Programm »Goethehaus gratis« für Gruppen mit erwachsenen Flüchtlingen eingerichtet (derzeit finanziert aus Mitteln des Hochstifts).

Silke Weber und Dorothea Wolkenhauer, die seit einigen Jahren erfolgreich das Angebot »Weihnachtszeit bei Familie Goethe« anbieten, haben eigenständig einen Osterrundgang unter dem Titel »Vom Eise befreit sind Strom und

Bäche …« für Familien mit Kindern ab fünf Jahren konzipiert und durchgeführt. Die Resonanz war so groß, dass das Angebot dauerhaft ins Vermittlungsprogramm aufgenommen wird. Auch die beiden Termine »Weihnachtszeit bei Familie Goethe« der beiden Kolleginnen waren wieder ausgebucht.

Insgesamt fünf Satourday-Angebote wurden 2015 mit gutem Besucherzuspruch durchgeführt: im Januar »Rembrandts Spiel mit Licht und Schatten« zur Ausstellung ›Rembrandt der Denker‹ (Nina Sonntag), im April in den Romantik-Räumen des Museums »Wunderwelt Romantik« (Cornelia Ilbrig), im Juni »Kosmische Masken« (Cristina Szilly), im Oktober »Meisterhaftes zur Goethezeit« im Goethe-Haus (Britta Goll) und im November »Von der Handschrift zum Buch« (Katrin Henzel). Die Idee zu allen Angeboten (außer dem von Cristina Szilly) stammten von Doris Schumacher, bei der auch die Organisation und die Abrechnung mit der Stadt Frankfurt lagen.

Zur Nacht der Museen am 25. April gab es unter dem Titel »Wer reitet so spät …« wieder ein abwechslungsreiches Programm mit einer Lesung »Ein Werwolf eines Nachts entwich …« mit Susanne Schäfer, mit Musik von dem Trio Flötenspektakel sowie mit Kostüm-Führungen von Katharina Schaaf als Bettine Brentano. Als besonderer Höhepunkt wurde die Premiere der »Goethe-Dramatonie« der Gruppe Klangetage geboten. Das Team des Hochstifts bot Führungen im Haus und im Museum, im Goethe-Haus auch in Englisch und Spanisch, sowie eine von Cristina Szilly konzipierte Werkstatt »Fantastische Metallbandtiere« zu der an diesem Abend eröffneten Ausstellung »Paradiesgarten der Fantasie – Skulpturen von Liesel Metten«. Alle Angebote, einschließlich der im Halbstundentakt angebotenen Führungen durch das Goethe-Haus, waren sehr gut besucht. Das Werk von Liesel Metten inspirierte Cristina Szilly auch zur Mal- und Bastel-Werkstatt »Einhorn, Windvogel und Co.« am Museumstag und zu dem Ferienprogramm »Paradiesgarten der Scherenschnitte« mit drei Terminen im August.

Am 20. November beteiligte sich das Hochstift zum zweiten Mal am bundesweiten Vorlesetag, bei dem die Autorin und Schauspielerin Sylvia Schopf vor knapp 70 Grundschülern der internationalen bilingualen Montessori-Schule Frankfurt sowie begleitenden Lehrkräften und Eltern aus ihrem Buch ›Goethe für Kinder‹ vorlas. Zuvor war sie mit einem kleinen Hör-Schauspiel-Teil auf die Biographie des Dichters eingegangen.

Die erfreulich hohe Zahl der Gesamtbesucher im Jahr 2015 (114 315) schlägt sich auch in der höchsten Studentenzahl seit 2003 (16 731) und einer nach zweijährigem Abwärtstrend wieder erhöhten Schülerzahl (16 683) nieder.

Doris Schumacher

Deutsches Romantik-Museum

Ein Schwerpunkt der Spendenkampagne lag 2015 auf der Kommunikation mit den bisherigen Spendern. Das erste Treffen der Romantik-Mitglieder, Romantik-Paten und privaten Großspender am 11. Mai stieß auf großes Interesse und vertiefte die Bindung der privaten Geldgeber mit dem Haus. Die Veranstaltung soll im kommenden Jahr wiederholt werden.

Ein weiterer Schwerpunkt der Spendenkampagne ist – und wird auch künftig sein – die Suche nach weiteren Großspendern im Rahmen der Objektpatenschaften. Hierfür wurde eine kleine Broschüre mit einer repräsentativen Auswahl von Exponaten der Romantik-Sammlung erarbeitet, mit der potentielle Spender gezielt persönlich angesprochen werden können. An einer Ausweitung des Objektangebots wird gearbeitet.

Die »Romantik-Mitgliedschaft« (jährlicher Mindestbeitrag € 300) wurde auch 2015 angeboten. Für 2016 sind weitere Maßnahmen geplant, um diese Form der Projektunterstützung in der Öffentlichkeit noch besser bekannt zu machen.

Dass der Spendenaufruf über die Grenzen der Stadt Frankfurt hinaus gehört wird, zeigt u.a. das Engagement der Brüder Grimm-Stadt Steinau an der Straße. Dort haben die Stadt, die Main-Kinzigtal-Nachrichten sowie lokale Kulturschaffende anlässlich des »Steinauer Wochenendes zum Welttag des Buches« Spenden für das geplante Museum gesammelt. Die Hauptversammlung der Internationalen Goethe-Gesellschaft Weimar widmete sich aus Anlass des geplanten Museums dem Thema ›Goethe und die Romantik‹. Anne Bohnenkamp stellte das Konzept hier und in weiteren Vorträgen (u.a. vor Ortsvereinigungen der Goethe-Gesellschaft) vor. Weitere Unterstützung fand das Romantik-Museum bei privaten Spendenaktionen der Soroptimisten International, des Diskussionskreises Taunus-Bad Homburg e.V. und des Elternbeirats der Schillerschule anlässlich der Verabschiedung der Schulleiterin.

Ende Mai 2015 stellte der Bauherr, die ABG Frankfurt Holding GmbH, bei einer Pressekonferenz im Goethe-Haus die überabeiteten Architekturpläne für das Deutsche Romantik-Museum und die Goethe-Höfe vor (Abb. 8). Zahlreiche Pressevertreter berichteten. Den Großspendern und Zuwendungsgebern wurde in Einzelterminen der aktuelle Projektstand vorgestellt. Die Abrissarbeiten auf dem Grundstück begannen nach dem Goethe-Geburtstag und sollen im ersten Quartal 2016 beendet sein.

Am 14. August besuchte Minister Dr. Boris Rhein erst das Freie Deutsche Hochstift, wo er von Prof. Dr. Wolfgang Bunzel, Dr. Konrad Heumann, Dr. Mareike Hennig und Dr. Joachim Seng begrüßt und über die Planungen sowie den aktuellen Stand des Deutschen Romantik-Museums informiert

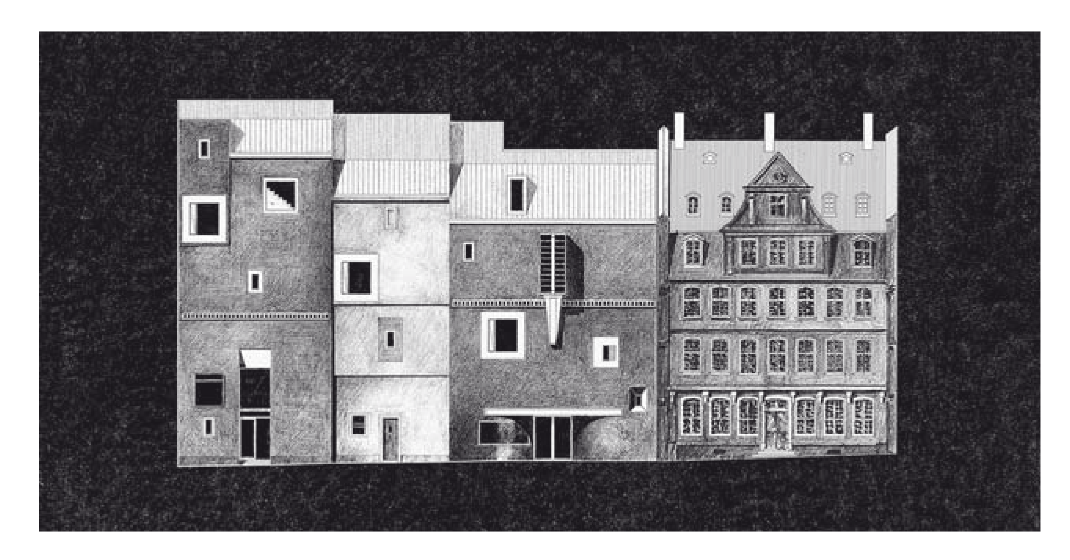


Abb. 8. Deutsches Romantik-Museum.
Fassadenansicht mit Goethe-Haus
(© Christoph Mäckler Architekten).

wurde. Auf der Tagung der Arbeitsgemeinschaft literarischer Gesellschaften, die in diesem Jahr in Münster stattfand, stellte Wolfgang Bunzel das Konzept des Deutschen Romantik-Museums vor.

Mit der Dokumentation des Bauverlaufs vom Abriss bis zur Eröffnung ist der Frankfurter Fotograf Alexander Paul Englert beauftragt. Die Fotografien werden u.a. auf einer Website zu sehen sein.[6]

Die Blumenkugeln »Blaue Blume« sind aufgrund der weiterhin bestehenden großen Nachfrage in die vierte Auflage gegangen.

Anne Bohnenkamp, Kristina Faber

6 deutsches-romantik-museum.de.

Brentano-Haus Oestrich-Winkel

Um den Jahreswechsel wurde die denkmalgerechte Gesamtsanierung des Brentano-Hauses in einem Architektenauswahlverfahren ausgeschrieben. Von den eingegangenen Bewerbern erhielt das Architekturbüro Stefan Dreier (Niederbrechen) den Zuschlag, das nun den über mehrere Jahre sich erstreckenden Sanierungsprozess leitend durchführen und koordinieren wird. Nach eingehender Bestandssichtung begannen Mitte 2015 die ersten Arbeiten. Der erste Bauabschnitt beinhaltet zunächst die Instandsetzung des Dachstuhles mit seinen Gauben und die Durchführung von Reparaturarbeiten an der Fachwerkkonstruktion. Dabei erhielt der Dachstuhl wieder eine altdeutsche Schieferdeckung. Die straßenseitige Fassade mit ihrem noch flächig erhaltenen Putz aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde restauratorisch gesichert. Der dicke Zementputz an der Hofseite wurde abgenommen und durch einen neu aufgetragenen Kalkputz ersetzt. Die materialschonende Aufarbeitung des historischen Fensterbestand dauert gegenwärtig noch an; außerdem werden die in der Nachkriegszeit eingebauten Fenster durch detailgetreue Rekonstruktionen ersetzt.

Die vom Freien Deutschen Hochstift und der Stadt Oestrich-Winkel gebildete Trägergesellschaft begleitet den Sanierungsprozess fortwährend, sorgt in Zusammenarbeit mit dem auf Initiative von Prof. Gerd Weiß im März des Jahres gegründeten Freundeskreis des Brentano-Hauses für die nötige Öffentlichkeitsarbeit und entwickelt in Zusammenarbeit mit der Verwaltung der Schlösser und Gärten Hessen sowie dem Landesamt für Denkmalpflege Hessen Vorschläge für das Nutzungskonzept. Bereits am 11. Juni war die formelle Übergabe des Beauftragungsbescheids durch Minister Dr. Boris Rhein erfolgt, der am 14. August im Rahmen seiner Sommerreise zu wichtigen Orten der Romantik an Rhein und Main – in direktem Anschluss an seinen Besuch im Freien Deutschen Hochstift – auch das Brentano-Haus in Oestrich-Winkel besichtigte.

In seiner Funktion als einer der beiden Geschäftsführer der Trägergesellschaft führte Prof. Dr. Wolfgang Bunzel am 15. Juni 2015 die Mitglieder des Verwaltungsausschusses durch das Brentano-Haus. Am 9. Juli leitete er die Exkursion nach Oestrich-Winkel und Geisenheim, die im Rahmen des Symposions »Die Brentanos – eine romantische Familie?« stattfand. Am 22. Juli wurde auf einer Pressekonferenz in Oestrich-Winkel die neukonzipierte Dachmarke und das in diesem Zusammenhang entwickelte Logo des Brentano-Hauses vorgestellt. Am 13. September 2015 boten Prof. Dr. Wolfgang Bunzel, Prof. Dr. Gerd Weiß vom Freundeskreis, Dr. Verena Jakobi vom Landesamt für Denkmalschutz, der Architekt Stefan Dreier und die Dipl.-Restauratorin (FH)

Carmen Witt-Schnäcker im Rahmen des Tages des offenen Denkmals für interessierte Besucher zahlreiche Führungen im und um das Brentano-Haus an.

Am 28. Oktober wurde im Bürgerzentrum Oestrich-Winkel die jährliche Gesellschafterversammlung abgehalten, an der Prof. Dr. Bohnenkamp-Renken und Prof. Dr. Wolfgang Bunzel für das Freie Deutsche Hochstift sowie Bürgermeister Michael Heil und Frank Kirsch für die Stadt Oestrich-Winkel teilnahmen. Am 16. Dezember fand schließlich die konstituierende Sitzung des Beirates zum Brentano-Haus statt; als Beiratsmitglieder wurden gewählt: Dr. Ulrich Adolphs (Vorsitzender), Dr. Andreas Booß, Christina Halwas, Diana Nägler, Hans Sarkowicz M.A., Prof. Dr. Marion Schmaus und Karl Weber.

Wolfgang Bunzel

Forschung und Erschließung

Editionen und Forschungsprojekte

Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Werke und Briefe Clemens Brentanos (Frankfurter Brentano-Ausgabe)

Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hrsg. von Anne Bohnenkamp, Ulrich Breuer, Ulrike Landfester, Christoph Perels, Hartwig Schultz. Stuttgart: Kohlhammer Verlag 1975 ff.

Zum Jahresende 2015 lagen insgesamt 47 Bände der Ausgabe vor:

1 Gedichte 1784–1801, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Michael Grus hrsg. von Bernhard Gajek (2007)

2,1 Gedichte 1801–1806, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Bernhard Gajek und Michael Grus (2012)

3,1 Gedichte 1816/1817, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus und Kristina Hasenpflug (1999)

3,2 Gedichte 1818/1819, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus, Kristina Hasenpflug und Hartwig Schultz (2001)

3,3 Gedichte 1820–1826, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus (2002)

5,1 Gedichtbearbeitungen I, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Silke Franziska Weber hrsg. von Sabine Gruber (2011)

5,2 Gedichtbearbeitungen II, Trutz Nachtigal, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Holger Schwinn hrsg. von Sabine Gruber (2009)

6 Des Knaben Wunderhorn, Teil I, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1975)

7 Des Knaben Wunderhorn, Teil II, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1976)

8 Des Knaben Wunderhorn, Teil III, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1977)

9,1 Des Knaben Wunderhorn, Teil I, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1975)

9,2 Des Knaben Wunderhorn, Teil II, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1977)

9,3 Des Knaben Wunderhorn, Teil III, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1978)

10 Romanzen vom Rosenkranz, Text und Lesarten, unter Mitarbeit von Michael Grus und Hartwig Schultz hrsg. von Clemens Rauschenberg (1994)

11,1 Romanzen vom Rosenkranz, Lesarten, Entstehung und Überlieferung, hrsg. von Dietmar Pravida (2006)
11,2 Romanzen vom Rosenkranz, Erläuterungen, hrsg. von Dietmar Pravida (2008)
12 Dramen I, Text, hrsg. von Hartwig Schultz (1982)
13,1 Dramen II,1, Aloys und Imelde, Text, unter Mitarbeit von Michael Grus und Simone Leidinger hrsg. von Christian Sinn (2010)
13,2 Dramen II,2, Dramen und Dramenfragmente, Prosa zu den Dramen, Text, hrsg. von Christina Sauer (2013)
13,3 Dramen II,3, Wiener Festspiele, Prosa zu den Dramen, Text, unter Mitarbeit von Dietmar Pravida und Christina Sauer hrsg. von Caroline Pross (2007)
14 Dramen III, Die Gründung Prags, Text, hrsg. von Gerhard Mayer und Walter Schmitz (1980)
15,2 Dramen II,1, Aloys und Imelde, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Holger Schwinn hrsg. von Christian Sinn (2011)
15,3 Dramen II,2, Dramen und Dramenfragmente, Prosa zu den Dramen, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Cornelia Ilbrig und Christina Sauer hrsg. von Jutta Heinz (2014)
15,4 Dramen II,3, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Simone Leidinger, Dietmar Pravida und Christina Sauer hrsg. von Caroline Pross (2008)
16 Prosa I, Godwi, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Werner Bellmann (1978)
17 Prosa II, Die Mährchen vom Rhein, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Brigitte Schillbach (1983)
18,3 Prosa III,2, Italienische Märchen II, Text, hrsg. von Ulrike Landfester (2014)
19 Prosa IV, Erzählungen, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Gerhard Kluge (1987)
21,1 Prosa VI,1, Satiren und Kleine Prosa, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Maximilian Bergengruen, Wolfgang Bunzel, Renate Moering, Stefan Nienhaus, Christina Sauer und Hartwig Schultz (2013)
22,1 Religiöse Werke I,1, Die Barmherzigen Schwestern, Kleine religiöse Prosa, Text, hrsg. von Renate Moering (1985)
22,2 Religiöse Werke I,2, Die Barmherzigen Schwestern, Kleine religiöse Prosa, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Renate Moering (1990)
24,1 Religiöse Werke III,1, Lehrjahre Jesu, Teil I, Text, hrsg. von Jürg Mathes (1983)
24,2 Religiöse Werke III,2, Lehrjahre Jesu, Teil II, Text, hrsg. von Jürg Mathes (1985)
26 Religiöse Werke V,1, Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi, Text, hrsg. von Bernhard Gajek (1980)

27,2 Religiöse Werke V,2, Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Bernhard Gajek und Irmengard Schmidbauer (1995)
28,1 Materialien zu nicht ausgeführten religiösen Werken (Anna Katharina Emmerick-Biographie), Text, hrsg. von Jürg Mathes (1981)
28,2 Materialien zu nicht ausgeführten religiösen Werken (Anna Katharina Emmerick-Biographie), Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Jürg Mathes (1982)
29 Briefe I (1792–1802), nach Vorarbeiten von Jürgen Behrens und Walter Schmitz hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1988)
30 Briefe II (Clemens Brentanos Frühlingskranz), hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1990)
31 Briefe III (1803–1807), hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1991)
32 Briefe IV (1808–1812), hrsg. von Sabine Oehring (1996)
33 Briefe V (1813–1818), hrsg. von Sabine Oehring (2000)
34 Briefe VI (1819–1823), hrsg. von Sabine Oehring (2005)
35 Briefe VII (1824–1829), hrsg. von Sabine Oehring (2012)
36 Briefe VIII (1830–1835), hrsg. von Sabine Oehring (2015)
38,1 Erläuterung zu den Briefen 1792–1802, hrsg. von Ulrike Landfester (2003)
38,3 Erläuterungen zu den Briefen 1803–1807, hrsg. von Lieselotte Kinskofer (2004)

Der 2015 erschienene Band 36 der Frankfurter Brentano-Ausgabe umfasst Clemens Brentanos Briefe aus den Jahren 1830 bis 1835. Sie dokumentieren den Beginn der letzten Lebensphase des Autors: Brentano lebt in München und verkehrt in den dortigen Künstlerkreisen, hat beispielsweise Umgang mit Ludwig Schwanthaler, Wilhelm von Kaulbach oder Franz Graf von Pocci. Zugleich setzt er sein karitatives Engagement fort, das schon in den vorangehenden Jahren in Koblenz einen Höhepunkt erfuhr. So treten auf seine Initiative Apollonia Diepenbrock, Antonie Fugger von Glött und Emilie Linder miteinander in Kontakt und planen die Eröffnung eines Kinderhospitals in Regensburg. Zugunsten dieser Einrichtung erklärt Brentano sich dann sogar dazu bereit, das Märchen von ›Gockel, Hinkel und Gackeleia‹ in überarbeiteter Fassung zu veröffentlichen. Auch sein Buch ›Die Barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege‹ und sein religiöses Werk ›Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi‹ erscheinen in diesen Jahren. Das vielleicht wichtigste Ereignis für den älter werdenden Autor aber ist die Liebesbeziehung zur Baseler Malerin Emilie Linder, die noch einmal einen neuen Kreativitätsschub in ihm auslöst und Gedichte größter Komplexität entstehen lässt. Mit den Briefen aus der ersten Hälfte der dreißiger Jahre liegt der vorletzte Band der Abteilung »Briefe« vor.

Am 23. März 2015 fand die Frühjahrskonferenz der Hauptherausgeber der Frankfurter Brentano-Ausgabe statt. Das für den 30. September angesetzte

Herbsttreffen dagegen musste wegen Krankheit bzw. unvorhergesehener dienstlicher Verhinderung mehrerer Teilnehmer kurzfristig abgesagt werden. Die Bearbeiter der Bände 4,1, 4,2 und 4,3 kamen am 11. und 12. Februar 2015 unter Leitung von Prof. Dr. Ulrich Breuer und Prof. Dr. Ulrike Landfester im Freien Deutschen Hochstift zu einem Workshop über Clemens Brentanos späte Lyrik zusammen. Schließlich fand am 3. Juli 2015 im Freien Deutschen Hochstift ein Handschriftenseminar für Studierende der Philipps-Universität Marburg statt. Die Teilnehmer einer editionsphilologischen Lehrveranstaltung von Dr. Claudia Bamberg wurden dabei von Prof. Dr. Wolfgang Bunzel, Dr. Michael Grus, Dr. Cornelia Ilbrig und Silke Weber M.A. mit der Geschichte und den Editionsprinzipien der Frankfurter Brentano-Ausgabe bekannt gemacht und konnten sich anhand konkreter Beispiele über die Arbeitsabläufe einer historisch-kritischen Ausgabe informieren.

Mitwirkende an der Frankfurter Brentano-Ausgabe:

Hauptherausgeber:

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp (zugleich Projektleiterin, Frankfurt am Main), Prof. Dr. Ulrich Breuer (Mainz), Prof. Dr. Christoph Perels (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Ulrike Landfester (St. Gallen), Prof. Dr. Hartwig Schultz (Steinbach), Prof. Dr. Christof Wingertszahn (Düsseldorf)

Mitarbeiter der Brentano-Redaktion:

Redaktionsleiter: Prof. Dr. Wolfgang Bunzel
Redakteure: Dr. Michael Grus, Dr. Cornelia Ilbrig, Dr. Holger Schwinn
wissenschaftliche Hilfskräfte: Stefanie Konzelmann M.A., Silke Weber M.A.
studentische Hilfskräfte: Franziska Mader, Katharina Ritter (bis 30. Juni), Irmgard Kroll B.A. (ab 1. Juli)
Praktikantin: Dana Machwitz B.A. (16. Februar bis 10. April, die Hälfte der Zeit bei der Faust-Edition)

Bandherausgeber:

PD Dr. Johannes Barth (Wuppertal), Prof. Dr. Maximilian Bergengruen (Genf), Prof. Dr. Wolfgang Bunzel (Frankfurt am Main), PD Dr. Daniel Cuonz (St. Gallen), Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt (München), Dr. Sabine Gruber (Wiesbaden/Tübingen), Dr. Michael Grus (Wiesbaden), PD Dr. Jutta Heinz (Notzingen/Jena), Prof. Dr. Steffen Höhne (Weimar), Dr. Cornelia Ilbrig (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Ulrike Landfester (St. Gallen), Dr. des. Judith Michelmann (St. Gallen), Dr. Renate Moering (Wiesbaden), Dr. Sabine Oehring (Aachen), Prof. Dr. Marianne Sammer (St. Pölten), Dr. Armin Schlechter (Heidelberg/Speyer) und Dr. Holger Schwinn (Offenbach).

Wolfgang Bunzel

Kritische Ausgabe sämtlicher Werke Hugo von Hofmannsthals

Von der auf 42 Bände angelegten Kritischen Werkausgabe Hugo von Hofmannsthals im S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, mit deren editorischer Bearbeitung Anfang der 70er Jahre begonnen wurde, liegen Ende 2015 40 Bände vor.

I Gedichte 1, hrsg. von Eugene Weber (1984)
II Gedichte 2 (aus dem Nachlaß), hrsg. von Andreas Thomasberger und Eugene Weber † (1988)
III Dramen 1 (Kleine Dramen), hrsg. von Götz-Eberhard Hübner, Christoph Michel und Klaus-Gerhard Pott (1982)
IV Dramen 2 (Das gerettete Venedig), hrsg. von Michael Müller (1984)
V Dramen 3 (Die Hochzeit der Sobeide / Der Abenteurer und die Sängerin), hrsg. von Manfred Hoppe † (1992)
VI Dramen 4 (Das Bergwerk zu Falun / Semiramis / Die beiden Götter), hrsg. von Hans-Georg Dewitz (1995)
VII Dramen 5 (Alkestis / Elektra), hrsg. von Klaus E. Bohnenkamp und Mathias Mayer (1997)
VIII Dramen 6 (Ödipus und die Sphinx / König Ödipus), hrsg. von Wolfgang Nehring und Klaus E. Bohnenkamp (1983)
IX Dramen 7 (Jedermann), hrsg. von Heinz Rölleke (1990)
X Dramen 8 (Das Salzburger Große Welttheater / Pantomimen zum Großen Welttheater), hrsg. von Hans-Harro Lendner und Hans-Georg Dewitz (1977)
XI Dramen 9 (Florindos Werk / Cristinas Heimreise), hrsg. von Mathias Mayer (1992)
XII Dramen 10 (Der Schwierige), hrsg. von Martin Stern in Zusammenarbeit mit Ingeborg Haase und Roland Haltmeier (1993)
XIII Dramen 11 (Der Unbestechliche), hrsg. von Roland Haltmeier (1986)
XIV Dramen 12 (Timon der Redner), hrsg. von Jürgen Fackert (1975)
XV Dramen 13 (Das Leben ein Traum / Dame Kobold), hrsg. von Christoph Michel und Michael Müller (1989)
XVI/I Dramen 14/1 (Der Turm: 1. Fassung), hrsg. von Werner Bellmann (1990)
XVI/II Dramen 14/2 (Der Turm: 2. und 3. Fassung), hrsg. von Werner Bellmann in Zusammenarbeit mit Ingeborg Beyer-Ahlert (2000)
XVII Dramen 15 (Die Heirat wider Willen / Die Lästigen / Vorspiel für ein Puppentheater u.a.), hrsg. von Gudrun Kotheimer und Ingeborg Beyer-Ahlert (2006)
XVIII Dramen 16 (Fragmente aus dem Nachlaß 1), hrsg. von Ellen Ritter (1987)

XIX Dramen 17 (Fragmente aus dem Nachlaß 2), hrsg. von Ellen Ritter (1994)
XX Dramen 18 (Silvia im »Stern«), hrsg. von Hans-Georg Dewitz (1987)
XXI Dramen 19 (Lustspiele aus dem Nachlaß 1), hrsg. von Mathias Mayer (1993)
XXII Dramen 20 (Lustspiele aus dem Nachlaß 2), hrsg. von Mathias Mayer (1994)
XXIII Operndichtungen 1 (Der Rosenkavalier), hrsg. von Dirk O. Hoffmann und Willi Schuh (1986)
XXIV Operndichtungen 2 (Ariadne auf Naxos / Die Ruinen von Athen), hrsg. von Manfred Hoppe (1985)
XXV/I Operndichtungen 3/1 (Die Frau ohne Schatten / Danae oder die Vernunftheirat), hrsg. von Hans-Albrecht Koch (1998)
XXV/II Operndichtungen 3/2 (Die ägyptische Helena / Opern- und Singspielpläne), hrsg. von Ingeborg Beyer-Ahlert (2001)
XXVI Operndichtungen 4 (Arabella / Lucidor / Der Fiaker als Graf), hrsg. von Hans-Albrecht Koch (1976)
XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien, hrsg. von Gisela Bärbel Schmid und Klaus-Dieter Krabiel (2006)
XXVIII Erzählungen 1, hrsg. von Ellen Ritter (1975)
XXIX Erzählungen 2 (aus dem Nachlaß), hrsg. von Ellen Ritter (1978)
XXX Roman / Biographie (Andreas / Der Herzog von Reichstadt / Philipp II. und Don Juan d'Austria; aus dem Nachlaß), hrsg. von Manfred Pape (1982)
XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, hrsg. von Ellen Ritter (1991)
XXXII Reden und Aufsätze 1 (1890–1902), hrsg. von Hans-Georg Dewitz, Olivia Varwig, Mathias Mayer, Ursula Renner und Johannes Barth (2015)
XXXIII Reden und Aufsätze 2 (1901–1909), hrsg. von Konrad Heumann und Ellen Ritter (2009)
XXXIV Reden und Aufsätze 3 (1910–1919), hrsg. von Klaus E. Bohnenkamp, Katja Kaluga und Klaus-Dieter Krabiel (2011)
XXXVII Aphoristisches – Autobiographisches – Frühe Romanpläne, hrsg. von Ellen Ritter (†) (2015)
XXXVIII Aufzeichnungen (Text), hrsg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth (2013)
XXXIX Aufzeichnungen (Erläuterungen), hrsg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth (2013)
XL Bibliothek, hrsg. von Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Dalia Bukauskaitė und Konrad Heumann (2011)

Im Lauf des Jahres 2015 erschienen die beiden Bände

XXXII Reden und Aufsätze 1 (1890–1902), hrsg. von Hans-Georg Dewitz, Olivia Varwig, Mathias Mayer, Ursula Renner und Johannes Barth

XXXVII Aphoristisches – Autobiographisches – Frühe Romanpläne, hrsg. von Ellen Ritter (†)

In redaktioneller Bearbeitung befindet sich:

XXXVI Herausgebertätigkeit, hrsg. von Donata Miehe, Ellen Ritter (†) und Catherine Schlaud

In der Folge soll die Ausgabe mit Band XXXV Reden und Aufsätze 4 (1920–1929) vollständig abgeschlossen werden.

Die Weiterführung der bis 2008 von der DFG geförderten Ausgabe ermöglicht seit 2009 das Freie Deutsche Hochstift aus eigenen Mitteln gemeinsam mit dem Deutschen Literaturfonds e.V. und der S. Fischer Stiftung (Berlin). Als weitere Förderer zur Überbrückung von Finanzierungslücken bei der Betreuung der Drucklegung wurden Anfang 2011 gewonnen: die Dr. Marschner Stiftung (Förderung von SW XXXII), die Wüstenrot Stiftung (Förderung von SW XXXVII) sowie Carl von Boehm-Bezing, Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt, Prof. Dr. Rolf Krebs, Friedrich von Metzler sowie die Cronstett- und Hynspergische evangelische Stiftung. Allen Förderern sei hiermit herzlich gedankt.

Der langjährige Redakteur Dr. Klaus-Dieter Krabiel ist nach der Drucklegung des Bandes SW XXXII aus dem Hochstift ausgeschieden.

Als Mitwirkende an der Ausgabe sind zu nennen (Stand: 31.12.2015):

Hauptherausgeber:

Dr. Rudolf Hirsch (†), Prof. Dr. Anne Bohnenkamp (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Mathias Mayer (Augsburg), Prof. Dr. Christoph Perels (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Edward Reichel (Berlin), Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal; zugleich Projektleiter)

Redaktion:

Dr. Katja Kaluga, Melanie Blaschko (studentische Hilfskraft)

Nebenamtliche Mitarbeiter (Editoren):

Prof. Dr. Mathias Mayer (Augsburg), Dr. Donata Miehe (Berlin), Dr. Jutta Rißmann (Solingen), Catherine Schlaud (Frankfurt am Main)

Heinz Rölleke

Historisch-kritische ›Faust‹-Edition (in Kooperation mit der Universität Würzburg und der Klassik Stiftung Weimar)

Wie schon im Vorjahr stand 2015 die Vorbereitung der Online-Publikation im Mittelpunkt der Arbeiten an der Faust-Edition. Um die Stabilität der Webseite zu erhöhen, wurde ein Konzept zur statischen Speicherung der einzelnen Inhalte entwickelt und umgesetzt. Die bereits vorhandenen Ansichten wurden so erweitert, dass für den gesamten ›Faust‹ graphische Übersichten der Entstehung vorliegen. In das Balkendiagramm, das die Erstreckung der einzelnen Textzeugen visualisiert, wurden auch die Paralipomena und die Drucke zu Lebzeiten integriert. Als Ansicht neu hinzu kam eine Lesetextdarstellung, in der zu jeder Stelle des ›Faust‹ die Textstufen anderer Zeugen zeilensynoptisch aufgerufen werden können. Zur automatischen Ableitung dieser Textstufen aus der Kodierung der Manuskriptvarianten dient eine XML-Transformation. Ebenfalls neu hinzu kam eine tabellarische Konkordanz der Überlieferung mit den wichtigsten Informationen zu jedem Textzeugen. Die Sitemap sowie die zur Edition gehörigen Erläuterungstexte wurden überarbeitet. Zur Walpurgisnacht, am 30. April 2015, erhielt ein Kreis von ausgewählten Fachkolleginnen und -kollegen Zugang zu einer Testversion der digitalen Ausgabe. Mit diesem Schritt verband sich die Hoffnung, sowohl konstruktive Vorschläge für die Weiterentwicklung als auch Hinweise auf eventuelle Fehler zu erhalten, um diese Rückmeldungen für die vorgesehene Publikation einer öffentlichen Beta-Version berücksichtigen können.

In den darauffolgenden Monaten arbeiteten Philologen und Informatiker an der weiteren Verbesserung der Benutzeroberfläche: Eine interaktiv bedienbare Visualisierung der Lagenstruktur von Handschriften wurde in die Anzeige der Handschriftenbeschreibung (Metadaten) eingebunden. Völlig neu entwickelt wurde die Anzeige der umfangreich textförmigen Metadaten sowie der handschriftlich vorgenommenen Textänderungen. Die Balkendiagramme zur Visualisierung der Texterstreckung, die Präsentation von Textpassagen sowie die dazugehörigen Handschriften wurden seitengenau miteinander verknüpft. Sowohl die zeilensynoptische Variantendarstellung als auch die Balkendiagramme zur Visualisierung der Texterstreckung gewannen an Übersichtlichkeit, u.a. durch eine verbesserte Sortierung. Zum Zweck dieser Sortierung wurden die bestehenden Systeme der Handschriftensiglierung so erweitert, dass alle in der Edition enthaltenen Textzeugen eine Sigle erhielten. Das Design der Website sowie die Gestaltung der Startseite erfuhren eine durchgreifende Verbesserung durch die in Berlin ansässige Firma Produktivbüro. Julia Kockel (als studentische Hilfskraft der Universität Würzburg) führte die Kontrolle der Text-Bild-Verlinkung dem Abschluss entgegen. Marie

Vorländer (studentische Hilfskraft im Hochstift) sowie Dana Machwitz (im Rahmen eines Praktikums) führten die Arbeit an den Entstehungszeugnissen weiter. Auch in diesem Jahr wurde die Korrektur der Handschriftentranskriptionen wieder maßgeblich von Dr. Renate Moering, Wiesbaden, und Wolfgang Ritschel, Weimar, unterstützt, finanziert aus Mitteln der Effi Biedrzynski-Stiftung.

Im Juli 2015 schieden Dr. Katrin Henzel und Christoph Leijser aus. Die weiteren Arbeiten zur Vorbereitung der öffentlich zugänglichen Beta-Version lagen in den Händen von Dr. Gerrit Brüning (Universität Frankfurt), Dr. Dietmar Pravida (Freies Deutsches Hochstift) und Thorsten Vitt (Universität Würzburg). Neben den beschriebenen Arbeiten an der Vervollkommnung der Ausgabe konnten auch Fortschritte bei der Auswertung der bereits im Jahr 2013 angestellten Tintenanalyse erzielt werden, deren bis dato wichtigste Ergebnisse am 7. Oktober von Gerrit Brüning und Prof. Oliver Hahn (Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung, Berlin) im Rahmen der 22. Jahrestagung der ITUG in Weimar vorgestellt wurden. Am Ende des Jahres berichteten die Herausgeber gegenüber der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die das Projekt seit 2009 maßgeblich gefördert hatte, vom erfolgreichen Abschluss des Projekts. Zu diesem Zeitpunkt waren die drei grundlegenden Zugänge der Ausgabe, »Archiv«, »Genese« und »Text« soweit fertiggestellt, dass die Freischaltung der Beta-Version für das Frühjahr des folgenden Jahres angesetzt werden konnte. Im Lauf des Jahres fanden vier Treffen aller am Projekt beteiligten statt, eins davon in Würzburg, die anderen in Frankfurt.

Anne Bohnenkamp

Diachronic Markup and Presentation Practices for Text Edition in Digital Research Environments

Die Weiterentwicklung der Visualisierungen von Text und Genese am Beispiel der ›Faust‹-Edition stellen zugleich einen Beitrag zu dem DFG/NEH-Projekts »Diachronic Markup and Presentation Practices for Text Editions« dar. Anhand eines Manuskripts zu Virginia Woolfs ›A Sketch of the Past‹ ist die Übertragbarkeit der von der Faust-Edition entwickelten XML-Auszeichnung auf andersgeartete Überlieferungsverhältnisse erprobt worden. Vom 4. bis 6. Februar fand in Frankfurt ein Arbeitstreffen statt.

Der Humboldt-Stipendiat Ronan Crowley (Passau) entwickelte in Kooperation mit dem Projekt ein Konzept, mit dem die Grundsätze der genetischen Kodierung des Faust-Projekts an andere Projekte weitergegeben und weiterentwickelt werden können, so dass auch die Faust-Ausgabe wieder davon profitieren kann. Vom 11. bis 15. Mai nahm Christoph Leijser in Passau an einem

Treffen der IT-Mitarbeiter aller Subprojekte teil und stellte seine Projektergebnisse als Komponenten für das Gesamtprojekt zur Verfügung. Damit konnte zugleich der das Hochstift betreffende Teil des Diachronic Markup-Projekts plangemäß abgeschlossen werden.

Anne Bohnenkamp

Propyläen. Forschungsplattform zu Goethes Biographica, Briefwechsel, Tagebücher, Begegnungen und Gespräche – Chronologie, Quellen, Recherche, Fokus

Für das neue Vorhaben der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig sowie der Klassik Stiftung Weimar – Goethe- und Schiller-Archiv (GSA) ist zu Anfang des Jahres eine Arbeitsstelle der »Digitalen Akademie« im Hochstift eingerichtet worden. Die »Digitale Akademie« ist eine Forschungseinrichtung der Mainzer Akademie für Digitale Geisteswissenschaften (Digital Humanities). Das mit einer Laufzeit von 25 Jahren bewilligte Projekt steht unter der Gesamtleitung von Dr. Bernhard Fischer (Direktor des GSA), Prof. Dr. Klaus Manger (Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig) und Prof. Dr. Ernst Osterkamp (Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz).

Während in Weimar die historisch-kritischen Ausgaben von Goethes Tagebüchern und Briefen, die Regestausgabe der Briefe an Goethe sowie die Ausgabe von Goethes Begegnungen und Gesprächen fortgeführt und in gedruckter Form publiziert werden, entwickelt die Arbeitsstelle eine integrierte Forschungsplattform zu Goethes Leben, Wirken und Werk auf der Basis der durch Kommentar und Register vielschichtig erschlossenen Quellenbestände sowie zusätzlicher Materialien (Faksimiles der Handschriften , vollständige Transkriptionen der Briefe an Goethe). Eine zentrale Aufgabe ist es, die zu unterschiedlichen Zeiten begonnenen Editionen auf eine gemeinsame technologische Grundlage zu stellen, die eine übergreifende Recherche ermöglicht. Die Datenmodellierung setzt auf internationale Standards (TEI, UNICODE, RDF, GND usw.), die eine nachhaltige Datenhaltung gewährleisten und die Integration ergänzender Materialien sicherstellen.

Neben Registern der Editionen sind weitere Zugänge zu den Dokumenten in Planung: Ein Zeitstrahl sol es erlauben, die einschlägigen Dokumente nach Tagen geordnet anzuzeigen; auf einer Karte können die brief- bzw. tagebuchrelevanten Daten (Absender, Empfänger, Ort, Datum, Häufigkeit) abgefragt und miteinander verknüpft werden. In Einklang mit dem 2014 erfolgten Appell der DFG zur Nutzung offener Lizenzen in der Wissenschaft sowie den 2015 von der DFG verabschiedeten Leitlinien zum Umgang mit Forschungsda-

ten ist beabsichtigt, die Textdaten und Digitalisate der Plattform soweit wie möglich unter offenen Lizenzen zur Nachnutzung anzubieten.

In der ersten Projektphase stehen zunächst Analyse und Retrodigitalisierung bereits vorliegender Editionsbände im Mittelpunkt. Für die Analyse wurde eine digitale Testumgebung aufgebaut. Transformationsroutinen und Verfahrensweisen zur digitalen Auszeichnung und Aufbereitung befinden sich in Entwicklung und Erprobung. In enger Abstimmung mit der Weimarer Arbeitstelle wurde die Konzeption eines Prototyps für die Forschungsplattform begonnen. Dazu gab es zwei große Treffen mit allen Projektbeteiligten in Weimar. Kleinere Arbeitsgruppen trafen sich in Weimar und Frankfurt. Informationen zum Projekt können seit Juli außerdem auf einer eigenen Website-Visitenkarte abgerufen werden (goethe-biographica.de).

Das im Hochstift angesiedelte digitale Faustedition verfolgt im Bereich der digitalen Aufbereitung und Darbietung ähnliche Schwerpunkte, hinzu kommt die inhaltlichen Nähe beider Projekte. Umso naheliegender war es, die Arbeitsstelle der Digitalen Akademie im Goethe-Haus zu beiderseitigem Nutzen aufzunehmen. Die inzwischen umfassende Digitalität in allen Wissenschaftsbereichen erfordert eine enge Zusammenarbeit aller Wissenschaftsinstitutionen. Eine Beteiligung des Hochstifts am Propyläen-Projekt bietet die große Chance, an der geisteswissenschaftlichen Grundlagen- und Langzeitforschung der Akademien zu partizipieren und die im Rahmen des Akademienprogramms entwickelten Tools, Methoden und Konzepte in die eigene Digital Humanities-Forschungsarbeit zu integrieren. Gleichermaßen profitiert die Mainzer Arbeitsstelle von der hier vorhandenen Expertise und von der direkten Anbindung an die wissenscahftlichen Abteilungen des Hauses.

Mitarbeiter der Frankfurter Arbeitsstelle:

Dominik Kasper (Leitung), Hans-Werner Bartz (wissenschaftlicher Mitarbeiter), Dr. Manfred Wenzel (wissenschaftlicher Mitarbeiter), Janina Kühner (studentische Hilfskraft)

Hans-Werner Bartz, Dominik Kasper, Janina Kühner

Lehre und Vorträge

Anne Bohnenkamp nahm auf Einladung der Universität Marburg am 19./20. Februar an einer Tagung zu August Wilhelm Schlegels Korrespondenzen teil und stellte dort die verwandten Editionsprojekte des Freien Deutschen Hochstifts vor. Am 26. März sprach sie im Rahmen einer Podiumsdiskussion im Frankfurter Holzhausenschlößchen über »Handschriften im digitalen Zeitalter«. Vom 27.–30. Mai besuchte sie die Hauptversammlung der Goethegesellschaft Weimar und wurde dort erneut zur Vizepräsidentin der Weimarer

Goethe-Gesellschaft gewählt. In Weimar referierte sie zugleich zum Thema »Den ›leidenschaftlichen Zwiespalt‹ endlich versöhnen? Zum Projekt eines Deutschen Romantik-Museums in Frankfurt am Main« und nahm an dem Podiumsgespräch »Romantik Gestern und Heute« teil. Am 20. September sprach sie auf Einladung des Heinrich Heine-Instituts Düsseldorf im Rahmen einer Podiumsdiskussion über historische Schreibgeräte. Am 4. Oktober hielt sie einen Vortrag zur digitalen Faustedition im Rahmen eines Symposiums zu Goethes ›Faust‹ auf Einladung der Goethe-Gesellschaft Hannover. Am 15. Oktober nahm sie im Rahmen von ›Open Books‹ an einer Podiumsdiskussion mit Heike Gfrereis und Lothar Müller über Fragen der Literaturausstellung teil. Am 24. Oktober stellte sie bei dem Symposium zum 90. Geburtstag von Albrecht Schöne in Göttingen Goethes Brief an Carl Iken vom 27. September 1827 vor. Am 12. November sprach sie auf Einladung der Goethe-Gesellschaft Leipzig zum Thema »Goethe und das Geld«. Vom 12.–15. November leitete sie die Goethe-Akademie Weimar zum Thema »Orient und Okzident. Goethes West-östlicher Divan«; vom 26. bis 28. November nahm sie an der Editio-Tagung »Kommentieren und Erläutern im digitalen Kontext« im Gleimhaus Halberstadt teil. Am 9. Dezember stellte sie im Goethe-Museum Düsseldorf die Faust-Edition vor. Im Wintersemester 2014/15 und im Sommersemester veranstaltete sie zusammen mit Dr. Konrad Heumann ein Hauptseminar zum Thema »Goethe sammeln und ausstellen«, aus dem die Ausstellung »Unboxing Goethe« hervorging. Gemeinsam mit Prof. Wolfgang Bunzel hielt sie in beiden Semestern ein Oberseminar für fortgeschrittene Studenten.

Wolfgang Bunzel hielt im Rahmen des von der Romanfabrik Frankfurt in Zusammenarbeit mit der Goethe-Universität Frankfurt veranstalteten Kolloquiums »Romantik, Europa und der Rhein« (10.–12. Februar) einen Vortrag über »Der Rhein und die deutsche Romantik« und sprach auf der Internationalen Tagung »August Wilhelm Schlegels Korrespondenzen. Epistolarität und Interkulturalität« (19./20. Februar) an der Philipps-Universität Marburg über »Das Gruppenporträt als Nekrolog. August Wilhelm Schlegels und Ludwig Tiecks Musen-Almanach für das Jahr 1802 – Entstehung, Kontext, publizistisches Profil«. Am 26. Februar präsentierte er den von ihm gemeinsam mit Michael Hohmann und Hans Sarkowicz herausgegebenen Band Romantik an Rhein und Main. Eine Topographie vor dem Förderverein PetriHaus in Frankfurt-Rödelheim. Er referierte auf dem Kolloquium »L'art de la civilité épistolaire de Gellert à Günter Grass: la lettre entre espace intime et sphère publique« (11.–13. März) in Toulouse über Clemens Brentanos Korrespondenz mit Karoline von Günderrode und auf der unter dem Motto »Aus der Ferne klingts wie Heimathslieder. Zum literaturgeschichtlichen Ort Annette von Droste-Hülshoffs und der konservativen Autoren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts« stehenden Tagung der Droste-Gesellschaft (26.–28. März) in Münster über »Vom Schatten der Diskurse und den Nischen im literari-

schen Feld. Zur Literatur der Restaurationszeit (1815–1848/49)«. Weitere Vorträge hielt er am 7. Mai in Bönnigheim über »Die Brentanos und Goethe«, am 29. bis 31. Mai auf einer Tagung der polnischen Germanisten in Warschau über Karl August Varnhagen von Enses Tagebücher und am 10. November vor dem Bad Homburger Geschichtsverein über »Das Rhein/Main-Gebiet als regionales Zentrum der Romantik«. Zudem war er am 25. Juni zu einem Gesprächsabend über Otto Julius Bierbaum in das Literaturhaus Innsbruck eingeladen. Er konzipierte und moderierte das Symposion »Die Brentanos – eine romantische Familie?«, das vom 7. bis zum 9. Juli im Institut für Stadtgeschichte im Karmeliterkloster stattgefunden hat, außerdem hielt er dort unter dem Titel »Selbstinszenierung und soziales Engagement« einen Vortrag über Bettine von Arnim geb. Brentano. Die Veranstaltung wurde vom Hessischen Rundfunk aufgezeichnet, der Ausschnitte daraus in Kombination mit einem rahmenden Gespräch zwischen Hans Sarkowicz und Wolfgang Bunzel auf dem Sender hr2 ausstrahlte. Am 25. September hielt er in der Deutschen Nationalbibliothek vor den Mitgliedern des Verbands deutscher Antiquare einen Vortrag über Clemens Brentanos Bibliothek. Er nahm am Symposium »Perzeptionswandel der Romantik in der Literatur der DDR – Projektionsräume zwischen ästhetischem Eigensinn und politischer Kontrolle« (23./24. Oktober) in Schloss Wiepersdorf teil, wo er einen Impulsvortrag über Bettine von Arnims Rezeption in der Frühzeit der DDR hielt. Gegenstand seines Seminars im Sommersemester 2015 war »Das romantische Konzept einer ›neuen Mythologie‹«. Im Wintersemester 2015/16 hielt er eine Vorlesung »Topographien der Moderne: Berlin – München – Wien«.

Gerrit Brüning hielt im Sommersemester 2015 an der Goethe-Universität die Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft und bot im Wintersemester 2015/15 ein Seminar »Textgeschichten der Moderne« an.

Michael Grus hielt auf der von der Universität Leuven veranstalteten, in Brüssel stattfindenden Tagung »A War of No Common Description. The Transnational Reception of Waterloo in the 19th Century« (18./19. Juni) einen Vortrag »Dichtung in ›multimedialer‹ Verwertung. Clemens Brentanos Gedicht auf die Schlacht vom ›Schönen Bunde‹« und sprach auf dem Symposion »Die Brentanos – eine romantische Familie?« über Franz Brentano (1765–1844).

Cornelia Ilbrig hat im Sommersemester 2015 und Wintersemester 2015/16 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main Proseminare über »Rheinromantik. Der Rhein als Topos in der Literatur und Kunst des 19. Jahrhunderts« sowie »Heinrich Heine und die Romantik« und an der Universität Paderborn Hauptseminare zu den Themen »Rheinromantik. Der Rhein als Topos in der Literatur und Kunst des 19. Jahrhunderts« sowie »Autorschaftskonzeptionen in der Umbruchszeit von 1815 bis 1848« abgehalten. Auf dem Symposion »Die Brentanos – eine romantische Familie?« hielt sie einen Vortrag über Gisela Grimm geb. von Arnim.

Manfred Wenzel hielt am 20. Mai einen Vortrag auf den Werkstattgesprächen der ADW Mainz mit dem Titel »Post aus Friesland – Goethe und Pfarrer Toel spielen Schicksal«, woran Dominik Kasper einen kurzen Exkurs über die technische Planung der Propyläen-Plattform anschloss.

Dietmar Pravida veranstaltete im Sommersemester 2015 ein Hauptseminar zum Thema »Goethes Faust: Urfaust – Fragment – Der Tragödie erster Teil«.

Holger Schwinn hielt am 7. Mai 2015 anlässlich der Präsentation des Arte-Films »Fürst Pückler – Playboy, Pascha, Visionär« im Bad Homburger Landgrafenschloss einen Vortrag über »Fürst Pückler in Rödelheim« und referierte auf dem Symposion »Die Brentanos – eine romantische Familie?« über Georg Michael Anton Josef Brentano (1775–1851).

Publikationen

Publikationen des Freien Deutschen Hochstifts

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 2015, hrsg. von Anne Bohnenkamp, Göttingen: Wallstein. (450 S., mit Beiträgen von Reinhold Grünendahl, Hans Wernher von Kittlitz, Petra Maisak, Hermann Patsch, Dietmar Pravida, Luigi Reitani.)

Handschriften der Romantik. Gedichte und Briefe aus der Handschriftensammlung des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt am Main, hrsg. von Wolfgang Bunzel, Frankfurt am Main: Edition Faust. (78 S., mit Beiträgen von Wolfgang Bunzel, Michael Grus, Franziska Mader, Marie Vorländer, Bettina Zimmermann.)

Unboxing Goethe. Schätze aus dem Archiv ans Licht gebracht, hrsg. von Anne Bohnenkamp und Konrad Heumann, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift. (127 S., mit Beiträgen von Linda Baumgartner, Naima Gofran, Yannick Hohmann-Huet, Lina Louisa Krämer, Lena Lange, Valerie Pfitzner, Julia Schneider, Nikoleta Skrapara, Claudia Spezzano, Isabel Spigarelli, Camilla Stöppler, Marie Vorländer und Jeong-Min Yun.)

Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, Bd. 36: Briefe VIII (1830–1835), hrsg. von Sabine Oehring, Stuttgart: Kohlhammer.

Hugo von Hofmannsthal, Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe, Bd. XXXIV: Reden und Aufsätze 1 (1890–1902), hrsg. von Hans-Georg Dewitz, Olivia Varwig, Mathias Mayer, Ursula Renner und Johannes Barth, Frankfurt am Main: Fischer.

Hugo von Hofmannsthal, Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe, Bd. XXXVII: Aphoristisches – Autobiographisches – Frühe Romanpläne, hrsg. von Ellen Ritter (†), Frankfurt am Main: Fischer.

Weitere Veröffentlichungen (Auswahl)

Anne Bohnenkamp (hrsg. zusammen mit Constanze Breuer, Paul Kahl und Stefan Rhein), Häuser der Erinnerung. Zur Geschichte der Personengedenkstätte in Deutschland, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt (= Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt 18).

Gerrit Brüning, Ungleiche Gleichgesinnte. Die Beziehung zwischen Goethe und Schiller 1794–1798, Göttingen: Wallstein.

Wolfgang Bunzel, Bis(s) zum Morgengrauen. Clemens Brentanos erster Brief an Karoline von Günderrode – Kontext, Funktion, Materialität, in: Romantik kontrovers. Ein Debattenparcours zum zwanzigjährigen Jubiläum der Stiftung für Romantikforschung, hrsg. von Gerhart von Graevenitz, Walter Hinderer, Gerhard Neumann, Günter Oesterle und Dagmar von Wietersheim, Würzburg: Königshausen & Neumann (= Stiftung für Romantikforschung 58), S. 228–244.

Wolfgang Bunzel, Kooperation und Konkurrenz – oder: Das Ende einer Freundschaft. Clemens Brentano und die Brüder Grimm im auktorialen Wettstreit um das ›romantische‹ Märchen, in: Märchen, Mythen und Moderne. 200 Jahre Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, hrsg. von Claudia Brinker-von der Heyde, Holger Ehrhardt, Hans-Heino Ewers, Annekatrin Inder, Frankfurt am Main (= Medien – Literaturen – Sprachen in Anglistik, Amerikanistik, Germanistik und Romanistik 18), Teil 1, S. 51–64.

Wolfgang Bunzel, »nicht vollzogne Gesandschaften«. Clemens Brentanos unabgeschickte Briefe an E.T.A. Hoffmann und Fouqué, in: Schreibszenen. Kulturpraxis – Poetologie – Theatralität, hrsg. von Christine Lubkoll und Claudia Öhlschläger, Freiburg im Breisgau (= Rombach – Reihe Litterae 213), S. 233–253.

Wolfgang Bunzel, Der epistolare Pakt. Zum Briefwechsel zwischen Bettine von Arnim und Hermann Fürst von Pückler-Muskau, in: Briefnetzwerke um Hermann von Pückler-Muskau, hrsg. von Jana Kittelmann im Auftrag der Stiftung Fürst-Pückler-Museum Park und Schloss Branitz, Dresden: Thelem (= Edition Branitz 11), S. 15–26.

Wolfgang Bunzel, Post für die Zukunft. Bettine von Arnims »letzte Briefe«, in: Letzte Briefe. Neue Perspektiven auf das Ende von/der Kommunikation, hrsg. von Arnd Beise und Jochen Strobel in Zusammenarbeit mit Ute Pott, St. Ingbert: Röhrig, S. 135–150.

Wolfgang Bunzel, Brief-Erziehung. Bettine von Arnim als epistolare Mentorin, in: Briefe um 1800. Zur Medialität von Generation, hrsg. von Selma Jahnke und Sylvie Le Moël, Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag (= Berliner Intellektuelle um 1800 4), S. 137–158.

Michael Freiberg (zusammen mit Giuseppe Abrami und Paul Warner), Managing and Annotating Historical Multimodal Corpora with the e-Hu-

manities Desktop – An outline of the current state of the LOEWE project Illustrations of Goethe's Faust, in: Historical Corpora. Challenges and Perspectives, ed. by Jost Gippert, Tübingen: Narr (= Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache 5), S. 353–363.

Cornelia Ilbrig, Grenzen und Grenzüberschreitungen in der Realität und der Poesie. Italien als Ort der Sehnsucht und Annette von Droste-Hülshoffs Freundschaften im Rheinland, in: Die Droste und Italien, hrsg. von Gabriela Catalano und Winfried Woesler, Berlin, London, Paris: European University Press (= Bochumer Germanistik 20), S. 163–176.

Cornelia Ilbrig, Juden und Schneider. Integration und Ausgrenzung durch Stereotypenbildung in Clemens Brentanos romantischen Märchen, in: Märchen, Mythen und Moderne. 200 Jahre Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, hrsg. von Claudia Brinker-von der Heyde, Holger Ehrhardt, Hans-Heino Ewers, Annekatrin Inder, Frankfurt am Main (= Medien – Literaturen – Sprachen in Anglistik, Amerikanistik, Germanistik und Romanistik 18), Teil 1, S. 221–234.

Cornelia Ilbrig, Orte dichterischen Gedenkens, Einrichtungen kultureller Vermittlung, Stätten künstlerischen Schaffens. Formen der Literaturausstellung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in: Was macht das Museum mit (der) Literatur? Musealisierung und Ausstellung von Literatur, hrsg. von Marie-Clémence Régnier (= Interférences littéraires / Literaire interferienties. Multilingual e-Journal for Literary Studies), S. 39–57.

Franziska Mader (zusammen mit Armin Hoenen), A New LMF Schema Application by Example of an Austrian Lexicon Applied to the Historical Corpus of the Writer Hugo von Hofmannsthal, in: Historical Corpora. Challenges and Perspectives, ed. by Jost Gippert, Tübingen: Narr (= Korpuslinguistik und interdisziplinäre Perspektiven auf Sprache 5), S. 209–227.

Dietmar Pravida (zusammen mit Giuseppe Abrami und Alexander Mehler), Fusing Text and Image Data with the Help of the OWLnotator, in: Human Interface and the Management of Information. Information and Knowledge Design. 17th International Conference, HCI International 2015, Los Angeles, CA, USA, August 2–7, 2015. Proceedings, Part I, ed. by Sakae Yamamoto, Heidelberg und New York: Springer International Publishing (= Lecture Notes in Computer Science 9172), S. 261–272.

Holger Schwinn, Zwischen Freundschaftsbund und Produktionsgemeinschaft. Die »Liederbrüder« Clemens Brentano und Ludwig Achim von Arnim, in: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft 24/25 (2012/13), S. 61–82.

Holger Schwinn, Der Dichter als Landwirt. Eine Kabinettausstellung erinnert an Achim von Arnims Wirken in Wiepersdorf, in: ALG-Umschau 52, März, S. 30–31.

Nina Sonntag, Einfühlung und Abstraktion. Ästhetisches Erleben in der Theaterarchitektur um 1900, Berlin: Jovis.

Erwerbungen

Kunstsammlungen

Caroline von Bardua, Porträt der Maximiliane von Arnim

Aus einem Konvolut von Leihgaben aus dem Besitz der Maximiliane von Oriola, geb. von Arnim, und dem Nachlass von Elisabeth Felicitas Coeberg von Eperjesy, das über Frau Olga Majeau-Henny an das Freie Deutsche Hochstift kam, konnte die Kunstsammlung ein Porträt der Maximiliane von Arnim (1818–1894) erwerben (Abb. 9). Das Gemälde stammt von der Hand der Malerin Caroline von Bardua (1781–1864), einer bekannten Porträtistin der Zeit und einer Freundin der Tochter Bettine und Achim von Arnims.[7]

Caroline von Bardua (1781–1864) bildete sich zunächst bei Johann Heinrich Meyer an der Freien Zeichenschule in Weimar, später bei Gerhard von Kügelgen in Dresden aus. In Weimar schloss sie Bekanntschaft mit Goethe, in Dresden lernte sie die Anton Graff und Caspar David Friedrich kennen. Als eine der wenigen Malerinnen ihrer Zeit, lebte Caroline von Bardua als selbständige Porträtistin allein von ihrer Kunst. Gemeinsam mit ihrer Schwester reiste sie dafür durch ganz Deutschland und fertigte an Ort und Stelle Bildnisse einer bürgerlichen Gesellschaft des frühen 19. Jahrhunderts an. Daneben stammen von ihr auch Gemälde und Zeichnungen bekannter Persönlichkeiten wie Goethe, Caspar David Friedrich und Johanna Schopenhauer.

Die Töchter Bettine und Ludwig Achim von Arnims lernte Caroline von Bardua in Berlin kennen, wohin sie 1832 zog. Trotz des Altersunterschiedes entstand zwischen ihnen eine freundschaftliche Verbindung. 1843 gehörte Caroline von Bardua zu den Mitbegründerinnen des »Kaffeter-Kreises« eines Salons, den die Schwestern Maximiliane, Armgart (1821–1880) und Gisela (1827–1889) gründeten und in dem sich alle Mitglieder künstlerisch betätigten. Aus dieser Zeit (1840–43) stammen drei Porträts der Arnim-Schwestern, die Caroline von Bardua in korrespondierendem ovalen Format ausführte und die die jungen Frauen mit Buch, Zeichenbrett und Schreibgerät zeigen – ganz dem jeweiligen künstlerischen Interesse entsprechend. Das neuerworbene Porträt steht in Zusammenhang mit diesen Bildnissen, konzentriert sich aber stärker auf den Kopf der Dargestellten. Der rote Hintergrund betont die dunklen, in die Ferne blickenden Augen ebenso wie die schwarzen Harre der jungen Frau, ein über den Kopf gelegter weißer Schleier hebt diese noch einmal hervor. Ist Maxe im Rundporträt mit Weinlaub bekränzt und zeitgenössisch ge-

7 Inv.-Nr. IV – 2015 – 18.



*Abb. 9. Caroline von Bardua,
Porträt der Maximiliane von Arnim (1818–1894).*

kleidet, so schmückt sie hier ein Lorbeerkranz, der ihr gemeinsam mit dem hellen Tuch eine klassisch-antike Anmutung gibt. Die aufrechtstehenden Blätter des Kranzes über dem Tuch greifen darüber hinaus die Ikonographie des Dichters Dante auf, so dass die Malerin der jungen Frau hier – auch ohne ihr ein Buch in die Hand geben zu müssen – auf deren literarische Vorlieben und Ambitionen verweist.

Nachlass Peter Boerner: Konvolut von Kunstwerken mit Bezug auf Goethe und seinen Umkreis

Aus dem Nachlass von Prof. Dr. Peter Boerner (1926–2015) gelangte im November 2015 ein Konvolut von zwanzig Kunstwerken mit Bezug zu Goethe und seinem Kreis in die Kunstsammlungen. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang eine Büste Goethes von Pierre Jean David D'Angers, als Abguss einer nach dem Original in Angers angefertigten Kopie. Dazu kommen zwei spätere Plattenabzüge von Radierungen Goethes nach A. Thiele: »Landschaft mit einem Wasserfall«, dem Vater Johann Caspar Goethe gewidmet, und »Gebirgige Landschaft mit Wasserfall«, dem Freund Hermann gewidmet, die Radierung eines Selbstporträts von Anton Graff und eine »Post-Karte von Deutschland und den angränzenden Ländern von L. Baron Pflummern, Königl. Baier. Oberlieutenant«, entstanden 1812 in Nürnberg.

Tatiana Bermant: 17 Gemmen zu Frauen aus Goethes Leben und der Familie Brentano

Die in Moskau geborene und ausgebildete, heute in Frankfurt lebende Bildhauerin Tatiana Bermant (Jg. 1941) schenkte dem Hochstift zu Goethes Geburtstag im August 2015 eine Sammlung von Gemmen aus Muschelkalk.[8] In zwei Kollektionen zeigen die Arbeiten in Form italienischer Kameen zum einen zwölf Porträts von Frauen aus Goethes Leben nebst dem Dichter selbst, zum anderen fünf Bildnisse aus der Familie Brentano.

Walter Maisak, Vier Lithographien zu Georg Büchners ›Woyzeck‹

Als Geschenk von Dr. Petra Maisak erhielt die Kunstsammlung vier druckgraphische Arbeiten des Künstlers Walter Maisak (1912–2002) mit Illustrationen zu Georg Büchners Drama ›Woyzeck‹.[9] Maisak studierte an der Stuttgarter Akademie der Bildenden Künste und war als freier Maler, Graphiker und im Bereich Kunst am Bau tätig. Die Blätter des ›Woyzeck‹-Zyklus entstanden 1970 als Kreidelithographien und nutzen die Möglichkeiten der Technik, mit freiem, schnellem Duktus direkt auf den Druckträger zeichnen zu können. In den Szenen »Woyzeck rasiert den Offizier«, »Woyzeck und Andres schneiden

8 Inv.-Nr. IV–2015–001 bis IV–2015–017.
9 Inv.-Nr. III–15870 bis III–15874.



Abb. 10. Walter Maisak, Beim Tanz im Wirtshaus, Lithographie zu Georg Büchners ›Woyzeck‹.

Stecken«, »Beim Tanz im Wirtshaus« (Abb. 10) und »Woyzeck und die tote Marie am Teich«, setzte der Künstler die Hauptperson jeweils zentral ins Bild und machte in expressiver Manier die Nöte, Verzweiflung und Verwirrung Woyzecks zum Thema seiner Arbeiten. Die breiten, dunklen Striche in sattem Schwarz, die stürzenden Linien und die teilweise Überzeichnung der Gesichter ins Karikaturhafte oder Verzerrte, unterstützen die bedrohliche, ausweglose Anmutung, die als Atmosphäre in den Blättern vorherscht und die an zeitgenössische Theaterinszenierungen erinnert.

Der herzliche Dank der Kunstsammlungen gilt allen Freunden und Förderern für ihre großzügige Unterstützung: Tatiana Bermant, Carl-L. von Boehm-Bezing, Peter (†) und Nancy Boerner, Dr. Christian M. Geyer, Dr. Wolfgang Hönle, Dr. G. Stiehler-Alegria, Dr. Petra Maisak, Josua Reichert, Dr. Dieter Rothhahn, Christian Tappe.

Mareike Hennig

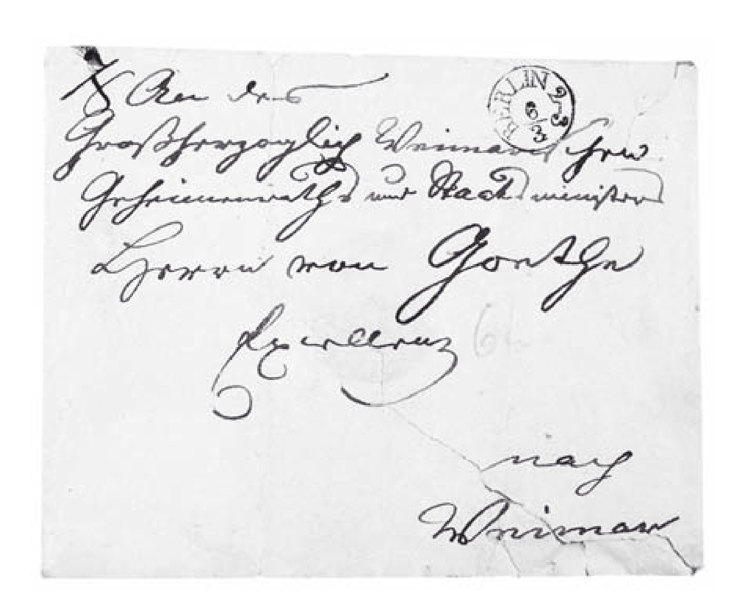
Handschriften

Im Berichtszeitraum 2015 konnte der Handschriftenbestand um einzelne Autographen und um eine bedeutende Sammlung zu Joseph von Eichendorff erweitert werden. Ferner wurde der Nachlass von Ernst Beutler, der bisher als Leihgabe im Haus war, angekauft.

Goethe

Carl Friedrich Zelter an Goethe, Berlin, 4.–6. März 1832[10]

Aus dem Handel wurde der Umschlag eines Briefes von Zelter an Goethe erworben (Abb. 11). Er ist eigenhändig adressiert: »An des / Großherzoglich Weimarischen / Geheimenraths und Staatsministers / Herrn von Goethe / Excellenz / nach / Weimar«. Anhand des Poststempels (»6/3«) und weiterer Indizien lässt sich erschließen, dass der Umschlag wahrscheinlich zum Brief gehört, den Zelter vom 4. bis 6. März 1832 an Goethe schrieb. Somit gehört er zu einem der letzten Korrespondenzstücke des mit fast 900 Briefen sehr umfangreichen Briefwechsels. Finanziert wurde der Ankauf aus der Erich und Amanda Kress-Stiftung.


An des
Großherzoglich Weimarischen
Geheimenraths und Staatsministers
Herrn von Goethe
Excellenz
nach
Weimar

BERLIN 6/3

Abb. 11. Umschlag eines Briefs von Zelter an Goethe, 4.–6. März 1832.

10 Hs–31097.

Clemens Brentano

Clemens Brentano an Ludwig Tieck, Marburg, 28. Mai 1804[11]

Das Schreiben steht im Zusammenhang mit Brentanos Bemühungen, Ludwig Tieck eine Stelle als Professor für Ästhetik an der neuorganisierten Universität Heidelberg zu verschaffen. Im Hintergrund steht sein Wunsch, selbst von Marburg nach Heidelberg zu übersiedeln und dort mit Tieck altdeutsche Handschriften herauszugeben.[12] Tieck hatte im Herbst 1803 seine Bearbeitung von Minneliedern aus dem Codex Manesse publiziert, die im Kreis der Romantiker als beispielhaft für die Erneuerung der altdeutschen Literatur angesehen wurde.[13]

Zum ersten Mal unterbreitete Brentano dem Freund das Vorhaben am 22. April 1804: »Ohne zu wissen, ob es gelingt, oder ob Sie einwilligen würden, wenn es gelänge, habe ich die Idee gefaßt, ob es nicht möglich sein sollte ihnen eine Professur der schönen Wißenschaften in Heidelberg zu verschaffen, wo es Ihnen so sehr gefallen hat. […] ich wäre ewig glücklich, alle meine Hofnungen würden wieder erstehen, wenn ich dort unter ihrer Leitung, an einer Reproducktion der Alten Heldengedichte arbeiten könnte. Wie Herrlich wäre es, nach einem gewissen Plan arbeitend in einer ganzen Gesellschaft, die verschiedenen Heldengedichte wieder zu verbinden und hervorzuführen, ich wollte gern auf alle eigne Arbeiten Verzicht thun, und mein ganzes Leben für diese Arbeiten anwenden.«[14]

Da Tieck nicht reagierte, wiederholte Brentano sein Ansinnen am 28. Mai 1804 in dem nun aus dem Handel erworbenen Schreiben. Der Text war bisher nur aus einem abweichenden Druck bekannt:[15] »Ich habe ohnlängst, da ich ihren Aufenthalt nicht wuste, durch Herrn Docktor Herder in Weimar einen Brief an Sie gelangen lassen, ich weiß nicht, ob Sie ihn erhielten, sein Innhalt war die Frage, ob Sie wohl eine Professur der schönen Wissenschaften in Heidelberg annehmen würden […] ohne noch ihre Erklärung zu wissen, habe ich meine Idee meinem Schwager dem Professor Savigny, der sich für Sie verwenden wollte mitgetheilt, da dieser in Carlsruhe viel vermag, […] gestern begehrt er dringe[nd ih]re Erklärung an mich, in wiefern er sie nun nöthig hat,

11 Hs–31096.

12 Vgl. Gisela Brinker-Gabler, Tieck und die Wissenschaft, in: Jahrb. FDH 1976, S. 168–177.

13 Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter neu bearbeitet und hrsg. von Ludewig Tieck, Berlin 1803.

14 FBA 31, S. 310–314.

15 Briefe an Ludwig Tieck, ausgewählt und hrsg. von Karl von Holtei, Bd. 1, Breslau 1864, S. 102.

würde sich zeigen, wenn sie die Güte hätten mir sogleich zu antworten, ob ich ihnen durch meinen Vorschlag wonicht einen Dienst geleistet, doch meine treue ernste Liebe bewiesen habe.«

Tieck antwortete am 15. Juni 1804 und lehnte die ihm angetragene Professur rundheraus ab. Seine Unabhängigkeit und sein höheres Einkommen als freier Schriftsteller seien ihm wichtiger.[16] Für Brentano trat an die Stelle der erhofften Zusammenarbeit mit Tieck bald eine neues Vorhaben: Mit Achim von Arnim veröffentlichte er 1806 bis 1808 die Liedersammlung ›Des Knaben Wunderhorn‹.

Clemens Brentano an einen Lehrer der de Laspée'schen Erziehungsanstalt in Wiesbaden, Koblenz, 28. Januar 1826[17]

Seit September 1818 lebte Clemens Brentano hauptsächlich im westfälischen Dülmen, um am Krankenbett der stigmatisierten Anna Katharina Emmerick deren Visionen zu protokollieren. Nach dem Tod der Emmerick im Februar 1824 dauerte es über ein Jahr, bis Brentano im Mai 1825 in Koblenz bei Stadtrat Hermann Joseph Dietz ein neues Zuhause fand. Dietz war der Initiator des Koblenzer Karitaskreises, einer Gruppe von katholischen Laien, die sich für die Armen- und Krankenbetreuung einsetzten. Seine bedeutendste Unternehmung, an der auch Brentano mitwirkte, war die Reorganisation des Koblenzer Bürgerhospitals. Im Frühling 1826 gelang es Dietz, sechs Nonnen der ›Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Karl Borromäus‹ für die Krankenpflege im Hospital zu gewinnen. In diesem Kontext entstand auch Brentanos Ordensgeschichte der Barmherzigen Schwestern (1831).[18]

Brentanos umfangreicher, in der für ihn charakteristischen winzigen Schrift abgefasster Brief stammt aus seiner Koblenzer Zeit und zeigt seine damaligen Interessen rund um Fragen der Erziehung und der ›Barmherzigkeit‹. Er richtet sich an einen Vertrauten aus dem Umfeld der von Johannes de Laspée gegründeten Erziehungsanstalt in Wiesbaden, wahrscheinlich an einen Lehrer. Brentano hatte die Anstalt, die sich an den Grundsätzen des Schweizer Pädagogen

16 FBA 38,3, S. 394–400.

17 Hs–31095.

18 Die Barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Nebst einem Bericht über das Bürgerhospital in Coblenz und erläuternden Beilagen, FBA 22,1, S. 9–473. Zum Koblenzer Karitaskreis und Brentanos Aktivitäten vgl. Erwin Gatz, Kirche und Krankenpflege im 19. Jahrhundert. Katholische Bewegung und karitativer Aufbruch in den preussischen Provinzen Rheinland und Westfalen, München, Paderborn, Wien 1971, S. 272–276 und S. 354–359. Außerdem: Christoph Weber, Aufklärung und Orthodoxie am Mittelrhein 1820–1850, München, Paderborn, Wien 1973, S. 25–29.

Johann Heinrich Pestalozzi orientierte, im Herbst 1825 besucht. Im Zentrum des Briefs steht ein aus Böhmen stammender, katholisch getaufter Jude namens Strelitz, genannt Apolinar. Dieser hatte sich seit September 1825 auf Brentanos Empfehlung in der Erziehungsanstalt aufgehalten, wo er zum »Methodenlehrer«, also zu einem Hilfslehrer im Sinne der Pestalozzischen Methode ausgebildet werden sollte. Brentano, Dietz und mehrere seiner Bekannten übernahmen abwechselnd die Kosten unter der Bedingung, »daß er sich sehr still und demütig […] betragen soll, […] weil er bei geringster billiger Klage gegen ihn, seine Hülfe dort und von uns verliehrt«.[19] Nun aber machte der Schüler allen Beteiligten Kummer. Brentano schreibt im neuerworbenen Brief: »Die Barmherzigkeit in der Pestalozischen Methode hat mir immer besonders an ihr gefallen, besonders da sie so gros in ihr erscheint, daß diese sonst so weitläufige, gründliche und umfassende Methode doch nie im Stande war, die ihr innewohnende Barmherzigkeit zu verbergen. […] Auch an Ihnen, lieber Freund, gefiel mir allein, denn das Andre kann ich nicht beurtheilen, die Barmherzigkeit, mit welcher Sie bei meiner letzten Anwesenheit in Wiesbaden im Bezug auf das unglückseelige Schutzkind des heiligen Apolinars sprachen, welches mich zu diesem Schreiben veranlaßt. […] Zu unserm großen Schrecken erschien dieser […] vorgestern bei H. Dietz wohlgekleidet und genährt, mit ihm als seinem Wohlthäter zu consultiren über seine fernern Wegemessungen, da er in Wiesbaden nichts lernen könne […].« Im weiteren schildert Brentano Strelitz' Uneinsichtigkeit und sein moralisch zweifelhaftes Verhalten, weshalb er und Dietz es abgelehnt hätten, ihm weiterhin zu helfen. Er sei jedoch bereit, das ausstehende Kostgeld zu zahlen und bittet den Adressaten seines Schreibens, im Falle einer reumütigen Rückkehr des ungehorsamen Schülers nach Wiesbaden, diesem »gütigst an[zu]zeigen, daß er weiter dort nicht seyn könne und werden ihm Gerechtigkeitshalber die moralischen Gründe aus seinem Betragen deduziren, ihm aber barmherzigkeitshalber (ohne meinen Nahmen zu nennen) 5 fl Reisegeld geben«.

Schließlich mahnt Brentano, weniger auf die Lehre Pestalozzis zu vertrauen, die »von einem Revolutionairen Jahrgang« sei, sondern vielmehr auf die Lehren der katholischen Kirche: »Es freut mich herzlich, daß das Institut sich noch gut erhält, ich muß Ihnen jedoch nochmals gründlich ans Herz legen, die katholische Lehre und deren Ausübung aus allen Kräften darin zu pflegen und empor zu bringen, es wendet sich die Zeit viel entschiedener, als Sie vielleicht wissen, und die Zahl derer, welche ihre Kinder streng kirchlich und durchaus gegründet in der Lehre gebildet verlangen, wächst Gott sey Dank täglich, und es ist eine Himmelschreiende Verantwortung hierin Etwas

19 Brentano an Hermann Joseph Dietz, 11. September 1825; FBA 35, S. 114 f.

zu versäumen, denn am jüngsten Tag wird strenge Rechenschaft von den Lehrern über die Kinderseelen von Gott gefodert werden.«

Der aus dem Handel erworbene Brief war bis jetzt unbekannt, so dass er im entsprechenden Band der Frankfurter Brentano-Ausgabe fehlt. Er wird nun im Band 37/2, der neben den Briefen aus den Jahren 1840–1842 auch Nachträge enthält, gedruckt.

Joseph von Eichendorff

Eichendorff-Sammlung von Sibylle von Steinsdorff

Bereits Ende 2014 konnte die umfangreiche Eichendorff-Sammlung der Münchner Germanistin Sibylle von Steinsdorff erworben werden. Der im Hochstift aufbewahrte, weltweit größte Bestand an Eichendorff-Handschriften wurde damit nochmals erheblich erweitert und um zahlreiche Gegenstücke zu bereits vorhandenen Autographen ergänzt. Unterstützt wurde der Ankauf von der Kulturstiftung der Länder, der Hessischen Kulturstiftung und der Fritz Thyssen Stiftung.

Für eine ausführliche Darstellung der Neuerwerbung vgl. Ursula Regener in diesem Jahrbuch, S. 235–270.

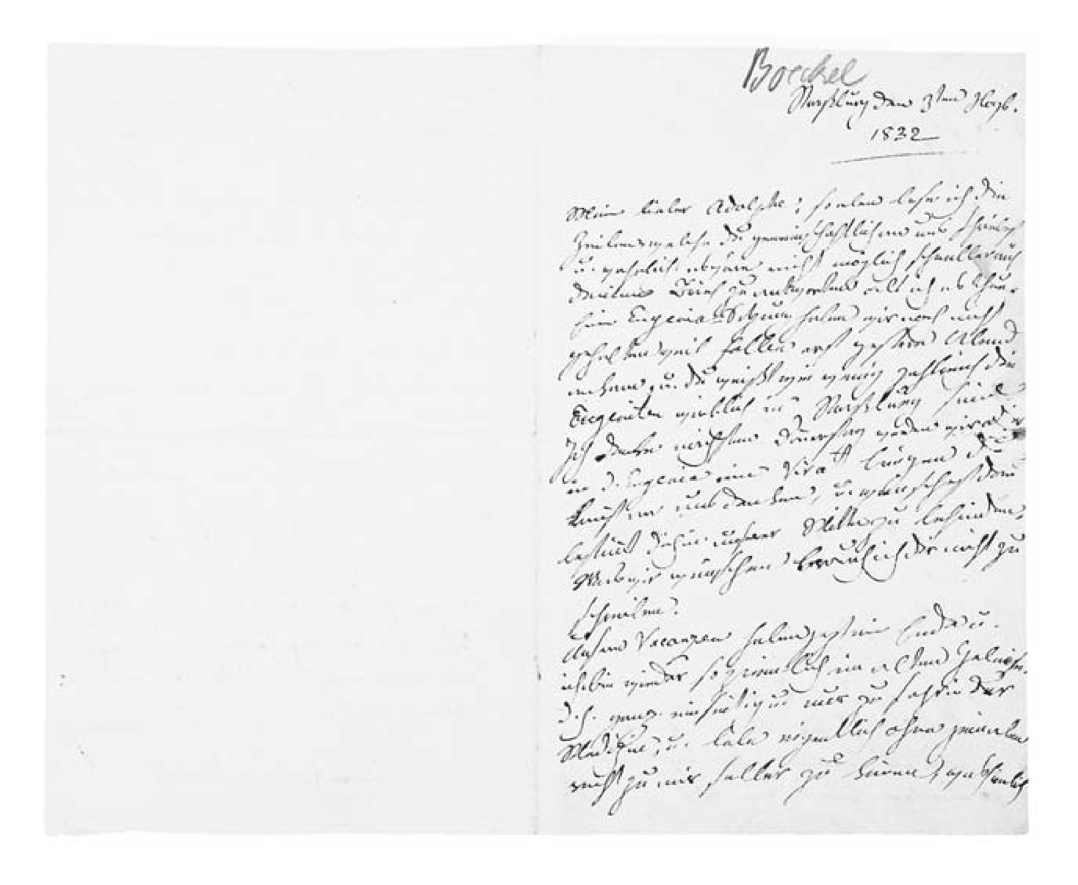
Georg Büchner

Drei Briefe von Georg Büchner an August und Adolph Stöber, 1832/33[20]

Die Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen hat dem Freien Deutschen Hochstift im September 2015 drei wertvolle Briefe von Georg Büchner als Dauerleihgabe übergeben, deren Ankauf 1996 durch den Bad Camberger Literaturwissenschaftler Reinhard Pabst vermittelt wurde.[21] Zwar schrieb Büchner im Laufe seines kurzen Lebens mehrere hundert Briefe, von denen viele später gedruckt wurden, doch sind derzeit nur 13 handschriftliche Originale bekannt. Somit befindet sich nun fast ein Viertel der überlieferten Brief-Autographen im Hochstift.

20 Hs–31126 bis 31128.

21 Vgl. Georg Büchner, Sämtliche Werke und Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Quellendokumentation und Kommentar (Marburger Ausgabe), Bd. 10: Briefwechsel, hrsg. von Burghard Dedner, Tilman Fischer und Gerald Funk, Teil 1: Text, Marburg 2012, Nr. 7, S. 13 (Edition) und S. 134–137 (Faksimile und Transkription); Nr. 10, S. 17 f. und S. 138–143; Nr. 23, S. 28 f. und S. 152–159.



Boeckel

1832

Abb. 12 a und b. Eugène Boekel, Georg Büchner und Peter Follenius an Adolf Stöber, 3. November 1832.

In seinem Brief vom 24. August 1832 aus Darmstadt lädt Büchner seine Straßburger Studienfreunde Adolf und August Stöber ein, Beiträge zu einem Darmstädter ›Musenalmanach‹ einzureichen, den seine Bekannten Heinrich Küntzel und Friedrich Metz als »Neujahrsgabe für 1833« herauszubringen gedachten: »Habt Ihr das andre Papier gelesen, so werdet Ihr wissen, daß es sich um nichts geringeres handelt, als um die Muse der teutschen Dichtkunst; ob Ihr dabey als Accoucheurs oder als Todtengräber auftreten sollt, wird der Erfolg lehren.« Im Brief vom 3. November 1832 wenden sich Eugène Boekel, Georg Büchner und Peter Follenius, allesamt Mitglieder der Straßburger Studentenverbindung ›Eugenia‹, gemeinsam (mit einem Gruß von Wilhelm Hofmann) an den in Metz weilenden Adolf Stöber (Abb. 12 a–b). Büchner berichtet darin von seinem Medizinstudium: »Ich komme eben aus dem Leichendunst und von der Schädelstätte, wo ich mich täglich wieder einige Stunden selbst kreuzige, und nach den kalten Brüsten und den todten Herzen, die ich da berührte, erquickte mich wieder das lebendige, warme an das Du mich drücktest über die Paar Meilen hinaus, die unsere Cadaver trennen. […] Seit acht

Tagen bin ich wieder hier, die teutsche naßkalte Holländerathmosphäre ist mir zuwider, die französische Gewitterluft ist mir lieber.« Den dritten Brief schrieb Büchner am 9. Dezember 1833 aus Darmstadt an August Stöber. Er wird von Krankheit und Depressionen geplagt und klagt über die herrschenden politischen Verhältnisse: »Du magst entscheiden ob die Erinnerung an 2 glückliche Jahre, und die Sehnsucht nach All dem, was sie glücklich machte oder ob die widrigen Verhältnisse unter denen ich hier lebe, mich in die unglückseelige Stimmung setzen. Ich glaube s'ist beydes. […] Die politischen Verhältnisse könnten mich rasend machen. Das arme Volk schleppt geduldig den Karren, worauf die Fürsten und Liberalen ihre Affenkomödie spielen.«

Die Kunstsammlungen des Hochstifts beherbergen bereits ein Skizzenbuch des Waldenserpastors Alexis Muston zu einer Fußwanderung, die er im Oktober 1833 mit Büchner durch den Odenwald unternahm, ferner (als Leihgabe der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen) ein kleines Büchner-Porträt, das ebenfalls von Mustons Hand stammt. Siehe hierzu den Beitrag von Petra Maisak in diesem Jahrbuch, S. 145–208.

Hugo von Hofmannsthal

Acht Schreiben von Hugo von Hofmannsthal an Georg von Franckenstein[22]

Seit 1967 befinden sich im Freien Deutschen Hochstift als Teil des ›Londoner Nachlasses‹ knapp 80 Briefe von Georg von Franckenstein an Hofmannsthal. Nun konnten aus dem Besitz der Familie acht wichtige Gegenbriefe erworben werden, ferner als Dauerleihgabe Franckensteins schriftlicher Nachlass (Briefe, Tagebücher, Fotoalben). So erfreulich dieser Neuzugang ist, er macht zugleich deutlich, dass ein Großteil der Briefe Hofmannsthals an Franckenstein als verloren zu gelten hat. Von einigen dieser Briefe sind immerhin Abschriften überliefert.

Georg Freiherr von und zu Franckenstein (1878–1953) stammte aus bayerischem Uradel und lebte ab 1889 in Wien, wo er über seinen Schulkameraden Leopold von Andrian 1894 auch Hofmannsthal kennenlernte. Nach der Militärzeit trat er in den diplomatischen Dienst ein. Nach Stationen in Washington, St. Petersburg und Rom kam er 1911 an die österreichische Botschaft in Tokio, anschließend bereiste er Korea, China und Indien und ging 1913 an die Botschaft in London. Die Kriegszeit verbrachte er als Vertreter Österreich-Ungarns beim Deutschen Generalgouvernement in Brüssel. 1920 wurde er österreichischer Botschafter in London. Nach dem Anschluss 1938 kehrte er nicht mehr in seine Heimat zurück, sondern nahm die britische Staatsbürgerschaft an.

Hofmannsthal verband mit Franckenstein eine lebenslange Freundschaft. Sie erstreckte sich auch auf dessen Bruder Clemens, der als Komponist und Dirigent wirkte und ab 1912 als Intendant die Kgl. Bayerischen Hoftheater leitete.[23] Die Beziehung zu Georg scheint jedoch besonders eng gewesen zu sein. So schrieb ihm Hofmannsthal am 4. Oktober 1913: »Es mögen manche Menschen in verschiedener Weise Dir zugetan sein, von der Geburt her oder durch die Verknüpfung des Lebens, aber es wird keiner darunter sein, der stärker als ich mit seiner Neigung und seiner steten Teilnahme dein ganzes Wesen umfasst und nichts davon missen und von seinen guten Wünschen ausschliessen möchte.«

Die von der Familie erworbenen Korrespondenzstücke stammen vom 17. Dezember 1912 (über Clemens von Franckensteins Berufung zum Münchener Intendanten, anliegend eine detaillierte Aufstellung von ostasiatischen Kunst-

22 Hs–31035 bis 31042.

23 Vgl. Hugo von Hofmannsthal, Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein 1894–1928, hrsg. von Ulrike Landfester, Freiburg im Breisgau 1998.

gegenständen, die Hofmannsthal gerne erwerben würde), vom 26. Juni 1913 (Bitte, mit dem englischen Theatermann John Martin Harvey über eine Übersetzung des ›Jedermann‹ zu verhandeln), vom 4. Oktober 1913 (über die Hochzeit von Georgs Schwester Leopoldine von Passavant sowie Hofmannsthals schwieriges Verhältnis zu Festen im allgemeinen), vom 26. Dezember 1913 (über Franckensteins Sammlung seiner Briefe aus Japan, China und Indien), vom 12. Juli 1914 (nochmals über die ostasiatische Briefsammlung), vom 19. Januar 1924 (Postkarte: über den Wunsch des Art Theatre in Leeds, Hofmannsthals ›Großes Welttheater‹ in einer Kirche aufzuführen), vom 21. November 1924 (über die Dramen ›Der Turm‹ und ›Der Fiaker als Graf‹, ferner Hofmannsthals geplante Reise zum Londoner PEN-Club Anfang Juni 1925) sowie vom 27. Dezember 1925 (über die Besetzung des ›Vereins der Freunde der Salzburger Festspiele‹ mit hochrangigen Engländern).

Ermöglicht wurde der Ankauf durch Spenden von Mitgliedern des Verwaltungsausschusses: Carl von Boehm-Bezing, Prof. Dr. Rolf Krebs, Friedrich von Metzler, Monika Schoeller und Dr. Klaus-Dieter Stephan. Weitere Spenden stammen von Prof. Dr. Ulrike Landfester (St. Gallen), Dr. Konrad Heumann (Frankfurt am Main) und Prof. Dr. Josef Molsberger (Tübingen).

Ernst Beutler

Nachlass Ernst Beutler

In den Jahren 1996 und 1997 kam der Nachlass des ehemaligen Hochstiftsdirektors Ernst Beutler als Leihgabe ins Haus. Im Jahrbuch des Hochstifts wurde ausführlich darüber berichtet.[24] Im Dezember 2015 konnte der insgesamt 60 Archivboxen umfassende Nachlass nun durch Ankauf dauerhaft für das Hochstift gesichert werden.

Dr. Bernhard Beutler, ein Neffe von Ernst Beutler, und seine Frau Hildegard Beutler haben den Ankauf mit einer Spende unterstützt, wofür ihnen herzlich gedankt sei. Zudem konnten Mittel u.a. aus dem Nachlass von Frau Wilhelmine Willkomm und dem Nachlass von Frau Elfriede Kuppe sowie Altspenden u.a. von Herrn Carl von Boehm-Bezing, Frau Juliane Henning und Herrn Dr. Volker Güldener für diesen Zweck verwendet werden.

24 Jahrb. FDH 1997, S. 357–359.

Ernst Beutler, Kopie des Typoskripts seines Essays ›Peter im Baumgarten‹ mit handschriftlicher Widmung an Henriette Klingmüller-Paquet sowie Abschrift eines Goethe-Gedichts, nach dem 17. Mai 1942

Aus dem Handel konnte günstig eine Kopie des Typoskripts von Beutlers Essay ›Peter im Baumgarten‹ erworben werden, die er zusammen mit der Abschrift des Goethe-Gedichts »Gutes tu rein aus des Guten Liebe …« aus dem ›Buch der Sprüche‹ des ›West-östlichen Divan‹ der Tochter von Alfons Paquet widmete: »für Henriette Klingmüller mit herzlichem Dank und Gruss«. Der Essay erschien erstmals am 17. Mai 1942 im Feuilleton der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹ und wurde dann in die auf die Erstauflage von 1941 folgenden Auflagen von Beutlers ›Essays um Goethe‹ in leicht veränderter Form übernommen. Beutler gehörte zum Freundeskreis des ebenfalls in Frankfurt lebenden Schriftstellers und Journalisten Alfons Paquet. Beide hatten sich maßgeblich für die Entstehung des Frankfurter Goethepreises eingesetzt, der 1927 zum ersten Mal verliehen wurde. Von 1927–1933 war Paquet der Sekretär des Kuratoriums.

Konrad Heumann, Bettina Zimmermann

Bibliothek

Das Jahr 2015 brachte für die Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts viel Erfreuliches. An erster Stelle ist zu nennen, dass die Carl Friedrich von Siemens Stiftung in München im Dezember 2015 auf Antrag des Hochstifts entschied, den Ankaufsetat unserer Bibliothek in den kommenden drei Jahren mit jeweils € 20000 pro Jahr für Forschungsliteratur zu unterstützen. Die Carl Friedrich von Siemens Stiftung ist eine unabhängige Einrichtung zur Förderung der Wissenschaften, die seit vielen Jahren u.a. Universitätsbibliotheken in Deutschland dabei hilft, dringend benötigte wissenschaftliche Literatur anzukaufen. Mittlerweile werden auch ausgewählte Forschungsbibliotheken wie die des Freien Deutschen Hochstifts gefördert. Nicht zuletzt im Hinblick auf den Ausbau unserer wissenschaftlichen Literatur zur Romantik ist die Förderung der Carl Friedrich von Siemens Stiftung eine besonders erfreuliche Hilfe.

Eingebunden war die Bibliothek im zurückliegenden Jahr in die Antragsstellung zu einem Vorhaben im Rahmen des EU-Projekts ›Horizon2020‹. Federführend bei der Antragstellung war die Open University England, weitere vorgesehene Partner waren der Shakespeare Birthday Trust (Stratford-upon-Avon), das Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie (Wien), das Koninklijk Nederlands Instituut Rome (Rom), die Universitäten in Groningen, Utrecht und Göttingen sowie das Petöfi-Museum (Budapest) und das Estnische Literaturmuseum (Tartu). Bei zwei Treffen der Antragsteller in Wien und in Rom wurde das Projekt TITLE (Tracing Identity

Through Literary Europe) entwickelt. Es sollte erkunden, welche Rolle die Literatur und besonders Literaturmuseen in den europäischen Ländern für das gemeinsame kulturelle Erbe in Europa spielen. Das Hochstift sollte im Rahmen des Projekts Informationen und Dokumente zur Bedeutung Goethes, seines Elternhauses und des Frankfurter Goethe-Museums beitragen, sowie Dokumente zu literarischen Orten und Museen romantischer Dichter auswerten und aufbereiten. Mit Blick auf das Romantik-Museum sollten die Erkenntnisse des Projekts genutzt werden, um eine ›Virtuelle Karte mit literarischen Orten der Romantik‹ zu erarbeiten. Leider führte der Antrag nicht zum Erfolg. Als Ertrag kann jedoch der Kontakt verbucht werden, den seine gemeinsame Vorbereitung zu anderen literarischen Museen und Institutionen in Europa hergestellt hat.

Was die Hauptaufgabe der Bibliothek, die Vermehrung unserer Sammlungen betrifft, so war das Jahr 2015 nicht allein für die Bibliothek von Goethes Vater, sondern auch für den Altbestand ein erfolgreiches. Dabei standen die Neuankäufe diesmal ganz im Zeichen des Frankfurter Goethe, denn viele der neuen Bücher stellen interessante Bezüge zum Leben des Dichters in seiner Heimatstadt her. Um in einem übertragenen Sinn chronologisch zu beginnen, sei auf zwei Werke zur Geburtshilfe hingewiesen, die neu angeschafft werden konnten, und von denen eines von besonderer Bedeutung für unser Sammelgebiet ist. Es handelt sich um das im Selbstverlag erschienene Buch *Vernünftige und in wohl überlegte Erfahrung gegründete Bedenken über mancherley aus Unwissenheit … verunglückte Geburten* (Frankfurt und Leipzig 1761) des Arztes Georg Friedrich Gutermann (1705–1784), der kein geringerer als der Geburtshelfer seiner Tochter Sophie, der späteren Brentano-Großmutter Sophie von La Roche war. Ihr Vater war Arzt und Dekan des medizinischen Kollegiums in Augsburg. Sophie Gutermann wuchs, wie später Goethe, in eine Familie des gebildeten und aufstrebenden Bürgertums hinein. Sie war die Erstgeborene und ein begabtes Kind. In ihren Erinnerungen an die Kindheit schreibt Sophie von La Roche über ihre frühe Liebe zu Büchern und verbindet diese Neigung mit der Erinnerung an den Vater. In ›Melusines Sommerabende‹ (1806) bekennt sie, dass ihr Georg Friedrich Gutermann das Lesen nahe brachte, sie in seine Bibliothek ließ und seine kluge kleine Tochter gern vorzeigte: »Mein Vater hatte Dienstags eine Gesellschaft von Gelehrten, wo manchmal Bücher aus seiner Sammlung geholt werden mussten. Bei dieser Gelegenheit machte er mich mit 12 Jahren im Scherz zu seinem Bibliothekar, weil mein gutes Gedächtnis mich alle Titel und alle Stellen behalten ließ, welches ich dann auch zum Auswählen der Bücher für mich benutzte.« Im übertragenen Sinn könnte man sagen, dass der Autor des in Frankfurt am Main gedruckten und nun neu erworbenen Buches zur Geburtshilfe als Urgroßvater von Clemens und Bettine Brentano in gewisser Weise auch ein Geburtshelfer der deutschen Romantik war.

Den gleichen Stolz, den Gutermann für seine kluge Tochter, empfand auch Johann Caspar Goethe für seine Kinder und ließ ihnen, wie wir wissen, eine exzellente Bildung zuteil werden. Der Lateinunterricht war damals ein wichtiges Lehrfach, das den Zugang zur gelehrten Welt ermöglichte. Die einzigen Schulübungen, die sich von Goethe erhalten haben, sind die ›Labores Juveniles‹, lateinische Schreibübungen, die uns Einblick in den Unterricht des jungen Goethe gewähren. Die Forschung hat schon früh darauf hingewiesen, dass Goethe mit Hilfe von Christoph Speccius' (1585–1639) Buch *Praxis Declinationum, Consistens in Exemplari Illustratione Regularum Cardinalium Syntaxeos: oder: Gründlicher und deutlicher Unterricht, Wie man auf eine einfältige und gar leichte Manier, die Declinationes und Conjugationes nach den Haupt-Reguln des Syntax, der Lehr-begierigen Jugend beybringen könne* (Nürnberg: Endterische Handlung, 1747) Latein gelernt hat. An der nun erworbenen Ausgabe lässt sich gut zeigen, dass der Schüler Goethe bei seinen lateinischen Schreibübungen für die Konjugation der Verben aus Speccius' Buch abgeschrieben und wörtlich zitiert hat. Goethe wusste sich also zu helfen, wenn es darum ging, das enorme Lernpensum des Vaters zu erfüllen.

Die Abteilungen Theologie und Religionsgeschichte waren in der väterlichen Bibliothek erstaunlich gut ausgebaut. Darin finden sich keineswegs nur Werke, die das streng lutherisch-orthodoxe Bekenntnis Johann Caspar Goethes bezeugen. Ganz im Gegenteil, die vorhandenen Bücher belegen, dass der Vater in religiösen Belangen sehr tolerant war und einen weiten Horizont bewies. Dass zahlreiche Werke der pietistischen Richtung der Herrnhuter in der Familienbibliothek zu finden sind, verdankt sich aber sicher auch dem Einfluss von Catharina Elisabeth Goethe, die den Ankauf manches Erbauungsbuches veranlasst haben mag. Nun konnte auch ein Lieblingsbuch von Goethes Mutter wieder angeschafft werden, das sich in der Liste der 1794 angebotenen Bücher nicht finden kann, weil es Catharina Elisabeth beim Verkauf des Hauses mit in ihre neue Wohnung am Roßmarkt nahm. Es muss also 1809 zu ihrem Nachlass gehört haben, über dessen Verbleib wenig bekannt ist. Jedenfalls ließ es sich Goethe nach Weimar schicken und nahm es dort in seine eigene Bibliothek auf, weil er offenbar sehr persönliche Erinnerungen damit verband. Bei dem kleinen Büchlein handelt es sich um ein berühmtes und populäres Erbauungsbuch seiner Zeit, das viele Auflagen erlebte: Karl Heinrich von Bogatzky, *Güldnes Schatz-Kästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist: bestehend in auserlesenen Sprüchen der heiligen Schrift, samt beygefügten Versen. Die 17te und fast durchgehends vermehrte Auflage, nebst einem Vorbericht, vom rechten Gebrauch desselben* (Halle, in Verlegung des Wäysenhauses, 1745; Abb. 13). Goethes Mutter besaß eben jene 17. Auflage, die bisher antiquarisch nicht aufzufinden war. Jetzt fand sich das kleine Querformat in einem schwedischen Antiquariat in Stockholm.


Güldnes
Schatz-Kästlein
der Kinder GOttes,
deren Schatz im Himmel ist:
Bestehend
In auserlesenen Sprüchen der Heil. Schrift,
samt beygefügten Versen.
Die 17te und fast durchgehends vermehrte Auflage,
Nebst einem
Vorbericht,
Vom rechten Gebrauch desselben.

Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Hertz. Matth. 6, 21.
Der Kasten ist die Schrift, der Schatz ist JESUS CHRIST;
Wohl uns, wenn unser Hertz ein solches Kästlein ist.

Halle, in Verlegung des Wäysenhauses. 1745.

Abb. 13. Karl Heinrich von Bogatzky, Güldnes Schatz-Kästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist: bestehend in auserlesenen Sprüchen der heiligen Schrift, samt beygefügten Versen. Die 17te und fast durchgehends vermehrte Auflage, nebst einem Vorbericht, vom rechten Gebrauch desselben (Halle, in Verlegung des Wäysenhauses, 1745).

Das pietistische Erbauungsbuch diente Frau Aja als Stammbuch und das Weimarer Originalexemplar verrät viel über den Familien- und Freundeskreis in Goethes Elternhaus. Dem nun erworbenen Buch fehlen natürlich die handschriftlichen Einträge, aber es erlaubt doch einen Einblick in das religiöse Leben im Hause Goethe. Der Autor, Karl Heinrich von Bogatzky (1690–1774) war Kammerjunker und Edelmann. Er studierte entgegen seines Vaters Willen Theologie in Jena und Halle, konnte aber aus gesundheitlichen Gründen kein Predigeramt übernehmen. Zunächst Seelsorger in Schlesien, seit 1740 am Hof des Herzogs Ernst Christian von Sachsen-Saalfeld, ab 1746 bis zu seinem Tode im Umkreis August Hermann Franckes in Halle, wo er zu einem der produktivsten und erfolgreichsten Erbauungsschriftsteller und Liederdichter des Halleschen Pietismus wurde. Sein ›Güldnes Schatz-Kästlein der Kinder Gottes‹ verfaßte er schon 1718 als Student in Halle. Das überaus beliebte Buch erlebte sagenhafte 63 Auflagen. 1734 erschien es erstmals mit 365 Sprüchen für jeden Tag des Jahres, also in der Form, wie es auch Catharina Elisabeth Goethe besaß.

Das Lieblingsbuch der Mutter hatte sich auch dem Sohn besonders eingeprägt. Goethe erwähnt es auch in ›Dichtung und Wahrheit‹ und berichtet im dritten Buch, dass »sie das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich« zu befragen pflegte, um »eine für die Gegenwart sowohl als für die Zukunft sehr tröstliche Antwort« zu erhalten«.[25] Als der Dichter wenige Jahre später an den ›Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan‹ arbeitet, und die Erinnerungen an den letzten Besuch in seiner Heimatstadt Frankfurt am Main noch frisch und lebendig ist, erinnert sich Goethe auch an das ›Güldne Schatz-Kästlein‹ und die damit verbundene Angewohnheit der Mutter.

> Wir waren früher mit Personen genau verbunden, welche sich auf diese Weise bey der Bibel, dem Schatzkästlein und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Raths erholten und mehrmals in den größten Nöthen Trost, ja Bestärkung fürs ganze Leben gewannen. Im Orient finden wir diese Sitte gleichfalls in Übung, sie wird *Fal* genannt und die Ehre derselben begegnete Hafisen gleich nach seinem Tode.[26]

Die bibelkundlichen Schriften in die Bibliothek des Vaters dienten auch dem Unterricht. Es ist kein Zufall, dass sich gleich sieben vollständige Bibeln in Liebholdts Verzeichnis finden, darunter die Ulmer Lutherbibel und die Merian-Bibel sowie die Vulgata und Bibeltexte in englischer, französischer und italienischer Sprache. Für die Goethe-Kinder von besonderem Interesse war die berühmte *Historien-, Kinder-, Bet- und Bilder-Bibel oder das Geheimniß der Gottseeligkeit und der Bossheit* von Abraham Kyburz. Das sechsbändige Werk war reich illustriert und enthielt 449 Kupferstiche, was es zu einem wichtigen Bilderbuch im Hause Goethe machte. Mit Hilfe der hübschen Illustrationen wurden die Kinder mit den biblischen Historien vertraut gemacht. Die Bilderbibel war zugleich ein Lehrbuch, denn die Nacherzählung der biblischen Geschichten durch den Schweizer Geistlichen Abraham Kyburz (um 1704–1765) wird durch zahlreiche Fragen zum Memorieren des Stoffes begleitet sowie mit Kapiteln zu den Lehren und dem Nutzen für die jungen Leser. Die bei Johann Andreas Pfeffel in Augsburg gedruckten Bände I bis IV waren bereits in der Bibliothek des Vaters vorhanden, nun konnten auch die beiden fehlenden Bände V (Basel: bey Daniel Eckensteins Wittwe, 1758) und VI (Bern: Daniel Brunner und Albrecht Haller, 1763) angeschafft werden (Abb. 14). Die hübschen Illustrationen stammen von der Augsburger Malerin Catherina Sperling (1691–1741) und wurden von Philipp Gottfried Harder (1710–1749) kunstvoll und mit großem handwerklichem Geschick gestochen.

25 WA I 26, S. 156.
26 Noten und Abhandlungen. Buch-Orakel; FA I 3/1, S. 208 f.


Historien-
Kinder-Bet-
und
Bilder-Bibel,
Oder:
Das Geheimnis der Gottseligkeit
und der Bosheit;
In
XXXX. Löblich- und sträflichen
Geschichten
des Neuen Testaments,
In sich haltend:
Den vollständigen Lebenslauf unsers
HErrn und Heilands,
JEsu Christi,
Seine lezte Lebens- und Marterwoche, Auferstehung,
Himmelfahrt und Sitzen zur Rechten GOttes rc. rc.
Fünfter Theil,
entworfen von
Abraham Kyburtz,
Evangelisch-Reformirten Prediger.
BASEL, gedruckt bey Daniel Eckensteins seel. Wittwe.
1758.

Abb. 14. Abraham Kyburz, Historien-, Kinder-, Bet- und Bilder-Bibel oder das Geheimniß der Gottseligkeit und der Bossheit, Band V (Basel: bey Daniel Eckensteins Wittwe, 1758).

Die Stiche der Bände V und VI stammen von dem Augsburger Künstler Jeremias Wachsmuth (1711–1771). Die in der Schweiz entstandene Kinderbibel aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts veranschaulicht den Wandel von Kindheitsbildern und der Auffassung davon, was kindgemäß ist. Die Bilderbibel sollte bei der religiösen Unterweisung der Kinder helfen und war auch im Hause Goethe in Gebrauch. Die Abbildung der Jakobsleiter etwa, stand Goethe noch bei seiner Arbeit am ›Faust‹ vor Augen.[27]

Ein weiteres mehrbändiges Bibelwerk, das großen Eindruck auf den jungen Goethe machte und für seine Hebräisch-Studien von Bedeutung war, konnte in diesem Jahr ebenfalls angekauft werden. Das neunzehnbändige Werk, befand sich aber nicht dauerhaft, sondern nur zeit- und bändeweise in seinem

27 Vgl. dazu Ernst Beutler, Die Philemon- und Baucis-Szene, die Merianbibel und die Frankfurter Maler, Sonderdruck, Frankfurt am Main 1941, S. 29 f.

Elternhaus. Wie wir wissen, erhielt der junge Goethe zeitweise Unterricht bei Johann Georg Albrecht, dem Rektor des Frankfurter Gymnasiums. Dieser lutherische Mann, der zugleich ein kritischer aufklärerischer Theologe war, plagte den jungen Johann Wolfgang mit vielen Fragen zur Religion und wies ihn dabei, wie es im 4. Buch von ›Dichtung und Wahrheit‹ heißt, »auf das große englische Bibelwerk, welches in seiner Bibliothek bereit stand« hin, »in welchem die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine verständige und kluge Weise unternommen war«.[28] Bei diesem vielbändigen Werk handelt es sich um die *Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nebst einer vollständigen Erklärung derselben, welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedener Engländischen Schriftsteller zusammengetragen, und in der holländischen Sprache an das Licht gestellet nunmehr aber in dieser deutschen* Übersetzung *auf das neue durchgesehen, und mit vielen Anmerkungen und einer Vorrede begleitet worden von Romanus Teller* (ab Band 3: Joh. Aug. Dietelmair / ab Band 12: Jac. Brucker; Leipzig: Breitkopf, 1749–1770). Das von dem Leipziger Theologen Romanus Teller begonnene Werk besteht aus insgesamt 19 Bänden und liefert eine neue, wissenschaftlich möglichst getreue Übersetzung des Bibeltextes mit vielen Auslegungen. Die seit dem dritten Band von dem Altdorfer Theologen Johann Augustin Dietelmair fortgeführte Ausgabe, versammelte erläuternde Anmerkungen englischer Schriftausleger der unterschiedlichsten Art. Der Bischof der Staatskirche Kidder, war darin ebenso vertreten, wie der radikale Sektenführer und Staatskirchenhasser Ainsworth oder der calvinisierende Staatskirchler Willet. Alle wesentlichen theologischen Richtungen im England des 17. und 18. Jahrhunderts waren in dem Bibelwerk des hallensischen Luthertums vertreten.[29] Dietelmair war übrigens der Lieblingsschüler des einflußreichen Professors für Theologie in Halle, Siegmund Jakob Baumgarten, den Voltaire als die Krone der deutschen Gelehrten bezeichnete. Baumgarten, der am neutestamentlichen Teil der Ausgabe mitarbeitete, hatte sich durch seine Übersetzung der von englischen Gelehrten erarbeiteten ›Übersetzung der allgemeinen Welthistorie‹ (Halle 1744–1759, 18 Bde.; fortgesetzt von Johann Salomo Semler) verdient gemacht, die sich in der Bibliothek von Goethes Vater befand. Die einzelnen Bände des englischen Bibelwerks waren so aufgebaut, dass jede Seite mit einer zeitgemäßen, wissenschaftlich vertretbaren, fortlaufenden Übersetzung der Bibel beginnt und durch eine Flut von Anmerkungen und Auslegungen ergänzt wird. Problematisch dabei: die lutherischen Übersetzer und Ausleger

28 WA I 26, S. 203.

29 Herbert Schöffler, Der junge Goethe und das englische Bibelwerk, in: ders., Deutscher Geist im 18. Jahrhundert. Essays zur Geistes- und Religionsgeschichte, Göttingen 1956, S. 97–113, hier: S. 102.

nehmen in ihren Fußnoten oft eine andere Deutung vor als die anglikanischen Engländer. Das zeigt sich besonders gut in der Josephs-Geschichte, die für den jungen Goethe von besonderem Interesse sein musste.[30] Wir wissen, dass sich der heranwachsende Dichter einzelne Bände des damals noch nicht vollständigen Werkes zum Studium und zur Lektüre mit in sein Elternhaus nehmen durfte und dass er die Bände auch fleißig nutzte, etwa den siebten Band mit den Sprüchen Salomos und dem Hohelied, die Goethe für seine frühe Übersetzung nutzte. Alle Fragen des Schülers zur Religion konnte Rektor Albrecht und das englische Bibelwerk sicher nicht beantworten, doch es schärfte seinen Blick auf den Auslegungsstreit der Theologen. Goethe selbst merkte dazu an:

> Die verschiedenen Meinungen waren angeführt, und zuletzt eine Art von Vermittlung versucht, wobei die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der Menschenverstand einigermaßen neben einander bestehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit hergebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, so oft deutete er auf das Repositorium; ich holte mir den Band, er ließ mich lesen […], und wenn ich über das Buch meine Anmerkungen machte, war sein gewöhnliches Lachen alles wodurch er meinen Scharfsinn erwiderte.[31]

Das englische Bibelwerk und der Frankfurter Lehrer Albrecht förderten somit den »Geist des Widerspruchs«, der für Goethes Persönlichkeit und Werk von so großer Bedeutung ist. In den Unterrichtsstunden im alten Frankfurter Barfüßerkloster bildet sich also Goethes religiöses Bewusstsein aus. Hier wird die Grundlage für seiner toleranten Haltung in religiösen Dingen gelegt, die er während des Studiums in Leipzig und nach seiner Rückkehr bei der Lektüre von Arnolds ›Kirchen- und Ketzer-Geschichte‹ noch weiter entwickelt: »Ich studirte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe am Ende doch seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und dieses that ich mit vieler Behaglichkeit«.[32]

Ein Buch des religiösen Zweifels, das für die theologische Abteilung der Bibliothek Johann Caspars angeschafft werden konnte, stammt von dem renommierten englischen Dichter und Übersetzer Gilbert West (1703–1756), den Samuel Johnson (1709–1784) in sein berühmtes Buch ›Lives of the Most Eminent English Poets‹ aufnahm.[33] Es handelt sich um die Schrift *Anmerkun-*

30 Vgl. a.a.O., S. 106 f.

31 Ebd., S. 203 f.

32 WA I 27, S. 217.

33 Samuel Johnson, Lives of the Most Eminent English Poets, Bd. 3, London 1781, S. 328–333.

gen und Betrachtungen über die Geschichte der Auferstehung Jesu Christi, und derselben Zeugnisse (Berlin, Ambrosius Haube und J.C. Spener, 1748). Die englische Originalausgabe ›Observations on the History and Evidences of the Resurrection of Jesus Christ‹ war 1747 in London erschienen und hatte großes Aufsehen erregt. Die Universität Oxford verlieh West dafür die Doktorwürde. In der vorliegenden Schrift versucht West die entscheidende Frage zu klären, ob Jesus wahrhaftig von dem Tode auferstanden sei. Anlass zu seiner Untersuchung gab ihm, wie es in der Einleitung seines Buches heißt, die anonym erschienene ›Betrachtung über die Auferstehung Jesu, als eine Antwort auf das Zeugenverhör, von einem Moralweltweisen‹, in welcher der Verfasser zu dem Schluss kam, die Zeugnisse der Apostel von der Auferstehung Jesu widersprächen sich.[34] Der Aufklärung verpflichtet, untersuchte West nun unparteiisch und mit den Mitteln des Verstandes die Zeugnisse zur Auferstehung Jesu – als »ein aufrichtiger Erforscher der Wahrheit«. Das Buch war in England überaus erfolgreich und erlebte noch im Jahr der Erstveröffentlichung drei Auflagen. Übersetzer des neu angeschafften Buches ist der berühmte Schweizer Theologe und Philosoph Johann Georg Sulzer (1720–1779). Der Lutheraner Johann Caspar Goethe war – wie ein Blick in seine Bibliothek zeigt – ein aufgeklärter Mensch, der offenbar, wie der Sohn, viel für diese Form einer aus dem Zweifel heraus geborenen Wahrheitssuche übrig hatte.

Von einem englischen Geistlichen, der sich als Schriftsteller versuchte, stammt eine weitere Neuerwerbung für die Bibliothek von Goethes Vater: John Langhornes (1735–1779), *The letters that passed between Theodosius and Constantia after she had taken the veil* (3rd Edition, London: printed for T. Becket and P.A. De Hondt, 1764). Seine sentimentale Prosa war damals in England sehr populär, besonders diese moralisierende Geschichte, die später noch durch weitere »Briefe« zwischen Theodosius and Constantia ergänzt wurden. Longhorne schrieb auch eine Reihe Gedichte, darunter ›The Tears of Music‹, ein Trauergedicht zum Andenken Händels. Er übersetzte zudem ›Plutarch's Lives‹ aus dem Griechischen.

Der Unterhaltung diente der Roman *Histoire d'Estevanille Gonzalez, surnommé le garçon de bonne humeur* (Tiré de l'Espagnol par Monsieur Le Sage, Amsterdam 1755). Es handelt sich um ein Werk des französischen Schriftstellers Alain Rene Lesage (1668–1747), in dem der Dichter ein ursprünglich in spanischer Sprache verfasstes Werk mit dem Titel ›La vida y hechos de Estebanillo González‹, dessen Verfasser unbekannt und dessen Identifikation

34 Vgl. dazu: Biographische und litterarische Anekdoten von den berühmtesten grosbrittannischen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts; aus dem Engl. [von J. Nichols] ausgearb., und mit Zusätzen vermehrt von J.P. Bamberger, Bd. 1, Berlin 1786, S. 279–281.

umstritten ist, nachahmend übersetzt. Einige Situationen basieren auch auf Vicente Espinels ›Relaciones de la vida del escudero Marcos de Obregon‹ (Madrid 1618), das Lesage ebenfalls für seinen Roman benutzte. Überhaupt ist es schwierig auseinander zu halten, was Lesage adaptierte und was sich seiner eigenen Schöpfung verdankt. Eine deutsche Übersetzung des Romans erschien 1763 unter dem Titel ›Geschichte des Estevanille Gonzalez, mit dem Zunamen des Lustigen‹ (Hamburg: Brandt, 1763). Schon im Jahr 1704 veröffentlichte Lesage neue Abenteuer des Don Quichotte. Besonderen Erfolg war seiner Figur des ›Gil Blas‹ beschieden, eines picaresken Helden, der sich vom spanischen Vorbild entfernt. Erstmals beschreibt Lesage mit seiner Figur den sozialen Aufstieg eines typenhaften Dieners. ›Gil Blas de Santillane‹ erschien in den Jahren 1715 bis 1735 in vier Bänden und beinhaltete außer den üblichen Abenteuern auch eine Kritik an der Hochfinanz und an der Willkür der Mächtigen.

In die Welt des französischen Theaters des 18. Jahrhunderts und mitten hinein in die Lebenswelt des jungen Goethe in Frankfurt am Main versetzt uns eine Neuerwerbung, die Goethe im 3. Buch von ›Dichtung und Wahrheit‹ erwähnt. An seine ersten Erfahrungen mit dem Frankfurter Theater erinnert sich Goethe in seinen Lebenserinnerungen noch sehr genau:

> Das versificirte französische Lustspiel war damals sehr beliebt; die Stücke von Destouches, Marivaux, La Chaussée kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteristischer Figuren. Von den Molière'schen ist mir weniger im Sinn geblieben. Was am meisten Eindruck auf mich machte, war die ›Hypermnestra‹ von Lemierre, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde.[35]

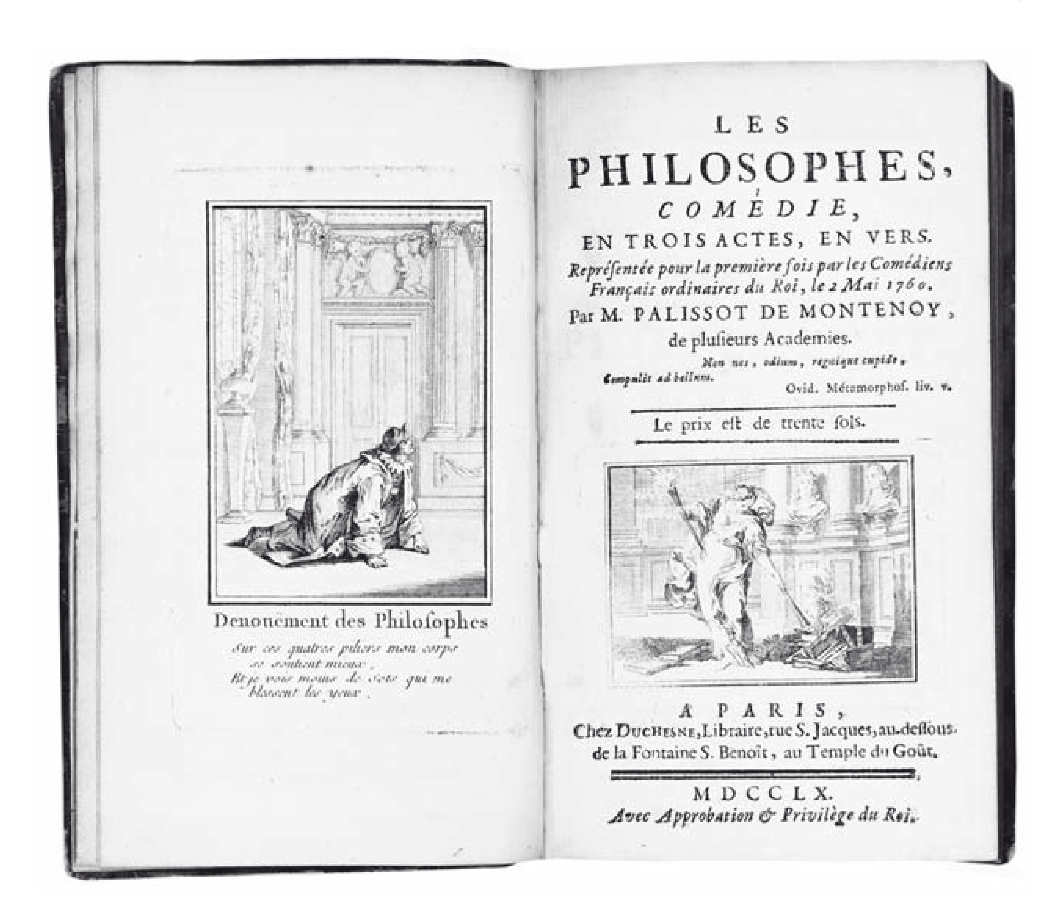
Mit dem Freibillet des Stadtschultheißen sah er die Stücke von einem Ehrenplatz aus, der ihm eine besondere Nähe zu den Schauspielern und den unruhigen französischen Offizieren ermöglichte, für die gelegentlich Zusatzbänke und Stühle ins Proszenium auf die Bühne selbst gestellt wurden, so dass »den Helden und Heldinnen nichts übrig [blieb], als in einem sehr mäßigen Raume zwischen den Uniformen und Orden ihre Geheimnisse zu enthüllen«. Lemierres ›Hypermnestre‹ sah er unter solchen Umständen und auch »Diderots ›Hausvater‹ und die ›Philosophen‹ von Palissot«, das ihm auch deshalb in Erinnerung blieb, weil darin die Figur des Philosophen »auf allen vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt«.[36] Beide Stücke, Antoine-Marin Lemierres ›Hypermnestre‹ und ›Les philosophes‹ von Charles Palissot de Montenoy, konnten nun in den 1759 und 1760 erschienenen Textheften erworben werden, in denen sie wohl auch dem interessierten Frankfurter Publikum erstmals

35 WA I 26, S. 142 f.
36 Ebd., S. 148.

in die Hände kamen. Lemierres ›Hypermnestre‹ (Amsterdam: Marc Michel, 1759) konnte in einem Band erworben werden, der eine ganze Reihe zeitgenössischer französischer Theaterstücke enthält, von denen das eine oder andere sicher auch in Frankfurt zu sehen gewesen sein wird, darunter: Claude Guimond de la Touche, ›Iphigenie en Tauride‹ (Amsterdam: Marc Michel, 1758), Bernard-Joseph Saurin, ›Les Mœurs du tems‹ (Leipzig: Frederic Lanckisch, 1762) sowie die Komödie ›Le financier‹ (Leipzig: Frederic Lanckisch, 1762) von Michel-Jean Sedaine.

Von besonderer Bedeutung ist auch ein hübscher Sammelband, der aus dem französischem Antiquariatshandel erworben werden konnte und der nicht nur Palissots Komödie mit Kupfern enthält (Charles Palissot de Montenoy, *Les philosophes: comédie en trois actes, en vers; représentée pour la première fois par les Comédiens François ordinaires du Roi, le 2 Mai 1760*, Paris: Duchesne, 1760), sondern noch fünf weitere Drucke, die sich mit dem Streit um das Skandalstück beschäftigen. Dabei handelt es sich um den seltenen Privatdruck des Autors *Préface de la Comédie des philosophes* (Paris 1760), die *Lettre de l'auteur de la Comédie des philosophes, au public, pour servir de préface à la piéce* (Paris 1760), die *Lettres et réponses de M. Palissot a M. de Voltaire* (Paris 1760) sowie die Schriften *Les quand, notes utiles, sur un discours prononcé devant l'Académie Françoise, le 10. Mars 1760* (6. Auflage, Genf o.J.), *Les qu'est-ce? A l'auteur de la Comédie des philosophes* (Montmorenci 1760) und *Les quand adressés à M. Palissot, et publiées par lui-même* (Paris 1760). Vor das Titelblatt der Komödie eingebunden ist ein Kupfer, das eben jene Szene bebildert, von der Goethe noch in ›Dichtung und Wahrheit‹ spricht: den auf allen Vieren kriechenden Philosophen (Abb. 15). Damit illustriert der Band eine frühe Theatererfahrung des elfjährigen Goethe in seiner Heimatstadt Frankfurt.

Den Eindruck, den Palissots Skandalstück und andere französische Stücke auf den jungen Goethe machten, zeigt sich auch daran, dass er im Zusammenhang mit der Übersetzung von Diderots Satire ›Le Neveu de Rameau‹ (›Rameau's Neffe‹ erschien 1805 in Leipzig bei Göschen) erneut auf Palissot und dessen Skandalstück ausführlich zu sprechen kam. Charles Palissot de Montenoy (1730–1814) war ein eher unbedeutender Autor, der 1754 mit dem Stück ›Les Tuteurs‹ an der Comédie Française einen Achtungserfolg feierte. Der gelernte Jurist war ein umtriebiger Zeitgenosse. Er nutzt seine Kontakte zu einflussreichen Höflingen, die ihn protegierten. Palissot hatte sich früh Rousseau und die Enzyklopädisten um Diderot als Zielscheibe seines Spotts auserkoren. Schon in seiner Komödie ›Le Cercle‹ hatte er 1755 einen Philosophen auftreten lassen, der die Zuschauer an Rousseau erinnerte. Der Höhepunkt der Polemik war erreicht, als am 2. Mai 1760 an der Comédie-Française die Komödie ›Les Philosophes‹ uraufgeführt wurde und in Paris großes Aufsehen erregte. Denn in den Figuren des Stücks sahen die Theaterbesucher reale Phi-


Denouëment des Philosophes

LES
PHILOSOPHES,
COMÉDIE,
EN TROIS ACTES, EN VERS.
Représentée pour la première fois par les Comédiens Français ordinaires du Roi, le 2 Mai 1760.
Par M. PALISSOT DE MONTENOY,
de plusieurs Academies.
Ovid. Métamorphos. liv. v.

Le prix est de trente sols.

A PARIS,
Chez DUCHESNE, Libraire, rue S. Jacques, au-dessous de la Fontaine S. Benoît, au Temple du Goût.
MDCCLX.
Avec Approbation & Privilège du Roi.

Abb. 15. Charles Palissot de Montenoy, Les philosophes: comédie en trois actes, en vers; représentée pour la première fois par les Comédiens François ordinaires du Roi, le 2 Mai 1760 (Paris: Duchesne, 1760), Titelkupfer und Titelblatt.

losophen verballhornt, die dort als eine Bande von Schwindlern auftraten, etwa Dortidius (Diderot), Valère (Helvétius) und Théophraste (Duclos). Der Erfolg war enorm. »Seit der Gründung des Theaters hatte man wohl noch nie an der Comédie Française einen solchen gewaltigen Zulauf erlebt. Das Gedränge, die Menge, die Erregung, waren ohne Beispiel.«[37]

In der entscheidenden Szene hatte Palissot eine polemische Formulierung Voltaires in einem Brief an Rousseau vom 30. August 1755 aufgegriffen und in eine Theatersatire verwandelt.[38] Um die schurkischen Philosophen zu ent-

37 Hilde H. Freud, Palissot and ›Les philosophes‹, Genève 1967 (= Diderot Studies 9), S. 134.

38 Die Stelle lautet: »on n'a jamais tant employé d'esprit à vouloir nous rendre bêtes. Il prend envie de marcher à quatre pattes quand on lit votre ouvrage.«

larven, die einer Witwe entgegen dem Willen ihres Mannes die Tochter abschwatzen wollen, verkleidet sich der Diener Crispin als Philosoph und trottet so auf allen Vieren in den Salon. Diese Szene, die Goethe so nachhaltig in Erinnerung blieb, war die Pointe des Stückes, das vor immerhin 12 839 Zuschauern uraufgeführt wurde. Die Salondame Cydalise hatte die Ankunft des vermeintlichen Philosophen geradezu erbeten, als sie in der 6. Szene des 3. Aktes ausrief: »Pour moi, je goûterais une volupté pure / A nous voir tous rentrer dans l'état de nature.« (S. 83) Als wenig später dann Crispin kriechend die Szenerie betritt, ruft er aus: »En nous civilisant, nous avons tout perdu, / La santé, le bonheur, & même la vertu. / Je me renferme donc dans la vie animale; / Vous voyez ma cuisine, elle est simple & frugale.« (S. 85) In der Regieanweisung heißt es dazu: »Il tire une Laitue de sa poche.« Goethe hatte sich die Szene, als Crispin in den Salatkopf beißt, wo ganz en passant der angeblich von Rousseau stammende, tatsächlich aber erst durch Palissot verbreitete Gedanke des ›Zurück zur Natur‹ lanciert wurde, sehr gut gemerkt.[39]

Später konnte der Theatermann Goethe dem Werk nicht mehr viel abgewinnen, wie seine ›Anmerkungen‹ zu ›Rameau's Neffe‹ zeigen, wo er Palissot nicht nur eine jener »mittleren Naturen« nennt, »die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehn, das sie nicht loswerden«, sondern ihm auch vorwirft, ein »Fratzenbild Rousseaus« gezeichnet zu haben, das »keineswegs geistreich und heiter, sondern täppisch und mit bösem Willen« entworfen sei.[40] Zwar sei die Versifikation der Satire nicht ungelenk, doch kritisiert Goethe, dass der Hauptkunstgriff Palissots allein ein »Appell an die Gemeinheit« ist, und er zitiert zwei Briefe Voltaires an Palissot, in denen dieser die Rechtschaffenheit jener Männer bezeugt, die der Autor in ›Les philosophes‹ auf so grausame Weise entehre. Auch jene Briefe Voltaires, die Palissot 1760 ohne Zustimmung Voltaires veröffentlichte und darauf erwiderte, finden sich in dem Sammelband, der nun für die Bibliothek angeschafft werden konnte und der Theatererlebnisse des jungen Goethe mit denen des Weimarer Dichters verbindet. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass die Bibliothek auch die dreibändige Ausgabe ›Théâtre et œuvres diverses‹ (Londres, Paris: Duchesne, 1763) von Palissot erwerben konnte.

Ebenfalls in Goethes Jugendzeit fällt die Lektüre des *Magasin des Jeunes Dames: qui entrent dans le Monde, se marient, leurs Devoirs dans cet Etat & envers leurs Enfants: Pour servir de suite au Magasin des Adolescentes* (London und Lüttich 1764), das zwar nicht in der Liste der Bibliothek des Vaters

39 1805 schreibt Goethe darüber: »Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswert geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen« (FA I 11, S. 777).

40 Ebd., S. 773 f.

von 1794 auftaucht, dessen Lektüre aber durch einen Brief Goethes an seine Schwester Cornelia aus Leipzig belegt ist. Darin empfiehlt der Leipziger Student seiner Schwester im Dezember 1765 das populäre Werk der Mädchenerziehung nicht zu lesen: »Sonnst kannst du auch die beyden Magazinen der Fr. v. Beaumont lesen sie sind sehr gut (das dritte: Magasin pour les jeunes Dames) lese nicht«.[41] Warum Goethe ausgerechnet das Magazin für junge Damen für seine Schwester probelas, ist schwer zu sagen. Vielleicht wollte er damit eher bei den Leipziger Damen punkten. Fest steht jedenfalls, dass die anderen Bücher, von denen Goethe in seinem Brief spricht, also das ›Magasin des enfans‹ und das ›Magasin des adolescentes‹ der Autorin Jeanne Marie Leprince de Beaumont (1711–1780) in Goethes Elternhaus und der Bibliothek des Vaters vorhanden waren. Die französische Autorin, die seit 1746 als Gouvernante in London als Erzieherin in adligen Häusern ihr Geld verdiente, schuf mit ihren Magazinen Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur der Goethezeit. Ihr erfolgreichstes Buch, das ›Magasin des Enfans, ou Dialogues d'une sage gouvernante avec ses élèves‹, erschien erstmals 1756 und wurde noch im gleichen Jahr ins Englische und ins Deutsche übersetzt (›Lehrreiches Magazin für Kinder zu richtiger Bildung ihres Verstandes und Herzens für die deutsche Jugend‹, übersetzt von Johann Joachim Schwabe). In dem erfolgreichen Werk findet sich übrigens auch eine Version des Märchens ›La Belle et la Bête‹, das in ganz Europa berühmt wurde. In Goethes Elternhaus wurden die Werke Beaumonts im Original, also auf Französisch, gelesen.

Dass das Verzeichnis der Bibliothek von Goethes Vater aus dem Jahr 1794 nicht immer zuverlässig ist, war schon mehrfach bemerkt worden, bestätigte sich aber jetzt wieder an einem konkreten Fall. Dass ein Werk, das in der Liebholdtschen Liste, welche die Grundlage unserer Rekonstruktion bildet, gar nicht auftaucht, dennoch in der väterlichen Bibliothek am Großen Hirschgraben vorhanden sein konnte, zeigt die Neuerwerbung der Schrift *Tractatus politico historicus, de moribus, ritibus ac ceremoniis in aulis regum & principum, legationibus, congressibus & conventibus magnatum, usitatis. Omnibus aulicis legatis ac peregrinantibus utilissimus* (Cosmopolis [d.i. Den Haag] 1687), die unter dem Pseudonym Curiosus Aletophilus publiziert wurde, aber von Johann Christoph Wagenseil (1633–1705), einem angesehenen Professor an der Universität Altdorf stammt. Nimmt man Ruppert's Verzeichnis der Goetheschen Bibliothek in Weimar zur Hand, findet sich unter den Büchern, die Goethe vor der Versteigerung Bücher aus der Bibliothek des Vaters entnahm, ein Werk des Weimarer Archivdirektors und Historikers Tobias Pfanner (1641–1716), das ›Liber de praecipuis Germaniae‹ (1682; Ruppert 3272). Der Band besteht jedoch aus zwei Büchern, denn Pfanners Schrift angebunden ist

41 WA IV 1, 27.

das Büchlein Wagenseils, der unter dem Pseudonym Aletophilus veröffentlichte und ein barockes Benimmbuch vorlegte, das gleichfalls Goethes Interesse geweckt haben könnte (vgl. Ruppert 2868). Wagenseil berichtet in seinem Buch über das korrekte weltmännische Benehmen bei Hofe, in diplomatischer Mission oder auf Reisen. Für jeden Kulturhistoriker sind seine Schilderungen der Zeremonien am päpstlichen Hofe und der Verlobungs- und Hochzeits-Zeremonien der österreichischen Granden von großem Interesse. Sein Buch ist selten und zur Hälfte nicht in Latein, sondern in Deutsch abgefasst. Wagenseil war ein Polyhistor seiner Zeit. Er war – im Gegensatz zu vielen seiner Professoren-Kollegen – wirklich in der Welt zu Hause, hatte Europa von Schweden, über England bis Spanien bereist, war Mitglied diverser Italienischer Akademien und besaß eine riesige gelehrte Bibliothek mit außergewöhnlichen Hebraica, die sich heute in der Universitätsbibliothek Erlangen befindet.

Das von uns erworbene Duodez-Bändchen könnte Johann Caspar Goethe auf seiner Italien-Reise gute Dienste geleistet haben, ist darin doch auch von den Besonderheiten italienischer Städte und vom Umgang mit der dortigen Bevölkerung die Rede. »Es hätte unserm Herrn gefallen die *statuam* des Bernini zu sehen«, heißt es etwas zu einem Rom-Aufenthalt, und der Leser wird unterrichtet, dass Kardinäle in Rom »Teutschen Grafen« gerne die Ehre erweisen. Aber Vorsicht: »Wann aber der Unterschied gar zu groß ist/ gieb man die *visite* niemahls wieder; Man muß auch wann man kombt/ pro varietate loci die Hand geben/ (welches ietzo in Franckreich abkommen/) oder die Hand biegen oder des andern Hand küssen.« (S. 111)

Als Wagenseil im Jahr 1667 als Professor an die Universität Altdorf kam, lehrte dort bereits ein Urahn unseres Dichters. Goethes Ururgroßvater, der Syndicus Johann Wolfgang Textor d. Ä. (1638–1701). Er war auf allen Gebieten, vom römischen und deutschen Privatrecht, über das internationale Staats- und Völkerrecht beschlagen und wird als ein scharfer und freidenkender Geist beschrieben. Sein zweibändiges Werk über das Staatsrecht des Heiligen Römischen Reiches, das schon während seiner Frankfurter Zeit veröffentlicht wurde, besaß die Bibliothek bereits, den ersten Band, *Jus publicum caesareum sive sacrae caesareae majestatis jus supremum* (Zunner 1697), allerdings nicht in der ersten Auflage. Diese konnte nun günstig erworben werden und ergänzt nun den zweiten Band, der als ›Jus publicum Statum Imperii‹ erst 1701 erschien.

Zu den juristischen Werken in Johann Caspars Bibliothek zählt auch Everhard Ottos (1685–1756) *De aedilibus coloniarum et municipiorum liber singularis: in quo pleraque, ad veterem politiam municipalem pertinentia, explicantur* (Editio 2; Lipsiae: Teubner, 1732). Seit 1720 lehrte Otto als Professor des Staats- und bürgerlichen Rechts an der Universität Utrecht, wo er 1724 zum Rektor ernannt wurde. 1739 nahm er die Stelle eines ersten Syndikus

und Kanzleidirektors in Bremen an, wo er 1751 an der Ausarbeitung der städtischen Gerichtsordnung beteiligt war. Gemeinsam mit Cornelis van Bynkershoek veröffentlichte er das humanistischen Sammelwerk ›Thesaurus iuris Romani‹ (1725–1735) mit vorwiegend französischen, italienischen und spanischen Juristenschriften des 16. Jahrhunderts. Otto gilt als herausragender Vertreter der sogenannten ›Holländischen Schule‹.[42] Das Buch aus der Bibliothek von Goethes Vater gehört zu seinen Arbeiten über das römische Recht. Es erschien bereits 1713 in erster Auflage und befand sich in der zweiten Auflage von 1732 im Elternhaus am Großen Hirschgraben. Dort wird es Goethe zur Vorbereitung seines Studiums vielleicht gelesen haben, bevor er nach Leipzig ging und dort mit seinem Empfehlungsschreiben von dem Frankfurter Schöffen und Freund Johann Caspars, Johann Daniel Olenschlager (1711–1778), den Leipziger Professor für Geschichte und Staatsrecht, Johann Gottlob Böhme (1717–1780), aufsuchte. Dieser hielt ihm eine Strafpredigt, als der junge Mann aus Frankfurt ihm offenbart hatte, dass er statt der Juristerei lieber die Fächer der »schönen Wissenschaften« studieren wolle und brachte ihm, so heißt es in ›Dichtung und Wahrheit‹, »so manchen eleganten Juristen, Eberhard Otto und Heineccius, in's Gedächtniß, versprach mir von den Römischen Alterthümern und der Rechtsgeschichte goldene Berge, und zeigte mir sonnenklar, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache, wenn ich auch späterhin noch jenen Vorsatz, nach reiferer Überlegung und mit Zustimmung meiner Eltern, auszuführen gedächte«.[43] Obwohl Goethe dem guten Ratschlag des Leipziger Professors nicht folgte und sich während seines Studiums fast ausschließlich den »schönen Wissenschaften« widmete, das Werk Everhard Ottos blieb ihm noch lange in Erinnerung, und er nahm beide Bände des Juristen aus der väterlichen Bibliothek – neben dem neu erworbenen Buch auch die Schrift ›De Jurisprudentia Symbolica‹ (Utrecht 1730) – in seine Weimarer Büchersammlung.

Eine interessante Neuerwerbung für die väterliche Bibliothek stellt ein schmales Bändchen des berühmten deutschen Staatsrechtlers Johann Jakob Moser (1701–1785) mit dem Titel *Abhandlung von Kayserlichen Macht-Sprüchen in Rechts- Staats- und Gemischten Sachen* (Franckfurt am Mayn 1750) dar. Der Autor gilt mit über 500 Büchern über das ius publicum als die herausragende Figur der Reichspublizistik. Sein ›Teutsches Staats-Recht‹, das zwischen 1737 und 1754 erschien, umfasst 53 Bände, sein ›Neues Teutsches Staats-Recht‹ weitere 43 Bände.[44] Seine Publikationen zur Reichsgerichts-

42 Robert Feenstra, Everardus Otto, in: Juristen. Ein biographisches Lexikon. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. von Michael Stolleis, München 1995, S. 40 f.

43 WA I 27, S. 51.

44 Michael Stolleis, Johann Jakob Moser, in: Juristen (Anm. 52), S. 442 f.

barkeit werden dem Juristen Johann Caspar Goethe nicht entgangen sein. Zumal es außer den Stationen Reichskammergericht und Reichshofrat, noch andere biographische Überschneidungen gibt. Sein genanntes Hauptwerk zur deutschen Staatsgeschichte entstand größtenteils in den Jahren nach seiner schwierigen Zeit als Universitätsdirektor in Frankfurt an der Oder, von wo aus er zur Erholung für acht Jahre als Privatier in die pietistische Gemeinde nach Ebersdorf ging, in den Kreis um den württembergischen Geistlichen Friedrich Christoph Steinhofer (1706–1761), dessen Werke auch in der Familie Goethe gelesen wurden. Mosers Gelehrtenleben in Ebersdorf wurde allerdings mehrfach durch diplomatische Aufgaben unterbrochen. In unserem Zusammenhang von Interesse, ist Mosers Abordnung zu den Wahlhandlungen Kaiser Karls VII. 1741 nach Frankfurt. Dort könnte Johann Caspar von ihm Kenntnis genommen haben, zumal sich das neuerworbene Büchlein aus seiner Bibliothek mit den »Kayserlichen Macht-Sprüchen« beschäftigt. Als das Buch 1750 erschien, war Moser zudem wieder im Staatsdienst tätig, sogar ganz in der Nähe Frankfurts, nämlich in Diensten des Landgrafen Karl Friedrich von Hessen-Homburg. Hier versuchte er das marode Finanzwesen des kleinen Hofes mit neuen Verordnungen, einer Registratur und Regeln zur Einhaltung des Etats zu sanieren, doch er scheiterte schließlich nach ersten wirtschaftlichen Verbesserungen an der Verschwendungssucht der adeligen Berater des Landgrafen. Moser erwarb sich den Ruf als »Märtyrer des Rechts« sowie »als Orakel des öffentlichen Rechts und als eines unabhängigen, prinzipienfesten Rechtskundigen«.[45] Man kann sich gut vorstellen, dass ein Jurist, der im 18. Jahrhundert bestrebt war im Volk Vertrauen dafür zu erwecken, dass nicht Willkür, sondern verfassungsmäßige Rechte und Pflichten das Verhältnis zwischen Obrigkeit und Untertanen bestimmen, bei Goethes Vater hohes Ansehen genoss.

Ein für die künstlerische Entwicklung Goethes nicht unwichtiges Buch, dürfte ein Werk des englischen Gelehrten und Politikers James Harris (1709–1780) sein. In seinen *Drey Abhandlungen die erste über die Kunst, die andere über die Music, Mahlerey und Poesie, die dritte über die Glückseeligkeit* (Danzig: Schuster, 1756) beschreibt der Autor eine ausgeprägte medientheoretische Reflexion. Wenn sich die nachahmenden Künste aufgrund ihrer medialen Gegebenheiten, nämlich »Bewegung, Ton, Farbe und Figur« (S. 49), ausdifferenzieren lassen, dann ist die Malerei immer bewegungslos, während Musik und Dichtung durch »Töne und Bewegungen« hervorstechen (S. 50). Die »Dicht-Kunst« aber, ist »viel vortrefflicher als die beyden andern nachahmende Künste«, weil sie solche Gegenstände nachahme, welche sowohl an Nützlichkeit als an Würde die andern weit übertreffen« (S. 72). Im ersten Abschnitt

45 Ebd.

seiner ›Unterredung über die Kunst‹ führt Harris eine »für die Ästhetik des 18. Jahrhunderts zentrale Unterscheidung ein, die unmittelbar mit der Idee der Bewegung verschränkt ist«,[46] jene zwischen »Energie« und »Werck« (S. 32 f.). Demnach gehören Architektur, Malerei und Skulptur zu den werkhaften Künsten, Musik, Tanz und Dichtung hingegen zu den energetischen. Die Poesie verdankt ihre Vormachtstellung gegenüber den anderen Kunstformen in erster Linie ihrer Bewegungshaftigkeit. Diese Vorstellung hat auch Konsequenzen für die Kunstdebatten der Zeit des jungen Goethe. Die englische Originalausgabe von Harris' Schrift war 1744 erschienen, 1756 die deutsche Übersetzung, die sich in der Bibliothek von Goethes Vater erhalten hat. Zehn Jahre später erschien Lessings ›Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie‹, die für Goethe so bedeutend wurde und in welcher der Autor ebenfalls die Vormachtstellung der Dichtung damit begründet, dass er der Malerei Raum, Ruhe und koexistierende Zeichen, der Dichtung hingegen Zeit, Bewegung und sukzessive Zeichen zuordnet.[47] Ähnliche Vorstellungen finden sich auch bei Herder oder später in der Romantik, etwa bei Wilhelm von Humboldt oder bei August Wilhelm Schlegel. Harris' Reflexionen über die Sprachbewegung aus dem Jahr 1756 könnten dem jungen Goethe als Lektüre im Elternhaus jedenfalls sehr willkommen und anregend gewesen sein.

Seit einiger Zeit bemüht sich die Bibliothek, Werke, die auf den jungen Goethe großen Einfluss hatten, auch in Übersetzungen anzuschaffen, um deren europäische Bedeutung zu dokumentieren. So gelang es nun die erste englische Ausgabe von Johann Caspar Lavaters *Essay of Physiognomy, for the Promotion of the Knowledge and the Love of Mankind* (3 Bde., London 1789) anzuschaffen. Die mit 360 Kupfertafeln versehene Ausgabe verhalf der Physiognomie als Modewissenschaft auch in England und Frankreich zu großer Popularität. Selbst der Beitrag zur Lavaters Werk in der berühmten ›Encyclopaedia Britannica‹ zeugt von der Wirkung, die das Buch in England hatte: »Its publication created everywhere profund sensation. Admiration, contempt, resentment, and fear were cherished towards the author. The discoverer oft he new science was everywhere flattered or pilloried; and many places, where the study of human character from the face became an epidemic, the people went masked through the streets.«[48] Sogar Charles Darwin berichtet in seiner Autobiographie davon, dass ihn der Kapitän des Forschungsschiffes H.M.S. Beagle, ein Anhänger von Lavaters Studie, erst nicht mitnehmen wollte, weil

46 Vgl. Dirk Oschmann, Bewegliche Dichtung. Sprachtheorie und Poetik bei Lessing, Schiller und Kleist, München 2007, S. 68.

47 Ebd.

48 Vgl. John Graham, Lavater's Essays on Physiognomy. A Study in the History of Ideas, Bern u.a. 1979 (= Europäische Hochschulschriften XVIII/18), S. 85 f.



Die
Tulpe,
zum
Ruhm ihres Schöpffers,
und
Vergnügung edler Gemüther,
beschrieben
von dem Verfasser
derer Gedancken über das Reich derer Blumen.

Dreßden und Leipzig, 1741.
bey Georg Conrad Walthern,
Königl. Bücher-Lieferanten und Hof-Buchhändlern.

Abb. 16. Die Tulpe,
zum Ruhm ihres Schöpffers, und Vergnügung edler Gemüther
(Dresden und Leipzig: G. C. Walther, 1741).

ihm seine Nase nicht passte. Bei dem zweiten Werk handelt es sich um die seltene erste französische Ausgabe von Macphersons berühmter literarischen Fälschung: *Temora. Poëme épique en VIII. chants composé en langue erse ou gallique par Ossian fils de Fingal. Traduit d'après l'Edition Anglaise de Macpherson par M. le Marquis de St. Simon* (Amsterdam: Changuion, 1774). Die Ausgabe enthält eine gestochene Faltkarte mit den Schauplätzen der Ossian-Dichtung und das Buch bereichert nun unsere schöne Sammlung von Ossian-Drucken.

Eine weitere wichtige Ergänzung der Bibliothek Johann Caspar Goethes stellt das lange gesuchte und äußerst seltene zweite Blumenbuch von Johann Christian Benemann (1683–1744) dar. Erst 2013 konnte sein Band über die Rose angeschafft werden, nun folgt *Die Tulpe, zum Ruhm ihres Schöpffers, und Vergnügung edler Gemüther* (Dresden und Leipzig: G.C. Walther, 1741; Abb. 16). Benemann war Sächsischer Hof- und Justizienrat und ein bedeutender Blumenliebhaber, der in kurzer Folge drei Blumenbücher veröffentlichte, die Johann Caspar Goethe alle besaß. Davon fehlt jetzt nur noch das Buch ›Gedancken über das Reich derer Blumen‹ (1740).

Aus einer Privatbibliothek konnte das Hochstift eine ganze Reihe von schönen Erst- und Einzelausgaben von Goethe-Werken und Schriften seiner Zeitgenossen ankaufen, darunter auch die schöne Ausgabe der *Vermischten Gedichte* von Johann Christoph Rost (1717–1765), die 1769 in Leipzig erschien und unter anderem Christian Heinrich Schmid (1746–1800) aus dem Nachlass des Dichters herausgegeben worden war. Was den Band so besonders macht, ist der Umstand, dass Schmid in seiner Vorrede die Verse Goethes auf den Kuchenbäcker Händel abdruckt. Der Band enthält also die erste Gedichtpublikation des jungen Dichters, der, wie man an den Versen merkt, noch am Anfang seiner Dichterlaufbahn steht, aber immerhin viel Sinn für Humor und süße Köstlichkeiten beweist.[49] Als erstes gedrucktes dichterisches Zeugnis des Sohnes befand sich Rosts Buch auch in der väterlichen Bibliothek.

Besonders erfreulich war der Ankauf eines bedeutenden Werkes gegen alle Arten von Aberglauben, Hexenwahn und Zauberei, das in unsere Faust-Sammlung passt, aber auch mit Blick auf die Literatur der Romantik von Interesse ist. Die Rede ist von Balthasar Bekkers *Die bezauberte Welt: oder eine gründliche Untersuchung des allgemeinen Aberglaubens, betreffend die Arth und das Vermögen, Gewalt und Wirckung des Satans und der bösen Geister über den Menschen, und was diese durch derselben Krafft und Gemeinschaft thun / so aus natürlicher Vernunfft und Hl. Schrifft in 4 Büchern zu bewehren* (Amsterdam: Von Dahlen, 1693; Abb. 17 a). Der holländische Theologe und Prediger Balthasar Bekker (1634–1698) war einer der entschiedensten Kämpfer gegen den Hexenglauben. Er wendet sich mit seiner Streitschrift, die nun in der deutschen Erstausgabe angeschafft werden konnte, gegen jede Art von Aberglauben seiner Zeit. Es zählt zu jenen »seltenen Werken, welche die Entwicklung des menschlichen Denkens um einen bedeutsamen Schritt vorwärts gebracht haben«.[50] Da Bekker in seinem Buch auch die grundlegende Macht des Teufels in Zweifel zog, den Glauben an Engel bestritt und die neutesta-

49 FA I 1, S. 97.

50 Kindlers neues Literatur-Lexikon, hrsg. von Walter Jens, Bd. 2, München 1988, S. 423 f.



Die
Bezauberte Welt:
Oder
Eine gründliche Untersuchung
Des
Allgemeinen Aberglaubens/
Betreffend/ die Art und das Vermögen/Gewalt und Wirckung
Des Satans und der bösen Geister
über den Menschen/
Und was diese durch derselben Krafft und Gemeinschafft thun:
So aus natürlicher Vernunfft und Hl. Schrifft in 4 Büchern zu bewehren sich unternommen hat
BALTHASAR BEKKER, S. THEOL. DOCT.
und Prediger zu Amsterdam.
Nebenst des Authoris generale Vorrede über diese seine 4 Bücher;
wie und welcher Gestalt dieselbe zu lesen/ der Zweck seines Vorhabens/
und dann die Ordnung/ so er darinnen gehalten.

Aus dem Holländischen nach der letzten vom Authore vermehrten Edition.
Gedruckt zu Amsterdam/ bey Daniel von Dahlen/ bey der Börse/ Anno 1693.
In die Teutsche Sprache übersetzet.

Abb. 17 a. Balthasar Bekkers Die Bezauberte Welt: Oder eine gründliche Untersuchung des allgemeinen Aberglaubens (Amsterdam: Von Dahlen, 1693).

mentlichen Berichte von den Heilungen dämonisch Besessener »natürlich« erklärte, war er dauernden persönlichen Angriffen ausgesetzt.[51] Welche epochale Wirkung sein Werk hatte, zeigt sich daran, dass es nach der vorliegenden deutschen Übersetzung bereits 1694 auch in französischer und 1695 in englischer Sprache übertragen wurde. Die Wirkung der Streitschrift Bekkers ließ

51 Friedrich Wilhelm Bautz, Balthasar Bekker (1634–1698), in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, begründet und hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz, fortgeführt von Traugott Bautz, Bd. 1, Herzberg 1990, Sp. 468.



Abb. 17 b. Kupfer des ›Oldenburger Wunderhorns‹, Illustration zu Balthasar Bekkers › Die bezauberte Welt‹.

auch im 18. Jahrhundert nicht nach. So nahmen es auch Achim von Arnim und Clemens Brentano zur Hand, als sie 1808 nach einer Titeldarstellung für den II. Band von ›Des Knaben Wunderhorn‹ suchten und nutzten dazu das Kupfer des ›Oldenburger Wunderhorns‹, dem Bekker seinem Buch als Illustration mitgegeben hatte (Abb. 17 b), um gegen den Aberglauben vorzugehen, der sich um das spätmittelalterliche Trinkhorn rankte.[52]

52 Vgl. Heinz Rölleke in: FBA 9/2, S. 5.

Dass sich die romantischen Dichter gerne der Literatur des Mittelalters zuwandten, zeigt auch die erste eigenständige Veröffentlichung des Dichters Wilhelm Müller (1794–1827): *Blumenlese aus den Minnesingern. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Erste Sammlung. Mit einer gefalteten Notenbeilage* (Berlin: In der Maurerschen Buchhandlung, 1816). In seiner Minnesang-Anthologie nahm er eine direkte, recht unkomplizierte Verknüpfung von Minnesang und Volkslied vor. Über das »Hauptaugenmerk« seiner Bearbeitung der Minnelieder schreibt er in der Vorrede, er habe die Lieder so übersetzt, »daß ich die Urschrift drei bis vier Mal aufmerksam durchlas, dann das Buch weglegte und das Gedicht aus meinem Innern wieder heraussang« (S. II f.). Beim Minnesang handele es sich um gehobene Volkslieder, die man »täglich singen und spielen hörte« (S. XVII) und die man erst dann aufschrieb, »als man aufhörte, sie zu singen« (S. XVI). An gleicher Stelle stellt Müller auch Bezüge der Manessischen Handschrift, zum praktizierten Verfahren von Achim von Arnim und Clemens Brentano in ›Des Knaben Wunderhorn‹ her: »Wer aber ein ganz neues Beispiel solcher Umsetzung alter aus verschiedenen Zeiten und Mundarten gesammelter Lieder in eine ähnliche Mittelmundart sucht, erinnere sich nur an das Wunderhorn, das zugleich ein Beweis für die Schwierigkeit dieser Aufgabe sein kann« (S. XXV f.).

Die Bibliothek konnte darüber hinaus noch zwei weitere Werke für ihre Romantik-Sammlung erwerben: *Sagen des Neckarthals, der Bergstraße u. des Odenwald's aus dem Munde des Volks und der Dichter gesammelt*, herausgegeben von Friedrich Baader (Mannheim: Bassermann, 1843), ein schöner Sammelband, der einen Erstdruck von Clemens Brentano und Beiträge von Adalbert von Chamisso, Gustav Schwab, Ludwig Uhland und Justinus Kerner enthält, sowie den Band: Karl Lindemann, *Ansichten von dem Schloss und der Stadt Heidelberg: nebst Beschreibung, Geschichte und Grundrisse derselben; Karten der Eisenbahn von Carlsruhe nach Mannheim und des Neckars von Mannheim nach Heilbronn sowie Reisenotizen für Fremde. Nach Skizzen von C. Frommel …* (Heidelberg: Winter, 1843). Das Bändchen enthält 14 Stahlstiche und eine dreifach gefaltete Tafel.

Am Ende des Jahres bot sich der Bibliothek des Hochstifts noch die Gelegenheit, auf der Auktion bei Hartung & Hartung in München zehn illustrierte Faust-Ausgaben aus einer Privatsammlung zu ersteigern. An erster Stelle genannt sei die erste französische Ausgabe mit den Illustrationen von Salvador Dalí (1904–1989; Paris: Éditions Argillet, und Genève: Grafik Europa Anstalt, 1969) in dieser Ausstattung, von dem unsere Bibliothek nun eines der 50 numerierten Exemplare auf »papier Arches teinté« besitzt (Abb. 18 a). Der Druckvermerk ist vom Künstler signiert und jede Tafel ist mit einem Signatur-Trockenstempel Dalís versehen. Der Text ist handgesetzt, und die Blätter liegen in einer edlen, dunkelroten Seidenkassette mit einer goldgeprägten Deckelillustration. Die kostbare und seltene Faust-Ausgabe enthält zehn ra-

Diese Abbildung ist nicht Teil
der Open-Access-Veröffentlichung.

Abb. 18 a und b. Faust-Ausgabe mit Illustrationen von Salvador Dalí (Paris: Éditions Argillet, und Genève: Grafik Europa Anstalt, 1969).

dierte Vignetten des Künstlers und elf ganzseitige Kaltnadelradierungen. Die Serie ›Faust‹ gehört zu den großen literarischen Zyklen Dalís, an denen er in den 1960er Jahren mit einer außergewöhnlichen Produktivität im graphischen Bereich arbeitet. Dalí begann damals in unterschiedlicher Weise eine Reihe bedeutender Texte der Weltliteratur zu illustrieren, darunter Dantes ›Göttliche Komödie‹ und ›Tristan und Isolde‹. Die ›Faust‹-Illustrationen mit ihren freien Assoziationen und Dalís Faszination für das Irrationale in Goethes Stück, werfen auf die vertrauten Gestalten und Zusammenhänge ein neues Licht (Abb. 18 b). »Die Klassiker der Literatur sind kein toter Bestand musealen Charakters, vielmehr eine lebendige Herausforderung zur stets neuen schöpferischen Auseinandersetzung mit paradigmatisch ausgeprägten Grundpositionen unserer Existenz. Gerade auch die Illustrationen Dalís zum ›Faust‹ liefern für diese freie Form der Aneignung und Verwandlung ein hervorragendes Beispiel.«[53]

53 Salvador Dali. Literarische Zyklen. Katalog bearbeitet von Hermann Wünsche. Texte von Hans Gerd Tuchel. Ausstellung Schloß Drachenburg, Königswinter 1982, o. S. Siehe auch: Goethe in der Kunst des 20. Jahrhunderts. Weltliteratur und Bilderwelt. Ausstellungskatalog von Petra Maisak und Doris Hopp. Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum, Frankfurt am Main 1982, S. 120 f.

Ebenfalls zu den seltenen Faust-Ausgaben zählt: Johann Wolfgang von Goethe, *Faust selon la trad. de Gérard de Nerval* (Paris: Henchoz, 1938) mit den Farbholzschnitten von François-Louis Schmied (1873–1941), der zu den großen französischen Illustratoren der Art déco-Bewegung gehört. Goethes ›Faust‹ war eines seiner letzten Illustrationswerke. Mit der Arbeit an den ›Faust‹-Illustrationen hatte Schmied schon im Januar 1929 begonnen, vollendet wurde das Buch erst neun Jahre später. Gemeinsam mit seinem Sohn Theo, der die Übertragung der farbigen Zeichnungen auf die Holzstöcke besorgte, setzte er die Arbeit an den insgesamt 66 Holzschnitten (davon 20 ganzseitige) fort und beendete sie zu Weihnachten 1938. Gedruckt wurden die Blätter auf der Handpresse des Künstlers. Es wurden 80 Exemplare auf Vélin d'Arches gedruckt, wovon das Hochstift nun eines besitzt.

Am Ende des Jahresberichtes soll eines großen Freundes und Gönners der Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts gedacht und ihm gedankt werden. Am 12. Juni 2015 starb in Bloomington, Indiana, Peter Boerner[54] und vermachte dem Hochstift eine große Anzahl von Goetheana für Bibliothek und Graphische Sammlung. Der Leiter der Bibliothek wurde im Juli 2015 gastlich bei der Ehefrau des Verstorbenen, Nancy Boerner, aufgenommen und durfte aus der Arbeits- und Forschungsbibliothek des Stifters für die Frankfurter Bibliothek Forschungsliteratur zur Goethezeit und Romantik, darunter viele Desiderata für unsere Faust-Sammlung, entnehmen. Die Hochstiftsbibliothek wird das Andenken an Freund und Förderer bewahren und freut sich, dass die Bücher des einzigen Frankfurter Doktoranden unseres ehemaligen Direktors Ernst Beutler nun am Großen Hirschgraben kommenden Generationen von Goetheforschern zur Verfügung stehen.

Ganz besonders herzlich dankt die Bibliothek an dieser Stelle auch Frau Amanda Kress, die mit der Einrichtung der Erich und Amanda Kress-Stiftung den Erwerb aller Titel für die Bibliothek Johann Caspar Goethes ermöglichte. Aber auch allen anderen Spendern gilt unser aufrichtiger Dank:

Bettina und Achim von Arnim-Museum, Wiepersdorf; Boxan, Kassel; Dr. Anja Eichler, Wetzlar; Galerie Rothamel, Erfurt; Gesellschaft Anna Amalia Bibliothek e.V., Weimar; Insel-Verlag, Berlin; Museumsstiftung Post und Telekommunikation, Berlin; Schöffling & Co, Frankfurt am Main; Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft, Frankfurt am Main; Wellhöfer Verlag, Mannheim.

Dr. Wolfgang Andreae; Prof. Dr. Achim Aurnhammer; Prof. Dr. Barbara Beßlich; Prof. Dr. Peter (†) und Nancy Boerner; Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken; Prof. Dr. Wolfgang Bunzel; Hans Grüters (†); Dr. Hans-Erhard Haverkampf; Dr. Konstanze Heininger; Dr. Konrad Heumann; Brigitte Hohmann; Dr.

54 Siehe den Nachruf im Jahrb. FDH 2015, S. 446 f.

Günter und Edeltraud Hollatz; Doris Hopp M.A.; Herbert Kalbitz; Eva Kampmann-Carossa; Ruth Kern; Ernst Kiehl; Reinhold Köpke; Jens Korbus; Antje Kroh; Dr. Bernd Kummer; Dieter Lehnhardt; Dr. Petra Maisak; Gottfried Heinrich Mader; Adelheit und Günter Markert; Stefan Metzger; Veit Noll; Dieta Roser; Prof. em. Dr. Dr. h.c. Joachim Rückert; Sibylle Sannazzaro-Schäfer; Dr. Doris Schumacher; Dr. Holger Schwinn; Dr. Joachim Seng; Wolfram Setz; Diana Steinlechner; Dr. Rolf Tiedemann; Robert Violet; Dr. Rüdiger Volhard; Dr. med. Dr. phil. Waltraud Wamser-Krasznai; Karl-Heinz Wollesen; Prof. em. Dr. Dieter Wuttke; Dr. Norbert Zabel; Bettina Zimmermann.

Joachim Seng

Verwaltungsbericht

Die *Mitgliederversammlung* fand am 16. Juni 2015 statt. Sie erteilte dem Verwaltungsausschuss aufgrund der vorgelegten Bilanz sowie der Gewinn- und Verlustrechnung Entlastung. Für eine weitere Amtszeit von vier Jahren im Verwaltungsausschuss wurden Herr Dr. Bastuck, Herr Dr. Dietzel, Herr von Metzler, Herr Dr. Reitze, Frau Schoeller, Herr Dr. Volhard und Herr von Boehm-Bezing wiedergewählt. Neu in das Gremium wurde Herr Prof. Weiß gewählt.

Dem *Verwaltungsausschuss* gehörten am 31. Dezember 2015 an:

Dr. Burkhard Bastuck, Rechtsanwalt Kanzlei Freshfields Bruckhaus Deringer

Carl-L. von Boehm-Bezing, ehemaliges Mitglied des Vorstandes der Deutschen Bank AG

Prof. Dr. Heinrich Detering, Professor an der Georg-August-Universität Göttingen und Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung

Dr. Andreas Dietzel, Rechtsanwalt, Partner von Clifford Chance Partnergesellschaft

Prof. Dr. Andreas Fahrmeir, Professor an der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Prof. Dr. Hedwig Fassbender, Dozentin an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, Frankfurt am Main

Dr. Gabriele C. Haid, Mitglied des Vorstands der Gesellschaft der Freunde der Alten Oper, Frankfurt am Main

Dr. Helmut Häuser, Rechtsanwalt und Notar, Kanzlei Cahn, Häuser und Partner

Hannes Hintermeier, stv. Ressortleiter im Feuilleton der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹

Prof. Dr. Dr. h.c. Rolf Krebs, ehem. Sprecher der Unternehmensleitung Boehringer Ingelheim

Dr. Bernd Kummer, Rechtsanwalt und Regierungspräsident a.D.

Prof. Dr. Gerhard Kurz, em. Professor an der Justus-Liebig-Universität Gießen,

Prof. Dr. Christoph Mäckler, Architekt (ruhende Mitgliedschaft)

Friedrich von Metzler, Mitinhaber der Bankhauses B. Metzler seel. Sohn & Co. KGaA

Martin Mosebach, Schriftsteller

Michael Münch, Mitglied des Vorstandes der Deutschen Bank Stiftung

Prof. Dr. Klaus Reichert, em. Professor an der Goethe-Universität, Frankfurt am Main

Monika Schoeller, Geschäftsführende Gesellschafterin der S. Fischer Verlags GmbH

Prof. Dr. Manfred Schubert-Zsilavecz, Vizepräsident der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Dr. Klaus-Dieter Stephan, Rechtsanwalt, Kanzlei Hengeler & Müller

Dr. Rüdiger Volhard, Rechtsanwalt und Notar, Kanzlei Clifford Chance Partnergesellschaft

Prof. Dr. Gerd Weiß, ehem. Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege in Hessen

Vertreter der Bundesregierung:

Ministerialrat Dr. Stefan Schmitt-Hüttebräuker

Vertreter des Landes Hessen:

Staatssekretär Ingmar Jung, vertreten durch Regierungsoberrätin Anja Steinhofer-Adam

Vertreter der Stadt Frankfurt am Main:

Prof. Dr. Felix Semmelroth, Kulturdezernent

Vertreter der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Frankfurt am Main:

Dr. Thomas Dürbeck
Sebastian Popp

Vorsitzender:

Carl-L. von Boehm-Bezing

Stellvertretender Vorsitzender:

Prof. Dr. Gerhard Kurz

Schatzmeister:

Dr. Helmut Häuser

Stellvertretender Schatzmeister:

Friedrich von Metzler

Dem *Wissenschaftlichen Beirat* gehörten am 31. Dezember 2015 an:

Prof. Dr. Jeremy Adler, King's College London
Prof. Dr. Gottfried Boehm, Universität Basel
Prof. Dr. Nicholas Boyle, Magdalene College Cambridge
Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt, Ludwig-Maximilians-Universität München
Prof. Dr. Almuth Grésillon, Institut des Textes et Manuscrits Modernes, Paris
Prof. Dr. Fotis Jannidis, Julius-Maximilians-Universität Würzburg
Prof. Dr. Gerhard Kurz, Justus-Liebig-Universität Gießen
Prof. Dr. Klaus Reichert, Goethe-Universität Frankfurt am Main
Prof. Dr. Luigi Reitani, Italienisches Kulturinstitut Berlin

Im Jahr 2015 waren im Hochstift tätig:

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken	Direktorin
Heike Fritsch	Direktionssekretärin
Beatrix Humpert M.A.	Veranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit
Kristina Faber M.A.	Spendenkampagne Deutsches Romantikmuseum
Dr. Doris Schumacher	Museumspädagogin (Kulturvermittlung)
Charlotte Köhler	studentische Hilfskraft

Verwaltung

Christian Alberth	Verwaltungsleiter
Sonja Wagner	Personalsachbearbeiterin
Christina Sternitzke	Buchhalterin
Carla Schröder	Verwaltungsangestellte (Einkauf/Verkauf)
Sigurd Wegner	Verwaltungsangestellter (EDV-Betreuung)
Andreas Crass	Haus-/Museumstechniker
Samir Hamzic[2]	Hausmeister
Gloria Simon Lopez[1]	Volontärin
Angelique Lang	studentische Hilfskraft
Hans-Jürgen Emmrich	Empfang, Kasse, Museumsladen
Martina Falkenau	Empfang, Telefonzentrale
Alemseged Gessese	Empfang, Kasse, Museumsladen
Maja Djeljevic[1,2]	Empfang, Kasse, Museumsladen
Martha Gorachek-Acikgöz	Hausreinigung
Mirsada Mosenthin	Hausreinigung

1 Diese Mitarbeiter wurden zu Beginn oder im Lauf des Jahres 2015 neu eingestellt.
2 Diese Mitarbeiter schieden im Lauf oder am Ende des Jahres 2015 aus.

Handschriften-Abteilung

Dr. Konrad Heumann	Leiter der Abteilung
Bettina Zimmermann M.A.	Mitarbeiterin der Abteilung
Marie Vorländer	studentische Hilfskraft

Bibliothek

Dr. Joachim Seng	Leiter der Abteilung
Nora Schwarz-Ehrecke	Diplombibliothekarin
Karin Zinn	Bibliotheksassistentin
Waltraud Grabe	Restauratorin und Buchbindemeisterin
Brita Werner	Buchbinderin

Goethe-Haus, Goethe-Museum, Kunstsammlung

Dr. Petra Maisak	Leiterin der Abteilung
Dr. Mareike Hennig[1]	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Dr. Nina Sonntag	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Andreas Wehrheim M.A.	Bildarchiv
Reinhard Düringer[2]	Museumstechnik
Slobodan Adanski	Gästeführer, Museumsaufsicht
Babett Frank	Gästeführerin, Museumsaufsicht
Reiner Krausch	Gästeführer, Museumsaufsicht
Ernst-Jürgen Leinert	Gästeführer
Katharina Lücke	Gästeführerin
Petra Mayer-Früauff M.A.[1]	Gästeführerin, Museumsaufsicht
Vojislava Mitula	Museumsaufsicht
Uwe Staaf	Museumsaufsicht
Cristina Szilly	Mitarbeiterin Museumspädagogik
Thomas Thörle	Museumsaufsicht
Kristin Wöckel	Anmeldung, Information
Dorothea Wolkenhauer M.A.	Gästeführerin, Museumsaufsicht

Wissenschaftliche Redaktion

Dr. Dietmar Pravida	wissenschaftlicher Mitarbeiter

Redaktion der Hofmannsthal-Ausgabe

Dr. Katja Kaluga	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Dr. Klaus-Dieter Krabiel[2]	freier Mitarbeiter
Dr. Olivia Varwig	wissenschaftliche Hilfskraft
Melanie Blaschko[1]	studentische Hilfskraft

Redaktion der Brentano-Ausgabe

Prof. Dr. Wolfgang Bunzel	Leiter der Abteilung
Dr. Michael Grus[3]	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Dr. Cornelia Ilbrig[3]	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Dr. Holger Schwinn[3]	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Stefanie Konzelmann M.A.[1,3]	wissenschaftliche Hilfskraft
Silke Weber M.A.[3]	wissenschaftliche Hilfskraft
Franziska Mader	studentische Hilfskraft
Katharina Ritter M.A.[2,3]	studentische Hilfskraft
Irmgard Kroll B.A.[1,3]	studentische Hilfskraft

Redaktion der Faust-Ausgabe

Dr. Gerrit Brüning	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Dr. Dietmar Pravida	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Dr. Katrin Henzel[2]	wissenschaftliche Mitarbeiterin

Diachronic Markup-Projekt

Christoph Leijser[2,3]	wissenschaftlicher Mitarbeiter

Daneben waren im Laufe des Jahres 2015 folgende Mitarbeiter für den Führungs- und Aufsichtsdienst an Wochenenden, Feiertagen, Abendveranstaltungen und zur Vertretung bei Urlaub und Krankheit tätig: Suzanne Bohn, Tina Hauff, Dunja Henker, Anna Hofmann, Christian Körner, Siegfried Körner, Monika Krusch, Katharina Leifgen, Thorsten Lessing, Katharina Lücke, Peter Metz, Danijela Mihajlovic, Gabrijela Mihajlovic, Lea Penzkofer, Margit Richter, Christopher Rüther, Radojka Savic, Elisabeth Scherzberg, Silke Weber.

Dana Machwitz B.A. absolvierte vom 16. Februar bis 10. April ein Praktikum in den Abteilungen der Faust-Edition und der Brentano-Ausgabe.

Neben den laufenden Aufgaben war die Verwaltung in die Planungen für das Deutsche Romantikmuseum eingebunden, vor allem in die Verhandlungen mit den Zuwendungsgebern als auch für die Haustechnik und die Raumplanung.

Vor allem für Forschungsprojekte, Ausstellungen und die Ankäufe wertvoller Handschriften, Bücher und Gemälde wurden im Jahr 2015 umfangreiche Drittmittel eingeworben und abgerechnet. Unter den Gebern seien besonders genannt: der Effi Biedrzynski-Fonds, die Carl Friedrich von Siemens Stiftung,

3 Diese Mitarbeiter wurden aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert.

die Cronstett- und Hynspergische evangelische Stiftung, die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die Freunde und Förderer der Goethe-Universität, das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst, die Johann-Wolfgang-Goethe Universität, das Kulturamt Frankfurt am Main, die S. Fischer-Stiftung, die Stadt Frankfurt, die Stiftung Polytechnische Gesellschaft.

Christian Alberth

Dank

Über die institutionelle Förderung durch die Bundesrepublik Deutschland, das Land Hessen und die Stadt Frankfurt und die gerade erwähnten Drittmittel hinaus erhielt das Freie Deutsche Hochstift auch großzügige und wichtige Unterstützung von Freunden und Förderern, unter denen besonders genannt seien:

Herr Carl-L. von Boehm-Bezing
Herr Michael von Brentano
Clifford Chance
Deutsche Bank AG
Herr Dr. Konrad Heumann
Herr Dr. Volker Güldener
ING-Diba
Dr. Jürgen und Stahlhofen-Stiftung
Erich und Amanda Kress-Stiftung
Frau Prof. Dr. Ulrike Landfester
Herr Prof. Dr. Josef Molsberger
Herr Friedrich von Metzler
S. Fischer Verlagsgesellschaft
PWC Wirtschaftsprüfungsgesellschaft AG
Herr Dr. Klaus-Dieter Stephan







Adressen der Verfasser

Dr. Norman Ächtler, Justus-Liebig-Universität Gießen, Institut für Germanistik, Otto-Behaghel-Straße 10 B, 35394 Gießen

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethehaus, Großer Hirschgraben 23–25, 60311 Frankfurt am Main

Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Detering, Georg-August-Universität Göttingen, Seminar für Deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, 37073 Göttingen

Dr. Hans Dierkes, Geschwister-Scholl-Straße 12, 53859 Niederkassel

Prof. Dr. Thomas Kaufmann, Georg-August-Universität Göttingen, Theologische Fakultät, Platz der Göttinger Sieben 2, 37073 Göttingen

Dr. Jakob Koeman, Reigersbek 12, NL-3738 TM Maartensdijk

Dr. Petra Maisak, Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethehaus, Großer Hirschgraben 23–25, 60311 Frankfurt am Main

Prof. Dr. Ursula Regener, Universität Regensburg, Institut für Germanistik, Universitätsstraße 31, 93053 Regensburg

Prof. em. Dr. Heinz Rölleke, Goetheweg 8, 41469 Neuss-Hoisten

Prof. em. Dr. Dr. h.c. Albrecht Schöne, Georg-August-Universität Göttingen, Seminar für Deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, 37073 Göttingen

Prof. Dr. Hans-Jürgen Schrader, Université de Genève, Departement für deutsche Sprache und Literatur, Comédie 114, 12, Bd. des Philosophes, CH-1205 Genève